Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FEB 8 1922

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Januar 1922

Preis vierteljährl. M. 22.50
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Robert Dohme †. Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Mitgeteilt von Dr. jur. et phil. Max Springer 1

Professor Dr. Franz Boll (Heidelberg): Hellenismus und Orient. Ein Vortrag 14

Professor Dr. H. Sachs (Heidelberg): Aus neueren Ergebnissen der Blutserumforschung 32

Briefe Richard Wagners an Eduard Devrient aus den Jahren 1848/49. Mitgeteilt von Geheimrat Dr. Karl Obser (Karlsruhe) 43

L. Lewin (Berlin): Giftgefahren in Betrieben 57

Professor O. Knopf (Jena): Der Bau des Fixsternsystems 61

Dr. G. Keyßner: Kurd v. Schlözer. Zu seinem hundertsten Geburtstag 72

Robert Kohlrausch: Aus den Geheimnissen von Rom: Im Lateran 76

Dr. Baernreither: Ährenthal und Milovanovich. Ein Tagebuchblatt 84

Dr. H. de Boor (Breslau): Zwerge, Riesen und Helden. Lehren der germanischen Sage für die Gegenwart 90

Literarische Berichte 93

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 96

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1922

Preis des Jahrgangs 90 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand Mitte 1921:

1 Milliarde 500 Millionen Mark.

Zugang 1920: 410 Millionen Mark.

Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Eine neue deutsche Geschichte großen Stils

Soeben wurde der **II. Band** ausgegeben von

Albert von Hofmann

Politische Geschichte der Deutschen

In Halbleinen gebunden M 80.—

Preis des 1. Bandes in Halbleinen gebunden M 55.—

Das ganze Werk ist auf 4 Bände geplant

„Hier ist lebendige Geschichte im besten und stärksten Sinne des Wortes. Die Art, in der die große Aufgabe gelöst wird, entspricht der unabweisbaren Forderung, unsere Geschichte vom Standpunkt des nationalen, politisch eingestellten Deutschen zu sehen.“ (Deutsche Rundschau, Berlin.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Siebenundvierzigster Jahrgang. Erster Band
Januar bis März 1922

Stuttgart und Leipzig 1922 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

AP30
D9
J.47:1-2

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVII

(Januar bis März 1922)

Seite

Robert Dohme †. Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Mitgeteilt von Dr. jur. et phil. Max Springer 1. 117. 246

Prof. Dr. Franz Boll (Heidelberg): Hellenismus und Orient. Ein Vortrag 14

Prof. Dr. H. Sachs (Heidelberg): Aus neueren Ergebnissen der Blutserumforschung 32

Briefe Richard Wagners an Eduard Devrient aus den Jahren 1848/49. Mitgeteilt von Geheimrat Dr. Karl Obser (Karlsruhe) 43

L. Lewin (Berlin): Giftgefahren in Betrieben 57

Professor O. Knopf (Jena): Der Bau des Fixsternsystems 61

Dr. G. Keyßner: Kurd v. Schlözer. Zu seinem hundertsten Geburtstag 72

Robert Kohlrausch: Aus den Geheimnissen von Rom: Im Lateran 76

Dr. Baernreither: Ährenthal und Milovanovich. Ein Tagebuchblatt 84

Dr. H. de Boor (Breslau): Zwerge, Riesen und Helden. Lehren der germanischen Sage für die Gegenwart 90

Dr. Karl Goetz, Professor an der Universität Bonn: Osteuropa in Wirtschaft und Wissenschaft Deutschlands 97

Geh. Regierungsrat Dr. Fritz Haber, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Institus, Berlin-Dahlem: Das Zeitalter der Chemie, seine Aufgaben und seine Leistungen 103

Prof. Dr. Franz Doflein, Geheimer Regierungsrat, Breslau: Die Pflanze im Moment der Tierwerdung 131

Dr. Max Silber (Aschaffenburg): Eine Renaissance der Romantik .. 136

Zwei politische Briefe Edwin v. Mantenffels. Veröffentlicht von Dr. Ludwig Dehio 146

Dr. F. E. A. Krause (Heidelberg): Die Familienorganisation als Grundlage des privaten und öffentlichen Lebens in China. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung 156. 257

Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg, Hirschberg (Schlesien): Vom sterbenden Notgeld 166

494687 Digitized by Google

Seite

Helmuth v. Glasenapp: Die Überwindung des Polytheismus in den indischen Religionen 170
Dr. Chr. Ruepprecht, Universitäts-Oberbibliothekar 1. Kl. (München): Der Bibliothekar nach der allgemeinen Anschauung und in der Wirklichkeit 182
Freiherr v. Griesinger, Gesandter z. D.: Aufbau, Umbau und Abbau des Auswärtigen Amtes 193
Professor und Geh. Kirchenrat Dr. Ludwig Lemme (Heidelberg): Zukunftsreligion 207
Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49. Herausgegeben und erläutert von Prof. Dr. Manfred Laubert 212
Dr. Karl Schmitz (Bonn): Die Medizinmänner und ihre besondere Veranlagung 223
Prof. Dr. Otto Wiener (Leipzig): Wissenschaft und Leben 232
Rudolf Imelmann (Rostock): Einfluß Bacons auf Shakespeare? .. 243
Dr. Arthur Prüfer: Mendelssohn in Leipzig und die Gewandhauskonzerte in damaliger Zeit 269
Professor Gaupp (Tübingen): Die Alkoholfrage 274

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte: Dr. Fritz Endres: Meister der Politik 277

Kleine Revuen

Literarische Berichte 93. 186. 280
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 96. 191. 283

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Robert Dohme †

Erinnerungen an Kaiser Friedrich

Mitgeteilt von

Dr. jur. et phil. Max Springer

10. November 1888.

Es ist meine Absicht, in den folgenden Seiten einige persönliche Erinnerungen aus meinem Verkehr mit Kaiser Friedrich aufzuzeichnen. Daß dabei die eigene Person die Hauptrolle spielen wird, ist mir nicht sympathisch, aber unvermeidlich, wenn anders ich gewissenhaft schildern will, unter welchen begleitenden Umständen die Unterhaltungen sich entwickelt. Auch muß ich Rechenschaft ablegen, wie ich allmählich dazu gekommen, dem Kaiser näher zu treten, ihm schließlich so nahe zu sein, daß nach seinem Tode ich als sein Hauptberater in allen Dingen seiner Hofverwaltung angesehen und dementsprechend behandelt werde, beim Beginn der neuen Ära.

Im Jahre 1874 kam ich zum ersten Male in nähere Beziehung mit dem Kronprinzen. Es handelte sich um die von ihm geplante Zusammenbringung aller Ausgaben und Auflagen, welche die Werke Friedrichs des Großen im Laufe der Zeit erfahren. Sein damaliger Berater in solchen Dingen, der Archivrat Dr. Hassel, hatte ein solches Unternehmen empfohlen; der Kronprinz wollte mein Urteil, als das des betreffenden Fachmannes, haben. Ich sprach sehr dagegen, weil ich mir sagen mußte, daß eine solche Arbeit vollständig überhaupt nicht mehr zu machen sei, und weil jedenfalls die außerordentlichen aufzuwendenden Mühen in gar keinem Verhältnis zum Gewinn ständen. Noch heut sehe ich das Bild jener Szene vor Augen. Ich stand in der Mitte des Zimmers, der Kronprinz ging, als ich meine Gegengründe auseinandersetzte, gegen das Fenster, stützte den Arm auf den Verschluß und den Kopf auf die Hand. So gab er das Bild eines ernst nachsinnenden Mannes. Mich selber trieb jugendlicher Übereifer viel weiter, als recht war. Ich erklärte, den Namen des Kronprinzen dürfe man nie mit Arbeiten in Berührung bringen, die gut und erschöpfend nicht zu machen seien; ich hielte ihn deshalb für schlecht und ungenügend beraten. Er trug dies sichtlich sehr schwer und erwiderte: „Sie mögen recht haben; allein ich bin nicht Fachmann, man kann von mir nur Interesse für die Dinge verlangen, die Details der Dinge müssen mir die Fachleute geben, so stehe ich hier zwischen zwei Ansichten." — „Die also ein Dritter lösen muß, K. Hoheit, ich appelliere an Droysen!" Droysen ent-

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

schied gegen mich. Die Arbeit wurde unternommen — und ist heut noch nicht abgeschlossen, da immer noch einzelne Ausgaben der Aufmerksamkeit der in In- und Ausland herangezogenen Antiquare entgehen.

Mein Debüt war somit nicht glänzend gewesen. Ein anderer Umstand kam hinzu, mich bei dem Prinzen in Mißkredit zu bringen. Ich heiratete und ließ zu diesem Zweck (1875) meine Wohnung neben der Bibliothek im Schloß herrichten. Damals kam gerade die Sitte auf, die Öfen farbig zu bemalen, um die weißen, die Farbenharmonie des Raumes störenden Kacheln abzutönen (farbig glasierte Kacheln brachten erst die folgenden Jahre). Der Kronprinz revidierte bei einem Besuch der Bibliothek die Wohnung bis ins kleinste. Er sah den farbigen Ofen und ebensolchen Kamin und äußerte, da er gerade an diesem Tag eine besondere Neigung hatte zu scharfen Bemerkungen (offenbar hatte er sich vorher geärgert): „So geht es, Ihnen malt man die Öfen farbig und mir schlägt man ein Gesuch darum ab." Eine Anzahl starker Berolinismen des Prinzen vorher hatten auch in mir den Berliner rege gemacht, und schnell antwortete ich: „Das glaube ich! Ich male mir die Öfen selbst und Sie sich nicht." — Er erwiderte kein Wort; aber durch Jahre hat er mir dies Wort nicht vergessen.

Namentlich in jüngeren Jahren, aber doch gelegentlich bis zuletzt hatte er die für einen Prinzen besonders wenig passende Neigung, andere aufzuziehen. Die unglücklichen Opfer waren meist unfähig, sich zu wehren. Tat es jemand, so war er selbst oft verletzt. Diese Lust hat ihm leider viel Feinde geschaffen, namentlich in der Armee und dem höheren Beamtenstande, und doch war seinem Herzen die Schärfe seines Wortes jederzeit fremd. Es hat selten einen gütigeren Menschen gegeben. Dies erfuhr ich selbst beim frühen Tode meiner ersten Frau. Er hatte erfahren, welch glückliche und welch erschreckend kurze Ehe wir geführt, und benutzte die erste sich bietende Gelegenheit, in die Bibliothek zu kommen, um mir in der herzgewinnendsten Weise sein Beileid auszusprechen. Wie er mich auf die Arbeit, als die erste Trösterin, verwies, das zeigte, daß er selbst in sich schon viel Schweres erlebt. „Wenn Sie nur erst wieder arbeiten können, nur erst die physische Möglichkeit wieder fühlen, so ist das Schwerste überwunden; freilich bis Ihnen die Arbeit wieder Freude machen wird, ist dann noch ein trüber weiter Weg." — Im übrigen ignorierte er mich oder behandelte mich auffällig schlecht. Ich war seit 1875 (bis 1884) Direktorialassistent an der Nationalgalerie. Das dortige Bild „Schlacht bei Königgrätz" von Bleibtreu hatte zu wiederholten Diskussionen Anlaß gegeben. Es ist der Moment dargestellt, in dem Graf Finkenstein mit der Stabswache vorgeht, um den König vor einem in seiner Nähe sich entwickelnden Angriff der österreichischen Kavallerie zu schützen. Der Kronprinz hatte bei einem Besuche sehr energisch behauptet, die ganze Szene habe nie stattgefunden; schmeichlerische Offiziere des Hauptquartiers hätten sie erfunden. Der Angriff sei weitab vom Kaiser gewesen. Der König selbst erzählte dann bei einem Besuch vor dem Bilde dem Direktor Jordan, mir und unserem

Digitized by Google

Sekretär, Leutnant a. D. Schulz, die ihn führten, von dieser „Meinungsdifferenz der Herren"; er selbst wisse nichts von der ganzen Sache, seine Aufmerksamkeit sei damals gerade in andere Richtung gegangen; er habe deshalb eines Donnerstags abends bei der Kaiserin ausdrücklich Graf Finkenstein gefragt, der den Vorgang bestätigt habe. — Diese Mitteilung stand am nächsten Tage in den Zeitungen. Die Spitze war sichtlich gegen den Kronprinzen gerichtet. Er kam denn auch wenige Tage später in die Galerie, war zu mir auffällig unhöflich und sagte beim Gehen scharf: „Das und das hat in der Zeitung gestanden. Die Geschichte ist aber nicht wahr. Sie haben es eingesetzt!" Ich antwortete nur: „Nein, K. Hoheit", erklärte aber Jordan, als wir allein waren, daß ich dies nicht auf mir sitzen lassen würde. Da kam heraus, daß Jordan die Notiz veranlaßt und bei der falschen Beschuldigung gegen mich geschwiegen hatte. Ich ging ins Palais zum Adjutanten, Major v. Pfuhlstein, der mir bestätigte, daß der Prinz mich für den Autor halte und sehr aufgebracht sei. „So übermitteln Sie dem Prinzen mein Ehrenwort, daß ich jener ganzen Sache absolut fremd bin." — „Aber es ist festgestellt, daß jene Äußerung des Kaisers außer dem Adjutanten vom Dienst nur Sie, Jordan und Schulz gehört. Der Prinz betrachtet die Sache als eine Geschichtsfälschung. Einer von Ihnen Dreien ist der Schuldige. Wer? Dies wird seine erste Frage sein." — „Dann bitte sagen Sie ihm, daß ich es nicht sei. Da er nun nicht wisse, wer von den beiden anderen der Schuldige, könne er bei seinem Gerechtigkeitssinn keinem von beiden zürnen, denn er wisse ja nie, ob er nicht den Falschen treffe. Durch eine Denunziation wollte ich mich bei ihm nicht rehabilitieren." — Von dieser Zeit an war das Verhältnis zum Kronprinzen wieder völlig hergestellt. Wiederholt hatte er im Laufe der Jahre bei sich bietender Gelegenheit Interesse geäußert für meine Studien, und ich hatte hier und da Gelegenheit gesucht, mich ihm bemerkbar zu machen. Denn im ganzen war in jenen Jahren bei ihm die Überzeugung vorherrschend, daß die Staatsbeamten den Hofbeamten an Qualität sehr überlegen seien. Es galt also für mich eine Art persönlicher Eroberung. Ich machte sie in einer Weise, die dem sonstigen Treiben bei Hofe ziemlich diametral entgegen stand. Beispielshalber eine kleine Geschichte. Bei der Eröffnung des ersten Reichstages im Weißen Saal hatte der Kronprinz es beim Kaiser durchgesetzt, daß der alte „Kaiserstuhl" aus dem Dom zu Goslar (im Besitz des Prinzen Karl) als Thronsessel diente. Er war glücklich in dem Gefühl, den „Thronstuhl Heinrichs III." so wieder mit dem neuen Reich zu neuen Ehren zu bringen. Von anderer Seite wurde über das alte romanische Steinmöbel viel gespottet; auch der Kaiser hatte nur nachgegeben mit einer etwas spöttischen Bemerkung über die unfruchtbaren antiquarischen Neigungen seines Sohnes. Als Fachmann bei Hof hielt ich es für Pflicht, den Prinzen darüber aufzuklären, daß jenes Möbel nie dem Kaiser gedient, vielmehr offenbar ein Bischofsstuhl gewesen sei. Auch stamme die eine Hälfte erst aus dem 12. Jahrhundert. Ich sandte deshalb eine dies darlegende Abhandlung. Er sagte mir später, daß

Digitized by Google

ich ihm zwar grausam eine liebgewordene Tradition zerstört habe; ich hätte ihm bewiesen, daß er sich eigentlich recht „blamiert", als er jenen Stuhl unter den Thron brachte. Aber er sei mir sehr dankbar und erwarte in ähnlichen Fällen ähnliche Offenheit.

Zu Ehren der silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares hatten mein Freund Direktor Bode vom K. Museum und ich unter Zuziehung des Bankiers Hainauer und des kronprinzlichen Kammerherrn Grafen Seckendorff (last not least) eine Ausstellung von Gemälden und Skulpturen älterer Meister im Berliner Privatbesitz geplant und mit Überwindung nicht unerheblicher Schwierigkeiten in einer für Berlin epochemachenden Weise durchgeführt. Zum ersten Male waren hier die Kunstwerke ohne den ordinären, in Deutschland beliebten Apparat von kunstgewerblichen Augenblicksdekorationen aufgestellt. Die einzelnen Räume waren so vornehm wie möglich, und zugleich so elegant ausgestattet, daß die Ausstellung sich fast wie das Kabinett eines Pariser oder englischen Amateurs ausnahm. Das kronprinzliche Paar war bei der Eröffnung denn auch so überrascht, daß sie den Wunsch aussprachen, in den abends zum ersten Male in Berlin mit elektrischem Licht erleuchteten Räumen einen Tee geben zu wollen. Zahlreiche Bilder aus den Schlössern waren für die Ausstellung erbeten und bewilligt worden. Ich benutzte diese Gelegenheit, Graf Seckendorff den trostlosen Zustand zu zeigen, in dem sie sämtlich waren, übermalt, verschmiert, verwahrlost.

Vieles, was einst ein Ruhm der Schlösser gewesen, war bereits so verwahrlost, daß wir es gar nicht mehr ausstellen konnten. Unterhaltungen, wie dem Mißstand zu begegnen, waren die natürliche Folge. Schon damals war der Verwalter der Kunstsachen bei Hof, Geh. Hofrat Bußler, so krank, daß sein Ende vorauszusehen. Die Frage der Neubesetzung der Stelle lag also in der Luft. Da stellte mir Graf Seckendorff eines Tages im Auftrage des Kronprinzen die Frage, ob ich bei eintretender Vakanz die Bußlersche Stelle als ein Provisorium übernehmen wolle. Der Kronprinz könne sie mir nicht so gestalten, wie er es wünsche und für nötig finde, das solle später geschehen. Ich sagte um so mehr zu, als ich im Hofmarschallamt längst als der Nachfolger Bußlers galt.

Leider hatte ich mich bei der Herrichtung der Ausstellung stark überanstrengt. Am Tage der Eröffnung brach ich zusammen und lag während der ganzen Dauer der Ausstellung fest. Mein erster Ausgang war der feierliche Schluß derselben. Der Kronprinz erkundigte sich natürlich in seiner teilnahmsvollen Weise nach meinen Plänen, und als ich sagte, ich sei im Begriff nach Italien zu gehen, seufzte er: „O nehmen Sie mich, wenn auch nur in der Teerbutte, mit." Als er mein fragendes Gesicht sah, fuhr er fort: „Was, Sie sind doch Berliner, Dohme, und wissen nicht, was die Teerbutte ist? (Sich umsehend.) Keiner der Herren? ... Welch junges Volk ist das alles; mit mir stirbt der letzte Berliner aus. Merken Sie es sich, die Teerbutte war jener meist aus Leinwand gemachte Eimer, der unter den großen Frachtwagen, welche vor

Digitized by Google

Anno Eisenbahn den Güterverkehr vermittelten, baumelte. Darin schleppte der Kutscher gern allerlei Privatkonterbande mit."

Im Februar 1883 gingen wir nach Italien; in San Remo erhielt ich die Nachricht von dem hoffnungslosen Darniederliegen von Bußler. Ich schrieb deshalb an Graf Seckendorff, daß ich nach wie vor bereit sei, sein Amt in einer freilich anders zu gestaltenden äußeren Assiette zu übernehmen.

Und nun ereignete sich das, was mir für die ganze Zukunft meine Stellung bei Hof verdorben hat. In der Überzeugung, den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen, wandte der Kronprinz sich an den Hausminister und machte mit diesem und seinem Vater, dem Kaiser, die Sache ab. Die Hofmarschälle erfuhren erst von der vollendeten Tatsache. Mit vollem Recht sah Graf Pückler, der Oberhofmarschall, dies als einen Eingriff in seinen Amtsbezirk und damit als eine persönliche Kränkung an. Da er es den Kronprinzen nicht entgelten lassen konnte, warf sich seine üble Laune auf mich, von dem er glaubte, daß er den Prinzen zu solchem Vorgehen angetrieben.

Noch verletzter war der zweite Hofmarschall, Graf Fritz Perponcher, ein eitler Geck, der selbst aquarellierte und modellierte und sich deshalb berufen fühlte, „die Kunst selbst zu verwalten". Nach der bald erfolgten Erblindung Pücklers wurde er oberster Chef.

Als ich bei einer Besprechung mit Graf Perponcher, mein Programm entwickelnd, erklärte, zunächst einen Porträtkatalog der Gemälde bearbeiten zu wollen, unterbrach er mich: „Wer hat Ihnen dies aufgetragen?" — „Niemand, Exzellenz. Indes ich habe ja eben als Fachmann die notwendig scheinenden Vorschläge zu machen. Indem ich dies hiermit tue, weiß ich zugleich, daß mit diesem Porträtkatalog dem dringenden Wunsche des Kronprinzen entsprochen würde." — „So; nun vorher bin ich hier noch der Herr und weise Sie an, nichts zu tun, keine Kataloge, keine Verzeichnisse zu machen, für die Sie nicht direkt Befehl bekommen. Sie haben sich nur dann um die Sachen zu kümmern, wenn ich es Ihnen direkt auftrage." — Diese Stellung war natürlich so nicht zu halten. Ich ging zum Kronprinzen und bat um Audienz in persönlichen Angelegenheiten. Als er sie gewährte, berichtete ich rückhaltslos alles, was mir begegnet, die Unbilden, die ich erfahren, die Unmöglichkeit, in die ich versetzt sei, jetzt schon energisch zu arbeiten. Es bleibe mir nichts als zu beobachten, zu lernen, hier und da vielleicht Schlimmes zu verhindern. Der Prinz war sehr gnädig; wir traten uns zum ersten Male ganz nah, sahen einer in die Seele des anderen. Er wollte zum Kaiser, zum Hausminister gehen. Ich bat ihn, dies alles zu unterlassen; ich hätte ihm erzählt, wie die Dinge lägen, damit er mich nicht verantwortlich mache, wenn nichts zustande käme; und damit die jetzige Neigung, mir Subalternrang anzuweisen, kein Präjudiz werde, was später verhängnisvoll würde. „Nun gut, so will ich schweigen; aber kommen Sie jedesmal, wenn Ihnen Verdruß entsteht, ich werde Sie schützen." — „Nein, K. Hoheit, ich werde nicht wieder kommen, es genügt mir, die Dinge charakterisiert zu haben;

Digitized by Google

was auch kommt, ich trage es, der ‚Kronprinz' hört mich nicht mehr klagen; möge der ‚Kaiser' sich dereinst dessen erinnern!" — „Wie soll ich Ihnen je danken, daß Sie mir sich opfern?" — „Der Dank ist nur auf meiner Seite, K. Hoheit; und wenn Sie mich menschlich und gesellschaftlich unterstützen, so ist mir der jetzige Dienstärger ein Kinderspiel. Nur dürfen Sie nicht schließen, Dohme taugt nichts, weil er jetzt nichts leistet!"

Das war für längere Zeit die einzige derartige Unterredung mit dem Prinzen. Da wurde im Jahre 1885 (März) sein bisheriger Bibliothekar, der Assistent am Kupferstichkabinett Dr. v. Seidlitz, nach Dresden berufen. Ich ging deshalb zum Adjutanten und Sekretär des Kronprinzen, Oberst v. Sommerfeld, um in meiner Stellung als Hausbibliothekar den Dr. Springer, ebenfalls am Kupferstichkabinett, zum Nachfolger von Seidlitz zu empfehlen. Allein Sommerfeld sagte mir, er habe den Auftrag, mich zu fragen, ob ich das Amt übernehmen wolle. Der Kronprinz fühle, es sei eine untergeordnete Position, er lasse mir volle Freiheit zu sagen, meine Gesundheit reiche nicht; er wisse, daß ich mich schonen müsse. Aber gern würde er meinen Eintritt sehen. Und Sommerfeld fügte hinzu: „Es ist die Absicht derjenigen, die es mit dem Herrn gut meinen, einen Mann mit Erfahrung und Einsicht, der zugleich dem Prinzen sympathisch ist, in seine Nähe zu bringen. Es ist das Ziel, ihn tunlichst in seinem Auftreten etwas vornehmer und sachlicher werden zu lassen; er ist ein wenig zu lange der allerweltspopuläre Kronprinz gewesen, den man bei allen Gelegenheiten bereit fand, selbst in nicht immer der Würde entsprechenden Weise, leutselig und huldvoll zu sein. Aber diese Popularität beginnt allmählich in den besseren Klassen der Gesellschaft sich zu verlieren." —

Es wird hier eines erläuternden Wortes bedürfen. Kronprinz Friedrich Wilhelm war einer der schönsten Männer, die je gelebt — noch als Leiche war er von einer fast überirdischen Schönheit und Milde. Eine Gestalt über Mittelgröße, mit außergewöhnlich großen Extremitäten, erschien er viel größer als er wirklich war — sprach man doch im Lande allgemein von seiner Hünengestalt, dem „Recken", dem „Siegfried". Er war sicher nicht über 5 Fuß 8 Zoll; schon daß er mir auf Befragen nach seiner genauen Größe eine ausweichende Antwort gab, ist mir ein Beweis dafür, daß er größer erschien als er war — und dies wußte. Seine größte Schönheit war das Auge. Dies wundervolle graublaue, so menschlich wohlwollend, seelenvoll und intelligent blickende Auge, mit dessen Blick er seine Gespräche in lebhafter Weise unterstützte. Ich glaube, es hat niemand gegeben, dem er es mit dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht angetan. Ist doch in den Tagen der ärgsten Opposition gegen ihn das Wort entstanden: für seine Person hat der Kaiser Friedrich keinen Feind auf Erden; alle, die ihn je gesprochen, lieben ihn. — Als König Friedrich Wilhelm IV. im Jahr 1860 starb, da ging die Annahme durch das Land, der 63jährige Prinz von Preußen werde die Regierung seinem Sohn überlassen, dessen Verheiratung mit der englischen

Digitized by Google

Prinzeß ihm weite Sympathien in den liberalen Kreisen gewonnen. Damals also war der Prinz gewissermaßen schon Thronkandidat. In der Konfliktzeit wurde die Abdankung des Königs in vielen Kreisen lebhaft ventiliert, wieder war es der Kronprinz, dessen Erwartungen unbewußt vielleicht entfesselt wurden. Nun kamen die Kriegszeiten, die dem leutseligen Fürstensohn, dem gereiften Mann und Vater, der ein Vaterherz für alle seine Truppen hatte, die Herzen von Freund und Feind bezwangen. Er war damals der gefeiertste im Lande! Es war einer der Ruhmestitel des Kaisers, solchen Sohn zu haben. Aber älter und älter wurde der Monarch, die Wartezeit des Sohnes verlängerte sich. Die Ideale für seine eigene Regierung erlitten durch das Tun des Vaters mannigfachen Abbruch, die Männer, auf welche er seinen Thron aufbauen wollte, starben allmählich vor ihm oder alterten in einer Weise, daß der gescheite Mann allein daran schon fühlen mußte, daß auch er altere. Eine Klage über sein verfehltes Leben ist wohl selten, nur in intimstem Kreise über seine Lippen gekommen; aber seine Ohnmacht in allen wichtigen Dingen und das Gefühl, daß er, dem Thron am nächsten, mit seinem Vater doch in so vielen Dingen auseinandergehe, verbitterten ihn. Er war zu loyal, zu guter Sohn und Untertan, um zu frondieren; er zog sich mehr und mehr von der Politik zurück, vielleicht mehr als recht war (da er öfter schlechte Erfahrungen gemacht, wenn er seine oppositionelle Ansicht den Ministern ausgesprochen), beschränkte sich auf das Familienleben und den Kreis ihm sympathischer Künstler und Gelehrter. Nicht das Bürgertum, nicht die Kunst suchte er vornehmlich auf; wer das glaubt, mißversteht ihn völlig; er suchte die frei entwickelte Männlichkeit, Menschen, die mit ihm als Menschen verkehrten, und aus deren Umgang er etwas gewinnen, mindestens sich anregen konnte. Beweis dafür auch äußerlich die bunte Gruppe derjenigen, die ihm wirklich nahe gestanden, die er gelegentlich Freunde nannte: ich kenne davon Herr v. Roggenbach, den ehemaligen badischen Minister, Heinrich Geffcken, Max Duncker, Minister Friedberg, General v. Mischke, General v. Hartmann, Geh. Archivrat Hassel, die Maler Lenbach und Angeli, Marco Minghetti, den italienischen Staatsmann usw. Mit einer größeren Zahl von Malern verkehrte er kordial, weil er als „Berliner" gern einen familiären Umgangston anschlug und diesen bei den unabhängigen Künstlern am ehesten wiederfand. Im ganzen aber fand er, was er — „als das einzige, was ihm geblieben" — aufzusuchen liebte, die frei und unabhängig entwickelte Menschlichkeit, womöglich in ihm nahestehenden Gesellschaftsklassen, er fand dies, sage ich, am meisten in England. Daher die Vorliebe für England, die bei ihm eine selbständige und tiefe war. In England fühlte er sich „ganz Mensch", fühlte sich „frei unter Freien".

Je älter er wurde, desto rücksichtsloser kehrte er diese Empfindung hervor. Es wurde allgemein klar, daß weder der Adel noch das Militär die Prädilektionsklassen des künftigen Kaisers werden würden. In den weiten Schichten der Bevölkerung träumte man um so mehr von einer allen gleich-

Digitized by Google

mäßig leuchtenden Kaiserſonne, von einem Auguſteiſchen Zeitalter. Adel und Militär grollte zunächſt, wenn überhaupt, doch nur im engſten Kreiſe. Als nun aber Prinz Wilhelm heranwuchs und wider alles Erwarten ſtark militäriſche Neigungen zeigte, als dann nun gar der übermäßig früh verheiratete Jüngling durch ſeine Gemahlin in die kirchliche Richtung gedrängt wurde, da ſcharte ſich um ihn alles, was durch das Geiſtesleben am kronprinzlichen Hofe zurückgeſtoßen wurde oder ſich nicht genügend ausgezeichnet fühlte, die Hochtorys, die Militärpartei, namentlich die jüngeren Kräfte derſelben, und die Orthodoxen.

Der preußiſche Chauvin fand hier ſein Ideal. Dazu kam, daß die heranwachſende Generation, die in den Windeln ſchon von Preußens und Deutſchlands Größe im Jahr 1870 gehört, den idealiſtiſchen Fonds der älteren, deren Erziehung durch die Zeit von 1848 beeinflußt worden, nicht verſtand. Die Sehnſucht nach internationaler Kultur, für uns Ältere beſtimmend, iſt bei der Jugend in Verachtung der fremden Kulturen und einſeitige Betonung der eigenen Größe umgeſchlagen. Wir betonten beſtändig: das fehlt uns noch, um unſeren Nachbarn zu gleichen; jene rufen, was jene mehr haben, brauchen wir nicht, wir machen alles auf eigene Art, wir ſind von vornherein durch Gottes Gnade die erſten in der Welt. —

Es war im Winter 1883/84, daß die Sympathien für den Prinzen Wilhelm auf Koſten des Kronprinzen durchſchlugen. Als wir im Juni 1884 nach neunmonatiger Abweſenheit in Italien nach Berlin zurückkehrten, da war der Umſchwung vollzogen. Die jungen Offiziere waren vornehmlich ſeine Träger; in den Offizierskreiſen wurden bereits die ſchlimmſten Äußerungen laut: der Kronprinz dürfe nicht regieren; der engliſche Einfluß müſſe beſeitigt werden; die „Malermeiſter“, wie man ſpöttiſch ſagte, würden unter ihm zur Herrſchaft gelangen. Manches davon muß dem Prinzen zu Ohren gekommen ſein; er kehrte jetzt um ſo ſchärfer ſeine Hinneigung zum Bürgertum hervor, machte gefliſſentlich Witze und Dinge, die in den Hof- und Adelskreiſen verletzten. Wenn er bei einem Baſar im Rathauſe, auf dem unter anderem Wiener Würſte verkauft wurden, davon nahm, die Würſte in kleine Stücke zerſchnitt und nun die einzelnen Biſſen verkaufte, ſo hat dies allerdings dem milden Zweck mehr Geld eingebracht als andernfalls, allein man machte dem Prinzen ſolch Tun in weiten Kreiſen zum Vorwurf, ganz beſonders natürlich, daß die Sache auf dem Rathaus geſchah. — Der Kronprinz hat mir ſpäter einmal in einem ernſten Moment geſagt: „Sie ſollen nicht irre an mir werden! Mir ſteht in meinem Alter kein Einfluß irgendwelcher Art auf wichtige Geſchäfte zu. Zum Throne geboren und erzogen bin ich ein völlig wirkungslos daſtehender Menſch, nur gut zum Empfang fremder Fürſten: ein Paradepferd. Da packt es mich dann mitunter; der Zynismus iſt mir das Ventil für viele Dinge, die im Inneren vorgehend nach außen drängen und doch nicht in die Erſcheinung treten ſollen! So muß man vieles bei mir jetzt verſtehen!“

Digitized by Google

Dies unfruchtbare Zuwarten hatte im alternden Kronprinzen allgemach eine Luſt am ſpöttiſchen, gelegentlich ſelbſt höhnenden Negieren entwickelt, die ſeinem edlen milden Naturell von Haus aus fremd war und auch nur in Augenblicken beſonderer Mißſtimmung in vertrautem Kreiſe durchbrach. — Das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn war nach altpreußiſcher Tradition von Anfang an kein ſonderlich warmes geweſen. Die Jahre hatten die Differenzen nur geſteigert.

Und je älter Kaiſer Wilhelm wurde, deſto eifriger war ſeine perſönliche Umgebung bemüht, den Einfluß des tatenluſtigen Kronprinzen auszuſchließen. Im Staat war er aus Gründen, die ich unten mit ſeinen eigenen Worten erklären werde, machtlos; in den Hof-, Geſellſchafts- und allen ſozialen Dingen war es das vitale Intereſſe der Clique, welche den alternden Kaiſer umgab, denſelben für ſich ſelbſt auszunutzen und deshalb vom Sohn mehr und mehr zu iſolieren. Der ſchlimmſte Saugſchwamm am alten Hof war wohl der Oberhofmarſchall Graf Fritz Perponcher. Falſche Freunde taten das ihrige, die gegenſeitige Mißſtimmung zu ſteigern. In ähnlicher Weiſe aber wuchs auch die Differenz zwiſchen dem Kronprinzenpaar und Prinz Wilhelm. Das Haus, in dem das Familienglück ſo herrlich erblüht war, wie nur je im Hauſe der Königin Luiſe, es kam allmählich durch den Fluch der Kamarilla in die Lage, daß Vater und Sohn in Differenz ſtanden. Erſchwerend wirkte dafür, daß die engliſchen Velleitäten des Kronprinzenhauſes dem Fürſten Bismarck, der ſich mehr und mehr von England abwandte, leider mehrfach hinderlich waren. In ihm, mehr noch in ſeinem Sohn, fand die Oppoſition gegen den Kronprinzen und ſeine Gemahlin eine kräftige Stütze. Und leider iſt nicht zu verkennen, daß die engliſchen Intereſſen in der Kronprinzeß eine weitgehende Förderin hatten. Mehr als einmal hat Bismarck wohl gerechten Grund zur Klage gehabt. Perſönlich kann ich in die Details hinein nur *einen* Fall auf ganz neutralem Gebiet vertreten. Die übrigen viel ernſteren ſind mir nur als Klatſch zugekommen und ſollen deshalb nicht erwähnt werden. Es handelte ſich um die Erwerbung eines höchſt wertvollen Gemäldes aus dem Beſitz des Herzogs von Marlborough für die Berliner Muſeen. Die Verhandlungen waren ſoweit gediehen, daß dem Kronprinzen als Protektor die Akten vorgelegt werden konnten zur Ermächtigung für weiteres. Auf Weiſung des Miniſters v. Goßler ſprach beim Vortrag der Generaldirektor Schöne dem Prinzen die Bitte aus, nichts von dieſen Verhandlungen der Frau Kronprinzeß mitzuteilen, da man die Beweiſe habe, daß ſie vor kurzem bei einer ähnlichen Gelegenheit den Erwerb für Berlin unmöglich gemacht, indem ſie nach Kenntnis der diesſeitigen Verhandlungen den Ankauf in England veranlaßt habe, ausdrücklich dorthin ſchreibend, man ſolle ein wertvolles Kunſtobjekt nicht ins Ausland gehen laſſen. Der Prinz hörte die Sache ruhig an — und handelte dementſprechend! — Der Kauf wurde ſchließlich doch nicht perfekt. — Mir hat dieſer Zug von ihm ſtets beſonders gefallen. Er liebte ſeine Gemahlin mit vollem Herzen, erkannte gern ihre

Digitized by Google

geistige Superiorität an und liebte es, sich ihren Rat in allen Dingen zu holen: aber in dem Augenblick, wo er sah, daß das Geschäftsinteresse darunter litt, konnte er sich völlig emanzipieren. Er war eben die verkörperte Pflichttreue, ein Vorbild für alle darin. Ich darf es als eine in jahrelangen Beobachtungen gewonnene Überzeugung aussprechen: sein Lebensideal war die absolute Hingabe an die Nation. „Ich will ja für mich nichts! Das öffentliche Wohl ist es, dem ich mit Einsetzung meiner ganzen Person und meinem ganzen Besitz zu dienen mich verpflichtet fühle," sagte er mir eines Tages, als ich seinem Wunsche, Kunstwerke des königlichen Hauses an den Staat abzugeben, widersprach. Ich hatte betont, daß alter Kunstbesitz eines der notwendigen Requisiten fürstlicher Repräsentation sei, den er im dynastischen Interesse nicht fortgeben dürfe; darauf erfolgte jene Äußerung, die ihre Weihe freilich erst durch die ergreifend schlichte Einfachheit erhielt, mit der sie vorgebracht wurde. Man sah, es war ein Wort, was ihm wirklich von Herzen kam! —

15. Februar 1893.

An dieser Stelle glaube ich Protest erheben zu sollen gegen den Passus in dem jüngst erschienenen Buch von Philippson: „Kaiser Friedrich III.", worin derselbe erzählt, der Prinz habe in der letzten Zeit vor der Thronbesteigung gelegentlich geäußert, daß er seinerzeit abdanken, seinem Sohn die Krone lassen werde. Ich glaube auch Freytag erzählt ähnliches. Ich halte dies für völlig unwahr. Der Gedanke, die sehnsüchtig erwartete Krone — sehnsüchtig erwartet, weil er hohes an dieser Stelle erfüllen wollte! — freiwillig aufzugeben, lag jedenfalls seinem Herzen, seinem ganzen Denken völlig fern. Wer anders meint, hat ihn nie ganz gekannt! Ich entsinne mich lebhaft der furchtbaren Indignation, die er gegen den Sohn Wilhelm fühlte, als dieser in San Remo in Bismarcks Auftrag ihm von Entsagung gesprochen. Ich kam wenige Tage nach Abgang des Prinzen. Im Vater vibrierte die Indignation noch immer!

Im März 1884 trat ich als Bibliothekar beim Kronprinzen ein. Es war nur natürlich, daß ich die an mich herangetretene Aufforderung annahm. Meine Aufgabe wurde mir in doppelter Richtung vorgezeichnet:

1. für Ordnung zu sorgen, so daß die Bücher zu finden seien. Es war nämlich die alte Klage, daß stets das Gesuchte nicht zu finden war;

2. sollte ich den Prinzen auf dem laufenden erhalten über die Entwicklung der modernen Weltliteratur mit Ausnahme der militärischen, worüber vom Generalstab in fachmännischer Weise berichtet wurde. Das Interesse des Prinzen umfaßte alle Gebiete des menschlichen Wissens; die Fortschritte der Wissenschaften verfolgte er selbst auf Spezialgebieten mit lebhaftem Eifer. Lange suchte er, um ein einzelnes Beispiel anzuführen, nach einem Werk, welches ihn über den augenblicklichen Stand der Elektrotechnik aufklären könne. Ein solches Werk war in den achtziger Jahren noch nicht vorhanden: er las

Digitized by Google

deshalb mit Eifer alle möglichen Spezialschriften, da er der Ansicht war, über diese so lebhaft im Vordergrund stehenden Dinge müsse ein ziviliſierter Mensch unterrichtet sein. Vornehmlich interessierten ihn aber die geschichtlichen Disziplinen in ihrem ganzen Umfange. Der machtvoll blickende imposante Mann konnte etwas rührend Naives gewinnen, wenn er angesichts neuer Forschungsresultate eine alte Tradition aufgeben sollte. Ihm waren die überkommenen Anschauungen zu einer Art subjektivem Besitz geworden, um deren Verlust er laut klagen konnte: „Wieder Illusionen zerstört! wieder Liebgewordenes umgeworfen! die Forschung ist grausam!", so klagte er gern in einem zwischen Ernst und Scherz gemischten Ton.

Aber willig nahm er die neue Belehrung jederzeit auf; da wo er selbst nicht prüfen konnte, sich unbedingt der fremden Autorität, wenn es sich um eine solche handelte, unterwerfend und unbedingt bereit, alle Konsequenzen der neu gewonnenen Kenntnis auf sich zu nehmen. Ihm galt es lediglich die Wahrheit zu erkennen und durch die wachsende Erkenntnis sein eigenes inneres Wesen mehr und mehr auszureifen. — Die Wahrheit suchte er auf allen Gebieten; es führte ihn dies zu hohem Gerechtigkeitsgefühl auch für die Vertreter der gegenseitigen Meinung. Trotzdem er einen sehr entschiedenen Standpunkt im Kirchenkonflikt einnahm und mit dem ganzen Schwergewicht seiner Überzeugung Front machte gegen die katholischen Forderungen, so vermochte er sich doch sehr gut in die Gedankensphäre des Ultramontanismus zu versetzen, die logische und zwingende Notwendigkeit vieler Gedanken und Forderungen desselben aus der einmal gesetzten, nach seiner Überzeugung freilich nicht zu duldenden Prämisse anzuerkennen. Lebhaft interessierte ihn die historische freie Forschung auf religiösem Gebiet. Es kostete ihn einen schweren Entschluß, definitiv mit der Vorstellung von der Gottesnatur Christi zu brechen: sein Herz trieb ihn immer wieder zum Zweifel, wo sein Verstand doch längst entschieden hatte. Eine Unterhaltung ist hierfür besonders charakteristisch gewesen, obgleich das Thema häufig zwischen uns berührt wurde. Ich sprach ihm von der durch A. v. Sallet gemachten Entdeckung von „Münzen der heiligen drei Könige". Von dem Einzelwerke ging die Unterhaltung auf die Forschung auf diesen Gebieten überhaupt, wobei ich den arianischen Standpunkt innehielt und meine Freude aussprach an jedem Schritt weiter, der das Bild des Stifters unserer Religion von dem mythologischen Beiwerk, das ihm die Jahrhunderte umgehängt, befreie, ihn aber dafür historisch genauer fixiere. Sehr lebhaft ging er hierauf ein: „Also auch Sie haben dieselbe Empfindung, welche mich beseelt. Oft habe ich das Bedürfnis, mich Gleichgesinnten gegenüber auszusprechen; allein man lernt die wahre Stellung des einzelnen zu Gott so selten kennen." Noch lange dauerte das Gespräch; allein die Einzelheiten sind mir entfallen und ich will dem Prinzen aus ungefährer Erinnerung nichts unterlegen. Nur sei erwähnt, daß er betonte, die Menschlichkeit Christi, die Tatsache des historischen Christus störe sein Gottesbewußtsein und sein Verhältnis zu Gott,

Digitized by Google

sein Christentum in keiner Weise. Und in der Tat, der Prinz und Kaiser hatte bis zuletzt eine einfach reine Gottesliebe und Gottesverehrung, die weit über allem Dogmatischem erhaben war und all sein Tun, sein Handeln und Leiden bestimmte. — Besondere Vorliebe empfand der Prinz ferner für den besseren Teil der Memoirenliteratur wie für das Biographische. Gern knüpfte er an derartige Werke, die ich ihm etwa vorzulegen hatte, an, um aus dem reichen Schatz seiner persönlichen Erinnerungen zu erzählen, bzw. die Darstellung des betreffenden Buches zu korrigieren oder zu erweitern. — Unsympathisch war ihm dagegen die Romanliteratur: einen guten Roman oder Novelle las er wohl gelegentlich auf Reisen, im ganzen aber interessierten ihn die Vorgänge auf diesem Gebiet der Literatur wenig. Geradezu Widerwillen empfand er gegen alles Zweideutige, und die Kronprinzeß, von gleichem Geist beseelt, hätte es wohl überhaupt nicht gelitten, daß ihm derartige Literatur zugänglich wurde. Im Frühjahr 1886 sagte er mir eines Tages, er wolle den bevorstehenden Sommer benutzen, um die Hauptlücken in seiner Kenntnis der modernen französischen Literatur auszufüllen. „Aber den Schmutz lassen Sie von vornherein fort." Ein noch so summarischer Überblick über diese Literatur ist aber heute ohne Bezugnahme auf Zola nicht möglich. Ich sagte ihm, ein Werk von ihm müsse er lesen; freilich tat ich es mit Herzklopfen, denn ich mußte mir sagen, daß die Zolasche Welt ihm in vieler Hinsicht ein Entsetzen erregen würde. Ich betonte deshalb all diese Bedenken, wies darauf hin, daß keine Dame des Hauses das Buch sehen dürfe, und empfahl schließlich unter all diesen Kautelen „L'œuvre" von Zola. Der Prinz meinte, er werde das Buch einschließen. — Schließlich bekam ich doch Sorge, ob ich dem ideal angelegten Mann diese Zerrbilder, diese naturalistischen Possibilitäten, die sich als Naturalismus gerieren, in die Hand geben dürfe, ohne daß er eine innere Einbuße erleide. Ich fragte deshalb Seckendorff um Rat, der abmahnte. So sagte ich dem Prinzen am anderen Tage, aus welchen Gründen ich wünschte, er läse Zola nicht. Er war groß genug, mir einfach zuzustimmen und hat das Buch nicht gelesen. — Was ihn an einzelnen Aufsätzen und Zeitungen usw. interessierte, das pflegte er herauszuschneiden und sammeln zu lassen.

Schon in den ersten Wochen meines Dienstes bemerkte ich, daß der Kronprinz allerlei Dinge mit mir besprach, die nicht direkte Bibliotheksangelegenheiten waren. Auch Aufträge aller Art wurden mir erteilt, die in das Ressort des Obersten v. Sommerfeld, als seines Sekretärs, gehörten. Es war sichtbar, daß der Kronprinz eine hohe Befriedigung darin fand, über Gebiete allgemein wissenschaftlichen Interesses mit einem leidlich wohlunterrichteten Menschen reden zu können, der zugleich dieselben Prädilektionen hatte wie er. Denn in dieser Gemeinsamkeit unserer kulturellen und geschichtsphilosophischen Anschauungen sehe ich die wesentliche Erklärung für die Zuneigung, welche er für mich gewann. Gemeinsam war uns das Interesse an der alten Kunst und die Überzeugung von der hohen Bedeutung, welche das

Digitized by Google

ernste Studium derselben für die moderne Kunstentwicklung haben könne. Hier wollte der Kronprinz dereinst seinen persönlichen Einfluß einsetzen, das Interesse der besseren Kreise derartigen Zielen zuzuführen; sie sollten von seinem Hofe aus das Beispiel finden. Vornehmlich dem modernen Kunstgewerbe wollte er seine Förderung zuwenden und hoffte neben dem, was er als Kaiser und Privatmann selbst tun würde, auch den Adel und weitere Kreise für dieselben Ziele zu gewinnen. Aber er dachte (und das war ein neuer Berührungspunkt) nicht an die dekorative Behandlung der kunstgewerblichen Arbeit, wie sie in unserer Zeit besonders Mode geworden. Er wollte die ernste Vertiefung der Arbeit, welche zur Konkurrenz mit dem in Paris und London Geleisteten befähigte.

In diesen Bestrebungen war namentlich die Kronprinzeß seine Beraterin; sie hatte ihm Auge und Verstand dafür geschärft. So aber war es nur natürlich, daß er auch über das einzelne Fach hinaus nicht im deutschen Chauvinismus stecken blieb. Er war ein Mensch mit internationaler Bildung und Gesittung. Vollauf erkannte er die Vorzüge der deutschen Arbeit im internationalen Wettkampf an; aber er sah auch offenen Auges die Schwächen derselben: das Surrogatwesen, das Befriedigtsein mit dem Schein, mit dem Ungefähr des besseren fremden Vorbildes, den Mangel an sorgfältiger liebevoller Durchführung, das Fehlen von Arbeiten völlig ersten Ranges. Viel weniger als den Fabrikanten, der nach seinem Abnehmer sich richte, sah er das Publikum als die schuldige Ursache dafür an: seinen Geschmack, seine Bedürfnisse durch das Beispiel, welches er geben werde, zu heben, war ihm ein besonders liebes Ziel. Vielfach muß er dergleichen Dinge mit verwandten Geistern durchgesprochen haben, denn er besaß auf diesem Gebiet fast die Kenntnisse eines Fachmannes. Es kam hinzu, daß er viel gesehen und das Gesehene wirklich gut behalten hatte. — Gemeinsam war uns die Überzeugung, daß geistiger Fortschritt nur im internationalen Wettkampf ersprießlich erreichbar und daß wir Deutsche noch mancherlei vom Auslande zu lernen hätten. Viel zu sehr liebte er sein Volk, um sich dabei zu beruhigen, worin wir etwa besser wären. Auf allen Kulturgebieten hätte er sich den Wahlspruch nehmen können: Plus ultra. — Gemeinsam war uns die liebevolle Beschäftigung mit der Geschichte seines Hauses, die unterstützt wurde durch die uns beiden gemeinsame genaue Kenntnis aller Örtlichkeiten. Nach dieser Richtung hin fand er freilich niemand, der ihn gleich mir verstand. Ich war im Hause geboren und er betrachtete mich als die lebendige Hauschronik. Deshalb war er jedesmal in fast naiver Weise freudig überrascht, wenn er mich auf einem „Nicht wissen" ertappte. „Das wissen Sie nicht? Natürlich, ich bin ja viel älter!" — Gemeinsam waren uns die religiösen und politischen Überzeugungen.

Ich schreibe im folgenden die Erinnerungen an Gespräche zusammenhanglos auf, wie sie mir in den Sinn kommen. Ich lasse den Prinzen aber nur reden, wenn ich mich der Unterhaltung genau entsinne. Daß dies nach Jahr und

Digitized by Google

Tag überhaupt noch möglich, liegt in dem Umstand, daß diese Unterhaltungen die ganze Aufmerksamkeit konzentrierten. Der Prinz hörte selbst aufmerksam zu und empfand jedes Schlafferwerden der Spannkraft sofort. Ließ man sich in einem längeren Gespräch einen Augenblick „etwas gehen", ermüdete die Spannkraft und suchte man mit einer vagen Phrase über den Gegenstand fortzukommen, so bemerkte er dies sofort. So war ich in unseren Unterhaltungen immer mit „ganzer Seele" bei der Sache, was jetzt der Erinnerung zugut kommt. Auch habe ich die Bedeutung jener Stunden stets wohl empfunden: je mehr ich sah, daß der Mann, der jeden Tag berufen schien, die Regierung zu übernehmen, auf mein Wort Wert legte, desto ernster empfand ich die Verantwortung und war heilig bestrebt, ihm mein Bestes, ihm überhaupt Gutes und Wahres zu bieten. (Fortsetzung folgt)

Hellenismus und Orient

Ein Vortrag von

Prof. Dr. Franz Boll (Heidelberg)

Hellenismus und Orient — dies Thema ist ein Stück aus der großen Auseinandersetzung zwischen Ost und West, zwischen Asien und Europa, die Herodot mit dem Krieg um Troja beginnen läßt und die nie abzureißen scheint. Heute, wo Rußland in Dostojewskis Sinn sich immer stärker nach Asien zurückorientiert und in Persien, Afghanistan, Indien Anknüpfung sucht, ist diese Auseinandersetzung aktueller als je. Während des Krieges mochte es wohl so scheinen, als sei dem deutschen Volk die Aufgabe zugefallen, mit den Kräften der europäischen Kultur an der Wiedergeburt wenigstens des nahen Ostens, der Türkei, mit ihren Grenzländern zu helfen und so diesen Osten aus seiner steinernen Erstarrung zu erlösen. Eine schwere Aufgabe bei dem grundsätzlichen und tiefgehenden Gegensatz von Ost und West in allem geistigen und religiösen Leben. Man muß etwa einmal das klassische Kapitel in Snouck Hurgronjes Werk „Mekka" lesen, wo er den Universitätsunterricht in der großen Moschee von Mekka beschreibt, und man wird fast erschrecken vor der Kluft, die unser wissenschaftliches Denken von dem furchtbaren Traditionalismus und der Abweisung jeder kritischen Regung trennt, wie sie da herrschen, wo man für den Glauben der „Heiden" und Philosophen an die Vernunft nur ein spöttisches Erstaunen aufbringt.

Das Schicksal hat uns diese Aufgabe, ohne Unterdrückung des selbständigen Lebens des Ostens dort schlummernde Kräfte zu befreien, nun abgenommen: es wird sich zeigen, wie weit unsere Gegner, Engländer und Franzosen, etwas Ähnliches erringen oder auch nur anstreben.

Digitized by Google

Von dem großartigsten Versuch einer nicht bloß äußeren, sondern dazu auch innerlichen Bezwingung des Ostens durch den Westen soll hier die Rede sein: vom Hellenismus als der Durchdringung des Ostens mit europäischer Kultur.

Das Wort Hellenismus hat der erste große Geschichtschreiber jener Zeiten, Johann Gustav Droysen, gewählt, um sogleich daran zu erinnern, daß das Hellenentum etwas Neues wird auf dem fremden Boden; so gut, ja noch viel mehr als etwa europäisches Leben auf dem Boden Amerikas, am ehesten vergleichbar der Entwicklung des Romanismus in den römischen Provinzen. Wir pflegen mit Hellenismus in engerem Sinne die Geschichte der drei Jahrhunderte nach Alexander zu bezeichnen, bis um die Zeit des Pompejus und Cäsar, wo Rom auch die griechischen Reiche des Ostens sich unterworfen hat, und zur Erneuerung der Welt unter Augustus; im weiteren Sinne aber auch die Zeit der römischen Herrschaft, da auch in dieser nicht die lateinische Sprache und Kultur, sondern die griechische nach wie vor im ganzen Osten die führende Rolle spielt.

In diesem weiteren Sinne möchte ich das Wort Hellenismus hier gebrauchen. Ich möchte versuchen, in einigen Grundzügen zunächst die Durchdringung des Orients mit der griechischen Kultur zu zeichnen; dann aber auch die Schicksale dieser hellenischen Kultur unter den fremden Lebensbedingungen, die ihr so vielfach zum Verhängnis geworden sind. Ich muß mich dabei auf das vordere Asien beschränken, also vor allem die eigenartigen Verhältnisse Ägyptens zumeist beiseite lassen.

I

Alexanders des Großen märchenhafter Siegeszug durch Asien macht einer Entwicklung Raum, die im 4. Jahrhundert an verschiedenen Stellen des Ostens, besonders in Kleinasien, schon begonnen hatte: da und dort, auf Zypern, in Halikarnaß, am Hofe des Perserkönigs selbst und seiner Satrapen, war der Einfluß des durch Begabung und Kultur überlegenen Griechentums längst über die engen Grenzen hellenischer Macht hinausgedrungen. Alexander aber stößt dem Hellenentum als ein neuer Herakles und Dionysos die Tore des Ostens weit auf: vom Hellespont bis Turkestan und Indien sind die griechisch-makedonischen Heere des großen Eroberers vorgedrungen, und überall bleibt in neugegründeten Städten ihre dauernde Spur. Der Kontinent, nicht bloß wie einst die Küsten, erschließt sich dem Hellenentum.

Mit kluger Berechnung hat Alexander die einheimischen Götter der Orientalen überall geschont und geehrt: das Satrapenregiment der Perserkönige und viele andere Einrichtungen des großen Reiches konnte er nicht ohne weiteres beseitigen wollen; und nach seiner Rückkehr vom indischen Feldzug suchte er die Verschmelzung seiner Makedonen und Hellenen mit den Asiaten durchzuführen — das Symbol dieser Vermählung von Orient und Okzident, die den alten Gegensatz endlich heilen sollte, war das große Hochzeitsfest zu Susa, wo Alexander selbst eine Tochter des Dareios zur Gemahlin erhob und zahl-

Digitized by Google

reiche makedonische Feldherren und Offiziere mit vornehmen Perserinnen vermählte. Den Rat, den ihm sein großer Lehrer Aristoteles gegeben hatte, die Hellenen als Freunde und Verwandte, die „Barbaren", d. h. die Asiaten, nur wie Tiere und Pflanzen zu behandeln, hat er nicht befolgen wollen noch können. Die Zeit drängt dem Gedanken einer großen Einheit des Menschengeschlechts entgegen, und die steigende Kenntnis fremder Länder macht schon dem Eratosthenes, dem bedeutendsten alexandrinischen Gelehrten des 3. Jahrhunderts vor Christus, klar, daß „Barbaren" wie die Inder und Arianer nicht nur der Bildung fähig, sondern in ihrem Besitze seien und Römer und Karthager sich einer bewunderungswürdigen Staatsordnung erfreuten. Dem Stoizismus aber, der charakteristisch hellenistischen Philosophie, ist die Welt, der große Kosmos bis zu den fernsten Sternen, wie der kleinere, den wir Erde oder Oikumene nennen, eine große, vom Logos durchdrungene Einheit. Der Weltherrscher ist das irdische Abbild des stoischen Weltgottes. Alle Menschen sind nach dieser Lehre verwandt, ja Brüder, denn sie sind alle gemeinsame Kinder dieses einen weltdurchwaltenden Gottes: ein Hirt und eine Herde. Dieses Weltbürgertum ist durch die Folgen von Alexanders völkerverbindendem Zug sehr wesentlich gefördert worden.

Alexanders Weltreich hat ihn freilich nicht lange überlebt. Aber die Hellenisierung des Ostens dauert fort in jenen Großstaaten und kleineren unabhängigen Fürstentümern, die sich aus dem ungeheuren Komplex in den Kämpfen von Alexanders Marschällen allmählich herausarbeiten, in Ägypten und dem riesenhaften asiatischen Reich der Seleukiden (Syrien), neben denen kleinere Herrschaften wie Bithynien und Pontus, Pergamon und Armenien, die baktrischen und indischen Königreiche ihre Sonderexistenz mehr oder weniger lange behaupten oder im Lauf der Zeiten gewinnen.

Grad und Zeit der Hellenisierung sind in dem unermeßlichen Ländergebiet sehr verschieden gewesen. Selbst in Kleinasien, das dem Ausgangspunkt der ganzen Bewegung am nächsten liegt, ist Nordphrygien viel langsamer und schwächer hellenisiert worden als Südphrygien oder Bithynien. In Ägypten war die widerstrebende Gewalt einer übermächtigen alten Kultur selbst noch in ihrem Verfall zu groß, als daß außerhalb der spezifisch griechischen Gründungen Alexandria und Ptolemais das ägyptische Wesen wirklich zurückgedrängt worden wäre. Mit verschiedener Stärke ist das griechische Element in dem großen syrischen Reich eingedrungen, bis hinein nach Mesopotamien und Persien. Vielleicht am auffallendsten ist die Hellenisierung des Judentums in Ägypten, Syrien, Kleinasien. Die griechische Übersetzung des Alten Testaments durch die Siebzig ist nur der äußere notwendige Ausdruck dafür, daß weitaus die Mehrzahl der Juden in der Diaspora ihre nationale Sprache, also auch ihre heilige Schrift nicht mehr verstand und darum deren Übertragung in das Griechische bedurfte: eine weltgeschichtliche Tatsache von ungeheurer Bedeutung, die das Alte Testament als eine neue griechische Einheit erst wirklich der Welt zugänglich gemacht hat.

Digitized by Google

Je weiter es gegen die Peripherie der Oikumene zugeht, desto schwächer und seichter muß naturgemäß die griechische Flut geworden sein. Im äußersten Osten können uns manchmal nur die griechischen Königsnamen Indiens und Baktriens auf den Münzen die Fortdauer der Hellenisierung verbürgen. Armenien, das außerhalb des Seleukidenreiches liegt und später geradeso der Zankapfel zwischen Römern und Parthern wurde, wie in unseren Tagen zwischen Türken und Russen, ist jahrhundertelang gar nicht vom Griechentum erfaßt worden. Hier wird die Hellenisierung erst im 3. und 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung stärker, mit der Christianisierung im Bunde; vorher hat sie auch in der Römerzeit nur sehr langsame Fortschritte gemacht.

Was hat nun das Griechentum dem Osten zu geben gehabt, vorausgesetzt, daß der Empfänger das Geschenk annehmen wollte und konnte? Man darf wohl sagen: Unermeßliches — die beispiellose Regsamkeit des beweglichsten aller Völker und einen ungeheuren Reichtum des Erlebten, Geschaffenen, Gestalteten auf allen Gebieten, in Politik, wirtschaftlicher Betätigung, Philosophie, Literatur und Kunst und einer in Athen aus eigener Kraft organisierten Wissenschaft. Das Griechentum war politisch gescheitert mit seinem System eng begrenzter Kantonstaaten, die es nie gelernt hatten, aus ihren Verbündeten mehr als widerwillig geknechtete Untertanen zu machen. Aber was der Orient nicht kannte, das hatten sie in allen Formen durchgelebt und in heißer Leidenschaft bis zum Grunde und bis zum Verderben durchgekostet, aber auch durchgedacht: das freie politische Gemeinwesen, dessen Bürger seinen Namen eben davon hat, daß ihm Anteil am Staatsleben von Rechts wegen zukommt. Denn „die menschliche gottbewußte Freiheit", aus welcher nach Welckers schönem Wort „alle Kraft und Freudigkeit zum Besten und Edelsten fließt", ist das unterscheidende Kennzeichen des Hellenentums gegenüber dem Orient. Darum trägt der Grieche sein freies, von keiner despotischen und hieratischen Fessel gebundenes Denken und Schaffen auch in Philosophie und Wissenschaft, in Literatur und Kunst und in der Ausgestaltung wesenhafter menschlicher Charaktere, die autonom und nur sich selber und dem Weltgesetz verantwortlich sind, hinüber in die neue Zeit des Hellenismus.

Dort ist nun freilich ein ganz anderer Boden als im Mutterland oder in den alten Neusiedelungen überm Meer, in denen die außerordentliche griechische Kolonisationsbegabung vom 8. bis zum 6. Jahrhundert zuerst sich ausgelebt hatte. Wohl findet das militärisch-politische Talent in den Stürmen der Diadochenzeit Gelegenheit, obenauf zu kommen, aber zuletzt bleibt doch überall nur eine asiatisch-absolutistische Monarchie. Dennoch erhält sich etwas von der alten griechischen Freiheit auch noch auf diesem Boden. Aber sie findet ihren Spielraum nicht mehr im Staatsleben; sie zieht sich in das engere Getriebe des Gemeindewesens zurück.

Die hellenistische Expansion ist vor allem städtisch: sie ruht auf jenen Städtegründungen in großer Zahl und im ganzen Umkreis des neuen Weltreiches, die Alexander überall begonnen und seine Nachfolger fortgesetzt hatten. Es

Digitized by Google

ist den Griechen immer als bezeichnend für die „Barbaren" erschienen, daß sie wohl große Ortschaften besaßen, aber keine wirklichen Städte; selbst Babylon ist für Aristoteles nur der Sitz eines Volksstammes, ein großes Beduinendorf, keine Stadt im strengeren Sinne. Gewiß waren die Stätten der neuen Alexandria, Seleucia, Antiochia, Laodicea und wie alle die zahllosen Städte nach den Diadochenherrschern und ihren Fürstinnen benannt wurden, sehr oft ältere, längst besiedelte Orte; die viel bewunderte geschickte Wahl der Plätze für Alexanders griechisch-makedonische Städtegründungen, von denen selbst so weit entlegene, wie Herat und Kandahar in Afghanistan, noch heute ihre Bedeutung bewahren, weil sie die Straße von Persien nach Indien beherrschen, beruht auf diesem wohlüberlegten Anschluß an Vorhandenes. Aber dieses Vorhandene wird doch ein völlig Neues schon durch die griechische Städteverfassung. Die Bürger der griechischen Neugründungen wählen ihre Behörden selbst, Rat und Volksversammlung besteht, wie in den Gemeinden des Mutterlandes; zumeist haben sie Waffen- und Münzrecht und Gerichtsbann — kurz, eine kommunale Selbständigkeit, die an die freien Reichsstädte bei uns und besonders an die germanischen Vorposten in slawischen Ländern erinnert hat. Überall lebt blühender Handel und reiche industrielle Tätigkeit auf; die Städte strahlen von Tempeln und Säulenhallen, von Theatern und Gymnasien, von Bädern und Wasserleitungen: das zu Alexanders Zeit neu erbaute Priene bei Milet hat uns dank den Ausgrabungen der Berliner Museen wie ein anderes Pompeji das anschauliche Bild einer solchen griechischen Stadt erschlossen. Selbst um vorher vom Staat nicht beachtete geistige Interessen, wie das Schulwesen, beginnen sich diese hellenistischen Städte namentlich in Kleinasien zu kümmern, in denen die hochentwickelte Kunst griechischer Rede bald ihre dem Stilgefühl einer neuen Zeit genehmen, hoch gefeierten Vertreter gefunden hat.

Es ist kein Zweifel: die Jahrhunderte des Hellenismus, namentlich unter dem Frieden und Gedeihen sichernden Römerregiment, haben weiten Bezirken des Ostens vielfach die höchste Blüte gegeben, die sie je erreicht haben. Eine Stadt wie Seleucia am Tigris hatte noch im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, nachdem das Seleukidenreich längst zerstört war, nach Plinius 600 000 Einwohner, selbstverständlich keineswegs auch nur überwiegend Griechen: mag die Angabe übertrieben sein oder nicht, die stolze Stadt hat jedenfalls auch gegenüber dem Partherregiment mehr als einmal sich um ihre Selbständigkeit jahrelang tapfer gewehrt. Im nördlichen Syrien, am Orontes, lag Apamea: wir sind durch eine lateinische Inschrift, die das doppelte Glück hatte, nach langer Verschollenheit wieder aufzutauchen und durch Mommsen jedem Echtheitszweifel entrückt zu werden, darüber unterrichtet, daß die Stadt mit ihrem Territorium bei jener aus dem 2. Kapitel des Lukasevangeliums bekannten Volkszählung des Statthalters P. Sulpicius Quirinius, also um Christi Geburt, 117000 freie Einwohner hatte. Heute liegt hier nur ein armseliges Dorf. Von Apamea bis gegen das Meer finden sich die Ruinen von 100 Ortschaften auf einer Strecke von 20—25 deutschen Meilen; ganze Straßenzüge aus dem

Digitized by Google

4.—6. Jahrhundert stehen noch erkennbar da — aber die Öde der Verwüstung durch Erdbeben, Persereinfälle, Islam, ruht darüber. Es ist fast schauerlich zu lesen, wie „östlich von Hemesa (dem heutigen Höms), wo jetzt kein grünes Blatt und kein Tropfen Wasser ist, sich massenweise die schweren Basaltplatten ehemaliger Ölpressen gefunden haben" und der Reisende auf der ganzen Wegstrecke an den Ruinen von einstigen Villen und Dörfern vorbeireitet. Kleinasien hieß damals das Land der 500 Städte. „Wo immer," sagt Mommsen, „ein von der Verwüstung von anderthalb Jahrtausenden vergessener Winkel des Landes sich der Forschung erschließt, da ist das erste und mächtigste Gefühl das Entsetzen, fast möchte man sagen, die Scham über den Kontrast der elenden und jammervollen Gegenwart mit dem Glück und dem Glanz der vergangenen Römerzeit." Das Römertum ist aber auch hier nur das sichernde und bewahrende Element gewesen: ein Regiment, das mit all seinem Steuerdruck doch wenigstens in der Kaiserzeit nach dem Zugeständnis des Altmeisters unserer Orientalistik, Theoder Nöldekes, weit besser war als irgendeine morgenländische Verwaltung sein konnte. Aber geschaffen hat all diese nun längst in Trümmer gesunkene Herrlichkeit eben der Hellenismus.

In den Makedonen und Hellenen, die dazu aufgeboten wurden, die neuen Städte zu besiedeln, darf man sicherlich nicht eben Träger der höchsten geistigen Kultur und Gesittung sehen. Aber eines brachten sie mit, was von nie zu überschätzender Bedeutung war: das einigende Band dieser tief ins Innere von Asien sich erstreckenden neuen Reiche, die griechische Sprache. Sie ist in diesen Jahrhunderten und weit in die christliche Zeit hinein, vielfach bis zum Beginn der islamischen Bewegung, die Weltsprache im Osten gewesen. Was solcher Besitz einer weltbeherrschenden Sprache bedeutet, haben wir bitter genug im Weltkrieg erfahren müssen, wo unser Wort so oft wirkungslos zu Boden fiel, indes jede englische und französische Lüge und Hetzrede mit der Kraft des originalen Wortes durch alle Erdteile drang und Widerhall weckte. Die griechische Sprache hat in der Zeit des Hellenismus immer mehr die Dialekte zurücktreten lassen und sich zu einer Gemeinsprache, zur Koiné, entwickelt, die auf Grund der attischen Literatur unter starkem Einfluß des jonischen Wortschatzes über die Inseln des Ägäischen Meeres in die fürstlichen Kanzleien und neu erstehenden Städte des Ostens vordrang. Das Griechische wurde dort überall die Amtssprache und die Sprache des internationalen politischen und wirtschaftlichen Verkehrs. Man konnte noch im 2. Jahrhundert nach Christus vom Euphrat bis zum Golf von Biskaya und von den Nilkatarakten bis nach der taurischen Krim mit dieser einen Sprache in jeder größeren Ansiedelung sich verständlich machen. Gewiß waren da Unterschiede vorhanden: die Künste des abessinischen „Königs der Könige" Ezana (erste Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Christus), der für ein undeklinierbares griechisches Zahlwort einen neuen Dativ erfindet, und des aufgeblasenen kleinen Nubierhäuptlings Silko, der in seinen wilden Drohungen gegen seine Feinde die griechische Sprache um ein Perfectum futuri nach koptischem Vorbild bereichert, haben ihre Gegenbilder

Digitized by Google

in den groben Sprachschnitzern auf parthischen Münzen und in den Inschriften syrischer Kaufleute in Trier mit ihren grotesken lateinisch-griechischen Neubildungen. Aber die große Spracheinheit war bei alledem da, und sie ist dann auch der Träger des Christentums geworden.

Mit der Sprache zieht die griechische Literatur in den Orient. Von ihrer Wirkung auf den grundverschiedenen Geist der Orientalen darf man nicht zu viel erwarten. Für die Erneuerung eines homerischen Epos oder einer attischen Tragödie und Komödie fehlt hier jede Voraussetzung. Immerhin ist es bemerkenswert, daß eines der ältesten uns erhaltenen Werke der syrischen Literatur, das berühmte „Buch der Gesetze der Länder" (aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts nach Christus) für die Behandlung wissenschaftlicher Fragen in griechischem Geiste auch die charakteristisch griechische Form des Dialogs beibehält; und diese Schrift ist nach Nöldeke keineswegs der Anfang, sondern eher der Ausläufer einer wissenschaftlichen syrischen Literatur. Stärker und dauernder als der formelle war ohne Zweifel der stoffliche Einfluß der griechischen Literatur auf den Osten. Noch im 8. Jahrhundert ist das Interesse einzelner, freilich wohl nur enger Kreise des fernen Orients an den Gestalten der griechischen Dichtung groß genug, daß Theophilus von Edessa, der christliche Hofastrolog des Kalifen Al-Mahdi in Bagdad, den Homer in das Syrische überträgt. Am stärksten wurde die Freude an der griechischen Dichtung wachgehalten durch die griechischen Bühnenkünstler, die Vereine der Schauspieler und Mimen, die im Orient von Hof zu Hof und von Stadt zu Stadt zogen. Die Herrscher des Ostens, selbst die von Armenien und die Partherkönige, bringen ihnen das lebhafteste Interesse entgegen: Tigranes der Armenier gründet in seiner Residenz ein Theater, und am Partherhof spielt, wie uns Plutarch erzählt, gerade als der abgeschnittene Kopf des unglücklichen römischen Triumvirn Crassus in den Bankettsaal geschleppt und dem Partherkönig zu Füßen gelegt wird, der griechische Schauspieler Jason die große Szene aus den Bakchen des Euripides, wo Agaue in bakchischer Raserei den Kopf ihres Sohnes Pentheus am Thyrsosstab hereinträgt. Der Verbündete jenes Partherkönigs, der Armenier Artavasdes, verfaßt nach Plutarchs Bericht selbst Tragödien, Reden und Geschichten, natürlich in griechischer Sprache. Die begreiflicherweise immer wieder auftauchende Annahme von einem Einfluß der griechischen Bühnenkunst auf die Entstehung des Dramas der Inder wird freilich von den Indologen aus chronologischen und sachlichen Gründen jetzt durchweg abgelehnt.

Der griechischen Philosophie kommt manches im Wesen des Orientalen entgegen: der Trieb zu logischer und formalistischer Gliederung, eine starke Schätzung des Gutes der Erkenntnis, auch eine tiefe Neigung zu jenem betrachtenden und beschaulichen Leben, dessen wissenschaftlich schöpferische Form Aristoteles auf der Höhe der griechischen Forschung in unsterblichen Worten als die Krone eines menschenwürdigen Daseins verklärt hat. Für die hellenistische Philosophie hat der Orient selbst manche Vertreter gestellt: der Gründer

Digitized by Google

der Stoa, Zeno, dessen Vater Mnaseas, d. h. wohl Manasse hieß, war vermutlich halb phönikischen Blutes, und der Platoniker Kleitomachos hieß ursprünglich Hasdrubal und war von Geburt Karthager. Die bedeutsamste Eroberung gewinnt die hellenistische Spekulation an dem alexandrinischen Juden Philo, dessen Gedankenwelt griechische Philosophie und Altes Testament zu verbinden sucht. Die Haupteinwirkung der griechischen Philosophie auf den Orient liegt freilich doch erst viele Jahrhunderte später. Zwar hat die zeitweilige Auswanderung der nach 529 von dem siegreichen Christentum vertriebenen letzten Vertreter der Schule von Athen an den Hof des Perserkönigs Chosroes I., für den sie eine Reihe von platonischen Dialogen übersetzen und philosophische Streitfragen bearbeiten, kaum tiefergehende Wirkungen gehabt. Aber die Aristoteliker und Mediziner von Gandisapora in Persien und die Schulen der syrischen Nestorianer in Edessa und Nisibis haben zahlreiche Werke der griechischen Philosophen in die syrische Sprache übertragen und syrische Gelehrte die aristotelische Naturphilosophie, Logik und Theologie in neuplatonischer Fassung auch den Arabern vermittelt, die dann für die Scholastik des späteren abendländischen Mittelalters von höchster Bedeutung wurden.

Wie die Philosophie, so tragen die Griechen auch die exakte Wissenschaft und eine hochentwickelte Technik in den Orient. In Babylon war mehr als alles andere die Beobachtung des gestirnten Himmels mit religiös begründeter Aufmerksamkeit durch Jahrhunderte sorgfältig gepflegt worden. Die Griechen haben diese Erkenntnis, deren Tradition auch nach Alexander noch keineswegs ausgestorben war und deren literarischer Niederschlag sich neuerdings in griechischen Übertragungen aus dem Babylonischen nachweisen ließ, zur mathematisch begründeten, von religiösen Vorurteilen freien Wissenschaft ausgebildet und dieser im 2. Jahrhundert vor Christus selbst auf dem Boden von Babylon Anerkennung erzwungen. Es wirkt wie ein Symbol des siegreichen Vordringens des hellenischen Geistes, daß die grundstürzende Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne, die im 3. Jahrhundert vor Christus der große Grieche Aristarchos von Samos entdeckt und ausgesprochen hatte, im 2. durch einen Ostgriechen oder hellenisierten Babylonier, den „Chaldäer" Seleukos, gerade da verkündigt wurde, wo der orientalische Gestirnglaube gethront hatte und noch thronte, in Babel.

Das bisher umrissene Bild der schöpferischen Betätigung des Hellenentums in Asien wäre unvollständig, wenn wir nicht auch die Leistung der Griechen in der Entdeckung des Orients selbst, seiner Natur und Geschichte, kurz betrachten wollten. Die Griechen erst erfaßten den Orient im ganzen und einzelnen mit ihrer „Historia", ihrer Länder- und Völkerkunde und ihrer Geschichtsforschung. Auch der Orient hat jederzeit den Trieb empfunden, die eigenen Taten in gewaltigen Inschriften und Reliefs zu verewigen, und manche Bücher des Alten Testaments, dann der syrischen, armenischen, vor allem der arabischen Literatur gehören, wie Nöldeke betont, durchaus in die Reihe der guten Geschichtswerke. Und doch wird im ganzen Jakob Burckhardts Wort bestehen

Digitized by Google

bleiben, daß „erst die Griechen durch ihre Weltkunde, außer ihrem eigenen Wesen, auch das aller anderen Völker beleuchteten, während diese immer nur auf sich selbst achteten, auf ihre Königsburgen, Tempel und Götter". Es ist wohl stets im Orient durchschnittlich so gewesen, wie es Snouck für die Gelehrten von Mekka beschreibt: „Es gibt im Islam für jedes Zeitalter eine eigene Brille, durch die man allein die Vergangenheit betrachten darf." Ein schlagender Beleg dafür ist die Tatsache, daß die offizielle Historiographie der persischen Sassaniden den Zeitraum zwischen dem letzten Dareios und dem ersten Sassaniden von 558 auf 266 Jahre reduziert und die zur Fremdherrschaft gestempelte Arsakidenzeit einfach aus der Geschichte Irans herauszukorrigieren versucht. Geradeso kehrt eine indische Quelle die Aufeinanderfolge von griechischen und indoskythischen Königen einfach um.

Historische Teilnahm- und Kritiklosigkeit ist eben doch im großen und ganzen für den Orient zu allen Zeiten typisch gewesen. Ja selbst die alte nationale Größe wurde oft so gut wie völlig vergessen. „Durch Europa," sagt C. H. Becker in seiner interessanten Rede über das türkische Bildungsproblem (Bonn 1916), „erfuhr der Orient von seiner eigenen großen Vergangenheit; selbst gebildete Leute, die Saladin heißen, pflegen nichts von ihrem großen Namensvetter zu wissen. Erst durch die Berührung der europäischen Wissenschaft lernte man die altorientalische und mittelalterliche Welt des Ostens kennen." Es ist im Altertum nicht viel anders gewesen. In Wahrheit muß selbst das Land und seine Grenzen vielfach erst durch die unersättliche Fragelust der Griechen vor und nach Alexander, ja vor Herodot, entdeckt werden, an der das wissenschaftliche Interesse ebenso großen Anteil hat wie das praktische. Alexanders des Großen Zug war auch eine wissenschaftliche Entdeckungsfahrt größten Stils: sein Generalstab hatte eine topographische Abteilung, die sogenannten Bematisten oder Schrittmesser; überall läßt er seltene Pflanzen sammeln, die dann der Schüler des Aristoteles, Theophrastos, zu einer gewaltigen Erweiterung und Vertiefung des botanischen Wissens verwertet, und Berichte über alle merkwürdigen Naturerscheinungen, auch über das alte Rätsel der Nilschwelle aufzeichnen; seine ägyptischen Nachfolger gründen in Alexandria einen zoologischen Garten mit Raubtieren, Straußen, Schlangen und Antilopen. Er läßt überall die Küsten verfolgen; den Seeweg von Indien nach dem Euphrat erforscht sein Admiral Nearch, das Kaspische Meer Patrokles, der Flottenbefehlshaber des ersten Seleukos; und der Erschließung des Roten Meeres durch den Hellenismus schreibt Droysen keine geringere Bedeutung zu als später der Eröffnung des Seewegs nach Indien um das Kap.

Und so erwächst auch über die asiatische Geschichte in den ersten Jahrhunderten des Hellenismus eine gewaltige Literatur in griechischer Sprache, von der nur mehr oder weniger kostbare Trümmer auf uns gekommen sind, von den babylonischen, ägyptischen, indischen Geschichten des Berossos, Manetho, Megasthenes bis zu den Kompilationen des Alexander Polyhistor zur Zeit des Sulla. Wieviel arge Kritiklosigkeit, naive Unkenntnis, phantastische Überschwenglich-

Digitized by Google

keit sich darin auch breit machte — ein Thukydides ist auch dem Hellenentum nur einmal erstanden —, immer ist doch ein Stück guten Willens zur Erkenntnis und Würdigung des Fremden oder wenigstens etwas von jener wissenschaftlichen Neugier zu finden, die zum Sehen und Erzählen treibt. Dazu kommt die logische Klarheit des griechischen Denkens und der griechischen Sprache. Wer den orientalischen Vorstufen der griechischen Wissenschaft nachgeht, wird oft auch da, wo die Griechen nur Altüberliefertes benützen und weitergeben, die Empfindung haben, als falle erst mit diesen griechischen Berichten das helle Licht des Tages in die schwer faßbare Welt des Ostens.

Und noch einen Vorzug haben die in griechischer Sprache überlieferten Nachrichten, den man so oft fühlt, wenn man sich mit orientalischen Zeugnissen herumschlagen muß: eine bei aller Mangelhaftigkeit doch im Groben feste Chronologie, die Autor und Tatsache zu datieren erlaubt. Es ist bezeichnend, daß die Seleukidenära eine so dauerhafte Schöpfung werden konnte, daß sie sich noch unter den Kalifen, ja im Kirchengebrauch der syrischen Christen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Außer der mohammedanischen Ära gibt es im Orient kaum etwas, was sich damit vergleichen ließe.

II

Das Wort vom Salz der Erde scheint wie geschaffen für jenes Hellenentum, das in den Osten gezogen war, um ihn schöpferisch umzugestalten, zu bereichern und zu vertiefen. Und dennoch — trotz all der glänzenden Erfolge dieses Vordringens: der Orient bleibt im großen und ganzen fest bestehen, wie er ist, ein starrer Fels, den die bewegliche Welle umspült. Sie läßt seine Oberfläche nicht unverändert und mag ihn völlig überfluten, aber er verharrt in unerschütterlicher Kraft. Hat doch der Orient zuletzt sogar über die Gestalt seines Bezwingers, Alexanders des Großen, triumphiert: von seiner Fabulistik ganz umsponnen und zum orientalischen Märchenkönig umgeschaffen ist er der Phantasie der Völker in Ost und West erst ganz vertraut geworden.

Nirgendwo ist diese Unüberwindlichkeit orientalischen Wesens unmittelbarer zu spüren, als in der bildenden Kunst, so tief und weit der griechische Einfluß gerade hier wirken mußte und tatsächlich gewirkt hat. Aus der Entwicklung eines Jahrtausends können hier freilich nur einige wenige bezeichnende Züge herausgegriffen werden. Die hellenische Plastik schafft den Orientalen neue Göttergestalten, wie jenen Sarapis, den die Religionspolitik der Ptolemäer mit Beihilfe griechischer und ägyptischer Priester ihren Untertanen als einen beiden Nationen gemeinsamen Gott nahebringen wollte; auch sein Name sollte zu den Ägyptern sprechen, aber die Gestalt, die ihm der attische Bildhauer Bryaxis gab, war so gut wie rein griechisch, eine wundersame Neubildung, in der die Majestät des Göttervaters Zeus, das menschenfreundliche Erbarmen des milden Arztes Asklepios und die düstere Schwermut des Totengottes vereint nachklingen. Im kleinen sprach zum Orient jede hellenistische Münze, die mit griechischer Beischrift das Bild der Diadochen und ihrer Nachfolger zeigte, im

Digitized by Google

großen aber die Tempel, Hallen, Theater, Statuen und Gemälde der neuen Städte und der Prunk des höfischen Lebens eindringlich von der Schöpferkraft der freien hellenischen Kunst. Ihre Formen haben sich im Laufe der Jahrhunderte über ganz Asien verbreitet: die buddhistische Kunst Indiens verrät in ihren Gandharaskulpturen auch dem wenig geschulten Blick sogleich den griechischen Einschlag; die deutsche Turfanexpedition hat in den Höhlenanlagen von Chinesisch-Turkestan die Nachwirkung antiker Vasenbilder gezeigt, und über dieses Ost-Turkestan kommt mit gewissen grundlegenden Methoden einer Zeitrechnung, die noch heute weithin im Orient gilt und die aufeinanderfolgenden Jahre mit Tiernamen bezeichnet, auch ihre bildliche Darstellung aus Alexandria nach dem äußersten China und Japan, um noch immer dort weiterzuwirken. Die Baumeister und Künstler der Omaijaden in Damaskus (661—750) waren meist griechischer Herkunft. In einem Denkmal dieser Zeit, wie dem von Alois Musil entdeckten einsamen Badeschloß in der Moabiterwüste lebt noch um 750 nicht wenig von der freie Anmut und Leichtigkeit hellenistischer Kunst.

Und doch würde es einseitig und falsch sein, wollte man die Früchte dieses orientalischen Hellenismus ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in die griechische Entwicklung einreihen. Oft kommt unter dem griechischen Firnis das asiatische Wesen unverhüllt zum Durchbruch. Der Akanthus wirkt zuletzt, wie an der frühislamitischen Fassade von Mschatta im Berliner Museum, nur mehr wie eine ererbte fremde Dekoration neben der echt orientalischen Ornamentik. Die plumpe griechische Nike, die auf einem bekannten Monument dem Blitzgott von Doliche am Euphrat, dem von den römischen Soldaten auch in den Westen getragenen Jupiter Dolichenus, zuschwebt, kann über die Barbarenart dieses Gottes nicht hinwegtäuschen, und das prahlende Grabdenkmal des syrischen Kleinfürsten Antiochus von Kommagene, der sich selber einen Philhellenen und Hellenensproß nennt, aber zugleich seiner Abkunft von den persischen Achämeniden stolz gedenkt, gibt im ersten vorchristlichen Jahrhundert ein typisches Bild des Synkretismus zwischen Orient und Okzident, das nicht nur in der ungriechischen Tracht und ungeschlachten Bildung seiner Götter- und Königsgestalten und der Profilstellung aller Köpfe auf den Reliefs, sondern in seiner ganzen kolossalen Anlage der Kunst des alten Orients viel näher steht als dem feinen Maßhalten griechischen Geistes. Das unruhig lebensvolle Barock der Tempel von Baalbeck und Palmyra bis zu dem grotesken Mißbrauch griechischer Bauformen im Isistempel von Petra ist wohl schwerlich als römische Reichskunst von Rom aus in die Provinz getragen worden, sondern umgekehrt als ein Erzeugnis des orientalischen Geistes mit den Religionen des Ostens nach Rom vorgedrungen; es ist doch wohl vielmehr Hellas in der erstickenden „Umarmung des Orients". Noch sind alle Fragen hier im Flusse: aber seit namentlich das stürmische Temperament und die umfassende Denkmälerkenntnis eines Forschers wie Joseph Strzygowski den Blick weit über die griechisch-römische Kunst des Mittelmeerbeckens hinaus zu den türkischen und arischen Wandervölkern Asiens geführt hat,

Digitized by Google

wird man den beherrschenden Asianismus in diesen Kunstdenkmälern nicht mehr dauernd übersehen können.

Es ist zuletzt doch, als ob die titanischen Urkräfte des Ostens sich gegen die Eindringlinge, die hellenischen Olympier wieder in alter Macht erhoben hätten. Einige Gründe für diesen weltgeschichtlichen Vorgang sollen im folgenden in Kürze bezeichnet werden.

Der alte Orient ist weit entfernt, wirklich, wie die Griechen gemeinhin zu sagen pflegten, Barbarenland zu sein. Die Griechen wußten das selber sehr viel besser, als man sich zumeist vorstellt, so unvergleichbar auch in Wahrheit die griechische Bildung durch ihren Reichtum, ihre freie Beweglichkeit und ihre wissenschaftliche Grundlage überwog. Nicht bloß die naive Bewunderung Herodots ist jederzeit bereit, diese alten Kulturen in ihrem Alter und ihrer Bedeutung für das Griechische sogar weit über die für die Vorzeit zutreffenden Tatsachen hinaus anzuerkennen: auch bei Plato hören wir jenen greisen ägyptischen Priester zu dem Athener Solon sprechen: „Ihr Griechen bleibt stets Kinder — ihr habt keine vom Alter graue Überlieferung."

Aber auch der Orient weiß das oder fühlt es. Immer wieder regt sich die nationale Reaktion gegen die fremden Eindringlinge. Élégance et dépravation — die schneidende Charakteristik, mit der man in Ost und West das französische Wesen zu bezeichnen pflegte, gibt nach dem Worte eines französischen Forschers wohl auch die Stimmung wieder, in der die Orientalen zumeist die hellenische Art betrachteten und ablehnten. Es muß auffallen, wie schwach doch im großen und ganzen in den späten ägyptischen Tempeln etwa um Christi Geburt der Einfluß der griechischen Kunst und Religion sich zeigt: es paßt gut dazu, wenn man hört, daß in Ägypten griechische Malereien mit Pharaonenbildern und altägyptischen Göttergestalten übermalt sind. In Persien ist die nationale Reaktion unter den Arsakiden noch milde, obgleich schon der greise Tiberius aus dem Mund des Partherkönigs Artabanos nach Mommsens prägnanter Zusammenfassung ein drohendes „den Orient den Orientalen" vernehmen muß. Die Sassaniden aber (seit 226 nach Christus) lassen sofort die griechischen Münzaufschriften verschwinden. Im Judentum ist der Hellenismus mit der Zerstörung von Jerusalem und den Kämpfen unter Hadrian zu Ende: das Talmudjudentum setzt ein, und die griechische Übersetzung des Alten Testaments, die Septuaginta, wird als ein Abfall empfunden gleich dem Tanz um das goldene Kalb. Das Judentum löst sich selbst von der großen Einheit der vom Hellenismus verbundenen Welt, und von da ab erst wird es dauernd zum Odium generis humani, zum Haß und zum Hasser des übrigen Menschengeschlechtes, Ahasver, fluchbeladen und unsterblich, sich selbst und allen anderen Völkern ein Problem und ein Schicksal.

Die Landessprachen sind auch unter dem Regiment der Diadochen und der Römer nirgendwo wirklich erloschen. Wohl herrscht im amtlichen Verkehr und in den Städten überall das Griechische. Aber in den weiten Landschaften sind die Nationalsprachen, oft ohne irgendwie von einer Literatur getragen zu werden,

Digitized by Google

stets im Gebrauch geblieben, und das nicht etwa nur im fernsten Osten. Das Aramäische hat sich in der Kaiserzeit in Palmyra wie im Nabatäerreich bis nahe an Medina erhalten. Babylonische Tontäfelchen mit astronomischen Aufzeichnungen in der Originalsprache haben wir noch bis dicht an die Zeit vor Christi Geburt. Man spricht Phrygisch und Kappadokisch noch im 5. Jahrhundert, wie Karl Holls Beobachtungen gezeigt haben. Hier liegt der Grund, warum die christliche Kirche Übersetzungen der Bibel in die Landessprache (selbst beispielshalber ins Nubische) und die Predigt in diesen Sprachen zulassen mußte. Im ganzen aber kommt die Landessprache mehr den Sekten zugute: die katholische Kirche fußt auch im Osten auf der Einheit der herrschenden griechischen Kultursprache, wie sie von der Einheit des römischen Weltimperiums getragen und sein Erbe geworden ist.

Den Griechen selber konnte es manchmal drohen, im Osten ihre Sprache und ihr Volkstum einzubüßen. „Die Makedonier," sagt einmal bei Livius ein römischer Feldherr, „die Seleucia und Babylon und andere in aller Welt zerstreute Kolonien besiedelt haben, sind zu Syrern, Parthern, Ägyptern entartet." Die Mischkultur, die sich in den größten Städten des Hellenismus wie Antiochia und Alexandria entwickelt hat, war wenig erfreulich; auch wenn man Juvenals Wutausbruch über den Orontes, der seinen Abschaum in den Tiber ergießt, nicht zu schwer nimmt, haben wir genug abschreckende Einblicke in das freche und üppige Treiben des Straßenpöbels im Völkergemisch von Alexandria und in den bodenlosen Leichtsinn der syrischen Großstädte, die überallhin ihre Tänzer und Pantomimen und Zirkushelden exportierten, freilich auch ihre glänzenden Virtuosen der Rede. Eine stillgewordene Land- und Universitätsstadt wie das alte Athen mochte wohl mancher als eine Insel des Friedens und der prunklosen echten Bildung gegenüber dem lauten hellenistischen Barock des Ostens empfinden. Die entlegenen griechischen Städte aber waren sicherlich vielen ihrer griechischen Bewohner nur ein Exil. An hellenischem Nachschub mußte es ja fehlen. So mögen sie langsam und unaufhaltsam dem Aufgehen in der Urbevölkerung verfallen sein, gleich jenen Leuten von Borysthenes am Dnjepr, von denen Dio Chrysostomus von Prusa — der, einer aufdringlichen Zivilisation übersatt, als der Rousseau des 1. Jahrhunderts an der unteren Donau, in den Steppen des Schwarzen Meeres und in der Einsamkeit der Wälder von Euböa die unverdorbene Natur sucht — so rührend erzählt, wie sie den Fremdling aus Hellas anstaunen und glücklich sind, in ihrer Stadt, deren Mauern und Tempel mühselig noch geflickt werden, endlich einmal wieder einen guten Hellenen zu sehen, der zu ihnen von der Bildung der alten Heimat sprechen kann: sie selber haben, Tag und Nacht auf dem Wehrgang ihrer zerbröckelnden Mauern, auf der Wacht gegen ihre barbarischen Nachbarn, die Skythen, vom Klima gezwungen deren Tracht angenommen: selbst ihres Griechisch werden sie unsicher, und nur eines haben sie sich als die Bürgschaft ihres Zusammenhanges mit dem alten Hellas erhalten, ihre heilige Schrift, die sie treulich ihren Knaben von Generation zu Generation überliefern, die noch

Digitized by Google

heute gültige Urkunde der Zugehörigkeit zu einem höheren und freieren Menschentum — ihren Homer.

Wann gewinnt die orientalische Gegenbewegung gegenüber dem vordringenden Hellenentum die Übermacht? Leichter läßt sich vielleicht die andere ebenso allgemeine Frage beantworten: wann beginnt das Griechentum des Ostens schwächer und widerstandsloser zu werden? Die Grenze liegt wohl früher als man gerne annimmt: nicht erst um Christi Geburt, sondern schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christus. Nicht als ob nicht auch nachher noch eine reiche Nachblüte Auge und Geist erfreute; Gestalten wie der wackere Plutarch von Chäronea oder wie jener Dio Chrysostomus und noch der Meister des Neuplatonismus, Plotin, sind sicherlich Vertreter bester Hellenenart.

Aber die eigentlich schöpferische Kraft des reinen Griechentums, wenigstens in seinem Denken und in seiner Literatur, geht doch wohl um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christus ganz allmählich zu Ende. Man könnte die Tatsache in platonischer Art an zwei repräsentierenden Statuen veranschaulichen: einmal an jenem Aristarch von Samos, der im 3. Jahrhundert vor Christus die Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne, die kopernikanische Hypothese, aufstellt und damit den heiligen Herd des Weltalls, die Erde, in griechischer Kühnheit entthront; ihm gegenüber ließe sich das Bild des Stoikers Poseidonios (zu Sullas und Ciceros Zeit, aus dem syrischen Apamea) aufstellen, der sich sicherlich durchaus als echter Nachfolger des Plato und Aristoteles und der älteren Stoa fühlt und dennoch die Atmosphäre des Orients vielleicht weniger in die griechische Wissenschaft als in die gesamte Lebensempfindung des Hellenentums trägt.

Zwischen beide aber würde Hipparch aus dem bithynischen Nizäa gehören; ein großer Forscher echtesten griechischen Gepräges, ein Nachfolger all der großen griechischen Astronomen, die in strenger mathematischer Arbeit an der Erkundung der Gesetze des Weltbaues teilgenommen haben; aber schon mit seiner Seele der Mystik des Sternglaubens hingegeben.

Die Gnosis, die Erkenntnis durch Ekstase und Offenbarung, beginnt an die Stelle des Logos zu treten. Dieses Volk der rationalen Erkenntnis und der siegreichen Vernunft, von dem jede wissenschaftliche Arbeit auf Erden ausgeht, wird langsam den Religionen des Ostens dienstbar.

Wohl haben sich die Griechen sehr entschieden gegen einen der orientalischen Götter gewehrt, der sonst weithin das römische Reich sich eroberte: gegen den persischen Mithras. Es ist merkwürdig, wie stark der alte Haß gegen das Persertum sich auch hier noch geltend macht: die Karte, die Franz Cumont von der Verbreitung des Mithraskultus in seinem großen Werke gegeben hat, zeigt in Griechenland und in fast ganz Kleinasien einen großen weißen Fleck; kein einziges Mithrasheiligtum ist da gefunden worden, wo das Griechentum am reinsten war. Das wird nicht bloß daran liegen, daß es dort keine größeren römischen Besatzungen gab, die sonst diesen Soldatengott durch die Welt tragen: auch die Abneigung des Griechentums gegen den alten Erbfeind wird mit-

Digitized by Google

spielen, von dessen Niederwerfung in Marathon und Salamis die Griechen in diesen Zeiten ihrer politischen Ohnmacht lieber als je ihre Redner deklamieren hörten.

Aber den anderen Göttern des Ostens hat das Griechentum nicht die gleiche Widerstandskraft gezeigt. Der leidenschaftlich erregte Dienst der phrygischen Bergmutter, der Kybele, und ihres Geliebten Attis mochte an die Zeiten erinnern, wo der Kult des Dionysos einst wie ein Sturm durch Griechenland gebraust war, und das geheimnisvoll widrige Mysterium der Bluttaufe zur Osterzeit gab die Versicherung der Auferstehung: in aeternum renatus, „auf ewig wiedergeboren," nennt sich der Myste, der durch dieses Bad der Erneuerung gegangen ist. Tiefer noch ging die Wirkung des Isisdienstes, des Kultus der göttlichen Mutter mit ihrem Knaben Horos auf dem Schoße oder an der Brust; der täglich zweimalige stille Gottesdienst im Isistempel — bei Tagesanbruch in der morgendlichen Stille und gegen Abend vor Schluß des Heiligtums — mit seiner festen und strengen Liturgie und dem Prachtbild der Göttin, „das von Gold und Juwelen strotzte, mehr als eine spanische Madonna", und der Zauber ihrer Frühjahrsprozessionen hat die Griechen auf den Inseln des Ägäischen Meeres zeitig ergriffen.

Und endlich die Religion des Ostens, die alle anderen zuletzt besiegt hat, das Christentum! Es hat seinen Weg bereitet gefunden durch Alexander den Großen und seine Nachfolger. Es ist Städtereligion: je größer die Stadt, desto mehr Christen, während die heidnischen Kulte allmählich hinausgehen auf die Dörfer, zu den pagani. Der ursprüngliche Sinn dieses noch dem Mittelalter geläufigen Ausdrucks für die Heiden ist allerdings ein anderer gewesen (er hat ursprünglich wohl die Zivilisten im Gegensatz zu den Soldaten bezeichnet, im Mund der Christen also diejenigen, die nicht zum Fahneneid Christi geschworen haben, nicht milites Christi geworden sind); doch gibt das Wort auch in jenem neuen Gebrauch für die zurückgebliebenen Leute des Dorfes den geschichtlichen Tatsachen späterhin einen treffenden Ausdruck. Das Christentum hat zum Hauptträger die griechische Sprache; und daß es verstanden hat, trotz aller schroffen Gegensätze zuletzt doch die in dieser geborgene griechische, d. h. eben die gesamte weltliche Bildung — welche andere hätte es denn sonst gegeben, als eben die griechische, deren Tochter die lateinische war? — in sich aufzunehmen und über Rom und Byzanz dem Mittelalter und der neuen Zeit zu überliefern, wie einst nach dem immer neu zitierten Vorbild aus dem Alten Testament die Juden die heiligen Gefäße der Ägypter mitgenommen und zum Bau des Allerheiligsten verwendet hatten — das hat wesentlich dazu beigetragen, dem Christentum die Übermacht über die konkurrierenden Kulte des Ostens zu geben. Hätten nicht die humaneren Anschauungen der Alexandrinischen Schule, der großen Kappadokier und des Augustin gesiegt, sondern der wilde Haß der Orientalen, des Assyrers Tatian und des Karthagers Tertullian, so wäre es, wie Zielinski einmal treffend gesagt hat, mit dem Christentum wohl ebenso ergangen wie mit dem Islam nach der Vernichtung der Führer der persisch-arabischen Aufklärung durch die radikal-

Digitized by Google

islamitische Partei: die Erstarrung hätte sich langsam und unabwendbar vollzogen. So aber wurde die Verbindung von hellenischer Bildung und christlichem Glauben das große Schicksal der weiteren Menschheitsgeschichte.

Möglich aber war diese Lösung doch nur deshalb, weil das Griechentum des Ostens seine Seele in den Jahrhunderten langsam verändert hatte, wo der Orient darauf einzuwirken vermochte. Wohl hatte die Verehrung des göttlichen Herrschers, deren eigentlich entwürdigende Formen das Griechentum doch noch jahrhundertelang bis auf Diokletian abgelehnt hat, auch mancherlei Vorstufen in rein griechischem Fühlen und Glauben, und der Jubel, mit dem man in Athen am Ende des 4. Jahrhunderts den Demetrios Poliorketes als rettenden Sonnengott begrüßte, hat noch nichts mit dem Orient zu tun. Die Stimmung, aus der die Griechen nach den furchtbaren Erschütterungen und Leiden der römischen Revolutionsjahre den Friedensfürsten Augustus als den von der Vorsehung gesandten Erretter und Erlöser preisen, mit dessen Geburtstag, als dem Beginn der durch ihn in die Welt gekommenen „frohen Botschaft", die Griechenstädte Kleinasiens künftig ihr bürgerliches Jahr beginnen wollen — diese in der Inschrift von Priene (9 vor Christus) so ergreifend zu uns sprechende Stimmung ist aus der Not der Zeit gar wohl verständlich. Und doch erinnert die kosmische Verknüpfung, die den Geburtstag des Gottkaisers dem Anfang aller Dinge gleichsetzt, ebenso wie die märchenhaften Züge in Virgils Verkündigung des von aller Welt ersehnten, von Schuld und Elend erlösenden Heldenkindes mehr an den Glauben des Ostens, als an die ferne Welt Homers oder der Tragiker.

Es ist ein neues Griechentum, dieser späte Hellenismus, dessen charakteristischer Vertreter Apuleius seinen Helden so gläubig und willenlos sein Seelenheil seinem geistlichen Vater anvertrauen läßt, von dem er in die Mysterien des Sarapis und der Isis eingeweiht wird; dieser Hellenismus, dessen eitles rhetorisches Virtuosentum in der Person des größten Redners des 2. nachchristlichen Jahrhunderts, des Aelius Aristides, die Welt von seinen nervösen Schwächezuständen und seinen wunderbaren Heilungen durch Asklepios unterhält; jener Hellenismus, der in dem Tempel der alteinheimischen Gottheiten Lydiens sich zum öffentlichen Bekenntnis seiner Sünden herabläßt und auf eine Art Gnade von den Göttern und ihren Priestern erbettelt, deren unmännliche Zerknirschtheit noch der echte Grieche Plutarch als einen verächtlichen Aberglauben empfindet; der Hellenismus, der in Alexandria und Rom und Athen und Konstantinopel in den Zaubertraktätchen und Verfluchungstafeln alle bösen Geister durch den Höllenzwang der Magie im sinnlosen Gestammel unverstandener asiatischer Worte sich dienstbar machen will und dessen Philosophie sich im späteren Neuplatonismus zuletzt mit allen Göttern und Dämonen des Ostens belädt. Sein Führer Jamblich, der wie kein anderer auf Julian den Abtrünnigen eingewirkt hat, fühlt sich durchaus als Orientalen und im schroffen Gegensatz zu der Leichtfertigkeit der Griechen.

Dieses neue veränderte Hellenentum ist von dem Ideal der Freiheit des Weisen, das wenige noch sich aufrecht erhalten, herabgesunken zur Sklaverei der

Digitized by Google

Ananke, der zwingenden Macht des Kosmos, dessen in den ewigen Sternen des Himmels geschriebenem Gesetz ein jeder willig oder widerstrebend folgen muß.

Wir wollen nicht vergessen: auch bei solchem Glauben an die Allmacht des Kosmos hat sich Menschenwürde noch erhalten können. Nicht in müder Schwäche, sondern aus der Kraft eines reinen Willens findet Marc Aurel die Ergebung in das große Gesetz der Welt und den Weg in sein Inneres, zu dem gottverwandten Dämon in der eigenen Seele. Und das Pantheon des Hadrian in Rom mit seinem wundervoll einheitlichen Innenraum, vielleicht das Werk eines orientalischen Griechen, des Apollodor aus Damaskus, in seiner grandiosen Kuppel mit den Sternrosetten und der Ebenmäßigkeit seiner Verhältnisse nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen ein „Ebenbild und Gleichnis des Weltalls" — dies Bauwerk, mit dem sich unter den uns erhaltenen des Altertums an unmittelbarer Wirkung auf uns wenige vergleichen lassen, ist doch auch eine Schöpfung jenes orientalisierten Griechentums. Kein Weihnachtsfest und kein Ostern, kein Sonntag und kein Marienfest wird in der weiten Welt gefeiert, in dem nicht ein Nachklang der stimmungskräftigsten Elemente dieses orientalischen Hellenismus mitschwänge. Aber von der herben und heroischen Strenge des alten Griechentums darf man hier nichts mehr suchen.

Will man aufs kürzeste die seelische Entwicklung des Griechentums veranschaulichen, so kann nichts so geeignet dazu erscheinen, als jene Art des Gemütsausdruckes, in welcher der Mensch am unmittelbarsten verrät, was er wünscht und hofft und fürchtet — das Gebet. Drei griechische Gebete möchte ich als Symbole der Wesensart von drei verschiedenen Lebensaltern des Griechentums zum Schlusse hier anführen.

Das erste mag jenes Gebet der Lakedämonier sein, das in einem der zu Unrecht unter Platos Namen gehenden Dialoge überliefert ist. Ein kurzer, gut „lakonischer" Wunsch. Die Spartaner, heißt es dort, erbitten nichts weiter von den Göttern als *τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς* „das Schöne zu dem Guten". Das Gute und Schöne, ohne das ein Mensch dieser einfacheren Zeit nicht gerne leben mochte, wird etwa in dem beschlossen sein, was ein altes attisches Trinklied als die vier höchsten Güter des Mannes nennt: Gesundsein, Schönheit der Gestalt, Reichtum in Redlichkeit und Jungsein mit denen, die man lieb hat.

Das zweite Gebet, das eine neue Wendung griechischer Sinnesart verkörpern mag, richtet der platonische Sokrates unter der Platane am Ilissos, beim Murmeln des Baches und dem mittäglichen Zirpen der Zikaden, an Pan und die Nymphen und die anderen Gottheiten des heilig-schönen Ortes: *ὦ θεοί, δοίητέ μοι καλῷ γενέσθαι τὰ ἔνδοθεν* — „Ihr Götter laßt mich schön werden in meinem Innern." Das Griechentum, das dies vertiefte Gebet sprechen kann, hat zwei große Erlebnisse gehabt: die Tragödie und die Philosophie.

Das dritte Gebet aber, mit weitem Schritt über die Jahrhunderte hinweg, mag jener Dankesruf sein, den bei Apuleius der Novize im Isisdienst an die Göttin „mit dem süßen Erbarmen einer Mutter", die Herrin des Himmels und der Erde und der Unterwelt richtet, die Tag und Nacht den armen Sterblichen

Digitized by Google

ihre hilfreiche Rechte darreicht, die des Geschickes unentwirrbarste Fäden löst und dem Lauf schädlicher Sterne Einhalt gebietet: „Dich verehren die Himmlischen, scheuen die Höllengeister; du lenkst das All, erhellst die Sonne, trittst mit Füßen den Tartarus. Dir antworten die Gestirne, kehren wieder die Jahreszeiten, jubeln die Götter, dienen die Elemente. Auf deinen Wink wehen die Lüfte, regnen die Wolken, keimen die Saaten, wachsen die Keime. Vor deiner Majestät erschauern die Vögel, die am Himmel fliegen, die wilden Tiere, die in den Bergen irren, die Schlangen, die am Boden lauern, die Ungeheuer, die im Meere schwimmen. Ich bin zu dürftig an Geist, um deinen Ruhm zu preisen, zu arm an Gut, dir Opfer zu spenden. Hätte ich tausend Zungen, so könnte ich deine Majestät nicht genugsam verkünden. So will ich tun, was allein ein frommer, doch armer Mann vermag: dein göttliches Antlitz und deine heilige Majestät will ich für immer bewahren im Innersten meines Herzens."

In solch demütig-verzücktem Stammeln hätte kein Grieche der alten Zeit zu seinen Göttern gesprochen: jener stolzeren Zeit, wo Manneswürde nicht der Götterhöhe wich, wo Herakles den Himmel nicht erbetete, noch in Ekstasen zu sich niederzwang, sondern sich erkämpfte durch die heroische Tat. Von diesem späthelleniſtischen Gebet führt der Pfad nur vorwärts, zum Christentum, zu Augustin; keiner zurück in das alte Griechentum, dessen heilige Quellen in der allzu heißen Sonne des Orients langsam verrieselt waren.

Noch hat das Griechentum auch im Osten im Mittelalter mächtig weitergewirkt, vor allem in der Blütezeit der arabischen und der persischen Kultur: aber unvergleichbar stärker und tiefer war seine Nachwirkung auf dem Boden verwandter Volksart, in Europa in Ost und West, wo es immer von neuem, oft zurückgedrängt und immer wiederkehrend, Frucht getragen hat, und soweit Menschen voraussagen dürfen, weiter tragen wird, solange,

als noch rauschen die Ströme und grünen und blühen die Bäume.

*

Vielleicht ist es manchem Leser willkommen, einige Hinweise auf Darstellungen zu erhalten, in denen nähere Belehrung zu finden ist. Außer den Werken über die Geschichte des Hellenismus von Droysen, Beloch, Kärst, Bouché-Leclercq, dem unvergleichlichen 5. Band von Mommsens römischer Geschichte — mit Nöldekes Meisterkritik in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 39 —, Wilamowitz' „Staat und Gesellschaft der Griechen" (Kultur der Gegenwart II, IV, 1) und Harnacks „Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten" sei für einzelnes verwiesen auf H. Bretzl, Botanische Forschungen des Alexanderzugs, 1903; Chapot, Les destinées de l'Hellénisme au delà de l'Euphrate (Mémoires de la société des antiquaires de France 1904); Tarn, Notes on Hellenism in Bactria and India (Journal of Hellenic studies 22, 1902); Franz Cumont, Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum (deutsch von Gehrich, 1909); Karl Holl, Das Fortleben der Volkssprachen in Kleinasien (Hermes, Bd. 43); Enno Littmann, Ruinenstätten und Schriftdenkmäler Syriens, 1917. Zur Kunstgeschichte die zahlreichen Arbeiten von Joseph Strzygowski (u. a. „Hellas in des Orients Umarmung", Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1902, Nr. 40 u. 41); zuletzt das Werk über „Altai-Iran und Völkerwanderung", 1917 und als

Digitized by Google

Ausdruck vielfach entgegenstehender Meinungen Ludwig v. Sybel, Die christliche Antike, Bd. II, 1909, besonders die Einleitung: Orient und Hellas; F. Hirth, Fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst, 1896; A. Grünwedel, Die archäologischen Ergebnisse der dritten Turfanexpedition, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 41 (1909). Gute Zusammenfassung in Karl Woermanns Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, Bd. I und II, 2. Aufl., 1915.

Aus neueren Ergebnissen der Blutserumforschung

Von

Prof. Dr. H. Sachs (Heidelberg)

Die Lehre von der Physiologie und Pathologie des Blutes hat in den letzten drei Jahrzehnten durch das Aufblühen der Immunitätsforschung einen mächtigen Aufschwung erfahren. Das Ziel der Immunitätsforschung im engeren Sinne ist es, die Ursachen für den natürlichen oder erworbenen Schutz des Organismus gegenüber Schädigungen, vor allem gegenüber ansteckenden Krankheiten zu ergründen. Bei diesen Bestrebungen sind wir seit Behrings großer Entdeckung der Antitoxine mit neuen Eigenschaften der Blutflüssigkeit (des Blutserums) bekannt und zugleich in die Lage versetzt worden, die im Blute vorhandenen oder entstehenden Kräfte einer Reihe von praktisch bedeutsamen Fragen nutzbar zu machen. Der wesentliche Inhalt der Behringschen Entdeckung bestand bekanntlich darin, daß im Blute des Organismus nach Vorbehandlung mit Giften bakteriellen Ursprungs (Diphtheriegift, Wundstarrkrampfgift) Schutzstoffe oder Gegenstoffe (Antikörper) entstehen, die das Gift zu entgiften vermögen und dadurch dem Organismus einen Schutz gegenüber den schädlichen Wirkungen dieser Ansteckungsstoffe verleihen. Da diese Schutzstoffe des Blutes auch zur erfolgreichen Behandlung der bereits entstandenen Erkrankung benutzt werden können, dient das die Antikörper enthaltende Serum auch als Heilmittel für den erkrankten Menschen.

So entstand die Serumtherapie, an deren Aufbau Paul Ehrlich durch seine tiefgründige Analyse der Immunitätserscheinungen einen so gewaltigen Anteil nahm. Die Gesetzmäßigkeit, die für die Entstehung von Gegengiften (Antitoxinen) bei der Behandlung mit Diphtherie- und Wundstarrkrampfgift gilt, hat aber, wie sich späterhin gezeigt hat, eine viel allgemeinere Bedeutung. Die Gegenkörper im Blute entstehen nämlich nicht nur bei der Vorbehandlung des lebenden Organismus mit Krankheitserregern irgendwelcher Art (Bakterien, Protozoen, Giften bakteriellen, pflanzlichen oder tierischen Ursprungs), der Blutveränderung liegt vielmehr eine ganz allgemeine biologische Reaktionsfähigkeit des Organismus zugrunde, die sich prinzipiell gegenüber artfremden Eiweißstoffen äußert. Es ist daher gleichgültig, ob diese Eiweißstoffe giftig oder ungiftig sind, ob sie in Form von

Digitized by Google

Zellen organisierte oder einfach gelöste Eiweißsubstanzen darstellen. Der Organismus reagiert grundsätzlich in der nämlichen Weise, wenn ihm nur artfremdes Eiweißmaterial zugeführt wird. Das biologische Gesetz der Antikörperbildung ist daher zugleich ein Ausdruck für die biochemischen Merkmale, durch die sich die einzelnen Arten des Tier- und Pflanzenreiches unterscheiden.

Dem entspricht es, daß nicht etwa bei Zufuhr irgendwelchen Eiweißes oder irgendwelcher Zellen in den Organismus die gleiche (unspezifische) Veränderung eintritt, daß vielmehr gegenüber dem zur Injektion verwendeten Material eine weitgehende Differenzierung besteht. Die Veränderung, die das Blutserum nach der Vorbehandlung des Organismus mit artfremden Geweben oder Säften aufweist, ist durchaus spezifischer Art. Die Gegenstoffe oder Antikörper, die entstehen, wirken ausschließlich oder wenigstens in stärkstem Grade auf diejenigen Zellen oder Eiweißarten ein, durch die sie erzeugt sind. Dieser Umstand (die sogenannte Spezifität der Antikörper) macht das durch Vorbehandlung mit artfremdem Material gewonnene Blutserum (Immunserum oder Antiserum) zugleich zu einer weiteren praktischen Nutzanwendung geeignet. Durch das spezifische Gepräge, das die Reaktionen zwischen dem Eiweißmaterial und dem durch sie erzeugten Antiserum auszeichnet, ist es möglich, die beiden Komponenten, Eiweißmaterial (sogenannte „Antigene") und „Antikörper", als Reagenzien zu benutzen, um aus der eintretenden Reaktion auf das Vorhandensein der anderen Komponente in einem seiner Herkunft nach unbekannten Substrat zu schließen. Dadurch werden die Antikörperreaktionen des Blutes von größter Bedeutung für ein Gebiet, das eben erst durch ihre Kenntnis erschlossen werden konnte, die Serodiagnostik.

Bei der Serodiagnostik kann man, wenn das Eiweißmaterial, wie z. B. Bakterien, bekannt ist, die entstandenen Gegenstoffe im Blute nachweisen, und man kann aus einem derart positiven Versuch die Schlußfolgerung ziehen, daß der Organismus, von dem das Blut herrührt, einmal mit der betreffenden Bakterienart in innige Berührung gekommen ist. Die bekannteste, praktisch verbreitete Form dieser serodiagnostischen Methodik ist die sogenannte Gruber-Widalsche Reaktion zur Erkennung des Unterleibstyphus. Umgekehrt kann man, wofern ein Immunserum bekannter Herkunft zur Verfügung steht, z. B. ein vom Kaninchen durch Vorbehandlung mit Cholerabazillen gewonnenes Immunserum, aus dem positiven Ergebnis der serodiagnostischen Versuchsanordnung, d. h. aus der typischen Veränderung einer Bazillenaufschwemmung durch dieses „Choleraserum", den Schluß ziehen, daß die andere Komponente, die mit dem Choleraimmunserum zusammengewirkt hat, Cholerabazillen oder deren Bestandteile enthält, und so wird dieser Weg in der bakteriologischen Diagnostik häufig zur Bestimmung von Bakterienkulturen eingeschlagen.

So hat uns die Immunitätsforschung zur praktischen Nutzanwendung in dreierlei Hinsicht geführt. Abgesehen von den Methoden der Schutzimpfung sind es insbesondere die Prinzipien der Serumbehandlung und der Sero-

Digitized by Google

diagnostik, die heute wesentliche Bestandteile der praktischen Medizin bilden und nicht mehr gemißt werden können.

Es darf als ein besonderer Erfolg der Immunitäts- und Serumwissenschaft bezeichnet werden, daß ihre Errungenschaften während des langjährigen Völkerringens zu einem wesentlichen Teil dazu dienen konnten, den Anforderungen, die die Bekämpfung der Seuchen, von alters her der Begleiter des Krieges, stellten, mit einem Arsenal von neuartigen und experimentell auf ihre Schärfe geprüften Waffen zu begegnen. Erwähnenswert sind zunächst die Schutzimpfungen mit abgeschwächten oder abgetöteten Krankheitserregern. Hat die bewährte Kuhpockenschutzimpfung im Kriege nur von neuem ihre segenbringende vorbeugende Wirkung gegenüber der Pockenerkrankung erwiesen, so haben außerdem in großem Maßstabe die in Deutschland durch Pfeiffer und Kolle begründeten Methoden der Schutzimpfung gegen Cholera und Typhus weitgehende Anwendung und Prüfung gefunden. Auch hier handelt es sich um die Einführung von Krankheitserregern, die allerdings bei der Typhus- und Choleraschutzimpfung in abgetöteter Form einverleibt werden. Das gemeinsame Prinzip dieser Schutzimpfungsverfahren ist dasjenige der sogenannten „aktiven Immunisierung". „Aktiv" deshalb genannt, weil der Organismus durch seine eigene Reaktionstätigkeit als Folge der Schutzimpfung erst die Schutzstoffe entstehen läßt, die ihn vor einer Ansteckung mit den Krankheitserregern schützen. Umgekehrt spricht man von „passiver Immunisierung", wenn dem Organismus die Schutzstoffe zugeführt werden, die im Blute von Tieren durch vorangehende Impfung entstanden sind.

Ein Unterschied zwischen diesen beiden Methoden der Schutzimpfung, der aktiven und passiven Immunisierung, dürfte sich aus diesen Darlegungen von selbst ergeben. Bei der aktiven Immunisierung, die darin besteht, daß dem Organismus die Krankheitserreger oder deren Produkte in geeigneter Form zugeführt werden, ist der Impfling aktiv tätig, er bildet als Reaktion auf die Schutzimpfung die Schutzstoffe selbst. Das dauert eine gewisse Zeit, und die Schutzstoffe sind daher erst nach einem gewissen Zeitintervall — durchschnittlich nach zehn bis vierzehn Tagen — manifest, bleiben aber dann durch den Fortbestand der einmal veränderten Zelleistung — „Allergie" — mehr oder weniger lange bestehen.

Bei der passiven Immunisierung, bei der die bereits gebildeten Schutzstoffe mit dem Blutserum übertragen werden, tritt der Schutz sofort ein, ist aber von verhältnismäßig kurzer Dauer, weil die passiv übertragenen Schutzstoffe ziemlich rasch ausgeschieden werden, ohne daß ein Nachschub durch eine veränderte Reaktionsfähigkeit des Organismus stattfindet.

Nach diesen Grundgesetzen wird auch die Anwendung der beiden Formen der Schutzimpfung bestimmt. Kommt es nicht darauf an, dem Organismus einen sofortigen Schutz zu verleihen, will man ihn aber für längere Zeit mit hinreichender Schutzkraft ausstatten, so wählt man die aktive Immunisierung.

Digitized by Google

Das ist bei der Kuhpockenschutzimpfung der Fall, und der gleiche Grundsatz kam im Kriege bei der Typhus- und Choleraschutzimpfung zur Anwendung, bei der abgetötete Typhus- bezw. Cholerabazillen einverleibt werden, um die geimpften Individuen für möglichst lange Zeit vor der Ansteckung mit den gefürchteten Kriegsseuchen zu schützen.

Gegen den Wundstarrkrampf dagegen hat man mit ausgezeichnetem Erfolg das Behringsche Prinzip der passiven Immunisierung, der Schutzimpfung mit Tetanusserum, zur Anwendung bringen können. Da beim Wundstarrkrampf eine mehr oder weniger lange Inkubationszeit besteht, d. h. da es von der durch die Kriegsverletzung bedingten Ansteckung ab eine gewisse Zeit dauert, bis das Wundstarrkrampfgift, das Gift der Tetanusbazillen, an die giftgefährdeten Organe, das Zentralnervensystem, gelangt, so ist Gelegenheit gegeben, während dieses Zeitintervalls die passive Immunisierung mit Tetanusserum, das die Schutzstoffe gegenüber dem Wundstarrkrampfgift enthält, vorzunehmen. Diese Schutzstoffe werden derart in sofort funktionsfähiger Form dem Organismus einverleibt und blockieren daher gewissermaßen den Weg, den das Wundstarrkrampfgift von der Verwundungsstelle bis zum Zentralnervensystem zu durchlaufen hat. Tatsächlich boten die Verhältnisse im Kriege in diesem Ausmaße wohl zum ersten Male zugleich die Bedingungen eines großzügigen Experiments, und das Ergebnis, das es zeitigte, rechtfertigte durchaus die weittragenden Erwartungen, die man in bezug auf die praktische Anwendung der Schutzimpfung gegen Wundstarrkrampf hegen konnte. Durch die zweckdienliche Organisation im Kriegssanitätswesen war es nach verhältnismäßig kurzer Zeit möglich, fast alle Verwundeten unmittelbar nach der Verletzung mit dem Wundstarrkrampfserum zu impfen, und der Erfolg war, daß der Wundstarrkrampf seiner mörderischen Wirkung, dank der Schutzimpfung, beraubt wurde.

Von neueren Fortschritten, die die Serumbehandlung während des Krieges zu verzeichnen hat, sind die zahlreichen Bemühungen zur Gewinnung von Serumpräparaten gegen den gefürchteten Gasbrand zu nennen. Beim Gasbrand handelt es sich insofern um eine ähnliche Erkrankung wie beim Wundstarrkrampf, als die Krankheitserreger in beiden Fällen sogenannte „anärobe" Bazillen sind. Sie vermehren sich nur bei Sauerstoffabschluß, und die Kriegsverwundungen schaffen ihnen daher besonders günstige Bedingungen der Entwicklung. Einmal finden die Bazillen durch die Zerklüftung der Wunden oder durch Eindringen von Kleiderfetzen leicht die geeigneten Schlupfwinkel, um im sauerstoffarmen Medium gedeihen zu können, andererseits tragen die gleichzeitig in die Wunde gelangenden Bakterien anderer Art (Eitererreger usw.) durch ihren Sauerstoffbedarf gewissermaßen als Sauerstoffsänger dazu bei, den Gasbrand- oder Wundstarrkrampfbazillen den ihre Lebensfähigkeit hemmenden Sauerstoff zu entziehen. Der Gasbrand selbst äußert sich in einer rasch fortschreitenden gasigen oder ödematösen Zersetzung des Unterhautbindegewebes und führt durch seine rasch fortschreitende Natur und

Digitized by Google

die Bildung von Giften zum Tode. Es ist nun gelungen, auch gegen die Erreger des Gasbrandes wirksame Sera herzustellen, und die Studien über das Immunisierungsvermögen und die Serumgewinnung gegen Gasbrand haben zugleich zu einem tieferen Eindringen in die Vielheit der für die Erzeugung des Gasbrandes in Betracht kommenden Krankheitserreger geführt.

Man hat in neuerer Zeit vielfach versucht, die heilsamen Wirkungen, die die Serumpräparate bei den einzelnen Infektionskrankheiten ausüben, nicht auf die spezifischen Schutzstoffe, die sie enthalten, sondern auf deren Träger, die eigentliche Blutflüssigkeit, das Blutserum, zu beziehen. Der Gedanke lag deshalb nahe, weil ärztliche Erfahrungen in den letzten Jahren gezeigt haben, daß man bei verschiedenen Krankheiten durch Einverleibung von normalem gewöhnlichem Blutserum und auch von anderen Eiweißstoffen gewisse Heilwirkungen erzielen kann. Man hat daher diese Art der Behandlung, weil man sie auf Eiweißkörper (Proteinkörper) beziehen zu müssen glaubte, als „Proteinkörpertherapie" bezeichnet. Über Wert und Grenzen dieser Proteinkörpertherapie, die wohl noch in den Anfängen ihrer Entwicklung steht, soll hier nicht diskutiert werden. Die Frage ist an dieser Stelle nur deshalb von Interesse, weil man eben bei der Serumbehandlung des kranken Menschen, so auch bei der Behandlung mit Diphtherieserum, leicht vor die Frage gestellt wird, ob nicht das gewöhnliche Serum von normalen Pferden dasselbe leisten könnte, wie das Serum der mit Diphtheriegift systematisch vorbehandelten Pferde.

Der Tierversuch führt nicht zu einer bejahenden Antwort, denn bei experimentell erzeugten Krankheiten wirkt das Serum im allgemeinen nur nach Maßgabe seines Gehaltes an spezifischen Schutzstoffen. Wenn man nun auch freilich die im Tierversuch gewonnenen Erfahrungen nicht immer ohne weiteres auf den Menschen übertragen kann, so haben doch die durch die neue Problemstellung veranlaßten erneuten experimentellen Untersuchungen, vor allem diejenigen von Kolle und Schloßberger, gezeigt, daß das Gebäude, das auf Behrings Entdeckung durch die Analyse der spezifischen Schutzwirkung des Serums immunisierter Tiere aufgebaut worden ist, auf starken Füßen steht. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die durch den Immunisierungsprozeß entstandenen spezifischen Schutzstoffe des Blutes eine ausgesprochene Wirkung auf die Krankheitserreger oder ihre Produkte ausüben, und wollte man auch erörtern, ob sie beim bereits erkrankten Menschen die ihnen zugeschriebene Heilkraft entfalten, und ob die einwandsfrei festgestellten Wirkungen der Serumbehandlung nicht vielleicht auf das Serum als solches zu beziehen sind, so würde man doch auf rationeller Grundlage zu der Behandlung mit spezifischen Schutzstoffen geführt werden. Denn durch die Darreichung der spezifischen Schutzstoffe hemmen wir zum mindesten die weitere deletäre Wirkung der Krankheitserreger und ihrer Gifte, und man müßte sie daher anwenden, selbst wenn man im Zweifel wäre, ob nicht die unmittelbare Heilwirkung auf bereits bestehende Krankheitserscheinungen auch durch gewöhnliches Serum

Digitized by Google

bedingt sein könnte. Die Schutzwirkung gegenüber dem Fortschreiten der schädlichen Wirkung der Krankheitserreger kann eben nur durch die spezifisch abgestimmten und durch spezifische Immunisierung entstehenden Schutzstoffe des Blutserums *erreicht* werden.

Diese *Spezifität* der im Blutserum durch die Immunisierung entstandenen Schutzstoffe oder Gegenstoffe führt uns nun unmittelbar zu der bereits erwähnten weiteren Anwendungsmöglichkeit, zu der *Serodiagnostik*.

Bei der Serodiagnostik handelt es sich darum, daß die zur Immunisierung geeigneten, d. h. zur Erzeugung von Gegenstoffen (Antikörpern) befähigten Substanzen (die sogenannte Antigene) mit ihren Antikörpern derart zusammenwirken, daß die dadurch bedingte Reaktion direkt oder indirekt zu einem sinnlich wahrnehmbaren Ausdruck gelangt. Die einfachsten Reaktionen dieser Art sind die sogenannten *Fällungsreaktionen*. Es tritt dabei eine Ausfällung ein, die man, wenn die Antigene Zellen, z. B. Bakterien, sind, *Agglutination* nennt, und die man dann, wenn die Antigene gelöste Eiweißstoffe, z. B. Blutserum oder Bakterienextrakte, darstellen, als *Präzipitation* bezeichnet. Das Charakteristische ist dabei die Spezifität der Antikörperwirkung. Die Reaktion tritt nur ein, wenn die Antigene mit dem auf sie passenden, bezw. durch ihre Einverleibung in den Tierkörper entstandenen Antikörper zusammenwirken. So werden z. B. Typhusbazillen im allgemeinen nur dann gefällt, wenn sie mit dem Serum von Tieren gemischt werden, die zuvor mit Typhusbazillen behandelt (immunisiert) sind. Benutzt man daher ein derartiges seiner Herkunft nach bekanntes Typhusimmunserum als Reagens, so kann man damit unter einer Reihe von Bakterienkulturen, die man nicht kennt, ohne weiteres Typhusbazillen identifizieren und von anderen Bazillenarten unterscheiden. Nur die Typhusbazillen reagieren eben mit einem derartigen Typhusimmunserum in Form der Ausfällung oder Agglutination. Man benutzt daher dieses Verfahren seit langer Zeit für die *bakteriologische Diagnose des Typhus und der Cholera*, und da die frühzeitige Erkennung der Infektionskrankheit von so großer Bedeutung für die Verhütung ihrer weiteren Verbreitung ist, spielen diese Serumreaktionen zugleich in der praktischen Seuchenbekämpfung eine hervorragende Rolle.

Man kann aber auch umgekehrt mit der gleichen Methode feststellen, ob der menschliche Organismus mit einer bestimmten Bakterienart infiziert ist, wenn man prüft, ob das Blutserum des Kranken oder Krankheitsverdächtigen die entsprechenden Antikörper enthält. Man mischt in diesem Falle eine bekannte Bazillenaufschwemmung, z. B. Typhusbazillen, mit dem Blutserum des Kranken oder Krankheitsverdächtigen und schließt aus dem Eintreten einer Ausfällung, daß das Blutserum die entsprechenden Antikörper enthält, also der Organismus mit der betreffenden Bakterienart infiziert ist. Da allerdings diese Antikörper längere Zeit im Blute bestehen bleiben und noch vorhanden sein können, wenn die eigentliche Krankheit bereits ausgeheilt ist, andererseits diese Antikörper auch dann gebildet werden, wenn abgetötete, also

Digitized by Google

nicht mehr infektionsfähige Mikroorganismen in den Körper hineingelangen, so kann man, streng genommen, aus dem positiven Ausfall dieses Agglutinationsphänomens, der sogenannten Gruber-Widalschen Reaktion, nicht ohne weiteres auf die Krankheit schließen, sondern nur folgern, daß der Organismus mit der betreffenden Bakterienart einmal in intime Beziehung gekommen ist.

Dadurch entstanden während des Krieges gewisse Schwierigkeiten. Die Heeresangehörigen waren durchweg gegen Typhus und Cholera geimpft, d. h. sie waren mit abgetöteten Typhus- und Cholerabazillen vorbehandelt. Auch diese Schutzimpfung läßt nach dem Gesagten die zur Agglutination führenden Antikörper entstehen, und man konnte daher bei Schutzgeimpften auch bei positivem Ausfall der Agglutinationsprobe nicht ohne weiteres den Schluß ziehen, daß eine Ansteckung mit Typhus- oder Cholerabazillen vorlag. Denn die agglutinierenden Antikörper konnten ja durch die Schutzimpfung entstanden und brauchten nicht auf die jeweilig zu diagnostizierende Krankheit zu beziehen sein. So erforderte es also ein nicht geringes Ausmaß von kritischer Umsicht, um bei der Bewertung der Serumreaktion innerhalb der Grenzen der Möglichkeiten zu bleiben. Es darf aber hervorgehoben werden, daß die wissenschaftliche Forschung auch dieser Schwierigkeiten Herr zu werden verstanden hat und man in der Lage war, durch quantitative Analyse und die Erforschung des zeitlichen Verlaufes der Antikörperbildung die Serumreaktion in weitgehendem Maße der Praxis nutzbar zu machen.

Von ganz besonderer Bedeutung wurde die Entdeckung einer Serumreaktion, die das Blut von Fleckfieberkranken gibt. Das Fleckfieber (die früher auch als Flecktyphus oder Hungertyphus bezeichnete Krankheit) ist ja in Deutschland seit Jahrzehnten durch die sanitäre Fürsorge der Medizinalverwaltung verschwunden gewesen. Der durch den Krieg bedingte, unter Fortfall aller sanitätspolizeilicher Grenzschutzmaßnahmen erfolgende Anprall mit dem Osten machte zugleich mit der Choleragefahr auch das Fleckfieber von neuem zum gefürchteten Feind für Heer und Volk. Es war nicht anders zu erwarten, als daß das Fleckfieber, zumal in der ersten Zeit des Krieges, zahlreiche Opfer forderte. Auf Grund der wissenschaftlichen Erkenntnis, vor allem auf Grund der Tatsache, daß das Fleckfieber durch Ungeziefer und besonders durch Läuse übertragen wird, war es aber möglich, durch großzügige Organisation der erforderlichen Schutzmaßnahmen der Verbreitung der Seuche Einhalt zu gebieten. Zu einem nicht geringen Teil hat aber auch die Serumforschung dazu beigetragen, durch frühzeitige Erkennung der Fleckfiebererkrankungen die erkrankten Menschen herauszufinden und damit der Weiterverbreitung der Krankheit vorzubeugen. Es ist dem Prager Forscher Weil und seinem Mitarbeiter Felix gelungen, eine charakteristische Veränderung im Blute der Fleckfieberkranken nachzuweisen, deren Feststellung seither den Namen Weil-Felixsche Reaktion trägt.

Digitized by Google

Auch bei der Weil-Felixschen Reaktion handelt es sich um ein Agglutinationsphänomen. Weil und Felix haben nämlich in den Ausscheidungen (Urin, Darminhalt) von manchen Fleckfieberkranken eine Bazillenart gefunden, die bakteriologisch weitgehende Übereinstimmung mit den sogenannten Proteusbazillen aufweist, d. h. Bazillen, die außerordentlich verbreitet vorkommen und wegen ihrer sehr wandelbaren Eigenschaften ihren Namen tragen. Diese von Fleckfieberkranken gewonnenen Proteusbazillen unterscheiden sich aber von den Proteusbazillen im allgemeinen sehr wesentlich dadurch, daß sie im Gegensatz zu den anderen Proteusbazillen von dem Serum Fleckfieberkranker agglutiniert werden. Weil und Felix haben sie daher, um das Rätsel ihrer eigentlichen Natur zu kennzeichnen, als X-Bazillen oder Proteus-X-Bazillen bezeichnet. Vor allem ist es ein X-Bazillenstamm, der sogenannte X_{19}, der von Weil und Felix isoliert wurde und sich durch eine ganz hervorragende Fähigkeit, durch das Serum Fleckfieberkranker agglutiniert zu werden, auszeichnet. Dieser X_{19}-Stamm dient seither in allen Untersuchungsstellen als Reagens für die serologische Diagnose des Fleckfiebers. Es hat sich zeigen lassen, daß in der Tat mit dieser Bazillenart die Sera Fleckfieberkranker eine besonders starke Agglutination geben, die einerseits bei Fleckfieberkranken so regelmäßig ist, andererseits bei andersartig erkrankten Menschen mit solcher Gesetzmäßigkeit fehlt, daß man in dieser Weil-Felixschen Reaktion eine ausgezeichnete serodiagnostische Methode zur Feststellung des Fleckfiebers hat.

Das Eigentümliche der hier beschriebenen Erscheinung ist nun, daß die genannten X-Bazillen im allgemeinen nicht als die Erreger des Fleckfiebers angesehen werden, und daß trotzdem die Reaktion, die das Serum von Fleckfieberkranken mit ihnen gibt, so stark ist, wie man sie sonst nur mit den eigentlichen Krankheitserregern zu sehen gewohnt ist. Man neigt daher zu der Annahme, daß die gesteigerte Reaktion des Fleckfieberserums mit den X-Bazillen doch durch die Fleckfiebererreger bedingt ist, und neuere Untersuchungen von Weil und Felix über die Impfung von Kaninchen mit den Organen von Fleckfieberkranken sprechen in diesem Sinne. Dabei muß man annehmen, daß eine zufällige Verwandtschaft zwischen biochemischen Strukturen der X-Bazillen und denjenigen des Fleckfiebererregers besteht, oder daß die X-Bazillen durch ihr Wachstum im fleckfieberkranken Organismus Eigenschaften angenommen haben, die mit denjenigen des Fleckfiebererregers teilweise identisch sind, bezw. in irgendwelchen bisher noch nicht bekannten Beziehungen zu dem letzteren stehen.

Die Tatsache, daß das Blutserum bei gewissen Krankheiten mit bestimmten Reagenzien in einer für die Krankheit charakteristischen Weise reagiert, ohne daß diese Reagenzien die spezifischen Krankheitserreger oder ihre Bestandteile enthalten, ist an sich nicht neuartig. Bei der Serodiagnostik der Syphilis, der sogenannten Wassermannschen Reaktion, liegen ähnliche Verhältnisse vor. Hier reagiert das Blutserum der Syphiliskranken mit den Auszügen (Extrakten) aus menschlichen oder tierischen Organen in

Digitized by Google

einer für die Krankheit charakteristischen Weise, ohne daß diese Extrakte die Krankheitserreger (Spirochaeten) oder ihre Bestandteile enthalten. Der Mechanismus des Zustandekommens dieser nach ihrem Entdecker genannten Wassermannschen Reaktion ist ein recht komplizierter, und es würde zu weit führen, hier das Wesen der Methode näher zu erörtern. Der Nachweis der Reaktion, die sich zwischen Organextrakten und dem Blutserum von Syphiliskranken abspielt, erfolgt durch ein System von Indikatoren, bei dem schließlich das Ausbleiben der Auflösung von roten Blutkörperchen (Hämolyse) das eigentliche Kriterium darstellt. Da bei diesem Vorgang der Hämolyse Bestandteile des normalen Blutserums, die sogenannten „Komplemente", die Hauptrolle spielen und diese durch das Zusammenwirken von Organauszug und Syphilitikerserum ihrer Wirksamkeit beraubt werden, nennt man den der Wassermannschen Reaktion zugrunde liegenden Vorgang „Komplementbindung". Bei der Bedeutung, die die Geschlechtskrankheiten während des Krieges in erhöhtem Ausmaße für die Volksgesundheit gewonnen haben, wurden von seiten der Heeressanitätsbehörden einheitliche Anweisungen für die Ausführung und Bewertung der Wassermannschen Reaktion gegeben, die eine erfolgreiche Tätigkeit der dazu eingesetzten Heeresuntersuchungsstellen gewährleisteten. Um auch unter den Verhältnissen des Friedens eine einheitliche und dadurch vergleichbare Ausführung der Wassermann-Reaktion zu erreichen, hat die deutsche Medizinalverwaltung nunmehr auch für die Untersuchungsstellen im allgemeinen bestimmte Anweisungen zur Ausführung der segensreichen Methode eingeführt.

Die Bedingungen des Krieges haben aber auf dem Gebiete der Serodiagnostik der Syphilis noch in anderer Hinsicht zu Fortschritten geführt. Durch die Knappheit an Tieren, die zur Ausführung der Wassermannschen Reaktion benötigt werden, und durch die immer zunehmende Verteuerung ihrer Haltung kam das Bestreben zum Ausdruck, die Serodiagnostik der Syphilis unabhängig vom Tierstall auszuführen. Zu diesem Zwecke mußte man versuchen, die eigentliche Reaktion, die sich zwischen Organextrakt und Syphilitikerserum abspielt, direkt sichtbar zu machen, ohne des Indikatorsystems, zu dem tierische Blutkörperchen und tierisches Blutserum dienen, zu bedürfen. Frühere Bestrebungen dieser Art sind daran gescheitert, daß die Ergebnisse entweder zu wenig empfindlich oder nicht mehr für Syphilis charakteristisch waren. Durch Variationen der Extraktbereitung, durch künstlichen Zusatz von Chemikalien zu den Extrakten und durch Veränderungen der Versuchsanordnung ist es aber einerseits Meinicke, andererseits Sachs und Georgi gelungen, Methoden auszuarbeiten, die in ihren Ergebnissen der Wassermannschen Reaktion außerordentlich nahe kommen und sich durch eine große Einfachheit der Ausführung auszeichnen.

Der wesentliche Unterschied gegenüber der Wassermannschen Reaktion besteht darin, daß man bei diesen sogenannten Ausflockungsreaktionen den komplizierten Vorgang der Komplementbindung als Indikator nicht mehr

Digitized by Google

bedarf, daß vielmehr die eigentliche, zwischen Extrakt und Syphilisserum sich abspielende Reaktion zu einem unmittelbaren sichtbaren Ausdruck in Form einer Niederschlagsbildung gelangt. Neuere Untersuchungen über das Wesen der Wassermannschen Reaktion haben zu der Auffassung geführt, daß die Aufhebung der Komplementwirkung (die Komplementbindung) letzten Endes auf die Eiweißkörper des Syphilisserums, insbesondere auf die sogenannte „Globuline", zurückzuführen ist. Die letzteren wirken aber erst dann auf das Komplement ein, wenn sie in ihrer physikalischen Beschaffenheit entsprechend verändert sind (Vergröberung der Dispersität der Eisweißkörper [Globuline]). Diese Globulinveränderung kommt bei der Wassermannschen Reaktion durch die Reaktion des Syphilisserums mit dem Extrakt zustande, sie ist aber verhältnismäßig so leichten Grades, daß sie äußerlich nicht sichtbar zu sein braucht. Sie genügt nur, um auf die Komplementwirkung im Sinne einer Inaktivierung einzuwirken.

Um sie direkt sichtbar zu machen, sind verstärkende Einflüsse notwendig, die bei den Methoden von Meinicke durch eine Veränderung des Salzgehaltes des Mediums oder durch einen Wechsel von salzfreiem und salzhaltigem Medium bedingt werden. Bei der Ausflockungsmethode von Sachs und Georgi ist die Ausführung einfach; das verstärkende Moment liegt hier in der geeigneten Bereitung der Extrakte, die sich vor allem durch Zusatz einer bestimmten fettartigen Substanz, des Cholesterins, so verstärken lassen, daß schon beim einfachen Mischen von Extrakt und Syphilisserum die Ausflockung eintritt, deren erste Stufen man sonst nur durch den Vorgang der Komplementbindung bei der Wassermannschen Reaktion nachweisen kann. Diese Ausflockungsreaktion mittels cholesterinierter Organextrakte hat in den letzten Jahren vielfach Eingang in die Praxis gefunden. Sie stellt jedenfalls ein Verfahren dar, das, wie die Wassermannsche Reaktion, geeignet ist, die Syphilis aus dem Verhalten des Blutserums zu erkennen.

Wenn man erst in letzter Zeit dazu gelangt ist, die Erkennung der Syphilis aus dem Verhalten des Blutserums derart einfach zu gestalten, daß eine direkt sichtbare Niederschlagsbildung das positive Ergebnis anzeigt, so liegt das daran, daß früher vielfach die wissenschaftlichen Unterlagen fehlten, um die für Syphilis charakteristische Blutveränderung auf diese Weise von anderen Blutalterationen zu unterscheiden. Wir wissen heute, daß unter dem Einfluß verschiedenartiger von der Norm abweichender Vorgänge die Eiweißstoffe des Blutes Veränderungen erfahren, die dem Blutserum eine besondere Reaktionsfähigkeit verleihen. Die letztere äußert sich hierbei im wesentlichen in einer leichteren Ausfällbarkeit der Eiweißkörper. Die Eiweißstoffe des Blutes, bezw. die Blutflüssigkeit, sind, wie man sagt, „labiler" geworden. Bei dem Nachweis dieser gesteigerten Labilität des Blutes handelt es sich letzten Endes um eine Prüfung des physikalischen Zustandes und nicht der chemischen Konstitution. Die Veränderungen des physikalischen Zustandes im Sinne dieser leichteren Fällbarkeit (Labilität) können nun durch verschiedenartige

Digitized by Google

Einflüsse bedingt werden, so durch Geschwulstbildung, durch chronische ansteckende Krankheiten, zu denen auch die Syphilis gehört, sowie auch durch die physiologischen Bedingungen der Schwangerschaft. Als Folge dieser Ursachen treten dann gleichsinnige Eigenschaften im Blute auf, die sich eben durch erhöhte Fällbarkeit der Eiweißstoffe äußern. Das deutet vielleicht auf ein gemeinsames Moment bei den genannten Prozessen (ansteckende Krankheiten, Geschwulstbildung und Schwangerschaft) hin, das man wohl in den für den normalen Organismus fremdartigen Wachstumserscheinungen suchen darf.

Für die Untersuchung des Blutes zu diagnostischen Zwecken bedeuten diese unspezifischen Veränderungen natürlich Schwierigkeiten. Bei der Syphilis sind sie durch die scharfe Abgrenzung der für Syphilis charakteristischen Reaktion von den genannten unspezifischen Veränderungen glücklich überwunden worden, so daß die Serodiagnostik der Syphilis in ihren verschiedenen Formen durchaus zuverlässig arbeitet. Für das Auffinden anderer serodiagnostischer Methoden aber ist die experimentelle Lösung der ohnehin spröden Probleme verwickelter geworden. Freilich ist ein wesentlicher Fortschritt schon dadurch erzielt worden, daß man die unspezifischen Blutveränderungen kennt und nicht Gefahr läuft, durch sie bei der weiteren Analyse getäuscht zu werden. So hat sich ergeben, daß eine Reihe von Reaktionen, die das Serum auszuüben imstande ist, z. B. Fällungserscheinungen oder auch die in neuerer Zeit viel bearbeitete erhöhte Senkungsgeschwindigkeit der roten Blutkörperchen unspezifischen Charakter haben. Sie treten zwar fast konstant bei Schwangerschaft, Geschwülsten usw. auf, sind aber keineswegs allein bei diesen Krankheiten oder Zuständen anzutreffen. Bei der weiteren Erforschung der Blutflüssigkeit unter dem Einfluß verschiedener Krankheitsprozesse wird man daher bestrebt sein müssen, soweit das möglich ist, darüber hinaus besondere für bestimmte Krankheiten charakteristische Veränderungen nachzuweisen und so dem Ziel der Erkennung und damit auch der Verhütung der Krankheiten näher zu kommen.

Die Bekanntschaft mit den zwar nicht krankheitsspezifischen, aber doch für die pathologischen Vorgänge bedeutsamen physikalischen Veränderungen im Blute haben aber schon jetzt für die Physiologie und Pathologie neue Gesichtspunkte eröffnet. Während früher die Frage nach der chemischen Konstitution der Körperbestandteile im engeren Sinne im Vordergrunde stand, hat man immer mehr erkennen gelernt, daß auch der physikalisch-chemische (kolloid-chemische) Zustand im biologischen Geschehen eine wesentliche Rolle spielt, und daß Abweichungen vom normalen Zustand von maßgeblicher Bedeutung für den Ablauf der Lebensvorgänge im Organismus sein können.

Digitized by Google

Briefe Richard Wagners an Eduard Devrient aus den Jahren 1848/49

Mitgeteilt von

Geheimrat Dr. Karl Obser (Karlsruhe)

In seinen Lebenserinnerungen (I, 428 ff., 456—87) hat Richard Wagner seine Teilnahme an der politischen Bewegung des Jahres 1848 und seine Verwicklung in den Dresdner Maiaufstand von 1849, dessen Verlauf ihn auf Jahre hinaus in die Fremde verbannte, ausführlich geschildert. Eine Ergänzung dazu bieten einige Briefe, die er damals an Eduard Devrient gerichtet hat, der seit 1844 neben ihm im Verbande der königlichen Hofbühne erfolgreich wirkte. Beide Männer, der Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst und der geniale Reformator der deutschen Oper, sind sich in dieser Dresdner Zeit in freundschaftlichem Verkehr nähergetreten; bei aller Verschiedenheit der Meinungen, Charaktere und Temperamente begegneten sie sich doch in ihrem Interesse für alle künstlerischen, kulturellen Fragen, fanden sie sich zusammen in der Forderung einer gründlichen Erneuerung des Theaterwesens, die sie gerade damals lebhaft beschäftigte. Man weiß, wie freudig Wagner Devrients klassisches Werk über die Entwicklung der deutschen Schauspielkunst, das als Ganzes heute noch nicht überholt ist und dessen erste Bände 1848 erschienen, anerkannte und in einer für die „Augsburger Allgemeine Zeitung" bestimmten Anzeige begrüßte, wie entschieden er für des Freundes Reformschrift „Das Nationaltheater des Neuen Deutschlands" (1849) um eben die Zeit in die Schranken trat, als er selbst in Dresden seinen Reorganisationsentwurf zugunsten eines Deutschen Nationaltheaters für das Königreich Sachsen vorlegte.[1]) Und es ist andererseits bekannt — die folgenden Schriftstücke bestätigen es —, wie sehr Devrient dem Vertrauen, das Wagner in seiner damaligen schwierigen Lage auf ihn setzte, entsprach, wie er für ihn erfolgreich bei dem Intendanten v. Lüttichau die Vermittlung nach dem Junimanifeste übernahm, und wie er auch dann, als er nicht mehr vermitteln konnte, ihm, dem steckbrieflich Verfolgten, Freundschaft und Teilnahme bewahrte und sein Vertrauen auf die Zukunft zu stärken suchte.

Die Originale, deren Schreibweise bei der Wiedergabe beibehalten ist, liegen heute im Großherzogl. Familienarchive zu Karlsruhe. Devrient, der 1852 die Leitung des badischen Hoftheaters übernahm, hat sie im Dezember 1857 dem Großherzoge, der sein warmes Interesse für Wagner kurz zuvor schon durch persönliche Verwendung bei König Johann von Sachsen bekundet hatte, in der Absicht, die günstige Stimmung weiter zu fördern, übergeben. „Der

[1]) Glasenapp, Das Leben Richard Wagners II, 1, S. 270 ff.; 279 ff.

Digitized by Google

Zeitungsaufsatz vom 15. Juny", bemerkte er dabei, „war der erste auffallende Schritt, den er (Wagner) that; wie er ihn bereute, zeigen seine Zuschriften vom 19., 20. und 28. Juny, meine Bemühungen zu seinen Gunsten hatten vielleicht etwas zu der milden Beurtheilung beigetragen, die man diesem Schritte höheren und höchsten Ortes angedeihen ließ, darüber folgte er denn ein halbes Jahr lang meinen dringenden Aufforderungen, sich von politischer Betheiligung zurückzuhalten, bis die Maivorgänge ihn wieder fortrissen. Sein Brief aus Weimar vom Himmelfahrtstage 49 zeigt: wie er seine Betheiligung beurtheilt wünscht, sein wirkliches Verhältniß ins Licht zu setzen taugt vielleicht meine Antwort, welche ich deßhalb in der davon genommenen Abschrift beizufügen mir unterthänigst erlaube. Das letzte Schreiben aus Zürich vom 9. July soll nur beweisen: wie schnell Wagner nach seiner Flucht alles Interesse an den politischen Wirren verloren hatte."

Unter den Schriftstücken ist zweifellos das wichtigste der Brief vom Himmelfahrtstage. Seine Tendenz hat schon Devrient gekennzeichnet; sie läßt sich auch im einzelnen bei näherer Vergleichung mit der Selbstbiographie verfolgen, ohne daß hier darauf eingegangen werden kann. Wenn Wagner sich dabei, für Devrient unverständlich, der Hoffnung hingibt, seine Dresdner Stellung unter längerer Beurlaubung halten zu können, so stimmt dies durchaus zu seinem Verhalten dem Schwager gegenüber, als ihn dieser mit Mühe zur Flucht beredete:[1]) er fühlte sich keiner gesetzwidrigen Handlung bewußt und glaubte an keine ernste Gefahr. Erst der Steckbrief riß ihn aus dieser Selbsttäuschung.

1

Hiermit reiche ich Ihnen die Hand, werther Freund! Meine Liebe zu Ihnen ist bei diesem Produkte sehr thätig gewesen. Möchten die beiden Vereine, denen wir angehören,[2]) sich hierin so versöhnen können, wie ich mit Ihnen dadurch ausgesöhnt zu sein hoffe.

Dresden 14. Juni 1848.

Richard Wagner.

Herrn Eduard Devrient
Feldgasse, Dresden.

---

[1]) Glasenapp, a. a. O. II, 1, S. 327.

[2]) Der „Deutsche Verein", der die „konstitutionelle Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage" vertrat und dem Devrient angehörte, und der radikaler gerichtete „Vaterlandsverein", für den August Röckel Wagner gewonnen hatte. Als Beilage zu dem Schreiben übersandte Wagner sein im „Dresdner Anzeiger" Nr. 191 vom 14. Juni ohne Namensunterschrift veröffentlichtes Manifest: „Wie verhalten sich republikanische Bestrebungen dem Königsthrone gegenüber?", in dem er für ein republikanisch geordnetes Staatswesen mit einem König an der Spitze eintrat und seinen Landesherrn aufforderte, Sachsen zu einem Freistaate zu erklären, dessen höchste vollziehende Gewalt sich im Hause Wettin nach dem Rechte der Erstgeburt vererben solle. Mein Leben, I, S. 431 ff.; Glasenapp, Das Leben Richard Wagners, I, 1, S. 233 ff.

Digitized by Google

2

Werther Freund,

ich bereue herzlich die Hitze, durch die ich mich verleiten ließ, für meinen Aufsatz von letzthin mit meiner Person öffentlich einzutreten.[1]) Ich scheine furchtbar misverstanden worden zu sein, und aus vielen Anzeichen erfahre ich, daß man mir beim Könige ernstlich zu Leibe will. Nun übertrage ich Ihnen ein rechtes Freundesamt: mit Ihrer hierin so ungemein geeigneten Persönlichkeit und Ihrem Worte treten Sie beim Hofe, beim Könige für mich ein! Suchen Sie, was mit den Waffen des Geistes und der unbefleckten Tugend irgend möglich ist, um die Betreffenden über meine gute Absicht aufzuklären und sie wo möglich von Schritten abzuhalten, die mir jedenfalls — sehr möglich aber auch ihnen nachtheilig werden können.

Was soll ich Ihnen weiter sagen: ich bitte um Ihre Freundeshülfe! Sie werden sie mir nicht versagen!

Dresden, 19. Juni 1848. Ihr

Richard Wagner.

3

Bester Freund!

Schönen Dank für Ihren Brief u. Ihre Versicherung! Ein wichtiges Misverständnis muß ich Ihnen sogleich aufklären: Sie haben in meinen Briefe an einer Stelle: „Ihnen" statt: „ihnen" gelesen: diese „ihnen" ergibt den Zusammenhang für diejenigen, die mir zu Leibe wollen. Welch garstige Meinung haben Sie dadurch von mir festgehalten! —

Ich habe soeben einen Brief an den König aufgesetzt, den ich Sie ersucht haben würde, ihm zu überreichen; ich halte es jedoch für nöthig, seinen Inhalt Ihnen zuvor bekannt zu machen.[2]) Da ich Ihnen doch sonst noch einen Irrthum benehmen möchte, — meiner halb und halb affischirten Unpäßlichkeit wegen mich aber in der Stadt nicht zeigen will, möchte ich Sie beinahe bitten, mich auf einen Augenblick zu besuchen. Dann will ich Ihnen auch mündlich noch danken!

Dresden, 20. Juni 48. Der Ihrige

Richard Wagner.

---

[1]) Wagner hatte am 15. Juni in einer Versammlung des Vaterlandsvereins sein Manifest verlesen und war daraufhin in der Presse heftig angegriffen und bei Hofe verklagt worden. Glasenapp II, 1, S. 235; Prölß, Geschichte des Hoftheaters in Dresden, S. 546 ff.

[2]) Über diesen Brief, in dem W. seine Handlungsweise als eine unbesonnene zu entschuldigen suchte, und seine Wirkung siehe Mein Leben I, S. 434 ff.; Glasenapp II, 1, S. 240; R. Prölß, Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, S. 547 ff.; Max Koch, Richard Wagner II, S. 149.

Digitized by Google

4

Wertheſter Freund,

Gott grüße Sie! Ich ſchreibe Ihnen, wie Sie ſehen, aus Wien, wohin ich mich vor Dresden gewiſſermaßen geflüchtet, zunächſt um eben wo anders zu ſein als in Dresden, ſodann aber auch um mir möglichſt für die Zukunft zu nützen.[1])

Ich habe großen und mannigfachen Kummer erlebt, in den hoffnungsloſeſten Lagen anhaltend geſchmachtet: entſcheidende Einwirkungen eines Freundes auf die Wechſelfälle meines Lebens habe ich noch nicht kennen gelernt. Mein trotziges hitziges Weſen hat mir da, wo es ſich in die hartnäckige Verfolgung eines Zweckes einließ, zu dem wenigen Erfreulichen verholfen, das mir widerfahren, ungleich mehr Bitteres hat es mir in ſeiner nackten Blöße zugezogen. Ich habe für alles einen treuen Gefährten gehabt: meine gute Frau, mit der ich nun 12 Jahre verheirathet bin. Sie hat mit unerhörter Ausdauer u. Muth, ja mit Stolz den bitterſten Theil meiner Leiden getragen, an meinem wenigen Glücke nur matten Antheil genommen, weil ſie ihm nie ganz traute, denn ſie kannte meine Natur. Dieſe Frau, die ich in den kummervollſten Lagen (z. B. während eines faſt 3jährigen Aufenthaltes in Paris ohne alle gewöhnlichen Subſiſtenzmittel) von ungemeiner Stärke erfunden habe, droht mir jetzt zu erliegen. Ich trage die große Schuld, ihre Teilnahme an meinem Schickſale zu oft aus den Augen gelaſſen zu haben. Mein perſönlicher Muth hat mich zu ſehr vereinſamt, indem er mich dahin trieb, wo ich an der äußerſten Frage angekommen auch zu dem Äußerſten ſchnell entſchloſſen war: für mich hat es nichts Abſchreckendes einen mir fruchtlos gebliebenen bürgerlichen Verband zu verlaſſen, nackt und blos noch einmal von vorn anzufangen: es beruht dies auf meinem unabweislichen Gefühl tie[fer] Unzufriedenheit mit unſern Zuſtänden. Nun ſage ich Ihnen jetzt iſt's mit mir ſo weit. Wäre ich allein, ſo erklärte ich mich vogelfrei und flöge wohin mich eb[en] der Wind trieb u. wo ich meinem Streben auf's Neue ein Neſt zu bauen verſuchen dürfte. Da ſehe ich auf mein Weib, das mir ſchnell ſeine Jugend geopfert hat, die ich innig liebe, mit der ich bei allem Widerſtreben unſrer gänzlich verſchiedenen Naturen ſchon bei der geringſten Trennung mich ſo verwachſen fühle, daß ich eine längere Trennung gar nicht ertragen würde. Es kommt alle tiefſte Sympathie für die Menſchheit über mich, wenn ich an das ergebene leidenvolle Leben dieſer Frau denke. Nichts macht mir nun mehr Kummer, in dieſer Welt, ich habe ſo viel Grimm in mir, daß ich Schmach und äußerer Noth ungeſcheut entgegengehe: nur Eines kann ich nicht ertragen, den tiefen Lebenskummer meiner Frau. Hier muß ich nach einem Arzte ſuchen, der mir mein Weib heilt: ſie heilen wird heißen: mein Leben in die Hand nehmen und es in ein Geleis führen,

[1]) W. hatte ſeinen Urlaub zu einem Ausflug nach Wien benutzt, wo er Vorſchläge für eine Reform des Theaterweſens unterbreitete. Mein Leben I, S. 435 ff.; Max Koch, a. a. O. II, S. 149.

Digitized by Google

in welchem diese gute Frau mitgehen kann. Alles, Alles will ich um ihretwillen thun und gern erkennen, daß ich dabei auch mir selbst vielleicht in jeder Hinsicht von größestem Nutzen bin. Soll ich Ihnen sagen, daß mein Vertrauen zu Ihnen unbegrenzt ist? Das werde ich nicht nöthig haben, wenn ich Sie feierlichst ersuche, der ersehnte Arzt meines Lebens werden zu wollen! Ich ersuche Sie daher, möglichst bald nach dem Empfang dieses Briefes zu meiner Frau zu gehen: der an sie hier eingelegte Brief,[1]) den ich Sie ihr zunächst zur Lesung überreichen zu wollen bitte, wird ihr das Herz gegen Sie öffnen: sie hat gleich mir die innigste Hochachtung vor Ihnen, — sie möge ihre ganze Seele und unsere ganze Lage vor Ihnen enthüllen. Sie ist klug und verständig: berathen Sie mit ihr, — Eurem Rathe gelobe ich unbedingte Folgsamkeit: ordnet mein Leben und meine Zukunft, ich weiß, Ihr werdet mir nichts Unnatürliches auferlegen.

Soll ich jetzt, im vollen Mannesalter endlich noch erfahren, was es heißt, ein Leben von einem Freunde neugewonnen zu haben? — Gott segne Sie, edlen, vortrefflichen Mann!

Ihr

Wien, 18. Juli 1848. Richard Wagner.

5

Weimar, Himmelfahrtstag 49.
(17. Mai).

Theuerster freund!

Mit schwerem herzen aber festem entschluße wende ich mich heute an Sie — nochmals um hülfe in rath und that. Nach langer, martervoller schwüle ist endlich so viel heftiges und gewaltsames geschehen, daß wohl ein jeder, der in der nähe der explosion war, nach charakter und wesen davon berührt worden ist. Hoffentlich — und das möchte ich zugleich gern erfahren — sind Sie mit Ihrer familie ohne schaden von der Dresdener katastrophe entkommen. Mich hat sie in mancher hinsicht stark berührt, wie es zufall und sympathie wollte. So lange ich die Dresdener erhebung zu verfolgen vermochte, war ich von vorn herein mit voller sympathie bei ihr, die ich zwar in keiner that — aber in der gesinnung gegen manchen einzelnen — nie gegen die menge (etwa als redner!) unverholen zu erkennen gab. Ich gewahrte nichts von den fabeln der rothen republik, sondern sah mit klaren offenen augen unter dem banner der „deutschen verfassung" (von dem ich gern zugeben will, daß die masse grade

[1]) Das Schreiben, das nach den Andeutungen Wagners seiner Gattin empfahl, Devrient volles Vertrauen zu schenken, fehlt in der 1908 erschienenen Sammlung der Briefe an Minna, es muß durch neuerliche briefliche Klagen der Frau veranlaßt worden sein. In dem Schreiben, das W. am 15. Juli an sie richtet (Richard Wagner an Minna W. I, S. 50ff.), ist von ihrer Not noch nicht die Rede.

Digitized by Google

nicht um seinetwillen sich todtschießen ließ!) die ganz natürliche entrüstung des bürgers und des volkes gegen einen fürsten, der fremde truppen in sein land rufe zur bezwingung der öffentlichen meinung, sowie die ganz lokal patriotische wuth darüber, daß gerade „Preußen", an die Sachsen schon so viel verloren — jetzt den rest des landes besetzen sollten. Kein vernünftiger wird glauben, daß die revolution conspirirt war, da sonst jedenfalls die wichtigsten posten des platzes nicht von vornherein dem militär überlaßen worden wären. Der zeughausSturm war der ungestüme akt eines waffenlosen volkes, welches sich nach der verhinderten parade der bürgerwehr für verrathen hielt. Mit ungeheurer spannung verfolgte ich in der nähe alle die öffentlichen akte, namentlich die einsetzung des sicherheitsausschusses auf dem rathause, von denen ich mir nach abscheulichen vorfällen eine zweckmäßige conzentration der bewegung versprach, und zwar in dem sinne, daß die größte einmüthigkeit sämmtlicher behörden und des volkes nicht nur weiteres blutvergießen unmöglich machen, sondern auch ein rechtzeitiges nachgeben des königs endlich herbeiführen sollte. In diesem sinne war mein vereinzeltes bestreben am zweiten tage, nachdem bereits die stadt verbarrikadirt war, darauf gerichtet, was mir einzelnen möglich war — ohne mich laut hinzustellen — zu thun, um einem ferneren conflikte zwischen volk und militär vorzubeugen. Zweien soldaten, die ich an der kaserne beim zeughause traf, stellte ich vor, daß — bei erneutem zusammentreffen mit dem volke sie diesem nur zu erklären hätten, wie sie mit ihm vereint sein würden wenn es gegen fremde truppen gelte; bei den barrikaden, die ich passirte, sprach ich eben so mit einzelnen und machte sie darauf aufmerksam, sie sollten das militär nicht reitzen, dagegen ihnen die einfache frage vorlegen, ob es mit ihnen gegen fremde truppen sein würde. Diese frage wurde sogar auf einem zettel an den barrikaden angeheftet,[1]) und über alles wichtig erschien es mir daß auf diese oder eine andere weise eine vereinigung der truppen und des volkes zu stande kommen möchte, nicht nur um der preußischen invasion gehörig entgegnen zu können, sondern namentlich auch um dadurch die heimische bewegung selbst im ursprünglichen richtigen geleise zu erhalten. Eine wirkliche vereinigung der sächsischen truppen mit dem sächsischen volke hätte nämlich jedenfalls nur zu dem einzigen zwecke des gemeinsamen widerstandes gegen die preußische invasion und für die deutsche verfassung zu stande kommen können: eine daraus erspriessende gemeinsame vorstellung des militärs und des volkes an den könig von Sachsen hätte nothwendig den ersehnten erfolg haben müßen, diesen aus dem erdrückenden preußischen einflusse zu befreien, und somit war die ganze bewegung vor jeder abschweifung nach andren gebieten hinüber auf das energischeste bewahrt. Einem der stadträthe, den ich von lange her genauer kenne, äußerte ich auch meinen inständigsten wunsch, man möge mit dem militärgouverneur dahin verhandeln, daß in den sicherheitsausschuß eine anzahl militärischer mitglieder eintreten möchten. Die wahl einer provisorischen regierung

[1]) Vgl. dazu Glasenapp II, 1, S. 307; Mein Leben I, 477.

Digitized by Google

machte mich noch nicht irre, da Heubner und Todt[1]) in ihr garantien boten die bewegung von ihrem wahren Ziele nicht abkommen zu lassen und unterhandlungen mit dem könig zweckmäßig zu leiten. Ganz beseligt fühlte ich mich, als ich erfuhr, daß das zeughaus zur hälfte der bürgerwehr mit eingeräumt worden war, und schon hoffte ich, die preußische kabinetsverschwörung würde von Sachsen aus — vielleicht selbst unblutig — zurückgewiesen werden. — Der dritte tag sollte meine hoffnungen allerdings zu nicht machen: der waffenstillstand war gekündigt, preußische truppen langten an, und im verein mit ihnen schlugen sich unsre truppen gegen das volk. Die erbitterung hierüber war grenzenlos, und so wenig von da ab ich noch in der nähe der bewegung blieb, kann ich Ihnen doch mit gewißheit versichern, daß nicht rothe nicht blaue republik, nicht Polen, nicht Russen von da ab den antrieb zu dem erbittertsten und schonungslosesten widerstande der barrikadenkämpfer abgaben, sondern lediglich die ganz subjective, persönliche wuth der bürger und des volkes gegen das militär, die ihre nahrung noch in dem besondern haße gegen die aus Leipzig eingetroffenen schützen erhielt, in deren corps eine alte persönliche rancune, gegen die Dresdener bürger, vor denen sie 1830 einmal hatten weichen müßen, von ihren befehlshabern unnatürlich genug genährt worden war. Als ruhiger beobachter des Kampfes verhielt ich mich sonnabend und sonntag in der objectivsten Stellung von der welt — auf dem thurme der kreuzkirche, da es mir — trotz der bitten meiner frau — unmöglich war, es ruhig zu hause auszuhalten. Montag früh suchte ich nochmals auf dem rathhause erkundigungen über den stand der dinge einzuziehen, und sah da allerdings manches sehr geändert: der drang der umstände, die nothwendigkeit in der vertheidigung völlig militärisch zu verfahren, hatte erkundigungen nach strategen herbeigeführt, da dem commandanten der bürgerwehr an einsicht und energie es zu fehlen schien: ein strategisch gebildeter Pole war empfohlen und dringend um übernahme der anfertigung eines militärischen vertheidigungsplanes angegangen worden. Daß Polen von anfang sich betheiligt hätten, ist unwahr. Schwankend und unsicher über meine jetzige subjective stellung zu der bewegung, verließ ich die stadt montag früh um 8 Uhr, und brachte meine frau, die bereits vorher schon gepackt hatte, nach Chemnitz, zu einer meiner dort verheiratheten schwestern. Auf dem wege begegneten uns zahlreiche scharen von zuzüglern aus den fernsten punkten des landes: diese große theilnahme, der muth und die ausdauer, auf die ich überall stieß, machten auf mich einen hinreißenden eindruck: ich theilte ihnen auf ihre erkundigungen mit, was ich vom stande des kampfes in Dresden wußte, und die bestätigung der nackten wahrheit reichte hin, sie zu eiligem marsche anzufeuern. Gegen abend begegnete ich in Oederan der ganzen Chemnitzer communalgarde: man umringte unsren wagen und verlangte nach neuigkeiten aus Dresden; auf meine mitteilungen versetzten mir einige, sie haben andere

[1]) Der Freiberger Kreishauptmann Otto Heubner, Führer der gemäßigten Linken, und der Geh. Regierungsrat Karl Todt, Vertreter des Zentrums.

Digitized by Google

nachrichten, nämlich die, daß Dresden bereits an die Preußen über sei.[1]) Man nöthigte mich auf das rathhaus, dort meine aussagen zu berichtigen: dort erkannte ich denn, daß ich mit leuten zu thun hatte, welche zum zuge nach Dresden gezwungen worden waren und jetzt begierig jede falsche nachricht aufgegriffen hatten als vorwand zur augenblicklichen umkehr nach der heimat. Meine nachrichten störten ihr vorhaben, und man hatte lust, mich zu verhaften, da ich ihnen als ausreißer verdächtig vorkam: ich konnte mich hiervon nur dadurch lösen, daß ich versprach, morgen früh, nachdem ich meine frau nach Chemnitz gebracht haben würde, wieder nach Dresden zurück zu kehren; mein ehrenwort hierauf ward mir abgefordert, und ich hielt es für nötig es nicht zu versagen. Zu meiner umkehr nach Dresden bestimmte mich außerdem noch die sorge um einige zurückgelassene verwandte, sowie auch der wunsch, genau zu wissen wie es dort stehe. Der postwagen führte mich bis an das feldschlößchen und von da aus erfuhr ich daß man wohl mit größter sicherheit nach dem rathhause, nicht aber in andere stadttheile gelangen könnte. Auf dem rathhause angelangt, hatte ich gelegenheit den stand der dinge genauer kennen zu lernen: der ängstliche Todt und der feige Tzschirner waren geflohen, und der mann des linken centrums, Heubner, war der einzige, der mit würde, ausdauer und besonnenheit auf dem platze verblieben war. Eine ergreifende veranlaßung schaffte mir gelegenheit, Heubner etwas näher kennen zu lernen: ein dem theaterpersonal angehöriger communalgardist wandte sich an mich mit der bitte, mich für den jungen Fürstenau[2]) zu verwenden, der, im verdachte vom fenster aus auf das volk geschoßen zu haben, von diesem ergriffen und zur haft gebracht worden sei. Sogleich bat ich Heubner um gehör, und suchte ihn aus vielen vorliegenden gründen meiner eigenen überzeugung theilhaftig zu machen, daß der gefangene unschuldig sei: Heubner beruhigte mich und versicherte mich der befriedigenden lösung dieser angelegenheit. Nach dem aufenthalte einer stunde suchte ich, zumal da der weg zu den meinigen mir doch versperrt war, nach einer gelegenheit zur rückkehr nach Chemnitz: allein, wie in der nacht und bei der unmöglichkeit wagen oder post zu bekommen, dies bewerkstelligen? Ein mir von der universität her bekannter, jetzt adjutant beim bürgerwehrcommando, erhielt den auftrag schleunigst nach Freiberg als curier zu gehen, um die Chemnitzer communalgarde zum eiligsten marsche aufzufordern; hierzu erhielt er eine anweisung auf postwagen und pferde, und ich benutzte diese gelegenheit zum fortkommen. Andern tages benutzte ich den von Freiberg leer nach Tharand zurückgehenden postwagen, noch einmal bis dahin zurückzukehren, um etwas genaueres zu erfahren über den verlauf der nacht: auf halbem wege begegnete mir plötzlich

---

[1]) Vgl. Glasenapp II, 1, S. 319 ff. In seiner Selbstbiographie gedenkt Wagner des Zwischenfalles nicht.

[2]) Der spätere Kammermusiker Moriz Fürstenau. In der Selbstbiographie ist von dem Verdacht, dessen Wagner auch in einem Briefe an Uhlig gedenkt, nicht die Rede. Briefe an Uhlig, S. 8 ff.

Digitized by Google

der vollkommen geordnete rückzug von ungefähr 2000 barrikadenkämpfern: ich steige aus, gelange an Heubners wagen und erfahre, daß man beabsichtige, Freiberg zum sitz der provisorischen regierung zu bestimmen. Vor Freiberg begegnet Heubner ein abgesandter der Chemnitzer bürgerwehr, welcher ihn einlädt, den sitz der provisorischen regierung in Chemnitz aufzuschlagen: von reichen Freibergern bestürmt, ihre stadt nicht ruiniren zu wollen, giebt Heubner nach, läßt die freischaaren nach kurzer rast nach Chemnitz abziehen, er selbst — um endlich ruhig sich auf einige stunden in ein bett legen zu können, reist schnell voraus nach Chemnitz, nennt sich am thore — denn es erschien ihm theils unnöthig, theils niederträchtig, sich zu verläugnen — und legt sich mit einigen begleitern im gasthof schlafen. Die reichen fabrikherren von Chemnitz halten es für gut Heubner durch gensd'armes wecken, nach Altenburg bringen und dem preußischen militär ausliefern zu lassen.

An Heubner feßelte mit[1]) bei so flüchtig angeknüpfter bekanntschaft das höchste persönliche interesse: er war der edelste, festeste, ehrlichste — und unglücklichste held der revolution. Mein schmerz um ihn ist groß. Bakunin mit seiner furchtbaren energie, war ihm vom drange der umstände, indem alles feig um ihn wurde, aufgedrungen: er konnte ihn, deßen Ziel allerdings über das seinige weit hinaus lag, in augenblicken nicht von sich weisen, wo energie und nur energie an der zeit war. Wäre Heubner aber der — in der zukunft einzig siegreiche! — blanke, nackte revolutionär gewesen, der den sieg, und nur den sieg will, — hätte er nichts nach dem wimmern der Freiberger oder Chemnitzer reichen bürgerschaft gefragt, sondern nur die furchtbare klugheit der revolution walten laßen, — er wäre nicht gefallen und die sache nicht verloren. Aber hier habe ich ersehen, daß wir alle keine revolutionäre sind, und ich am wenigsten: wir wollen die revolution um schnell auf ihr etwas gutes aufbauen zu können, — und diese rücksicht läßt sie uns vollkommen verkennen: der ächte, siegreiche revolutionär kann nur zerstören wollen, und seine einzige kraft wird der Haß, nicht die liebe sein, die uns leitet. —

Ich habe diese genaue darstellung vorausgesandt, um Sie genau in kenntniß meiner theilnahme an dem vorgefallenen zu setzen. Mit voller sympathie war ich anfänglich bei der erhebung, mit erbitterung die zwei mittelsten tage, mit höchst aufgeregter spannung und neugierde die beiden letzten tage. Nirgends bin ich aber thätig gewesen, weder mit den waffen noch mit öffentlicher rede: nie habe ich zu der provisorischen regierung irgend eine officielle stellung eingenommen. Welcher niederträchtigkeit und gemeinheit aber die reaction unter dem schutze preußischer bayonette in Sachsen fähig sein wird, bleibt mir nicht schwer zu errathen: bereits fühlte ich mich in Chemnitz bei meinen verwandten nicht sicher, meine begegnung mit der bürgerwehr dieser stadt war mir von

---

[1]) So! Lies: mich. — Über Heubner, der hochbetagt 1893 starb, Allgemeine deutsche Biographie 50, S. 288 ff.

Digitized by Google

dem jetzt lauten theile derselben als hochverrath ausgelegt worden. Nachrichten meiner Leipziger verwandten laßen mich schließen, daß ich auch von Dresden auch[1]) verklatscht und denuncirt werde. Schon aus sicherheitsgründen wäre daher an eine rückkehr nach Dresden jetzt und unter den vermutlich lange dauernden gegenwärtigen umständen für mich nicht zu denken. Aber auch andere rücksichten drängen mich jetzt zu einem entscheidenden entschluße für mein zukünftiges leben. Sie kennen das dornenvolle wesen der künstlerischen bahn, die ich eingeschlagen habe: der wunden würde ich nicht achten, aber der zerbröckelung meiner ganzen künstlerischen natur kann ich endlich nicht mehr gleichgültig zusehen. Das grauen an meiner amtlichen stellung, der druck unter dem ich in ihr schmachte, das nichtswürdige alles beginnens in dem kreise dieses amtlichen wesens — hat mich schon seit jahren in den tiefsten mißmuth gebracht, der von jahr zu jahr nur wachsen konnte. Das einzige, was mich wahrhaft lebendig erhielt, war — allerdings der zweck meines lebens — mein künstlerisches produciren: auch dieß haben mir nur die zeit und die umstände verleidet: seit zwei jahren bin ich mit einer neuen oper fertig: nirgends her erhalte ich die aufmunterung: sie an den tag treten zu laßen, und seit zwei jahren zersplittere ich denn meine künstlerischen kräfte ohne lust und freude. So bin ich denn endlich revolutionär geworden — wenn nicht mit der that doch mit der gesinnung —, und kann zu keiner freude am schaffen mehr kommen. Die letzte katastrophe hat mich hierin in soweit zu mir selbst gebracht, als ich mir dieses traurigen, zerstörten zustandes vollkommen gewiß ward, und bereits hatte ich keine andere hoffnung oder sehnsucht mehr, als mit meiner armen vielgeprüften frau in stiller abgeschiedenheit irgendwo grade nur mein leben fristen zu können, ohne that, aber auch ohne schuld. — In Weimar angekommen, wurde ich durch die freunde, die ich mir hier durch meinen Tannhäuser gewonnen habe, sogleich auf eine andere bahn getrieben. Liszt, der hierin im einverständniß mit der großherzogin steht, kündigte mir sogleich an, ich müße nach Paris und London; dort sei jetzt mein platz um für die zukunft zu wirken und meine kräfte auch für die gegenwart zu nutzen, nicht in Deutschland, wo ich ja — wie ich es selbst an meiner letzten vergangenheit bewies, zu grunde ginge, wenigstens als künstler. Die mittel und jede sonstige einflußreiche unterstützung sind mir geboten, mein ziel dort zu verfolgen und den aussichten nach auch schnell zu erreichen. Nun fühle ich, so schwer es mir noch ankommt, mit außerdeutschem wesen mich zu befaßen, daß die angeregteste künstlerische thätigkeit doch einzig mein leben ausmachen kann: Deutschland in seiner grauenvollen verwirrung bietet jetzt dem künstler vielleicht auf lange keine fruchtbare Heimat dar: es ist ein trauriger trost, aber es ist ein trost, seine künstlerschaft wenigstens auf fremden boden noch retten zu können. Aber auch meinen zerrütteten vermögensverhältnißen gegenüber kann nur ein energisches veranschlagen meines talentes mir noch aussicht auf eine dereinstige beßere zukunft verschaffen. Ich bin daher ent-

[1]) So! Lies: aus.

Digitized by Google

schloßen den aufforderungen und den anerbietungen meiner hiesigen freunde zu entsprechen: nach geringen vorkehrungen trete ich meine reise — wahrscheinlich zunächst nach London an. Es fragt sich daher nur noch, wie soll meine stellung zu Dresden bleiben? Ich würde schon jetzt völlig mit Dresden zu brechen glauben müßen, wenn ich nicht annehmen dürfte, daß — so hart ich auch jetzt vielleicht verklagt bin — es sich doch aufklären müße, wie eigentlich eine wirklich strafbare schuld an mir nicht hafte; ich hege die volle gewißheit, wenn man in mir selbst nach den begriffen der jetzt siegreichen partei einen verbrecher zu behandeln zu müßen glaubt, die hälfte der bevölkerung Sachsens müßte dann mit derselben strenge zur rechenschaft gezogen werden müßen. Es wäre daher wohl der versuch zu machen, auf grundlage der hier Ihnen wahrheitsgetreu gemachten angaben, vermittlungsweiß zu ersehen, ob ein dem gesetz genügender grund gegen mich vorhanden wäre. Niemand als Sie, theurer freund, dürfte im stande sein, hier das richtige verfahren einzuschlagen, und die irgend möglichen schritte zu ergreifen, die mir eine rückkehr in mein vaterland, vielleicht selbst eine motivirte erhaltung meiner dortigen stellung bewahren könnten. Wenn alles gut und günstig sich gestaltete, müßte die formel des vertrages etwa dahin lauten, daß mir zunächst ein urlaub auf ein halbes jahr ertheilt würde, um in London und Paris für die aufführung meiner opern an den dortigen theatern, auch zur erwirkung von aufträgen für eine neue oper an einem dieser orte thätig sein zu können. Zunächst besteht die absicht, meine letzte oper: Lohengrin in das englische übersetzt in London zuerst zur aufführung zu bringen. — Nehmen wir an, daß die jetzigen Stürme vorübergehen werden, daß ich auch gar bald wahrscheinlich als weit weniger politisch compromittirt erscheinen werde, als es jetzt der fall sein mag, — warum sollte dann ein Dresdner kunstinst[i]tut für immer mich von sich entfernen, während es vielleicht schon jetzt ihm nicht zur unehre gereichen würde, wenn eines seiner mitglieder in den hauptstädten der welt sich ruhm erwürbe? — Ich wenigstens biete von ganzem herzen zu einer späteren rückkehr nach Dresden die hand, vielleicht dürfte dieses es nicht zu bereuen haben, diese hand angenommen zu haben. Von welchem nutzen und troste dies mir wäre, liegt klar zu erkennen: nur jetzt, jetzt laßt mich frei, — frei in jeder hinsicht.

Gott weiß ob alle diese vorschläge nicht bereits viel zu spät kommen! Ob ich jetzt nicht schon alberner weise als hochverräther oder dergl. verurtheilt bin; — es fehlt mir aus Dresden an allen nachrichten, und auch von meiner armen frau weiß ich seit 4 tagen nichts, was mich unmäßig ängstigt.

Ach, lieber Devrient zürnen Sie mir nur jetzt nicht um der wild beunruhigenden freundschaft willen, in die ich Sie zu mir hingerißen habe! Machen Sie, daß ich wieder ganz künstler sein kann, nichts anderes als künstler und mensch — Sie sollen dann auch mit mir zufriedener werden.

Einen brief an mich schicken Sie unter dem couvert an Liszt hierher nach Weimar: entweder er trifft mich selbst hier, oder er wird mir nachgeschickt. Aber bald — bald eine nachricht!

Digitized by Google

Gott möge Sie bewahrt haben, edler freund, und bewahre Sie und die Ihrigen ferner Ihren freunden — zu lieb!

Gott befohlen, Bester! Ihr

Richard Wagner.

6

Devrients Antwort auf Wagners Brief vom Himmelfahrtstag

(19. Mai 1849)

Wie sehr Ihr Schicksal, lieber Wagner, mich bewegt, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ich hoffe, Sie haben auch vorausgesetzt, daß ich Ihre Aufforderung nicht abgewartet, sondern sobald als möglich gesucht habe Ihrer Teilnahme an dem Aufstande eine milde Beurteilung zu verschaffen, aber schon bei dem ersten Versuche habe ich inne halten müssen: Der heut früh publicirte Steckbrief[1]) zeigt Ihnen, wie schwere Anschuldigungen gegen Sie vorliegen. Ich erspare Ihnen die Aufzählung, aber daß es Ihnen nicht gelingen würde, eine Untersuchung, wenn Sie Sich ihr stellten, bestehen zu können, beweist mir Ihr eigener Brief; Ihre Verteidigung darin ist eine vollständige Selbstanklage. Sie können und dürfen Sich darüber nicht täuschen, eine Reinigung in dem Maaße um einen Anspruch auf Beibehaltung Ihres Postens in der Hofkapelle zu begründen, ist unmöglich, nicht auf Rechtfertigung, nur auf Amnestie kann unter den gegenwärtigen Umständen, die Hoffnung Sie unserem Institute für die Zukunft zu erhalten sich stützen. Hören Sie geduldig an wie ich Ihre Lage betrachte und sein Sie nicht böse, wenn ich Ihnen dabei weh thue. Sie haben in diesem Augenblicke Schonung zu fordern und dennoch muß ich unumwunden offen sein, damit Sie wissen in wie fern Sie auf mich zu zählen haben.

Daß ich, trotz der Luft, die jetzt hier weht, meine Theilnahme für Sie nicht einen Augenblick verläugnen werde, davon sind Sie wohl überzeugt, aber verlangen Sie nicht, daß ich die Extreme Ihrer politischen Meinung, die unausgesetzt Gegenstand unseres heftigen Streites gewesen sind, jetzt versuchen soll zu beschönigen da Sie wie ich es immer gefürchtet, dadurch unglücklich geworden sind. Ich kann mir wohl denken, daß die allgemeine Aufregung sich in Ihnen zu einem Grade steigern konnte, der sie vergessen lassen durfte, daß Sie gegen den König vielfache und strenge Verpflichtungen hatten. Ich kann mir denken, daß Sie in gutem Glauben handelten: nur um den König von einem für ihn verderblichen Einflusse mit Gewalt losreißen zu helfen, aber Sie müssen Sich doch dabei klar geworden sein, daß Sie dabei auch den Vertrag zerrissen, der zwischen Ihnen und dem Könige bestand. Es kann Ihr wohlgeprüfter Wille unmöglich sein die Hand, die Sie soeben noch gegen den König geballt hielten, jetzt nach den Spenden seiner Civilliste auszustrecken; diesen Anschein

[1]) Im „Dresdner Anzeiger" vom 19. Mai; daraus ergibt sich das Datum der Antwort.

Digitized by Google

hat Ihnen sicherlich nur die Nachgiebigkeit und Zärtlichkeit für Ihre Frau aufgenöthigt, und Sie werden nicht verlangen daß ich einem solchen Anspruche das Wort reden solle.

Die Hoffnung Sie dem Dresdner Theater wiederzugewinnen, die niemand aufrichtiger hegen kann, als ich, ist zunächst auf die allgemeine Amnestie zu gründen, die der König vermuthlich nicht lange wird erwarten lassen; dann aber auf die alles ausgleichende Zeit.

Schlagen Sie den Weg muthig ein, den Ihre Weimar'schen Freunde Ihnen bahnen, machen Sie Ihr Genie in weiteren Kreisen geltend und lassen Sie den Wirbelsturm der Zeitbewegung vorüberbrausen, der jede menschliche Voraussicht und Vorkehrung scheint verhöhnen zu wollen. Vielleicht aber ist den gegenwärtigen Zuständen einige Dauer beschieden und es kommt eine Zeit, wo der König Ihnen persönlich verzeihen kann, wo Sie ihm wieder mit willigem Herzen dienen können, was Sie jetzt doch nicht vermöchten, also auch nicht wünschen werden.

Was bis dahin geschehen kann, die Erinnerung an Sie nicht verlöschen zu lassen, die Anerkennung Ihres Werthes für das Institut wach zu erhalten, das wird — rechnen Sie darauf — treulich geschehen. Andre Aussichten, als diese allerdings sehr ungewisse Ihnen zu geben, hieße Sie grausam belügen. Wollen Sie in einem kurzen Schreiben an den Geheimrath Sich einen Anknüpfungspunkt für die Zukunft aufzustellen suchen, so muß das Schreiben, glaube ich, nicht spezielle Rechtfertigung u. dergl. versuchen, sondern in der Kürze zugestehen, daß Sie vom Strudel unerwarteter Begebenheiten fortgerissen worden seien und wenn Sie auch keinen Theil am bewaffneten Aufstande genommen, wenn Sie auch gewiß wären die gegen Sie erhobenen Anklagen gegen Sie widerlegen zu können, Sie doch in Ihrem Gefühle die Nothwendigkeit erkennten: Sich zunächst freiwillig aus dem Königl. Dienste zu verbannen, es der Zeit überlassend eine leidenschaftlose Beurtheilung der Thatsachen und Gesinnungen herbeizuführen, die Ihnen vielleicht Gelegenheit wiedergeben dürfte, sich in der Meinung derer wieder herzustellen, denen Sie nie aufhören würden Sich dankbar und verpflichtet zu fühlen. Eine Haltung dieser Art, deren Ausdruck Sie besser finden werden, als ich hier andeuten kann, würde Ihnen vielleicht eine anständige Wiederanknüpfung offenlassen, wie immer auch die Dinge sich wenden mögen.

Überlegen Sie es:

Ich schließe den Brief mit schwerem Herzen. Ich hätte Ihnen gern bessere Hülfe, bessere Hoffnungen geboten, und kann Ihnen nichts von der ganzen Last der furchtbaren Katastrophe abnehmen, die Sie über Sich hereingezogen haben. Ich könnte mit Ihnen hadern, daß Sie immer nur hinterher meinen Rath und Beistand fordern, aber ich weiß wohl, daß dies aus der Verschiedenheit unserer Naturen und Überzeugungen hervorgeht.

Welchen unsäglichen Schmerz ladet diese Zeit der Seele auf! Schmerz um die ganze Menschheit und um so viele einzelne werthe Menschen; u. werden

Digitized by Google

wir sein Ende sehen? Gott stehe Ihnen bei und mache Sie fest und mäßig! Ich habe nichts als meine Wünsche für Sie, vielleicht einstigen Erfolg meiner Bemühungen für Ihre Zukunft.

Abschrift Devrients.

7

Lieber Devrient!

Ich bitte Sie, lesen Sie recht bald: „Gedanken über tod und unsterblichkeit von Ludwig Feuerbach" sämmtliche werke b III.

Hätte ich meine Frau — so ginge es mir ganz erträglich. Seit 3 tagen bin ich wieder in Zürich, bei einem alten jugendfreunde, in dieser herrlich schönen Schweiz. In Paris u. deßen umgegend habe ich 4 wochen zugebracht: mit Gustave Vaez, gegenwärtig präsident der commission d'auteurs, habe ich mich für eine Operndichtung aßociirt, die ich vollständig entwerfen werde und deren ausführung, annahme an der oper und zuweisung zur composition an mich [er][1]) übernommen.[2]) Ich habe leider noch kein herz für die französische sache; habe mir aber vorgenommen hier das s[chon][3]) jetzt nöthige dafür zu arbeiten, um wahrscheinlich im october wieder für einige zeit nach Paris zu gehen. Ich hoffe es wird mir durch meine hiesigen freunde möglich werden mich hier bald und für immer niederzulassen: meine einzige beschäftigung wird opern-componiren sein.

Mit meiner armen frau bin ich sehr unglücklich daran: sie ist leidend und bitter, und hält es für gut durchaus noch in einer athmosphäre fortzuleben, die an und für sich zwar sehr gut ist, ihren mann ihr aber vollends zum scheusal zersetzt. Sprächen Sie sie doch einmal: ich weiß ihr kaum mehr zu schreiben: hier könnte sie jeden augenblick mit mir das beste leben haben. —

Ich schreibe Ihnen bald einmal ordentlich: ich dachte bei der lectüre Feuerbach's eben nur zu lebhaft an Sie um Ihnen für heute nicht wenigstens schnell einmal guten tag zu sagen.

Könnte ich bald einmal von Ihnen und durch Sie etwas zu hören bekommen, so würde ich Ihnen außerordentlich dankbar sein.

Leben Sie wohl und — glücklich

Ihr

Zürich, 9. Juli 1849. Richard Wagnere.

(bei Alexander Müller Musiklehrer).

---

[1]) Riß und Lücke im Papier.

[2]) Über diese Pariser Pläne Mein Leben I, S. 493 ff.; W. Altmann, R. Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt, S. 56 ff.

[3]) Riß und Lücke, wie oben.

Digitized by Google

Giftgefahren in Betrieben

Von

L. Lewin (Berlin)

I.

In kleinen Werkräumen und in den mächtigen Hallen der Großindustrie müssen Menschen mit Giften arbeiten, und aus solchen Räumen strömen viele giftige Erzeugnisse wieder hinaus in die Lebensflut, in die Hände der Menschen, zu weiterer Bearbeitung oder zu direkter Verwendung. Fast unübersehbar ist der Kreislauf der Gifte im Leben der Völker.

Ihre chemische Energie wird ausgenutzt, gleichgültig ob auf dem Gebiete der Technik, der Industrie, der Landwirtschaft oder der Medizin. Was von ihnen vorhanden ist, wird einmal wert, gebraucht zu werden, für alles, was mit Energie versehen ist, reift irgendwann der Tag, an dem ihm der Verwendungszweck entsteht. Da Arbeit, zumal mit solchen Energieträgern, festen, flüssigen, dampfartigen oder gasigen Stoffen sich nicht von selbst restlos vollzieht, vielmehr der Arbeitende immer in irgendeinem Umfange in ihrem Bannkreis steht, so ist es begreiflich, daß ein Berühren mit ihnen oder ihre Aufnahme in den Körper die erste Bedingung für ihr Wirken erfüllt. Ob und in welchem Umfange das letztere eintritt, hängt von Zufalls- oder Individualbedingungen ab, die nicht in jedem Falle erkennbar sind. Im allgemeinen kann man annehmen, daß ein reaktiver chemischer Stoff, der in einen Menschen eindringt, wirkt. Die Wirkungsäußerungen können früh oder erst nach längerer Zeit sich bemerkbar machen, für den Erfahrenen ursächlich erkennbar, anderen erkenntnismäßig verschlossen sein oder, wenn einleuchtend, als inopportun für weitere, notwendige folgerichtige Schlüsse erscheinen. In den beiden letzten Fällen erfolgt dann eine unrichtige Buchung: das bei dem Arbeitenden akut oder chronisch als Arbeitsfolge auftretende Leiden wird als Schicksalsfügung, als Krankheit aus unbekannten innerlichen Gründen deklariert.

Der Laie fragt natürlich, wie es komme, daß eine jäh oder in langsamer Entwicklung entstandene Vergiftung als solche erkennbar und mit einer Krankheit verwechselbar sein könnte. Die Antwort ist leicht zu geben: So sicher wie eine Vergiftung eine Krankheit ist, so sicher auch, daß „echte" Krankheiten, einschließlich der Infektionskrankheiten, Vergiftungen aus innerlichen Gründen sind. Ich definiere eine Krankheit als einen Zustand, den körperfremde Energien bewirkt haben. Ist dies aber wahr, so wird es auch begreiflich, daß durch Gifte Krankheitsbilder entstehen können, die „natürlichen Krankheiten" zum Verwechseln ähnlich erscheinen.

Sie treten in der Tat in Betrieben auf, in denen Gifte produziert oder mit solchen gearbeitet werden muß, und deren gibt es recht viele. So können

Digitized by Google

eingeatmete gasige oder dampfförmige Gifte Lungenentzündungen erzeugen, die, den Symptomen nach, sich von solchen aus anderen Ursachen entstandenen in nichts unterscheiden. Tausende von Soldaten starben eines solchen Todes im Kriege, weil Phosgengas in ihre Lungen gelangt war.

Es gibt andere berufliche Krankheiten, an deren Entstehbarkeit durch Gifte man früher nicht hat glauben wollen. So können bei Arbeitern in der Farbenindustrie, bei der Beschäftigung mit Anilin, Toluidin, Naphtylamin, Benzidin usw. in meist langsamer Entwicklung Blasengeschwülste bösartiger Natur entstehen, die einer erfolgreichen Operation gewöhnlich unzugänglich sind. Geschwülste derartigen schlimmsten Charakters sah man noch nach anderen Betriebsgiften, z. B. Arsen, entstehen.

Auf das Nervensystem wirken eine ganze Schar solcher ein und können Gehirn- und Rückenmarksstörungen, sowie Störungen in der Empfindung und Bewegung erzeugen, die in nichts von den entsprechend klinisch bezeichneten unterscheidbar sind — von einer einfachen Neuralgie bis zu schwerer Gehirnerweichung, und von leichtem Händezittern bis zu schwersten chronischen Zuckungszuständen. Es gibt kein Körperorgan und kein Organsystem, das nicht von gewissen, beruflich verwendeten Giften in mehr oder minder langsamer Minierarbeit funktionell gestört werden kann — und da die Mahlgänge des Menschenleibes sehr langsam mahlen, so können Jahre darüber hingehen, ehe die Störung den Umfang angenommen hat, der dem Individuum die Pforte zur Arbeit und zur Lebensfreudigkeit verschließt. Es ist also hier wie bei anderen Krankheiten, z. B. bei nicht ausgeheilter Syphilis, die noch nach Jahrzehnten das Individuum dem Irrenhaus zuführt oder es zu einem rückenmarkskranken Krüppel macht, den seine Bewegungsataxie schließlich auf das Dauerlager zwingt. Hier Giftwirkung wie dort! Hier — wie bei den meisten Infektions- und Nichtinfektionskrankheiten ein chemisch unbekanntes, dort bekannte Gifte als Leidensursache, nämlich diejenigen, mit denen gearbeitet wird.

Zeitliche Unterschiede in dem Erscheinen der Betriebs-Giftkrankheiten bestehen und hängen von den Eigenschaften der betreffenden Stoffe, ihren schnell oder langsam sich verwirklichenden Beziehungen zu Teilen des menschlichen Körpers und von der mehr oder minder großen Fähigkeit des Arbeitenden ab, durch seine natürlichen Ausscheidungsorgane mehr oder minder von dem aufgenommenen Gifte auszuscheiden. Für den letzteren regulatorischen Vorgang kann der Vergleich mit dem Verhalten eines Springbrunnens herangezogen werden. Solange Zu- und Ablauf geregelt sind, erfolgt kein Überlaufen, wohl aber, wenn einer von ihnen, besonders aber der letztere, nicht richtig arbeitet. Dadurch wird mancher Fall scheinbarer langer Gifttoleranz, z. B. bei Bleiarbeitern, erklärt: Zulauf und Ablauf sind aufeinander eingestellt. Arbeiten aber die abscheidenden drüsigen Organe, z. B. die Nieren, eine Zeitlang ungenügend, so entsteht Giftüberschwemmung.

Experimente mit solchen Betriebsgiften, wären sie auch noch so sinnreich erdacht, vermögen nicht die überaus zahlreichen Vergiftungsvariationen so zu

Digitized by Google

schaffen, wie das Wirklichkeitsleben sie hervorruft. Von diesem lernt daher die Wissenschaft. Es hieße ein Unrecht begehen, wollte man einen Kausalitätszusammenhang einer Betriebsvergiftung nur deshalb a priori leugnen, weil sie bisher noch nicht klar als solche erkannt worden ist. Ganz allmählich nur rückt die Erkenntnis der Tragweite der Gifte als Energieträger vor. Man findet sie unter den mineralischen sowie den kohlenstoffhaltigen Substanzen so reichlich, daß die Nichtwirkung derselben auf belebte Wesen die Ausnahme, die gesundheitstörende oder das Leben unterbrechende die Regel ist.

II.

Nach alledem kann man ermessen, wie groß das Interesse des Staates, als Schützers der allgemeinen Gesundheitspflege, sein muß, zugunsten der mit Giften Arbeitenden, also auch seiner selbst, die Arbeitsbedingungen — so weit er es kann — so zu beeinflussen, daß eine Schädigung — soweit dies überhaupt erreichbar ist — vermieden wird. So enstanden in bezug hierauf allgemeine, vereinzelt auch spezielle gesetzliche Anordnungen über den Arbeiterschutz. Gewerbeordnung und Bürgerliches Gesetzbuch enthalten diesbetreffende Bestimmungen, deren Objekt nur der Arbeitgeber ist. Für den Fall des Todes des Arbeitenden kann er sogar nach dem Strafgesetzbuch durch die Bestimmung über die Fahrlässigkeit getroffen werden. Der letzte Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs von 1919[1]) hat hierfür eine meiner Meinung nach zu schwere Fassung statt der bisherigen gefunden. Der § 14 besagt:

> „Fahrlässig handelt, wer die Sorgfalt außer acht läßt, zu der er nach den Umständen und nach seinen persönlichen Verhältnissen verpflichtet und imstande ist, und infolgedessen nicht voraussieht, daß sich der Tatbestand der strafbaren Handlung verwirklichen könne, oder, obwohl er dies für möglich hält, darauf vertraut, daß es nicht geschehen werde."

Die allgemeine Pflicht besteht unter zivilisierten Menschen, daß derjenige, der im Besitze eines für andere gefährdungsmöglichen Objektes ist, die Möglichkeit der Gefährdung nach Kräften zu verringern oder aufzuheben hat. So müssen Treppen mit Geländer, ein Abgrund mit einem Zaun und ein bissiger Hund mit einem Maulkorb versehen oder an die Kette gelegt werden. Zivil- und eventuell strafrechtlich gehen die Geschädigten bzw. der Staat gegen den Nichterfüller einer solchen Abwehrpflicht vor. Die Pflicht wird zu einer nicht nur rechtlichen, sondern auch allgemein menschlichen, wenn sie sich auf Lohnarbeiter irgendeiner Art, körperlicher oder geistiger, bezieht. Von ihnen werden Werte geschaffen, von denen der Unternehmer direkt oder indirekt Vorteile hat, und es wäre mehr als unbillig, wenn das Erwerbskonto eines solchen Arbeiters von

[1]) Berlin 1921.

Digitized by Google

vornherein mit einem durch die Erwerbsart verwirklichbaren Gefahrenkonto belastet würde, dessen Wirklichkeitswert in irgendeinem Augenblicke von Null zu einer beträchtlichen Höhe anspringen kann.

Die Verwirklichungsmöglichkeit ist nun kaum bei irgendeiner Gefahrengruppe größer, als bei der der Gifte — schon deswegen, weil über mechanische Gefahren ein jeder in irgendeinem Umfange unterrichtet ist, aber nicht über Giftgefahren.

III.

Kann man gegen diese einen genügenden Schutz gewähren? Die über allem stehende Frage, ob die Technik die ihr für die Gefahrenprophylaxe gestellten Aufgaben zu lösen imstande ist, glaube ich unbedingt bejahen zu können. Sie ist so erfindungs- und tatmächtig, daß sie in großem Ausmaß in Giftbetrieben mindestens die Gefahren um ein beträchtliches zu mindern vermag.

Drei Dinge gehören aber außerdem zum Gelingen:

1. Der gute Wille des Unternehmers, der einsehen gelernt hat, daß, abgesehen von allem anderen, gesunde Arbeiter für das Werk auch qualitativ leistungsfähiger sind als solche, die die Arbeit, vielleicht nur wegen leichter körperlicher Störungen, von Zeit zu Zeit unterbrechen.

2. Die Möglichkeit, die oft bedeutenden Kosten der Schutzmaßregeln bezahlen zu können, und

3. der gute Wille und die Einsicht der Arbeiter in die Notwendigkeit, die dargebotene Hilfe auch zu benutzen.

Ich habe Werkdirektoren und Betriebsleiter gefunden, die, von dem ganzen tiefen Ernst der Arbeiterschutzfrage erfüllt, dahinzielende Vorschläge nach sorgfältiger technischer Durchprüfung sich zu eigen machten. Kleine und mittlere Betriebe sind nicht immer in der Lage, die Kosten für durchgreifende Sicherungsmaßnahmen zu tragen. Hier können nur diejenigen verlangt werden, die durch die Gewerbeaufsicht, oder solche, die von den technischen Aufsichtsbeamten, zumal der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie, angeordnet werden. Die letztere hat seit Jahren mit großer Umsicht, geleitet durch die Erfahrungen, Gutes auf dem Arbeiterschutzgebiet geleistet.

Leider habe ich in bezug auf die Bereitwilligkeit von Arbeitern, Schutzvorrichtungen gegen die Giftgefahr zu gebrauchen, nicht immer Zufriedenstellendes gesehen, besonders dann nicht, wenn, wie z. B. bei dem Tragen von Respiratoren oder Schutzbrillen, damit kleine Unbequemlichkeiten verknüpft waren. Die Abschätzung des kleineren gegenüber einem möglichen größeren Übel will immer noch nicht Platz greifen. Ich fand auch sehr oft, daß persönliche Darlegungen von Gefahren, die dem Arbeiter bei leichtfertiger, vermeidbarer Hantierung mit giftigen Stoffen drohen, nicht den entsprechenden Erfolg hatten, da ich die gleichen Arbeiter nach einiger Zeit wieder so sorglos mit solchen Stoffen umgehen sah, als wären sie nicht aufgeklärt und als wäre ihnen nicht

Digitized by Google

der rechte Weg gezeigt worden. Solchen „starken Männern", die sich rühmen, ihnen sei noch nichts „passiert" und könne nichts passieren, ist jeder Belehrungserfolg versagt.

Die Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie versuchte im Jahre 1920 zum ersten Male, die Vertreter der organisierten Arbeiterschaft, die Obmänner des Betriebsrates, an ihrer Arbeit teilnehmen zu lassen. Wünsche und Ansichten der Arbeiter über die Fragen der Unfallverhütung sollten gehört werden. Den Besprechungen über Ursachen vorgekommener Unfälle und Maßnahmen zu künftiger Verhütung wurde teilweise Interesse entgegengebracht; vielfach fehlte aber das nötige Verständnis. Die wichtigste Aufgabe der Obmänner, ihre Arbeitskollegen zur Verwendung der vorhandenen Schutzvorrichtungen anzuhalten, „versagte in ihrer Ausführung vielfach, weil die Betriebsräte Schwierigkeiten bei ihren Mitarbeitern befürchteten, wenn sie auf Erfüllung der Forderung beständen. Deshalb lassen sie es lieber gehen, um sich nicht unbeliebt zu machen. Junge Betriebsratsmitglieder tragen Bedenken, älteren Arbeitern gegenüber Anordnungen zu treffen, und ältere, besonnene Leute wollen sich mitunter mit den jüngeren Leuten nicht einlassen."

Hierin wird, meiner Ansicht nach, in absehbarer Zeit kaum etwas geändert werden. Unbeirrt dadurch haben aber Wissenschaft und Technik auch weiter die Aufgabe, Forschung und Erfahrung in den Dienst der Aufklärung zu stellen.

Der Bau des Fixsternsystems

Von

Professor O. Knopf (Jena)

Das Interesse, welches der Astronomie von den weitesten Kreisen entgegengebracht wird, verdankt sie nur zum geringsten Teil den von ihr verfolgten rein praktischen Zwecken der Zeit- und Ortsbestimmung; diese ihre Dienstleistungen sind etwas zu Alltägliches, als daß man über die dazu nötigen, durch die Arbeit von Jahrtausenden geschaffenen Grundlagen und den dabei aufgewandten Scharfsinn sich viel Gedanken machte. Weit mehr Interesse hat man für die rein wissenschaftlichen astronomischen Fragen vom Werden und Vergehen der Himmelskörper und des Planetensystems, von den Nebelflecken als dem Baumaterial für die glänzenden Sterne, von der Bildung der Doppelsterne und Sternhaufen und von dem Bau des alle diese Gebilde umfassenden Fixsternsystems.

Erklärlich genug ist ja dieses Interesse. Hängt doch mit jenen Fragen aufs Engste zusammen die Rolle, welche unsere Erde als Himmelskörper in dem großen Weltengetriebe spielt. Und hieraus ergeben sich ohne weiteres Schlüsse auf die Stellung und Bedeutung des Menschen im Weltganzen. Daher ist

Digitized by Google

es denn auch kein Wunder, wenn die astronomischen Kenntnisse einen hervorragenden Einfluß auf Weltanschauungsfragen gehabt haben, und da Verschiedenheiten des Denkens und Glaubens für das Mit- und Nebeneinanderleben der Menschen stets von größter Bedeutung gewesen sind, von viel größerer z. B. als der ungleiche Besitz materieller Güter, so läßt sich begreifen, welche Macht die astronomischen Vorstellungen von jenen Dingen auf das Tun und Lassen der Menschen ausüben konnten, und wie man andererseits oft auch bemüht war — wir brauchen nur an Galilei und Giordano Bruno zu erinnern —, die Gedanken der Menschen über diese Fragen in Bahnen zu lenken, welche den jeweiligen Machthabern für den Bestand ihrer Herrschaft vorteilhaft und daher wünschenswert erschienen.

Während wir uns jetzt über den Bau unseres Sonnensystems im wesentlichen im klaren sind, so daß Neuentdeckungen das Bild wohl vervollständigen, aber nicht mehr von Grund aus verändern können, ist die Frage nach dem Bau des Fixsternsystems von der Lösung noch ein gut Stück entfernt. Sie läßt sich auch zur Zeit noch nicht befriedigend lösen. Dazu bedarf es noch jahrzehntelanger, in der Feststellung der Örter der Fixsterne an der Himmelskugel bestehender Beobachtungen von der Genauigkeit, wie sie erst seit 170 Jahren den Astronomen zu erreichen möglich ist. Denn nur zeitlich weit auseinanderliegende Beobachtungen lassen die Ortsänderung eines Gestirns am Himmelsgewölbe, seine sogenannte Eigenbewegung, mit Sicherheit erkennen. Der nach heutiger Kenntnis die größte Eigenbewegung besitzende Fixstern läuft in 200 Jahren um einen Vollmonddurchmesser weiter, die meisten Sterne, bei denen überhaupt eine Bewegung sich feststellen ließ, legen dagegen nur wenige Bogensekunden im Jahrhundert zurück.

Um die lineare, in Kilometern ausgedrückte, senkrecht zur Gesichtslinie liegende Geschwindigkeit eines Sternes von bekannter Eigenbewegung zu erhalten, muß man natürlich noch seine Entfernung von uns kennen, und das ist leider nur ausnahmsweise der Fall. Zur Zeit sind Bestrebungen im Gange, solche Bestimmungen in ausgedehntem Maßstabe vorzunehmen. Hoffentlich führen sie zu dem gewünschten Ziel, es ist jedoch die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß die hierfür zu messenden, eine Periode von einem Jahr besitzenden Ortsänderungen der Sterne, ihre sogenannten Parallaxen, zu klein sind, um sich von den unvermeidlichen Messungsfehlern trennen zu lassen.

Sodann aber muß auch das durch die neueren spektroskopischen Beobachtungsmethoden gelieferte Material noch stark vermehrt werden. Seit mehreren Jahrzehnten ist man, dank besonders den Bemühungen von Vogel und Scheiner in Potsdam, imstande, durch Ausmessung der bei der Entfernungsänderung eines Sternes sich verschiebenden Spektrallinien die Sterngeschwindigkeit in der Gesichtslinie bis auf wenige Kilometer in der Sekunde zu bestimmen, und hat diese Methode bis jetzt bereits auf etwa 2000 Sterne mit Erfolg angewandt. Es ist aber erwünscht, noch von weiteren tausenden, besonders auch schwächeren

Digitized by Google

Sternen ihre auf uns zu oder von uns weg gerichtete Geschwindigkeit zu kennen.

Wertvolle Aufschlüsse dürfen wir ferner noch erwarten über die chemische und physikalische Beschaffenheit von Fixsternen und Nebeln von der Untersuchung ihrer Spektren, namentlich wenn die schwachen Objekte durch Verbesserung der Hilfsmittel mehr der Beobachtung zugänglich gemacht werden. Und auch die Photographie wird fortfahren, uns mit wichtigen Erkenntnissen zu bereichern.

Doch auch heute schon sind wir imstande, gewisse Forschungsresultate mit ziemlicher Sicherheit auszusprechen, nachdem das Beobachtungsmaterial wenigstens in mancher Hinsicht eine leidliche Vollständigkeit erreicht hat. Es dürfte sich daher verlohnen, auf den zurückgelegten Weg mühsamer Forschung einmal zurückzuschauen und die erlangten Resultate zusammenzufassen.

Regellos erscheinen uns die Sterne über das Himmelsgewölbe verstreut, hell leuchtende und kaum erkennbare sind bunt durcheinandergewürfelt. Während einige Stellen des Himmels durch ihre Sternarmut auffallen, drängen sich an anderen Stellen die Sterne zu Haufen zusammen, wie im Sternbild des Stiers die Plejaden. Über den ganzen Sternenhimmel hinweg schlingt sich in weitem Bogen das glitzernde Band der Milchstraße, über eine längere Strecke hinweg in zwei Teile gespalten, an anderer Stelle hängt ein Fetzen lose herab, wieder an anderer Stelle sind abgetrennte Stücke zur Seite geworfen. Lauter Sternchen sind es, die das Silberband zusammensetzen, Sternchen, die hier in viel größerer Zahl auftreten, als nach anderen Richtungen des Himmelsgewölbes hin. Wir selbst befinden uns etwas nördlich von dieser die Schar der Sterne in zwei Hälften teilenden Ringebene.

Wenn die Sterne alle dieselbe Leuchtkraft besäßen, ihre verschiedene Helligkeit also nur ihrer verschiedenen Entfernung von uns zuzuschreiben wäre, so wäre es leicht, ihre räumliche Verteilung zu finden. Es genügte die Kenntnis des Gesetzes, daß die Helligkeit einer Lichtquelle dem Quadrat der Entfernung umgekehrt proportional ist, also in der doppelten Entfernung auf $^1/_4$, in der dreifachen auf $^1/_9$ abnimmt, und daß ein Stern irgendeiner Größenklasse 0,4mal so hell ist als ein Stern der vorangehenden Größenklasse, daß demnach ein Stern 5. Größe uns 0,4mal so hell erscheint als ein Stern 4. Größe, ein Stern 6. Größe 0,4mal so hell als ein Stern 5. Größe usf.

Die Annahme gleicher Leuchtkraft würde aber ganz falsch sein, wie sich bei vielen Sternen gezeigt hat, deren Entfernung man hat bestimmen können. Im allgemeinen mag es ja wohl richtig sein, daß die hellen Sterne uns näher sind als die schwachen, auf den einzelnen Fall darf man diesen Satz jedoch nicht anwenden; so hat bei Arkturus, der einer der allerhellsten Sterne ist, die große Entfernung bisher jeder Bestimmung gespottet.

Wird die Entfernung, aus welcher ein Stern von einer gewissen Leuchtkraft uns als Stern 1. Größenklasse erscheint, als Einheit der Entfernung bezeichnet,

Digitized by Google

so wird er als Stern 2., 3., 4. Größenklasse erscheinen, wenn wir ihn in die Entfernung 1,6, 2,5, 4,0 bringen, nämlich immer auf das 1,58fache der vorigen Entfernung.

Denken wir uns um unseren Standort O (s. Fig. 1) Kugeln gelegt mit den Halbmessern OA = 1,0; OB = 1,6; OC = 2,5; OD = 4,0 usf. und Sterne von der Leuchtkraft des eben angenommenen im Raume verteilt, so würden die Sterne innerhalb der Kugeloberfläche A uns heller als 1. Größe erscheinen, die zwischen den Kugeloberflächen A und B würden der Größenklasse 1,0 bis 2,0 angehören, die zwischen B und C der Größenklasse 2,0 bis 3,0, die zwischen C und D der Größenklasse 3,0 bis 4,0 usw. Die Räume zwischen den einzelnen Kugeloberflächen sind aber, wenn der Inhalt der innersten Kugel mit 1 bezeichnet wird, gleich 3, 12, 48, 192 usw., immer das Vierfache des vorigen Raumes. Sind also Sterne von gleicher Leuchtkraft um O herum gleichmäßig im Raume verteilt, so werden, weil die Zwischenräume zwischen den Kugeloberflächen immer auf das Vierfache wachsen, viermal so viel Sterne von irgendeiner Größenklasse zu sehen sein müssen wie von der vorhergehenden. Dies wird auch der Fall sein, wenn nicht nur Sterne von einer bestimmten Leuchtkraft, sondern von dieser und jener Leuchtkraft im Raum gleichmäßig verteilt sind, wofern nur in allen Teilen des Raumes das Verhältnis der Zahlen für die Sterne von verschiedener Leuchtkraft dasselbe ist.

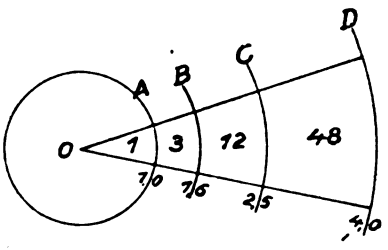

Fig. 1. Das Wachsen der Entfernungen und der Räume der Sterne der aufeinanderfolgenden Größenklassen

Für die ersten Größenklassen wird man, weil ihnen verhältnismäßig nur wenige Sterne angehören, eine Übereinstimmung mit der Beobachtung nicht erwarten dürfen, da unsere Annahme der gleichmäßigen Verteilung und der gleichmäßigen Mischung der Sterne verschiedener Leuchtkraft, wenn überhaupt, doch nur im allgemeinen zutreffen wird, und die daraus gezogenen Schlüsse daher nur auf Massenerscheinungen angewandt werden können.

Aber auch abgesehen von den ersten Größenklassen nimmt die Zahl der Sterne von einer Größenklasse zur anderen nicht ganz auf das Vierfache zu. Die nächstliegende Erklärung dieser Erscheinung wird die sein, daß das Fixsternsystem von der Mitte nach außen hin immer geringere Sternhäufigkeit aufweist, also, falls letztere sich nicht unendlich langsam oder, wie der mathematische Ausdruck lautet, asymptotisch der Null nähert, von endlicher Ausdehnung ist, und daß wir vom Zentrum nicht weit abliegen. Nach v. Seeligers Untersuchungen findet sogar späterhin ein sehr rascher Abfall statt.

Wenn wir das Fernrohr von der Richtung nach dem Nord- oder Südpol der Milchstraße, wie die beiden Punkte der Himmelskugel heißen, welche um 90 Grad von der Milchstraßenebene nach Norden und Süden abstehen, allmäh-

Digitized by Google

lich nach der Milchstraße selbst hin bewegen, so zeigt es im allgemeinen immer mehr und mehr Sterne, und zwar nimmt die Häufigkeit der Sterne einer Größenklasse um so mehr zu, je höher diese Größenklasse ist, je schwächer die Sterne also sind. Wir können diese Erscheinung in einfacher Weise deuten, wenn wir die Annahme machen, daß in der Ebene der Milchstraße, von deren Zentrum wir nach den vorhin angestellten Erwägungen nicht allzuweit abliegen, das Fixsternsystem eine größere Ausdehnung hat als in der dazu senkrechten Richtung. Denn hätte das System die Gestalt einer Kugel vom Durchmesser seiner Polarachse, so würden wir bei gleichmäßiger Sternverteilung nach allen Richtungen gleichviel Sterne einer bestimmten Größenklasse sehen. Werden aber die Grenzen immer weiter, je mehr wir uns der Milchstraßenebene nähern, so werden zu den Sternen, die in jener Kugel befindlich den Eindruck einer bestimmten Helligkeit machen, sich noch diejenigen gesellen, welche außerhalb der Kugel liegen und genug Leuchtkraft besitzen, um uns von der Helligkeit der in der Kugel befindlichen Sterne geringerer Leuchtkraft zu erscheinen. Es wird hierbei aber die Sternhäufigkeit um so mehr wachsen, je höher die Größenklasse der ins Auge gefaßten Sterne ist. Denn nehmen wir z. B. an, wir sähen im Gesichtsfeld des Fernrohrs, wenn es nach dem Nordpol der Milchstraße gerichtet ist, 5 Sterne 7. und 15 Sterne 8. Größe, so werden wir, wenn das Fernrohr parallel zur Milchstraße gerichtet wird und 10 Sterne 7. Größe sich im Gesichtsfeld zeigen, 30 Sterne 8. Größe zu sehen erwarten können, die demselben Raum angehören wie jene 10 Sterne 7. Größe; aber wennschon es jenseits dieses Raumes zwar keine Sterne von genügender Leuchtkraft mehr gibt, um als Sterne 7. Größe noch zu erscheinen, so wird es doch noch Sterne geben, die wir als Sterne 8. Größe sehen werden. Wir werden also mehr als 30 Sterne 8. Größe im Gesichtsfelde zählen. Je höher die Größenklasse ist, um so mehr wird der Raum in der Richtung der Milchstraße, welcher Sterne von dieser Helligkeit liefert, den nach den Polen der Milchstraße hin liegenden und gleichfalls Sterne dieser Helligkeit liefernden Raum übertreffen. Es wird daher die Sternhäufigkeit von den Polen der Milchstraße nach dieser hin für die höheren Größenklassen rascher wachsen, als für die niederen.

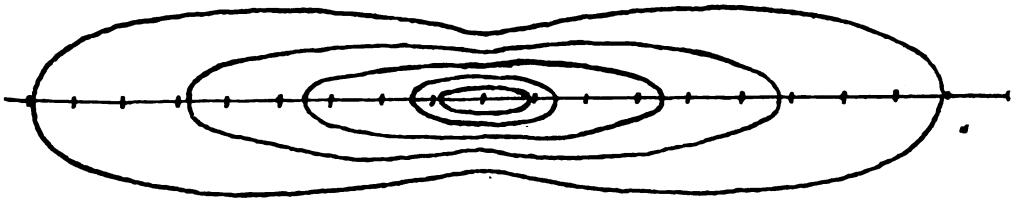

Fig. 2. Schema der Verteilung der Sterne im Fixsternsystem.

Dies gilt zunächst bei gleichmäßiger Verteilung der Sterne. Es wird auch noch gelten, wenn die Sterndichte vom Mittelpunkt des Systems aus nach allen Seiten in gleicher Weise abnimmt. In verstärktem Maße aber wird es gelten,

Digitized by Google

wenn die Sternhäufigkeit in der Ebene der Milchstraße langsamer abnimmt als nach den Polen zu. Denn dann würde eine größere Ausdehnung des Fixsternsystems in der Ebene der Milchstraße gar nicht mehr nötig sein, um die für die aufeinanderfolgenden Größenklassen sich verstärkende Zunahme der Sterne von den Polen nach der Milchstraße hin zu erklären.

Denken wir uns zu dem Zweck die Sterne wieder von gleicher Leuchtkraft und denken wir uns ferner um unseren Standort drei konzentrische Kugeln von solchen Halbmessern gelegt, daß die Sterne zwischen der innersten und mittleren Kugeloberfläche uns als von der 7., genauer 7,0. bis 7,9., und die zwischen der mittleren und äußeren Kugeloberfläche als von der 8., d. h. 8,0. bis 8,9. Größenklasse erscheinen.

Im ersten Zwischenraum liegen unserer Voraussetzung gemäß nach den Polen zu weniger Sterne als in der Milchstraßenebene, wir werden daher in der Milchstraße mehr Sterne 7. Größe sehen, als nach den Polen hin. Dasselbe wird natürlich auch mit den im äußeren Zwischenraum liegenden, uns von der 8. Größenklasse erscheinenden Sternen der Fall sein, ja sogar noch in höherem Maße, weil die Abnahme der Sterndichte in der Milchstraßenebene nach außen zu im allgemeinen immer langsamer stattfinden wird, so wie es Fig. 2 zeigt. Dieselbe gibt einen Achsenschnitt durch das Fixsternsystem nach Kapteyn in Groningen, der sich besonders eingehend mit dem Bau des Fixsternsystems beschäftigt hat. Die fünf Kurven sollen Stellen gleicher Sterndichtigkeit verbinden. Ist die Dichtigkeit im Mittelpunkt des Systems, wo wir die Sonne befindlich denken können, gleich 1, so ist sie auf den 5 Flächen, die von dem Achsenschnitt in den 5 Kurven geschnitten werden, der Reihe nach gleich 0,40, 0,16, 0,063, 0,025, 0,01, also immer das 0,4fache der Dichtigkeit auf der vorigen Fläche.

Wie gering die Sterndichtigkeit aber auch im Zentrum ist, kann man sich dadurch anschaulich machen, daß, wenn man der Sonne die Größe einer Erbse gibt und sie in Leipzig aufgestellt denkt, der nächste Fixstern, wieder von der Größe einer Erbse, nach Dresden zu bringen wäre.

Ob die Einbuchtung an den Polen, welche Fig. 2 aufweist, reell ist, wagt Kapteyn nicht mit Sicherheit zu behaupten.

Von der vorhin gemachten Annahme gleicher Leuchtkraft der Sterne kann man offenbar absehen, es genügt für die Erklärung der mit der Größenklasse wachsenden Zunahme der Sternhäufigkeit von den Polen nach der Milchstraße, wenn das Mischungsverhältnis der verschiedenen Größenklassen in allen Teilen des durch Fig. 2 dargestellten Fixsternsystems das gleiche ist.

Die Ausdehnung des Fixsternsystems in der Milchstraßenebene schätzt Kapteyn auf 60 000 Lichtjahre, in der dazu senkrechten Richtung auf $^1/_8$ dieses Wertes. Unter einem Lichtjahr versteht man bekanntlich die Strecke, zu deren Durchlaufen das Licht, welches in einer Sekunde 300 000 Kilometer zurücklegt, ein Jahr braucht. v. Seeliger nimmt die Ausdehnung des Fixsternsystems etwa $^1/_3$mal so groß an.

Digitized by Google

Die auf der Längsachse von Fig. 2 abgetragenen Teile bedeuten je 1000 sogenannte Sternweiten. Aus der als Längeneinheit im Fixsternraum oft benutzten, 3,3 Lichtjahre betragenden Entfernung einer Sternweite erscheint der Erdbahnhalbmesser unter dem Gesichtswinkel von einer Bogensekunde, es ist nach astronomischem Sprachgebrauch die Parallaxe eines um eine Sternweite entfernten Sternes gleich einer Bogensekunde.

Gegen eine Ausdehnung unseres Fixsternsystems ins Unendliche glaubte man früher auch anführen zu können, daß wir in diesem Falle über den ganzen Himmel einen Lichtschimmer ausgebreitet sehen müßten, da doch in jeder beliebigen Richtung ein Fixstern stehen würde; man bedachte dabei aber nicht, daß es außer den glühenden, leuchtenden Himmelskörpern zweifellos auch dunkle gibt, welche die Lichtstrahlen der hinter ihnen befindlichen leuchtenden Massen verhindern, zu uns zu kommen. Auch Gasmassen und Wolken kosmischen Staubes können diese Wirkung haben; und ebenso eine etwaige Absorption des Lichtes durch den Träger der Lichtbewegung, den Äther, selbst.

Erstreckte sich das Fixsternsystem bei gleichförmiger räumlicher Verteilung seiner Massen ins Unendliche, so würde die Anziehung, die ein Körper von den nach jeder Richtung hin unendlich vielen Himmelskörpern erführe, wie Karl Neumann und v. Seeliger gezeigt haben, nach jeder dieser Richtungen unendlich groß sein, der Körper würde zerrissen werden. Man müßte, um jene Annahme aufrecht zu erhalten, schon eine Absorption der Gravitationskraft bei ihrer Ausbreitung durch den Raum zugeben.

Im einzelnen weicht die Sternverteilung von dem Schema, welches wir auf Grund allgemeiner Beobachtungsergebnisse gewonnen haben, freilich bedeutend ab. Eine flüchtige Betrachtung des Sternenhimmels läßt uns schon erkennen, daß gewisse Sterne zu einer Gruppe, zu einer Einheit höherer Ordnung, gehören, so die Plejaden, die Krippe im Krebs und die vielen teleskopischen Sternhaufen. Immerhin würden solche Sternanhäufungen nur Ausnahmestellen bedeuten. Im großen und ganzen würde vielleicht doch eine Analogie zwischen dem Getriebe der Fixsterne und dem Bewegungszustand der Molekeln eines Gases bestehen, in welchem bekanntlich trotz aller willkürlichen, ungeordneten Bewegung im einzelnen sich doch ein bestimmter Endzustand herauszubilden pflegt, von dem wegen seiner größten Wahrscheinlichkeit immer nur relativ geringe Abweichungen vorkommen. In der Tat sind hier wie dort die bewegten Teile von außerordentlich geringer Größe verglichen mit den zwischen ihnen liegenden Entfernungen; hier wie dort beeinflussen die einzelnen Glieder des Systems wegen der großen Entfernungen einander so gut wie gar nicht in ihrem Laufe, abgesehen von den verhältnismäßig seltenen Annäherungen auf ganz kurzen Strecken und in ganz kurzen Zeiten, wobei dann eine Änderung der Größe und Richtung der Geschwindigkeit eintritt. Die Voraussetzung für die Anwendbarkeit der für Massenerscheinungen gültigen Gesetze, daß die Einzelerscheinungen nicht miteinander zusammenhängen, sondern nur dem Zufall unterworfen sind, ist aber für das Fixsternsystem, wie es scheint, doch nicht genügend erfüllt. Zwar hat Kapteyn

Digitized by Google

hinsichtlich der Leuchtkräfte der der Sonne benachbarten Fixsterne gefunden, daß sie sich um die Leuchtkraft eines von der Sonne um 2,9 Größenklassen übertroffenen und daher nur 0,07mal so viel Licht wie diese ausstrahlenden Sternes so scharen wie die Fehler um das richtige Resultat, wie wenn jene Leuchtkraft sich am besten für die Sterne eignete und infolgedessen am leichtesten von ihnen erreicht würde — jedenfalls eine höchst merkwürdige Sache! Die Bewegungen der Sterne gehen aber, so regellos zunächst sie auch nach Größe und Richtung am Himmel verteilt erscheinen, doch nicht so ganz wahllos vor sich, wie jene Voraussetzung es verlangt. Die letzten Jahrzehnte haben in dieser Beziehung manche überraschende Entdeckung gebracht.

So fand L. Boß in Albany (N. Y.), daß 41 Sterne im Sternbild des Stiers, die sich über eine Fläche von $20^0 \times 18^0$ verstreuen — über eine Fläche also, welche sich zur ganzen Himmelskugel verhält wie die Hälfte der Sahara zur Erdoberfläche —, mit ungefähr der gleichen Geschwindigkeit sich nach ein und demselben Punkt des Himmelsgewölbes hin bewegen. 7 bis 15 Bogensekunden gehen sie im Jahrhundert an der Sphäre weiter; die Konvergenz ihrer Bewegungsrichtungen wird uns aber nur durch die Perspektive vorgetäuscht, gerade so wie wir parallele, in einem Zimmer aufgespannte Fäden nach einem Punkt zusammenlaufen sehen. In Wirklichkeit laufen die Sterne parallel, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 46 Kilometern in der Sekunde relativ zur Sonne. Der Schwarm besitzt eine gewaltige Ausdehnung, seine äußersten Glieder sind etwa 30 Lichtjahre voneinander entfernt.

Einem zweiten Schwarm gehören fünf Sterne des Großen Bären an, nämlich $\beta, \gamma, \delta, \varepsilon, \zeta$. Sie bewegen sich 9 bis 13 Bogensekunden im Jahrhundert an der Himmelskugel weiter und zielen ebenfalls nach einem bestimmten Punkt, in Wirklichkeit legen sie parallele Wege mit 19 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde relativ zur Sonne zurück. Aber selbst ganz weit davon abstehende Sterne, wie Sirius, α Coronae, β Aurigae, gehören dieser Gruppe an.

Auch noch einige andere weniger ausgeprägte Sternströme hat man festgestellt oder vermutet.

Von besonderer Wichtigkeit und von besonderem Interesse ist Kapteyns Auffindung zweier entgegengesetzter, von den Sternen bevorzugter Strömungsrichtungen. Der eine Zielpunkt liegt nahe bei ξ Orionis, der andere im Sobieskischen Schild. Beide Sterntriften liegen in der Milchstraßenebene, sie laufen nicht getrennt nebeneinander, sondern durchsetzen einander. Unsere Sonne ist der zweiten Sterntrift zuzurechnen. Schwarzschild hat zur Erklärung der Zweitriftenbewegung die Hypothese aufgestellt, daß der Raum in der Richtung der Triften am leichtesten und in der dazu senkrechten Richtung am schwersten zu durchdringen sei, gerade so wie die einachsigen Kristalle in einer bestimmten Richtung vom außerordentlichen Lichtstrahl am raschesten, in der dazu senkrechten Richtung am langsamsten durchlaufen würden. Je näher die Richtung der Geschwindigkeit mit der Triftenrichtung zusammenfällt, um so mehr Sterne bewegen sich darnach in dieser Richtung.

Digitized by Google

Gewiß werden viele diese Annahme von einer kristallinischen Struktur des Raumes nicht teilen wollen, aber auch die anderen Erklärungsversuche sind nicht ungezwungen, so daß wir auf ihre Mitteilung hier verzichten können.

Eine andere recht rätselhafte Erscheinung liefern uns die spektroskopischen Beobachtungen. Bekanntlich teilt man die Sterne nach dem Aussehen ihres Spektrums, besonders nach dem Auftreten der Spektrallinien gewisser chemischer Elemente in mehrere Spektralklassen ein, welche zugleich auch gewisse Zustände der Entwicklung der Sterne zeigen sollen. Es hat sich nun die interessante Tatsache herausgestellt, daß die jüngsten Sterne, die Heliumsterne, sich am langsamsten bewegen, nämlich mit einer Geschwindigkeit von 6,5 Kilometern in der Sekunde, die Sterne der folgenden Klassen mit Geschwindigkeiten von 11,1, 14,4, 15,0, 16,8, 17,1 Kilometern. Es hat also den Anschein, als ob die Sterne im Lauf ihrer Entwicklung an Geschwindigkeit zunähmen.

Größere Geschwindigkeiten, nämlich von durchschnittlich 25 Kilometern gegen das Fixsternsystem, zeigen die planetarischen Nebel, wie man die von einer Nebelhülle umgebenen Sterne nennt. Der ganz unregelmäßig gestaltete, gasförmige Orionnebel hat dagegen die Geschwindigkeit Null, hat also keine merkliche Bewegung gegen das Fixsternsystem, dem er jedenfalls angehört; hierfür spricht auch das Vorkommen von Sternen in einigen sich wiederholenden Konfigurationen des Nebels, während bei den anderen Nebeln, namentlich den Spiralnebeln, die Zugehörigkeit zweifelhaft ist, weil sie ein kontinuierliches Spektrum zeigen und dadurch sich als nicht gasförmig, sondern aus einzelnen Sternen bestehend erweisen. Wegen ihrer enormen Entfernung erscheinen uns diese jedoch nicht mehr als getrennte Pünktchen. Die Verschiebungen, welche die Spektrallinien der Spiralnebel aus ihrer normalen Lage aufweisen, führen auf außerordentlich große Geschwindigkeiten in der Gesichtslinie, etwa auf 400, in zwei Fällen sogar auf 1300 und 1800 Kilometer in der Sekunde, und zwar merkwürdigerweise fast stets von uns hinweg, so daß man versucht sein möchte, für die Linienverschiebung hier nicht die Geschwindigkeit der Lichtquelle in der Visierrichtung, sondern eine andere Ursache verantwortlich zu machen; in der Tat kann eine Linienverschiebung ja auch durch starken Druck erzeugt werden. v. Seeliger und nicht wenige andere Astronomen halten die Gründe für die Nichtzugehörigkeit der Spiralnebel zu unserem Fixsternsystem für nicht hinreichend, um ihnen diese Ausnahmestellung einzuräumen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach bilden sich die Sterne in den Gasnebeln an Stellen von zufällig größerer Dichte, indem durch die Gravitation weitere Massen angezogen werden. Wie es aber kommt, daß hierbei so viele Doppelsterne — man kennt bis jetzt 17 000 — entstehen, so daß unsere Sonne mit ihrer die Planeten um das nahezu Tausendfache übertreffenden Masse fast eine Ausnahme darstellt, ist noch eine offene Frage. Bei sechs Doppelsternen hat man, da man ihre Entfernungen bestimmen konnte, aus der Zeit, welche sie zu einem Umlauf umeinander oder richtiger um ihren gemeinsamen Schwerpunkt brauchen, ihre Masse berechnen können, wobei sich ergab, daß dieselbe von der Größen-

Digitized by Google

ordnung der Sonnenmasse war, im Höchstfall 3,2mal so groß. Man glaubte daraus schließen zu dürfen, daß zu größeren Massen die Materie sich vielleicht überhaupt nicht zusammenballen könne, der Druck im Innern würde sonst zu stark und die Atome, die nach den neueren Ansichten der Physiker einen sehr kunstvollen Bau, ähnlich dem des Sonnensystems, besitzen, würden zertrümmert werden. Dadurch aber würden Kräfte frei, welche imstande wären, die Masse zum Bersten zu bringen.

Ob diese Ansicht haltbar ist, ist aber doch noch sehr fraglich. In Arktur haben wir, worauf wir schon früher hinzuweisen Gelegenheit hatten, einen Stern, dessen Volumen das unserer Sonne gewiß mehrere tausendmal übertrifft und wenn auch seine Dichte geringer sein mag als die der Sonne, so wird trotzdem seine Masse tausendmal so groß wie die Sonnenmasse sein. Und wenn sich das Resultat Michelsons bestätigen sollte, wonach der Durchmesser von Beteigeuze 800mal so groß wie der Sonnendurchmesser ist, so dürften wir kaum berechtigt sein, der Möglichkeit der Massenansammlung eine obere Grenze zu setzen.

Aus einem einzigen Nebel werden sich in der Regel mehrere oder viele Sterne bilden, welche durch das Band der Gravitation verbunden bleiben und sich mit der dem Nebel eigen gewesenen Geschwindigkeit fortbewegen. So mögen kleinere Systeme entstehen, die mit anderen ähnlichen wieder größere Systeme bilden. Vielleicht geht die Stufenleiter der Systeme weiter bis zu denjenigen, welche in großen Sterntriften ihre Einzelglieder dahinfluten lassen. Alle diese Systeme sind Teile des linsenförmigen Fixsternsystems.

Wird durch die fortwährend vor sich gehenden Änderungen eine Weiterentwicklung des Fixsternsystems nach einem dauernden Endzustand hin bewirkt? Nach des Verfassers Ansicht: Nein! Wie Sterne aus Nebeln entstehen, so werden auch Sterne sich in Nebel verwandeln, sei es durch Zusammenprallen oder dadurch, daß ein Stern in einen Nebel hineinrennt und einer Sternschnuppe gleich verbrennt und zerstiebt. Vermutlich sind wir in den letzten Jahrzehnten bei dem plötzlichen Auftauchen neuer Sterne zu wiederholten Malen Zeugen von Vorgängen solcher Art gewesen. Während an einer Stelle in Trümmer geht, was sich in Billionen von Jahren entwickelt hatte, baut sich an einer anderen Stelle auf den Trümmern einer alten eine neue Welt auf, gelingt es der Natur nach zahllosen vergeblichen Versuchen, Atome so aneinander zu fügen, daß ein existenzfähiger einfachster Organismus zustande kommt, der das Ausgangsglied einer Reihe der Lebendigen wird. Bei der höchst spärlichen Besetzung des Raumes mit Materie ist für den einzelnen Himmelskörper die Wahrscheinlichkeit seines Unterganges auf eine der oben angegebenen Arten außerordentlich gering, immerhin bei der Unbeschränktheit der zur Verfügung stehenden Zeit nicht ausgeschlossen, und sollte uns einmal das Schicksal, in einen Nebel zu geraten, zuteil werden, so würden wir nach v. Seeligers zweifellos zutreffender Meinung vielleicht erst wenige Jahre vorher auf das kommende Unglück aufmerksam werden. Wäre der Raum dichter mit Masse besetzt, so würden öfters

Digitized by Google

Zusammenstöße oder Verderben bringende Annäherungen an glühende Sonnen vorkommen; die durchschnittliche Lebensdauer eines Himmelskörpers und die Entwicklungsmöglichkeit für das Leben auf ihm wäre an kürzere Zeitmaße gebunden. Die Höhe der möglichen Kultur hängt ab von der Dichte der Massenverteilung in unserem Fixsternsystem!

Gehören die Spiralnebel unserer Sternenwelt an, so reichen unsere Erfahrungen nie und nirgends über diese hinaus; keine Kunde von außerhalb dringt zu uns. Die Frage liegt nahe: Gibt es außer unserem Sternsystem überhaupt noch andere in dem unendlichen Raum? Es käme wohl einer Anmaßung gleich, wollten wir die Frage verneinen, wollten wir für uns, die wir nur an einer einzigen Stelle sein können, den unendlichen Raum beanspruchen. Verfasser möchte sogar behaupten, daß wir doch nicht so ganz ohne Beziehung sind zu jenen fremden, fernen Welten, er möchte es behaupten auf Grund unserer Erkenntnis von der linsenförmigen Gestalt unseres Fixsternsystems. Behufs näherer Ausführung müssen wir jedoch etwas weiter ausholen.

Wenn es einen einzigen sich bewegenden Körper im Weltenraum gäbe, so würden wir kein Mittel haben, seine Bewegung feststellen zu können. Erst wenn wir seine Entfernungsänderung gegen einen anderen Körper konstatieren, können wir von einer Bewegung jedes der beiden Körper in Beziehung auf den anderen reden. Diese Relativität des Raumes ist ohne weiteres einleuchtend. Daß der Raum aber doch etwas Absolutes sei, hat man durch die bei der Rotation der Körper auftretenden Erscheinungen zu beweisen gesucht.

Wenn eine aus nicht absolut starrem Material — das es übrigens überhaupt nicht gibt und nur eine Abstraktion ist — bestehende Kugel sich im leeren Weltenraum dreht, so — sagte man —: plattet sie sich ab, was sie nicht tun dürfte, wenn von Richtungsänderungen im leeren Raum zu reden keinen Sinn hätte. Bei der Rotation brauche man also keinen sogenannten Bezugskörper oder Bezugssystem, um eine Bewegung festzustellen. Der Physiker Mach war es, der diesen scheinbar unwiderleglichen Einwand mit der Behauptung zurückwies, im leeren Raum würde gar keine Zentrifugalkraft auftreten und daher auch keine Abplattung eines rotierenden Körpers stattfinden. Nehme man die Sterne aus dem Raume hinweg, so würde ein allein vorhandener rotierender Körper sich also nicht abplatten. Abgesehen von den in den einzelnen Sterngruppen und Sternschwärmen unseres Fixsternsystems vorkommenden Rotationen scheint aber dieses auch als Ganzes eine Rotationsbewegung auszuführen. Für seine abgeplattete Form würden wir wohl sonst schwerlich eine Erklärung finden. Die Rotationsebene ist nach dieser Auffassung die Ebene der Milchstraße, welcher in der Tat eine spiralige Struktur zukommen dürfte wie den Spiralnebeln. Die einzelnen Windungen liegen von uns aus gesehen meist hintereinander, an den Stellen jedoch, wo die Milchstraße gespalten erscheint, sehen wir durch zwei Windungen hindurch.

Wenn wir aber die abgeplattete Gestalt unseres Fixsternsystems als eine Folge seiner Rotation betrachten, so muß es nach dem Obigen außer ihm noch

Digitized by Google

andere, ihm ebenbürtige Körper im Raume geben, in bezug auf welche es rotiert. Ganz ohne Beziehung zu jenen fernen Systemen sind wir demnach doch nicht, wenn vielleicht auch nie ein Lichtstrahl von dort aus uns erreicht. Sie tun sich uns kund durch die Gestalt, welche sie unserer Sternenwelt aufprägen.

Die Welt ist unendlich — vorsichtigerweise sei, allerdings ohne nähere Begründung, hinzugefügt: wenn die Krümmung des Raumes gleich Null angenommen werden kann. Unser Fixsternsystem aber besitzt endliche, von uns näherungsweise angebbare Abmessungen, es ist eine von vielen, aller Wahrscheinlichkeit nach unendlich vielen Massenanhäufungen im unendlichen Raum, die, wie die äußere Form unseres Fixsternsystems erkennen läßt, nicht ohne Einfluß aufeinander sind. In unserem Fixsternsystem ist alles in Bewegung begriffen, dem Wechsel unterworfen, richten wir aber unseren Blick vom Einzelnen auf das Ganze, so gewinnen wir ein ewig gleiches, unveränderliches Bild.

Kurd v. Schlözer

Zu seinem hundertsten Geburtstag

Von

Dr. G. Keyßner

Am 5. Januar 1922 werden hundert Jahre verflossen sein, daß Kurd v. Schlözer das Licht der Welt erblickte. Wenn sich an diesem Tage eine weitere Öffentlichkeit des ausgezeichneten Diplomaten und seltenen Menschen dankbar erinnert, so ist es eine Ehrenpflicht dieser Zeitschrift, an dieser Gedenkfeier teilzunehmen. Durfte doch die „Deutsche Revue" zuerst das Publikum mit Proben jener Privatbriefe bekanntmachen, die seitdem vom allgemeinen Urteil unter die Schätze deutscher Briefliteratur aufgenommen sind, jener Briefe, in denen der Mensch Schlözer fortleben wird, seine späteren Leser fesselnd und entzückend, wie er im brieflichen und mündlichen Verkehr einst alle fesselte und entzückte, die ihm von Geburt am nächsten standen oder sonst durch das Leben ihm nahe geführt wurden.

Als am 13. Mai 1894 Kurd v. Schlözer, der zwei Jahre vorher in Ruhestand versetzte preußische Gesandte beim päpstlichen Stuhl, in Berlin starb, da wußte doch nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis, welch bedeutende und reiche Persönlichkeit da aus dem Leben geschieden war. Und von diesen Wissenden erhoffte wohl einer oder der andere, es werde dereinst durch Publikation der Schlözerschen Gesandtschaftsberichte dem Dahingegangenen das ihm gebührende Teil literarischer Unsterblichkeit, der Nachwelt ein Schatz intimpolitischer Belehrung gesichert werden. Dem feinen Verständnis und dem edlen Familiensinn seiner beiden Neffen, des verstorbenen Gesandten Karl v. Schlözer und des Majors Leopold v. Schlözer, verdanken wir es, daß Schlözer eine solche literarische Auferstehung schon zwei Jahrzehnte nach seinem Tod be-

Digitized by Google

schieden wurde, so daß wir heute an der Hand von Selbstzeugnissen, die um so zuverlässiger und um so anziehender sind, weil der Niederschreibende nie im entferntesten an ihre Erhaltung und Veröffentlichung gedacht hat, dies innerlich so reiche, wahrhaft gelebte Leben von den frühen Jünglings- bis zu den reichen Mannesjahren verfolgen können.

Die „Jugendbriefe" verstatten uns manchen Einblick in eine glückliche Kindheit, in das schöne vertrauensvolle Verhältnis des Sohnes zu seinen Eltern. Bismarck hat aus seiner eigenen Erfahrung das Wort geprägt, daß in der Erziehung verprügelte und verzärtelte Generationen einander ablösen. Es gilt vielleicht auch, mutatis mutandis, für Schlözers Vaterhaus. Der Großvater, August Ludwig v. Schlözer, eine der markantesten und originellsten Gelehrten-Erscheinungen des 18. Jahrhunderts, war nicht nur ein ebenso gefürchteter, wie angesehener Publizist („Was wird der Schlözer dazu sagen?" fragte Maria Theresia gar manchmal bei wichtigen Regierungsmaßnahmen), er war offenbar auch ein bei aller Liebe sehr strenger Familienvater, unter dessen Härte besonders der älteste Sohn, Christian v. Schlözer, schwer gelitten hat. Es mag darum wohl für den Vater Kurds ein Bedürfnis gewesen sein, den eigenen Kindern in ihrem Verhältnis zu den Eltern alles zu geben, was er etwa im Vaterhause hatte entbehren müssen, und dies haben ihm denn auch die Seinen mit rührender Anhänglichkeit gedankt. So schlug die Strenge des „alten Schlözer" doch noch zum Segen aus, und auch in anderer Hinsicht hat der Großvater sich noch dem Enkel nützlich erwiesen. Figur und Wirkung des großen Publizisten, der 1809 zu Göttingen hochbetagt gestorben war, standen der älteren Generation jener Zeit, da Kurd v. Schlözer Jüngling war, noch so lebhaft in Erinnerung, daß dieser — man liest dies oft aus den Briefen heraus — sich sagen durfte: „Wohl dir, daß du ein Enkel bist!" Aber nicht minder deutlich lassen diese Jugendbriefe erkennen: auch ohne die Empfehlung durch den berühmten Namen hätten dem jungen Schlözer sich die Salons der Gesellschaft in Berlin wie in Paris und die Herzen der Menschen, bei Landsleuten und Kommilitonen, wie bei Fürstlichkeiten und greisen Gelehrten, geöffnet. Ein sprühendes Temperament, gebändigt durch die feine gesellschaftliche Kultur des Elternhauses, eine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit für alle äußere Schönheit und alle feineren Genüsse des Lebens, innerlich eins mit einer nicht geringeren Lernbegier und Klarheit des Denkens — Erbteilen des gelehrten Großvaters —, ein starker Zug von Selbstlosigkeit, verbunden mit dem ebenso starken Drang nach Selbstbehauptung — das alles, wie es aus seinen Jugendbriefen in köstlicher Lebendigkeit und Unbewußtheit zu uns spricht, eroberte ihm überall Sympathie, Liebe und Hochachtung. Was man von wenig Menschen sagen darf, daß sie wahrhaft glücklich gewesen seien, von dem jungen Schlözer darf man es sagen, und von ihm, was man von noch weniger Glücklichen sagen darf: daß er sein Glück auch verdient hat.

Ein Mensch, wie Schlözer, konnte kein Streber sein; statt dessen adelte er sozusagen die Klasse der Protegés. Selbst die Protektion nämlich kann ihr

Digitized by Google

Gutes haben, wenn sie einmal einen fördert, der es verdient. So ging es Kurd v. Schlözer; über die fehlenden Facheramina — er hat ja nur das philosophische Doktorexamen bestanden; aber vor welchen Examinatoren und mit welcher Auszeichnung! — half ihm, den Widerstand der Bureaukratie besiegend, die Befürwortung des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, Alexanders v. Humboldt u. a., ins Auswärtige Amt, zunächst zum Dienst in Berlin, bis er 1856 als Legationssekretär nach Petersburg geschickt wird.

Über den Aufenthalt in Petersburg (1856—1862) unterrichten uns die „Petersburger Briefe". [1]) Sie zeigen uns den Briefschreiber, wie er zum unermüdlich tätigen, pflichtgetreuen, doch nie im Bureau vertrocknenden, den Beruf wirklich als Berufener ausübenden Diplomaten heranreift; sie berichten uns von seinem entscheidenden inneren Erlebnis, dem Kampf mit Bismarck, jenem Kampf, aus dem beide als Sieger an Selbstüberwindung, Sachlichkeit, Achtung vor einer fremden achtunggebietenden Persönlichkeit hervorgingen. Nicht, als ob nun Schlözer fortan, von heute auf morgen, mit Bismarck „durch dick und dünn" gegangen wäre; er hat noch nach seiner Rückberufung nach Berlin, wo er den früheren Gesandtschaftschef als obersten Vorgesetzten wiederfand, so offen und so pointiert widersprochen, wenn er einen Schritt Bismarcks absolut unverständlich fand, daß Bismarck den Widerspenstigen nach dem damals noch päpstlichen Rom schickte. Wenn dies eine „Strafe" war, dann eine wahrhaft väterlich milde; und jedenfalls ein glänzender Beweis für Bismarcks Scharfblick.

Denn wenn ein junger Diplomat irgendwann an den ihm gemäßesten Posten gestellt worden ist, dann war es damals Schlözer. Hier atmete der ebenso vielseitig wie harmonisch gebildete Mensch in der klassischen Atmosphäre, die für die ganze deutsche Kultur seit Goethe zur Lebensluft gehörte, hier konnte der Natur- und Kunstfreund schwärmen und genießen, hier der Politiker angesichts eines sterbenden Staates — des Patrimonium Petri — und eines unwiderstehlich aufstrebenden — des geeinten Italiens — unmittelbar erlebte Erkenntnisse der Menschen und der Ideen sammeln. Und der empfangene Reichtum strömt frisch und sprudelnd, klar und funkelnd über in die Briefe an seine Nächsten, die wir heute in dem köstlichen Band der „Römischen Briefe" genießen. Ein Buch, das vom allgemeinen Urteil sogleich mit Begeisterung der klassischen deutschen Literatur über die „Ewige Stadt" eingereiht worden ist und diesen Ehrenplatz behaupten wird, solange noch etwas von der Kultur, der es als eine ihrer schönsten Blüten angehört, im deutschen Geistesleben fortwirkt.

Als Schlözer im Herbst 1868 von Bismarck aufgefordert wurde, das Generalkonsulat in Mexiko zu übernehmen, da hätten ihn wohl ähnliche Emp-

---

[1]) Die vier Bände, nach der Reihenfolge des ersten Erscheinens: „Römische Briefe", „Mexikanische Briefe", „Jugendbriefe", „Petersburger Briefe", sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

findungen bewegen können, wie einst Ovid bei seiner Verbannung nach Tomi. Aber das wechselseitige Vertrauen zwischen Schlözer und seinem obersten Chef war schon zu fest und tiefgewurzelt, als daß jener nicht erkannt hätte, es handle sich hier nicht um eine Strafversetzung, sondern in der Tat um die Berufung zu einer schwierigen und ehrenvollen Aufgabe (Abschluß eines neuen Handelsvertrags); und wie er nach dem biblischen Wort die Hand an den Pflug legte, ohne umzublicken, wie er auch im halbbarbarischen Mittelamerika die Dinge und Menschen aufs glücklichste zu nehmen und zu betrachten verstand, auch das wissen wir heute durch ihn selbst, aus seinen „Mexikanischen Briefen". Fesselnd schon durch den zeitlichen Hintergrund der gewaltigen Ereignisse von 1870, frisch, farbenreich, humor- und gemütvoll auch dieser Band, der freilich der schmächtigste in der Reihe der Briefbände ist, denn schon nach zwei Jahren, im Frühjahr 1871, wurde der Generalkonsul, der seine Aufgabe mit größtem Geschick gelöst hatte, Gesandter — der erste Gesandte des neuen deutschen Reiches bei den Vereinigten Staaten; der „charmanteste aller deutschen Gesandten", wie eine ihm in manchem ähnliche Persönlichkeit, Hans v. Bülow, der damals auf seiner zweiten amerikanischen Kunstreise seine Bekanntschaft erneuerte, ihn genannt hat. Über zehn Jahre amtete Schlözer in Washington, seit 1880 mit dem Titel Wirklicher Geheimer Rat; eine höhere Auszeichnung, die er seinem Aufenthalt in Nordamerika verdankte, war wohl ihm selbst die Freundschaft mit dem großen Deutschamerikaner Karl Schurz, und als die höchste hat er es sicher begrüßt, daß den Abschluß dieses amerikanischen Jahrzehnts die Rückversetzung in sein geliebtes Rom bildete: er kehrte nun als Chef an die Gesandtschaft beim Vatikan zurück, in der er einst unter Willisen und Harry Arnim tätig gewesen war. Die Aufgabe, die hier seiner wartete, war schwierig und bedeutungsvoll genug: es galt den Abbau des „Kulturkampfs", den Friedensschluß Preußens mit dem Papst. Schlözer war ganz der Mann, diesen damals oft so genannten neuen „Gang nach Canossa" von allem Demütigenden freizuhalten; er hat Bismarcks und Leos XIII. volle Zufriedenheit und dauernden Dank geerntet. Und als im Jahr 1888 Wilhelm II. nach Rom kam, da zeigte Schlözer, daß er sich auch auf jene Finessen des Metiers verstand, über deren inneren Wert er oft genug skeptische Gedanken gehegt und zu köstlich ironischen Worten geprägt hat: er schuf das Zeremoniell, das es dem Papst ermöglichte, den Kaiser im Vatikan zu empfangen, trotzdem dieser als Gast des kirchenstaat-räuberischen Königtums in Rom weilte.

Aber große und kleine Verdienste waren rasch vergessen, als nach dem Unheilstag des 18. März 1890 Schlözer sich nicht gesonnen zeigte, seine Gefühle für den gestürzten Kanzler zu ändern oder zu verbergen. Ende Juni 1892 wurde er seiner Laufbahn enthoben in jener kränkenden, schroffen Form, über die der „neue Kurs" in seiner Sünden Maienblüte für derartige Fälle verfügte. Bis zum Sommer 1893 blieb Schlözer noch in Rom wohnen; dann siedelte er nach Berlin über, von wo aus er im Herbst noch einmal Bismarck in

Digitized by Google

Friedrichsruh aufsuchte; im folgenden Frühjahr ging dies reiche und rühmliche Leben zu Ende.

Wenn heute Kurd v. Schlözer vor allem durch seine Briefe unter uns fortlebt, die wir durch fernere Veröffentlichungen aus seiner Privatkorrespondenz und seiner amtlichen Berichterstattung allmählich weiterhin vermehrt zu sehen hoffen, so gehören zu dem Charakterbild des Menschen und des Meisters der Prosa auch die kleinen Schriften, die er in seiner Jugend als Historiker veröffentlicht hat. Mögen sie heute wissenschaftlich längst überholt sein, so erfreuen sie — besonders die drei Werkchen zur Geschichte des 18. Jahrhunderts: „Choiseul", „General Graf Chasot", „Friedrich der Große und Katharina II." — durch die Eleganz der Darstellung, die geschichtlich-realpolitische Auffassung, den richtig abwägenden Sinn zugleich für das Menschliche, Individuelle und für allgemeine Ideen und Zustände. Die Komposition ist die schwächere Seite dieser mehr essayistisch auftretenden Schriftstellerei; für diesen Mangel entschädigt eine Fülle oft glänzender Einzelheiten, wie etwa gleich am Anfang des „Choiseul" das an Adolf Menzels Art erinnernde Porträt des Fürsten Kaunitz. Und wenn diese mit weltmännischem und doch gar nicht dandyhaftem Geschmack ausgeführten Geschichtsbilder von den eifrigen, durchaus ernsthaften historischen Studien ihres Verfassers Zeugnis ablegen, so hat Schlözer in seiner späteren praktischen Laufbahn, wie vor und neben ihm ein noch Größerer, sein Held und Meister Bismarck, bewiesen, daß gründliche geschichtliche Kenntnisse nicht, wie kürzlich ein zur Zeit amtierender deutscher Reichsminister zu behaupten wagte, dem Verständnis für das praktische Leben abträglich sind, sondern daß vielmehr der Staatsmann, der mehr als ein vom Tag und in den Tag hinein lebender Dilettant sein will, in der Muse der Geschichte eine Egeria finden wird, die ihn lehrt, das Heute aus den großen Gesetzen alles Werdens und Vergehens zu verstehen und es so mit höherem Sinn und dauernden Folgen zu erfüllen.

Aus den Geheimnissen von Rom

Von

Robert Kohlrausch

Im Lateran

Manchmal muß ich an das Geduldspiel der Kinder denken, wenn ich in Rom umherwandernd mir zusammensuche, was noch vorhanden ist an Resten aus alter Zeit. Ein fertiges Bild ist bei jenem Spiel in lauter unregelmäßige Stückchen zerschnitten worden, und alle diese durcheinandergewürfelten Teile soll nun das Kind wieder zum ganzen Bilde zusammensetzen. Aber dabei sind wenigstens alle Stücke vorhanden, keins von ihnen darf darunter fehlen.

Digitized by Google

Anders bei meinem Geduldspiel in Rom. Da sind unzählige Teile des großen Bildes verloren gegangen, zertrümmert von der unbarmherzigen Zeit. Und nun soll man aus den kärglichen Resten wieder zusammenfügen, was einstmals war.

Das Gefühl der Ohnmacht gegenüber solchem Versuch überfällt mich immer, besonders lähmend an zwei Stellen, wo große Werke mittelalterlich-kirchlicher Kunst unwiederbringlich zerstört worden sind: beim lateranischen Papstpalast und bei der alten Peterskirche. Von beiden sind kleine Stücke bewahrt geblieben, aber es gehört viel Arbeit und viel Phantasie dazu, mit ihrer Hilfe wieder ein Bild von dem Zerstörten zu schaffen. In den sogenannten heiligen Grotten unter der heutigen Peterskirche muß man die geringen Reste der alten mühsam zusammensuchen. Über der Erde liegen spärliche Trümmer des alten Lateran. Es ist ein tiefer Schmerz für den Freund mittelalterlicher Kunst, wenn er bedenkt und fühlt, wie viel hier verloren gegangen, wie wenig uns geblieben ist.

Eine feste Burg der Kirche war der alte päpstliche Lateranspalast, kaum weniger mächtig und umfangreich, als der heutige Vatikan. Bis ins 14. Jahrhundert hinein haben die Nachfolger Petri dort neben der Stelle gehaust, wo Kaiser Konstantin sollte getauft worden sein. Eine Burg im eigentlichen Sinne war diese lateranische Papstwohnung wirklich, eigentlich eine Verbindung von zwei eng aneinandergefügten Burgen mit hohen, fast fensterlosen Erdgeschossen und festen, zinnengekrönten Ecktürmen, die das Drohen einer kriegerischen Zeit verkörperten. Auch geistliche Macht konnte damals nicht ohne Waffen bestehen. Aber zu diesem Drohen gesellte sich die mild versöhnliche Sprache der Kunst; auf dem festungsähnlichen Unterbau ruhten freundlich geöffnete Palastarkaden, und an einen der finsteren Türme setzte die Loggia der Segenserteilung sich an, die mit zierlicher, doppelter Säulenstellung, mit gotischem Giebel, mit Gemälden und Mosaik einen heiteren Klang in den ernsten Grundton hineinbrachte. Das Ganze dehnte sich winkelig weithin über den Platz, der jetzt sonnig und staubig daliegt, und ließ nur geringen Raum zwischen sich und den Häusern, die wie heute an den verfallenen, efeuumsponnenen Resten der Aqua Claudia eine Stütze fanden. Große, von Bogengängen durchzogene Gärten schlossen sich an den Palast, und wo noch ein Platz für den öffentlichen Verkehr frei geblieben war, da hatten die Anibaldi — dort ungefähr, wo der Obelisk heute steht —, einen trotzigen, von schutzsuchenden Häusern umdrängten Festungsturm aufgerichtet, wie zur Antwort auf die kriegerische Sprache der päpstlichen Türme am Palast. Große Höfe, Hallen, Säle belebten den mächtigen Bau, darunter als glänzendste, von Marmor und Mosaik erstrahlende Räume für prächtige Festmahle die beiden kirchenähnlichen, mit Apsiden geschmückten Triklinien, von denen Gregor IV. das eine geschaffen, Leo III. das andere zur Feier von Karls des Großen Romfahrt erbaut hatte. Durch eine Fülle von heiligen, zum Teil höchst absonderlichen Reliquien wurden die Rompilger in diesen Räumen mit frommem Staunen

Digitized by Google

erfüllt. Sie sahen dort in Gestalt eines breiten, durch vier Säulen getragenen Steines angeblich den Tisch, auf dem die dreißig Silberlinge dem Verräter Judas ausbezahlt worden waren; sie sahen einen anderen Stein, worauf um das Gewand Christi gewürfelt sein sollte; sie sahen drei Türen aus des Pilatus' Haus, durch deren mittelste Christus geschritten war, endlich noch als besondere Merkwürdigkeit sogar die Schere, womit Kaiser Domitian zum Spott für die Christen des heiligen Johannes Haupt mit einer ersten Tonsur hatte versehen lassen. Und sie konnten einander beim Betrachten dieser wundersamen Reliquien eine hier heimische Geschichte, die des Laterans Namen erklärte, mit scheuem Flüstern erzählen, eine der sonderbarsten, für heutiges Fühlen lustigsten Geschichten, die von menschlicher Phantasie jemals ersonnen worden sind. Ihr Held war Nero, der das ganze Mittelalter hindurch — manchem ebenbürtigen Kaiserkollegen zum Trotz — als höchster Inbegriff aller Lasterhaftigkeit und Grausamkeit galt. Von ihm erzählte man, daß er nach Erprobung jeder Schändlichkeit und Lust auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen sei, nun auch einmal die Rolle der Frau spielen zu wollen und ein Kind zur Welt zu bringen. Ein Konzilium von Ärzten wurde — so berichtete man — von ihm berufen, und er verlangte von ihm dieses Wunsches Erfüllung. Als aber die gelehrten Herren erklärten, daß dies, weil gegen die Natur, unmöglich sei, wandte Nero das ihm sehr vertraute Mittel an und bedeutete den Herren, daß er jedem von ihnen den Kopf abschlagen ließe, wenn sie das Unmögliche nicht möglich machten. Jetzt berieten sie voll Todesangst hin und her und fanden schließlich ein Mittel. Sie fingen einen kleinen Frosch und setzten ihn in ein Getränk, das Nero zu sich nehmen mußte. Dann verordneten sie dem Kaiser eine dem Froschе sehr zuträgliche Diät, und wirklich wuchs und wuchs das Tier in des Nero Magen, daß er sich schließlich in der Tat einbilden konnte, das gewünschte Kind unter dem Herzen zu tragen. Der Kaiser fand aber nun die Sache doch höchst unbequem und berief mit gewohnter Energie wieder ein Konzilium von Ärzten, denen er das Geköpftwerden gleichfalls in Aussicht stellte, wenn sie dem glücklich-unglücklichen Vater dieses wunderbaren Kindes nicht alsbald Erleichterung verschafften. Das geschah durch ein Brechmittel, und auf diesem ungewöhnlichen Wege brachte Nero sein Kind glücklich zur Welt. Er liebte den Froschknaben zärtlich, weil er ihn aber in der Gegend vom späteren Lateran eine Weile verborgen hielt, so bekam von Rana lata oder latita — der verborgene Frosch — die Stelle den später so heiligen Namen Lateran. Eine der Pilgergeschichten erzählte daneben auch noch von dieses kaiserlichen Kindes Ende. Nero hielt ihm, wie sich das für einen jungen Prinzen gehört, eine Amme, die dann eines Tages mit ihrem Säugling in einem silbernen Wagen mit goldenen Rädern spazieren fuhr. Dabei kam es, daß der Wagen eine der Tiberbrücken passierte; der Geruch des Wassers drang herauf, der Frosch witterte sein heimisches Element, er sprang mit einem großen Satz aus dem Wagen, über das Brückengeländer in den Tiber, und wurde nicht mehr gesehen. Die Pilger aber, die den

Digitized by Google

lateranischen Palast betrachteten, ergötzten sich mit geheimem Grausen an solchen Geschichten.

Was ist von diesem reichen, weithin gebreiteten Papstpalast geblieben? Was finden meine suchenden Augen, wenn ich mich umschaue beim heutigen Lateran? Zuerst hat es den Anschein, als wenn alles aufgesogen, in die Tiefe gerissen worden wäre von dem großen, freien, staubigen Platze, der sich um den heutigen Lateranspalast in seiner nüchternen Schwere hier ausbreitet. Aber doch — beim näheren Zusehen finden sich wirklich noch ein paar bunte Stückchen für mein Geduldspiel. An seinem alten Platze freilich ist nur eins geblieben, aber dafür etwas Wichtiges, Hochheiliges: die heilige Treppe, die Christus unter der Last seines Leidens emporgestiegen sein soll im Hause des Pilatus. Kniend erklimmen heute wie vor Jahrhunderten die Gläubigen die Höhe der achtundzwanzig durch Holz geschützten, heiligen Stufen. Rechts und links leiten zwei andere Treppen zwischen festen Mauern wieder abwärts in die von Sixtus V. hinzugefügte, statuengeschmückte Vorhalle, die das alte Mauerwerk des Gebäudes verdeckt. Aber alt ist es in seinem Kern, ein Werk aus der fernen Zeit, als die Päpste hier noch residierten. Und oben auf dem Podeste der drei Treppen sieht man wirklich hinein in die Vergangenheit. Hier öffnet sich in geheimnisvollem Kerzenlicht eine Kapelle, die zwei Christusbilder birgt, eins davon durch eine fromme Sage verherrlicht. Sie berichtet, Sankt Lukas habe das Bildnis Christi zum Trost für die Gottesmutter und für die Jünger malen wollen. Er habe dreimal sein Werk der Maria gewiesen, doch habe sie jedesmal gesagt: „Nein, das ist nicht meines Sohnes Gestalt." Nun sei der Heilige, müde von seinem vergeblichen Werk, entschlummert, beim Erwachen aber sei das Bildnis durch göttliche Macht so vollendet gewesen, daß Maria nun freudvoll gerufen habe: „Ja, das ist meines lieben Sohnes Gestalt."

Von drei Kapellen oder Oratorien, die den Papstpalast mit kirchlichem Schimmer zierten, ist nur diese eine Kapelle Sancta Sanctorum noch erhalten geblieben. Anderes aus jener Zeit liegt unter ihr verborgen in der Tiefe; schwer nur gelangt man hinein. Aber unter der heiligen Treppe selbst und unter der Kapelle bergen sich ehrwürdig-alte Räume, die zum Scrinium oder dem päpstlichen Archiv gehörten; schon im 7. Jahrhundert wurde das von San Lorenzo in Damaso hierher verlegt. Von den Wänden schauen Fresken aus verschiedenen Zeiten herab, unter ihnen das früheste Bildnis des über ein Buch geneigten heiligen Augustinus.

Draußen im hellen Sonnenlicht, umklungen von Wagenrollen, Rufen der Fuhrleute, Klirren der Wagenketten, liegt ein zweiter Baustein für mein Geduldspiel. Aber leider ist es kein echter Stein. Er stammt nicht in Wahrheit aus dem alten Papstpalast, ist nur Nachahmung aus einer späteren Zeit. Ein dankenswertes Bild bekommt man trotzdem dadurch von einem bedeutungsvollen Stück des prächtigen, durch Leo III. für Karl den Großen erbauten Triklinums. Mosaikengeschmückt erhebt sich dessen Apsis, unter den freien Himmel versetzt, in getreuer Kopie nach einer bewahrt gebliebenen

Digitized by Google

Zeichnung. Die römische Sonne, die den weiten Lateransplatz bescheint, blickt nun auf die Gestalten des Papstes und Karls des Großen, die zusammen vor dem heiligen Petrus knien. Der Apostelfürst reicht Leo das Pallium als Abzeichen seiner Würde, Karl aber das Banner. Es ist eine schöne Verherrlichung der friedlichen Vereinigung von höchster geistlicher und weltlicher Macht, einer Vereinigung, die damals für kurze Zeit wirklich gelang, um dann in jahrhundertelangen Kämpfen jammervoll unterzugehen.

Das ist alles, was hier noch vom Papstpalast redet. Manches von seinen Fundamenten mag im Boden verborgen ruhen, aber das Auge sieht von ihnen so wenig wie von den Marmor- und Mosaikresten seines Vorgängers, des antiken Palastes, der in römischen Zeiten diesen Ort beherrschte. Der Name seines reichen Besitzergeschlechtes, der Laterani, haftet seit ein paar Jahrtausenden an ihm, er ist sogar nach Deutschland hinübergewandert; Karl der Große benannte nach dem Lateran seinen in Aachen gebauten Palast. Aber verschwunden ist jener antike Bau zu Rom, wie die päpstliche Burg, die nach ihm kam, von demselben Platze bis auf spärliche Reste fortgewischt wurde. Mit ihr selbst ist in beinahe völlige Vergessenheit versunken, was ihre Mauern an Schönheit und Glanz, an Demut und Herrschsucht, an Freuden und Schrecknissen gesehen haben. Auch an Schrecknissen. Eine der furchtbarsten Szenen, von denen die Geschichte weiß, hat sich abgespielt in diesem Palast, und sein Geschick der Vernichtung erscheint gerecht, wenn man ihrer gedenkt.

Es war am Schlusse des 9. Jahrhunderts, in der traurigsten Zeit für das mittelalterliche Rom. Gregorovius hat sie mit wenigen Worten meisterhaft gezeichnet: „Eine Finsternis unheimlicher Art breitet sich über Rom aus, kaum erhellt durch zweifelhafte Schimmer, die hier und da aus alten Chroniken auf diese fürchterliche Periode fallen — ein schreckliches Schauspiel, worin erkennbar sind gewalttätige Barone, die sich Konsuln oder Senatoren nennen, brutale oder unselige Päpste, die aus ihrer Mitte emporkommen, schöne, wilde und verbuhlte Weiber, schattenhafte Kaiser, welche kommen, kämpfen und verschwinden — und alle diese Erscheinungen jagen in tumultuarischer Hast am Blick vorüber.“ Das war der Hintergrund für die Szene des Grausens im stolzen Konzilienssaal des lateranischen Palastes, für das hier gehaltene Gericht über einen toten, dem Grab entrissenen Papst. Formosus war es, der im Frühling des Jahres 896 gestorbene. Zwei Herrscher beanspruchten damals gleichzeitig den Kaiserthron, Arnulf, der Deutsche, und Lambert aus dem Herzogshause von Spoleto. Formosus hatte sich auf die Seite des Deutschen gestellt, aber nach Arnulfs Abzug triumphierte der in Italien mächtige Lambert. Unter seinem Schutze vollführte der neue Papst eine unerhörte Tat. Er lud Formosus, den seit acht Monaten Begrabenen, in Person vor das Tribunal einer Synode. Man entriß ihn seiner Gruft, setzte den verwesenden Leichnam im Konzilienssaal, mit pontifikalen Gewändern bekleidet, auf einen Thron! Ein Ankläger im Namen des Papstes trat vor gegen den starren Leichnam, ein Diakon war dem Toten als Verteidiger zur Seite gestellt. Und so spielte sich

Digitized by Google

diese gräßliche Gerichtsverhandlung in allen hergebrachten Formen ab, endete mit einem Absetzungsdekret und Verdammungsurteil des Formosus. Man riß dem Toten die päpstlichen Gewänder vom Leibe, schnitt ihm die Finger ab, womit er gesegnet hatte, schleifte den halb schon vernichteten Körper durch die Straßen und warf ihn zuletzt in den Tiber. Es war ein Schauspiel der Barbarei, das den rächenden Strahl des Himmels herauszufordern schien. Und wirklich kam kurz hinterher das verdiente Verderben, wenn auch nicht für den Palast, in dem das Unerhörte geschehen war, so doch für die anstoßende Kirche von San Giovanni in Laterano, die der Christenwelt als Haupt und Mutter aller Kirchen galt. Sie brach baufällig in sich zusammen, und in die Wohnung des Papstes hinüber klang drohend ihres Einsturzes Krachen.

Es war eine der Zerstörungen, durch deren Schuld auch an dieser hochheiligen Basilika nur ganz geringe Reste vom alten Bau noch zu finden sind. Über der Vorhalle vom Querschiff nach der Via Merulana hin erzählt ein Stück bräunlichen Mauerwerks, das durch zwei Türme flankiert wird, von einem frühen, wenn auch nicht vom ältesten Kirchenbau. Wo heute die stolze Fassade mit ihrer Statuenkrone weit hinwegschaut über Stadt und Land, lagen ehemals die Wohngemächer des päpstlichen Palastes. Ganz barockisiert gleich ihr ist auch das Innere von San Giovanni in Laterano. Sogar das alte Mosaik in der Apsis der Kirche hat so vielfach erneuert werden müssen, daß wohl sein Entwurf, aber nur wenig von seiner Ausführung in die glänzenden Zeiten der Papstherrschaft im Lateran zurückreicht. Eins jedoch scheint einwandfrei noch aus jenen Tagen erhalten geblieben zu sein, das hochverehrte Christusbild in der Apsis, das durch ein Wunder an seine Stelle gelangt sein soll. Engel haben es bei der Einweihung der Kirche vom Himmel her durch die goldene Pforte hereingetragen, und plötzlich ist es in der Apsiswölbung sichtbar geworden. Als aber später ein Maler das Bild einmal, wie die Sage berichtet, erneuern sollte, da floß Blut bei seinem ersten Pinselstrich. „Das Bild wollt' sich nicht anderweit malen lassen, und also sieht man ein' Strich von Blut auf der Nasen." Daß aber Schönheit und Heiligkeit sich nicht immer vereinen, erkennt man mit einem gewissen Schrecken an dem Christuskopf. Mit seinen unheimlich in die Höhe gerollten Augen, seinem langen, bandartig verflochtenen Bart und Haar, schaut er drohend und finster aus einem riesenhaften goldenen Heiligenschein hervor, in den ein paar Wölkchen aus dem blauen Himmelshintergrund hineinschwimmen. Man könnte denken, das Bildnis hätte die göttliche Heiterkeit seiner überirdischen Heimat verloren an jenem Tag, als die „Synode des Entsetzens" im benachbarten Papstpalaste vor sich ging.

Zu diesem Bild in der alten Kirche gesellt sich noch eins von Giottos Hand, ehemals in der Loggia der Segenserteilung am Palast, jetzt an einem Pfeiler der Kirche, das den Papst Bonifaz VIII. zwischen zwei Kardinälen zeigt, indem er das Jubiläum des Jahres 1300 verkündet. Auch ein paar graue Grabmäler haben schon in der alten Kirche gestanden oder gelegen, sonst aber sprechen alle Formen hier von einer verhältnismäßig neuen Zeit. Man muß,

Digitized by Google

um das Mittelalter zu fühlen, in den achteckigen Bau des Baptisteriums flüchten, das frei neben der Kirche steht und wirklich aus jener fernen Vergangenheit sich in unsere Tage herübergerettet hat. Hier, wo Kaiser Konstantin auf direkte Mahnung der obersten Apostel durch das Wasser der christlichen Taufe, statt eines bereits vorbereiteten Bades von Blut unschuldiger Kinder soll vom Aussatz befreit worden sein, hier lebt noch frühmittelalterliche Kunst, aus der Vermählung von antiken und neuen Formen geboren. Es ist ein schöner, feierlicher Bau, dessen großes Taufbecken vom Kranze seiner acht mit weißem römischem Gebälk bekrönten, dunkelroten Porphyrsäulen würdevoll umrahmt wird. Kunst, Religion und Erinnerung erfüllen den Ort mit einem besonderen Zauber, und ich durchlebe gern in Gedanken wieder eine stille, hier verträumte, mir unvergeßlich gebliebene Stunde. Draußen war laute Lebenswirrnis von Pilgerzügen, Fremdenequipagen, bescheidenem Volksleben; hier innen fast völlige, friedlich-ernsthafte Einsamkeit. Eine Bauersfrau mit einem Kind auf dem Arme saß mir gegenüber und wartete auf den Priester, der die Taufe vollziehen sollte, ihr Mann stand stumm und verlegen daneben, eine einzelne Kerze brannte auf dem mächtigen Taufbecken in der Mitte des achteckigen Raumes, von oben herunter kam das Licht in einer milden Flut. Ich saß und schaute und sann. Aber je länger es geschah, um so mehr vergaß meine Seele die Gegenwart, heutiges Dasein entschwand, Vergangenheit entstieg dem Schweigen des Grabes. Und plötzlich verdunkelte sich mir die altheilige Stätte. Die Nacht brach herein, und im Scheine zitternder Kerzen sah ich am Fuße der Porphyrsäulen ein Prunkbett aufgerichtet, auf dem ein phantastisch gekleideter Mann ein seltsames Nachtlager hielt. Seltsam auch durch die Vorzeichen, die ihn ängstigten in dieses Gotteshauses Einsamkeit. Unter ihm brach das Lager zusammen, und er stürzte nieder auf den kalten Marmorboden; es war, als würde ein jäher Sturz aus erträumter Höhe ihm vorher verkündet. Er ließ darum nicht ab vom erstrebten Ziel, aber die Vorzeichen gingen an ihm in Erfüllung. Der Tag, dem er hier im ehrwürdigen Taufhaus des Kaisers Konstantin entgegenharrte, bedeutete für ihn einen Gipfelpunkt seines Daseins und zugleich den beginnenden Absturz in die verderbliche Tiefe.

Der Mann, der in der stillen Taufkapelle nächtigte, war Cola di Rienzo, der letzte Volkstribun von Rom. Richard Wagner hat ihn für uns zu neuem Leben erweckt, aber im Rahmen einer Oper konnte dieses Mannes merkwürdig vielfarbiges Charakterbild keinen Raum finden. Antikes, mittelalterliches und — vorgeahnt — auch modernes Leben haben sich in ihm gemischt, Kraft und Mutlosigkeit, Phantasie und Verstand, Heldentum und Nervenschwäche haben sich wunderbar in ihm vereinigt. Aus der Tiefe des Volkes hervorgegangen, durch des Volkes Willen zur höchsten Macht emporgehoben, ist er untergegangen durch dieses selbe Volk. Er war aus einer Zeit heraus geboren, in der die beiden mächtigsten von den ständigen Werbern um Roms Besitz — Kaiser und Papst — für Jahrzehnte ihren alten Kampf um die Ewige Stadt aufgegeben und sie schutzlos einem wilden, mörderischen Ringen zwischen Volk

Digitized by Google

und Adel preisgegeben hatten. In der freiwilligen Verbannung zu Avignon weilte der Stellvertreter Christi, vom Bannfluch des Papstes getroffen, war Kaiser Ludwig der Bayer über die Alpen nach Deutschland zurückgegangen. Mord, Raub, Anarchie waren das Schicksal von Rom. Die allgemeine Not schrie nach einem Helfer, sie erklärt auch das märchenhaft rasche Emporsteigen Colas aus dem Dunkel seines Elternhauses, aus der kleinen Weinschenke unweit des Tiberflusses. An der einstigen Größe des vom Adel niedergetretenen Volkes hatte sein Geist sich berauscht; als erster Archäologe im modernen Sinn war er umhergewandelt unter den Trümmern vom alten Rom und hatte des Marmors Inschriften als einziger Kenner entziffert. Ein großer Phantast, übertrug er auch in die Politik das Walten der Phantasie, vielleicht gerade dadurch von so gewaltsam fortreißender Macht über ein unglückliches Volk, dem er Traumbilder zeigte von berückendem Glanz, und für dessen Augen er auch die eigene Person in immer neue phantastische Formen kleidete.

Solch einer Umformung — der eingreifendsten von allen — diente auch ein großes Fest im Lateran, das auf jenes geheimnisvolle Nachtlager im Baptisterium folgte. Cola di Rienzo hatte beschlossen, sich zu befreien von seiner niedrigen Herkunft und sich selbst zum Ritter zu machen durch ein Bad in dem großen antiken Becken, das zu Kaiser Konstantins Taufe gedient haben sollte. Wie er sich bei dieser Gelegenheit „des heiligen Geistes weißgekleideten Ritter" nannte, so trug er auch eins der malerisch-theatralischen Kostüme, die er sich für die Hauptmomente seines Lebens immer neu ersann. So trat er, nachdem das Ritterbad in jenem Taufbecken in Wahrheit geschehen war, am Morgen des festlichen Tages in die Loggia am lateranischen Palaste, die von Bonifaz VIII. zur Erteilung des päpstlichen Segens neu erbaut worden war, und von einer Stelle, wo sonst nur der höchste geistliche Oberherr zum Volke gesprochen hatte, sprach nun der letzte Tribun, der durch eigene Machtvollkommenheit zum Ritter geworden war. Von hier aus verkündete Cola dem jubelnden Römervolke seinen Beschluß, es wieder zur früheren Macht und Herrlichkeit zu erheben, ihm das Recht zur Wahl des römischen Kaisers zur Gerichtsbarkeit und Herrschaft über die Stadt Rom und ganz Italien zuzusprechen. Wie ein mächtiger Herrscher stand Rienzo dort in der Loggia, hieb mit seinem Schwerte nach drei Seiten in die Luft und rief in einem Taumel von Siegestrunkenheit: „Dies ist mein! Dies ist mein! Dies ist mein!" Von unten aber antwortete ihm der Zuruf des in gleichen Taumel versetzten Volkes, und ein Fest beschloß den bedeutungsvollen Tag, wie der Lateran es nur selten gesehen hatte. Während Rienzo mit seinen Getreuen in den päpstlichen Prunksälen des Palastes tafelte, trank und aß das von ihm geladene Volk draußen auf dem freien Platz, und aus den Nüstern des ehernen Pferdes, das dort nach altem Glauben die Gestalt des christlichen Kaisers Konstantin — in Wahrheit den philosophischen Mark Aurel — auf seinem Rücken trug, floß während des ganzen Tages Wasser und Wein für die durstigen Römer.

Digitized by Google

Verschwunden ist jene Loggia, von der aus Rienzo sprach, das Baptisterium aber steht noch fast unverändert wie damals. Hier tritt seine Gestalt neben die des Kaisers Konstantin, der im selben Becken die Taufe soll empfangen haben, wie viele Jahrhunderte später dieser letzte Volkstribun. Rienzos Wirken glitt in kurzem Glanz vorüber, gleich einem plötzlich aufleuchtenden, verlöschenden, einmal noch wiederkehrenden, dann aber für immer verschwindenden Meteor — Konstantin eröffnete von hier aus dem Christentum den Weg zur Herrschaft über die Welt.

Ährenthal und Milovanovich

Ein Tagebuchblatt

von

Dr. Baernreither

Am 19. November 1909 war ich bei einem serbischen Großkaufmann geladen, um mit Milovanovich, damals Minister des Äußern in Serbien, zusammenzukommen. Der Großkaufmann, der Politik selbst lebhaftes Interesse entgegenbringend, ist mit einer Wienerin verheiratet und besitzt in Wien im Cottageviertel ein reizendes Heim, wo wir ganz ungestört waren. Mit der Hausfrau und dem Hausherrn führten wir beim Abendessen eine sehr anregende Konversation. Milovanovich, der in diplomatischer Stellung in Rom und Berlin gewesen war, zeigte sich sofort als ein Mann von großer Bildung. Sein Wesen, nicht expansiv und lebhaft wie bei so vielen seiner Landsleute, ist ernst und gemessen. Man hat den Eindruck, daß er die Dinge, von denen er spricht, wohl verarbeitet hat, daß er genau weiß, was er will, und daß er jederzeit Herr seiner Worte ist. Er ist eine verschlossene Natur, aber was er sagen will, sagt er ganz, keine Halbheiten. Während des Essens war von Italien, Donatello, van Dyck und der Antike die Rede in zwangloser Weise, wobei seine hohe geistige Kultur, sein Verständnis und seine Liebe zur Kunst in einer ruhigen und sicheren, aber fast bescheidenen Weise zur Geltung kamen.

Nach Tisch setzten wir uns zusammen und unsere Gastfreunde ließen uns allein.

Milovanovich war nach Wien gekommen in der Hoffnung, Ährenthal werde ihm diesmal etwas Bestimmtes sagen, was bei seiner letzten Anwesenheit in Wien nicht der Fall gewesen war. Es verstand sich stillschweigend von selbst, daß ich von dem Inhalte unserer Unterredung unserem Minister Mitteilung machen würde, und Milovanovich sagte mir manches, was er gerade auf diesem indirekten Weg anbringen wollte. Er sprach sehr ruhig, in der Art eines Vortrages, und ging gleich in medias res mit der Bemerkung ein, daß wenn man die einzelnen Schritte der österreichischen Politik der letzten Jahrzehnte überblicke, man vor großen Schwankungen gegen Serbien stehe. Keine

Digitized by Google

bestimmte Linie wurde eingehalten; Serbien hat nie gewußt, woran es ist, und dies hat Österreich so unpopulär gemacht. Milan war österreichisch gesinnt, hat es aber ungeschickt angefangen, hat auch Unglück gehabt, so bei dem Vertrag mit der Union générale, mit der er sich eingelassen und die dann falliert hat. Der jetzige König lebt sehr zurückgezogen, bemüht sich, so gut er kann, hat aber damit zu kämpfen, daß er zu lange im Ausland lebte. Die Vorgänge der vorletzten Zeit haben die königliche Autorität untergraben, was die Stellung der Krone erschwere, vor die sich der Minister immer als Paravent stellen müsse. Österreich hat es nie verstanden, sich Sympathien in Serbien zu erwerben. Wenn eine Tür schon bereit ist, sich zu öffnen, so ist es doch nur notwendig, anzuklopfen, damit sie sich auftue, es ist nicht notwendig, sie mit dem Fuße aufstoßen zu wollen. Bulgarien hat für Serbien eine Anziehungskraft, weil man Rußland hinter Bulgarien weiß, auch wegen der slawischen Idee. In den letzten Jahren hat die Hinneigung zu Bulgarien bedeutend zugenommen, da Serbien, von Österreich abgestoßen, sich auf die andere Seite legen mußte.

Drei Dinge seien zwischen Österreich und Serbien zu bereinigen, wenn ein Umschwung der Volksstimmung in Serbien erreicht werden und ein Anschluß an die Monarchie erfolgen soll.

Zunächst müsse in den Handelsbeziehungen eine Änderung eintreten. Alles, was das Leben angenehm macht, aller Komfort und Luxus, wird bei uns, meinte Milovanovich, aus Wien bezogen. Wenn man ein gutes Theater oder Konzert besuchen will, fährt man nach Wien; alles Künstlerische, alle höheren Lebensgenüsse in Serbien tragen den österreichischen Stempel. Österreich ist das natürliche Absatzgebiet unserer Produkte und unser Kaufhaus — alles andere ist gegen die geographische Lage. Die äußere Politik wird daher im Volke viel eingehender verhandelt und auch besser verstanden, als man glaubt. Der Bauer, der sein Vieh und sein Getreide verkaufen will, kalkuliert mit den Preisen in der Monarchie. Fracht, Zoll, Absatzmöglichkeiten sind von dem bäuerlichen Produzenten viel besser gekannt und werden viel genauer berechnet als irgendwo sonst. Die äußere Politik hat eine unmittelbare Beziehung auf seine Tasche, daher auch auf seine Stimmung und Gesinnung. Serbien wird jetzt seinen Minimaltarif in einigen Punkten revidieren, um mit Österreich wenigstens zu einem Meistbegünstigungsvertrag zu kommen. Auf meine ausdrückliche Frage, wie die Aussichten eines Zoll- und Handelsbündnisses stehen, erwiderte er, das wäre allerdings das richtige, aber zuerst müsse es zu einem Handelsvertrag kommen und schrittweise müßten sich die beiden Produktionsgebiete anpassen. Je länger man zögere, diesen Weg zu gehen, desto schwerer werde er. Den Platz Österreichs habe England und Deutschland eingenommen. Die Engländer sind wieder zu verdrängen, die Deutschen nicht, denn sie besitzen eine große Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse, Wünsche, beliebte Formen, der Bevölkerung. Der deutsche Geschäftsmann ist ein Meister. Die deutschen Waren kommen auf der Donau oder mit der Eisenbahn durch die Monarchie.

Digitized by Google

Sie führt die Waren ihres gefährlichsten Konkurrenten nach Serbien. Das kann Österreich nicht mehr wettmachen. Die Gefahren der Viehseuchen in Serbien werden sehr übertrieben. Es ist eher umgekehrt. Das Vieh lebt in Serbien in natürlichen Verhältnissen, gesunde Weide, keine Stallfütterung, keine Fabrikabfälle. Die Schweinepest ist manchmal von Ungarn gekommen und in Serbien erloschen. Es gibt dort keine endemischen Viehkrankheiten. Zudem sind die Schlachthäuser in Belgrad, für den Export eingerichtet, musterhaft.

Die zweite Sache, auf die Serbien großes Gewicht lege, sind die Verkehrswege. Österreich hat doch nicht die Macht, Serbien von der Welt abzuschließen. Die Donau und den Weg nach Saloniki kann es nicht verlegen, aber es sind dies große Umwege; die nächsten und bequemsten Verbindungen gehen durch die Monarchie. Diese Tür muß sich öffnen, wenn man Serbien wirklich entgegenkommen will. Heute müssen u. a. Waffensendungen über Saloniki, weil sie Österreich nicht durchläßt. Das wäre im Kriegsfall begreiflich, aber nicht im Frieden, denn durch diese Weigerung verhindert ja Österreich die Waffeneinfuhr nach Serbien nicht, kann sie nicht verhindern, sie muß aber über Saloniki, und die Verweigerung der Durchfuhr wird als Schikane empfunden.

Als dritten und wichtigsten Punkt erörtert Milovanovich die nationale Zukunft Serbiens. Er hält nichts von der jungtürkischen Wirtschaft, und in Makedonien wird in einiger Zeit wieder das frühere Chaos herrschen. Die nationalen Interessen Serbiens erfordern Klarheit in der Frage: Wie wird sich Österreich zu diesen Interessen verhalten? Wir müssen klar sehen, welche Sphäre im Falle der endgültigen Regelung der makedonischen Verhältnisse uns zugebilligt wird, welche Linie für unsere Ansprüche anerkannt werden wird. Soll es zu einer wirklichen Entente mit Österreich kommen, muß gerade über diesen Punkt volle Klarheit geschaffen werden. Er wies auf das Amselfeld und Altserbien hin und kam immer wieder darauf zurück, daß Serbien der Zusicherung bedürfe, wie es abschneiden werde, wenn es in Makedonien zum Klappen kommt. Das war der springende Punkt der ganzen Konversation. Milovanovich wollte eine bestimmte Zusage über den Anteil Serbiens an der türkischen Verlassenschaft in Makedonien bekommen. Natürlich kamen wir auch auf Bosnien zu sprechen. Milovanovich begreift, daß die Monarchie dort gewissen Demonstrationen entgegentritt und gewissen Aspirationen einen Damm zu setzen sucht. Aber auf der anderen Seite müßte sich auch vieles in der Verwaltung Bosniens ändern. Der ganze dortige politische Zustand würde entlastet, wenn zwischen der Monarchie und Serbien die Beziehungen sich ändern würden. Durch einen Umschwung in der öffentlichen Meinung Serbiens würden auch die Dinge in Bosnien andere werden, denn bei den Serben entscheide die Volksstimmung. Milan ist nur deswegen nicht durchgedrungen, weil er sie nicht zu beeinflussen verstanden habe. Es war ein großer Fehler Kallays, daß er in Bosnien das Schulwesen vernachlässigt

Digitized by Google

hat. Daran knüpfte Milovanovich eine längere Auseinandersetzung über die orthodoxe und katholische Kirchenverfassung. Mit katholischer Propaganda ist nichts zu machen, sie erweitert nur die Kluft. Kroaten und Serben sprechen dieselbe Sprache, aber durch Jahrhunderte waren die einen unter byzantinischem, die anderen unter römischem Einfluß. Damit hängt ihre verschiedene Kulturentwicklung zusammen, so daß sie sich wie zwei verschiedene Nationen gegenüberstehen; aber die höheren Stände sind für eine Verbindung der serbischen und kroatischen Elemente in ethnisch-kultureller Hinsicht tätig. Man wird dieses Streben nach kultureller Gemeinsamkeit anerkennen müssen, so wie den Deutschösterreichern niemand ihre kulturelle Gemeinsamkeit mit dem Reiche wehren kann. Den Agramer Prozeß verurteilt er daher auf das schärfste. Bosnien kann kulturell nur entwickelt werden durch die Emanzipation der Bauern, und es war von Kellany ganz falsch, sich auf die Mohammedaner zu stützen, die zwar ein verhältnismäßig ruhiges Element, nobel, Herrenvolk, daher den Madjaren sympathisch, aber für einen modernen Staat unbrauchbar und auch nie zufriedenzustellen sind.

Der rote Faden dieser Betrachtungen, die wir im Wechselgespräch teilweise weit ausspannen, war sein mir gegenüber vertretener Gedanke, daß wenn sich Österreich für einen vollständigen Umschwung in seiner serbischen Politik entschließen würde, eine wirtschaftliche und politische Annäherung möglich wäre.

Die Monarchie müßte auch in Bosnien andere Wege einschlagen, mit Festigkeit, aber zugleich mit der Befriedigung der wirklichen Volksinteressen regieren, die Kulturgemeinschaft anerkennen und dies im Geiste seiner Verwaltung betätigen.

Mein allgemeiner Eindruck dieser langen Konversation war, daß Milovanovich einen Fühler ausstrecken wollte, ob und inwieweit sich Österreich für eine grundsätzliche Änderung seiner serbischen Politik entschließen würde. Das war offenbar der Zweck seiner Reise nach Wien, und unser Gespräch sollte diesem Zweck ebenfalls dienen. Mir haben seine Ausführungen den Eindruck der Aufrichtigkeit gemacht, obwohl ich mir nicht verhehle, daß ich nicht ermessen kann, inwieweit Milovanovich ohne Rückhalt gesprochen habe.

Selbstverständlich suchte ich Ährenthal sofort auf, um ihm ausführliche Kenntnis von dem Gehörten zu geben. Mit Wärme habe ich damals meine eigene Überzeugung in der Sache geltend gemacht und wiederholt, was ich so oft und so ausführlich und so vergeblich in der Delegation vorgebracht habe. Der Schwerpunkt der serbo-kroatischen Welt müsse innerhalb der Monarchie liegen, es müsse ihr die freie Kulturentwicklung hier sicher sein, der Politik der Annexion müsse die Politik der Attraktion folgen, unsere ganze Politik den Südslawen gegenüber, die äußere und innere, müsse von Grund aus geändert werden. Ich erlebte aber wieder eine Enttäuschung. Ährenthal schien mit den Ansichten Milovanovichs im großen ganzen zwar einverstanden, bezeichnete sie aber als Zukunftsmusik. Er habe Milovanovich, der das nationale Interesse Serbiens in Mazedonien zur Sprache brachte, geantwortet: reden wir von der

Digitized by Google

Gegenwart, wird diese besser, können wir dann in die Zukunft blicken. Die Beantwortung des Hauptwunsches von Milovanovich lehnte er also ab, und zwar in einer Form, die den serbischen Minister wieder völlig im unklaren ließ, was Österreich beabsichtige.

Ährenthal ging auf die Idee als Ganzes mit mir gar nicht ein, zerpflückte Einzelheiten und endete mit dem Lobe Tißas und Bienerts. Unsere Konversation dauerte anderthalb Stunden, und wir entfernten uns trotz meiner Bemühungen immer weiter von dem Gegenstande, der mich zu ihm geführt hatte. Ich will daher dieses Gespräch nur durch ein paar Striche kennzeichnen. Er beklagte sich, daß Daranyi, der ungarische Ackerbauminister, alles vereitle und den Abschluß von Handelsverträgen hindere. Er erklärt den Agramer Prozeß für einen Unsinn. Rauch sei ein Mensch, nicht mit der Zange anzufassen. Mit dem Trialismus sei nichts zu machen, doch Bosnien als ein Gegengewicht im Spiel des Dualismus nützlich zu verwenden. Am meisten beschäftigten ihn die ungarischen Dinge. Er hält große Stücke auf Tißa, den er für die Gesamtmonarchie als den Mann der Zukunft bezeichnete. Die Politik Kossuth-Just müsse aufgebraucht werden, und aus ihrer Zersetzung soll die Möglichkeit erwachsen, ein 67er Kabinett mit neuen Grundlagen zu schaffen. Er entwickelte mir ausführlich, daß der Kaiser keine Konzessionen an Ungarn in militärischen Dingen machen werde, doch wünschte er Unterhandlungen auf wirtschaftlichem Gebiet zwischen den beiden Staaten der Monarchie. Er sprach von Enqueten über die Aufnahme von Barzahlungen und eine Zwischenzollinie, aber alles das sollte nicht bindend sein, in der Berechnung, daß das erhoffte 67er Kabinett es dann doch anders machen werde. Alles, was er über die ungarischen Verhältnisse sprach, lief darauf hinaus, eine dilatorische, hinhaltende Politik zu machen, eine Politik der Zermürbung, der auch Tißa zustimmte, um dann reinen Tisch machen zu können.

Die Einzelheiten, in die er sich verlor, haben kein Interesse, aber sie zeigen, wie der Minister sich von dem Schwergewicht dieser verschlungenen und verfahrenen Dinge niederdrücken und von allen möglichen und unmöglichen Kombinationen der inneren Politik absorbieren ließ, so daß nicht einmal ein akademisches Gespräch über eine größere Konzeption der äußeren Politik mit ihm zustande kam.

Von der ungarischen Krise kam er auf die österreichische und besprach auch hier Einzelheiten, die ihn aber sichtlich weniger interessierten, weil er sie für nicht so gefährlich hielt wie die ungarischen.

Ich schied sehr unbefriedigt von Ährenthal. Er hatte alles glatt fallen lassen, was ich mit Milovanovich so eingehend erörtert hatte. Ich war zu ihm gekommen erfüllt von der Wichtigkeit, Milovanovich eine richtige Antwort zu geben, und er antwortete mir mit dem Lobe Tißas, der Inkarnation der ungarischen Unduldsamkeit und Kurzsichtigkeit.

Aber es dauerte nicht lange und ich wußte, daß Ährenthals langatmige Exkurse über ungarische und österreichische Politik den Zweck gehabt hatten,

Digitized by Google

dem Gegenstand, den ich bei ihm befürwortete, auszuweichen. Die allgemeine Orientpolitik streifte er in unserem Gespräch nur mit einer beiläufigen Bemerkung über den wachsenden Antagonismus zwischen Deutschland und England in Konstantinopel, ohne sich näher einzulassen. Wieder einmal hatte er nach seiner Gewohnheit und Methode den Hauptpunkt nur nebenher erwähnt. So trat es in unserem Gespräch nicht hervor, daß die deutsche Orientpolitik mit ihren weitausgreifenden Zielen die Situation beherrsche und Österreich vor dem alten Dilemma auf dem Balkan stehe, entweder die Türkei zu stützen oder südslawische Politik zu machen. Schon am Tage nach meinem Besuch bei Ährenthal erhielt ich die Bestätigung dieser Tatsache und die Erklärung für sein ausweichendes Verhalten. Ich erfuhr von einer dem deutschen Kaiser sehr nahestehenden Persönlichkeit, daß der deutsche Kaiser gerade jetzt eifrig an dem engen Zusammenschluß von Österreich-Ungarn, Deutschland und der Türkei arbeite. Der Führer der letzten Türkendeputation in Wien habe Ährenthal eine Militärkonvention mit Österreich-Ungarn angeboten. Dieser habe ausweichend geantwortet, er müsse die Sache überlegen. In Deutschland sei man auf einen Zusammenstoß mit Rußland gefaßt und schätze die militärischen Machtmittel der Türkei immer noch als wertvoll ein. Aber vor allem beschäftige den deutschen Kaiser die große Zukunftsfrage, ob Mesopotamien ein zweites Ägypten, also englisch werden solle, oder ob die Bagdadbahnpolitik Deutschlands durchdringen könne. Für diesen Plan war die Erhaltung, Mitwirkung und Kräftigung der Türkei notwendig. Für das Verhalten Ährenthals zu Milovanovich hatte ich jetzt die Erklärung. Er sah wohl ein, daß die Situation auf dem Balkan eine Neuorientierung unserer südslawischen Politik und unserer Haltung gegenüber Serbien verlange, aber andererseits war er im Schlepptau der deutschen Orientpolitik. Die letztere war offenbar das aktuellere, dringendere für ihn, während er bei einer Wandlung in der südslawischen Politik die engherzige und kurzsichtige ungarische Agrarpolitik gegen sich hatte, während zugleich in Österreich die deutschen Parteien unserer Balkanpolitik gänzlich verständnislos gegenüberstanden. Er entschied sich daher für keinen der beiden Wege ganz. Man müsse, meinte er später einmal, zwei Walzen in der Balkanpolitik haben, eine mit Deutschland für die Türkei, die andere für die slawischen Völker. An diesem Doppelspiel mußte unsere südslawische Politik scheitern.

Digitized by Google

Zwerge, Riesen und Helden

Lehren der germanischen Sage für die Gegenwart

Von

Dr. H. de Boor (Breslau)

Zu einer Zeit, die nun fernab liegt, sang das Volk die alten Heldenmären, kannte auch der Bauer die Lieder von Siegfried und Dietrich von Bern. Diese Lieder und Gedichte halten sich bis in den Beginn der neuen Epoche lebendig, und der Buchdruck, diese demokratischste aller Erfindungen, verbreitet diese aristokratische Literatur in sogenannten Heldenbüchern. In einem solchen Heldenbuche, das 1509 in Straßburg gedruckt wurde, erzählt eine Vorrede eine hübsche, kleine Schöpfungsgeschichte. Als die Welt so weit fertig war, ließ Gott zuerst die Zwerge werden, die Erde zu durchwühlen und zu durchforschen und ihre Schätze zu sammeln und ans Licht zu bringen. Aber Drachen und wilde Tiere taten den Zwergen bei der Arbeit Schaden. Da schuf Gott die Riesen und befahl ihnen, die Drachen und Untiere zu bekämpfen und den Zwergen beizustehen. Die Riesen aber, im Bewußtsein ihrer Stärke, vergaßen bald Gottes Auftrag und begannen selbst die Zwerge zu beherrschen und zu bedrücken. Da ward Gott zornig und schuf die Helden und gab ihnen die doppelte Aufgabe, gegen Drachen und gegen Riesen zu kämpfen und ein Schutz der Zwerge zu werden. Und die Helden lebten, fochten und starben in diesem ihnen von Gott gesetzten Beruf, von Gefahr zu Gefahr, ohne Wanken und Furcht. Das ist in aller Naivität eine hübsche, nachdenkliche Einleitung zu einer Sammlung von Heldenhistorien und bringt den kulturellen Inhalt des Heldenideals auf eine einfache, klare Formel. Schutz der Schwachen, Kampf gegen bedrückenden Übermut, so sehr er der historischen Ritterwelt fehlte, so sicher ist er ein Leitgedanke des Rittertums, und in ritterlicher Färbung sind unsere Heldensagen uns ja allein erhalten.

Es ist bezeichnend, daß das Riesenmäßige, das Überlebensgroße und also Anormale hier und überall in germanischer Sage, Mythologie und Dichtung zugleich etwas Feindliches, Schädliches, aber auch etwas Dummes und Rohes hat. Nirgends sind es der reine Leibesumfang und die plumpe Körperkraft, die als erstrebenswert in das menschliche Idealbild hineingehören. Das germanische Heldenideal greift höher und stellt der groben Überlegenheit des Armes und Rumpfes im Riesen die Überlegenheit des Kopfes und noch mehr die Überlegenheit des Herzens im Helden gegenüber. Mit Stolz empfindet der Held und empfindet mit ihm der ritterliche Hörer der Heldenmäre den Sieg seines rasch geschwungenen und stahlscharfen Schwertes über die plump dreinschlagende Eisenstange des Riesen. Aber das, was diesen Siegfried wie seinen finsteren Gegner Hagen erst wirklich zu Helden macht, das ist der unverzagte, lachende Mut, mit dem diese Männer der Gefahr entgegentreten.

Digitized by Google

Das ingrimmige Lachen des Todgeweihten, das klang dem ritterlichen Hörer in tiefster Seele nach, und das genügte, um aus Hagens Bild den „Mörder" verschwinden zu lassen und dem Helden die Herzen zu gewinnen. Das ist das seltsame am Nibelungenlied, daß es im Hagenbild vom Abscheu zu tiefer Anteilnahme führt. Der Umschwung geschieht in der uralten Szene, wo Hagen, gewiß des sicheren Todes, das Schiff zerstört, das nach der Heimat zurückführen könnte. Und zur Ekstase wird der Anteil geführt in der ebenso uralten Schlußszene, wo Hagen, qualvollen Tod vor Augen, seine Feinde um den verborgenen Nibelungenhort prellt und diesen Triumph als einziges Gefühl dem Tode gegenüberstellt. Grimmiges Lachen in Todesnot, wie oft mag das wirklich erklungen sein. Denselben herrlichen Mut aber in die Fülle jungen und glücklichen Lebens versetzt, den hatten die Alten am allerliebsten, und noch heute wissen wir ganz genau, was wir unter einer Siegfriedsgestalt uns zu denken haben. Siegfried, im Grunde eine der passivsten Gestalten unserer Heldendichtung, eigentlich kaum ein Charakter, sondern nur eine Erscheinung, ihn umkleidet namentlich die nordische Dichtung mit unvergleichlicher Glorie und erklärt mit einem selbst ihr nicht gewöhnlichen Pathos ihn als denjenigen, dessen Andenken am längsten unter den Menschen leben soll.

Die deutsche Heldendichtung hat demgegenüber einen anderen Helden am höchsten gestellt, Dietrich von Bern. Als zyklisierende Dichtung den letzten Schritt wagte und Dietrich und Siegfried als Kämpfer im Wormser Rosengarten gegenüberstellte, da muß Siegfried der überlegenen Kraft des Berners weichen. Dieser Ausgang des Kampfes ist in keiner der sonst mannigfach wechselnden Dichtungen geändert. Und wir fühlen in dieser Konsequenz ein Stück der Psychologie unserer Heldendichtung. Siegfried ist ein Kriegerideal, vorbildlich für den Völkerwanderungsgermanen, für den Wiking. Dietrich wächst hinein in ein Herscherideal, ihm steht die Aufgabe jener Heldenschöpfungsgeschichte näher, der Schutz der ihm Untergebenen, der Schwächeren. Es wird von ihm gerühmt, daß er auf seinen Zügen den Bauer, der an seinem Wege wohnte, geschont und geschützt habe. Er ist nicht mehr nur da, um zu kämpfen, er zieht das Schwert in der Not. Dann aber, wenn es gezogen ist, schlägt er mit der Unwiderstehlichkeit des Helden drein, und dann durchglüht der Kampfeszorn ihn so heiß, daß sein eigener Panzer glühend weich wird, und eine Lohe weht aus seinem Munde, unter der Siegfrieds Hornhaut wie Wachs wird, so daß er verfehrbar ist wie ein anderer Mann.

Oft genug ist dieser Dietrich von Bern uns als eine treffende Selbstschilderung des deutschen Volkes gepriesen worden, Friedensliebe gepaart mit dem schlummernden furor teutonicus. Wir können das annehmen, und wir können sogar noch weiter vergleichen, daß auch bei Dietrich der Furor öfter so tief schläft, daß es hart an Feigheit grenzt. Gerade vor dem Kampf mit Siegfried im Rosengarten durchlebt er eine solche Stunde der Verzagtheit. Er weigert sich, in die Bahn zu treten, er sagt mit dürren Worten, daß er Angst hat — ein Korpsstudent würde sagen, er wolle kneifen. Und es bedarf eines so drastischen Mittels

Digitized by Google

wie die handgreifliche Ohrfeige seines Lehrers und Meisters Hildebrand, um den Furor in ihm zu wecken. Ein Bild deutschen Wesens? Vielleicht ein Abbild mehr als ein Vorbild. Siegfried und Hagen hätten dieses Schlages nie bedurft. Und die Wirklichkeit ist nicht immer so gütig wie die Fabel und läßt den Schlag von Freundeshand aus Klugheit geschehen. Der Schlag des Feindes trifft härter und gehässiger. Auch das muß Dietrich in der alten Dichtung erfahren. Dietrichs Exilsage gibt zu denken. Angefallen von seinem heimtückischen Oheim Ermanrich verteidigt er sein Reich; in siegreicher Schlacht bleiben 1800 Gefangene in seiner Hand, Ermanrichs einziger Sohn darunter. Das Unglück will es, daß acht Dietrichshelden kurz darauf in einen Hinterhalt Ermanrichs fallen. Austauschverhandlungen werden eingeleitet. Aber Ermanrich, der rücksichtslose Machtpolitiker, ist bereit, den Sohn zu opfern, und verlangt für die acht Mann nicht nur sämtliche Gefangenen heraus, sondern auch Dietrichs ganzes Reich. Der Schlag ist gefallen, und Dietrichs furor teutonicus? Dietrich geht hin und rettet seine acht Mannen und unterschreibt den Vertrag. Er hat sich rettungslos in unbarmherzige Hand gegeben. In Erfüllung des Vertrags zieht er Ermanrich unterwürfig entgegen, doch der fügt zum anderen noch die Schande. Schimpflich, zu Fuß, ein Flüchtling, soll Dietrich das Land verlassen. Vergeblich ist Bitten und Flehn. Eine Schar edler Frauen naht, um für Dietrich zu bitten. Aber Ermanrich jagt sie fort und droht mit groben Worten, sie — edle, ritterbürtige Frauen — schänden zu lassen, wenn sie nicht machen, daß sie fortkommen. Und Dietrich? Und der furor teutonicus? Zu spät dazu; er wendet sich und weint und geht. Geht fremdem Dienst in fernem Land entgegen, und kein Ruhm, den er dort erficht, kann ihm die 30 Jahre des Exils ersetzen. Er kehrt zuletzt heim, als Ermanrich tot ist, aber es ist eine stille, einsame, tief wehmutsvolle Heimkehr; und was er einmal gewesen ist, wird er nicht wieder. Ist das die Geschichte Dietrichs von Verona — oder ist es eine allegorische Geschichte Deutschlands von Versailles?

Hat das deutsche Volk in Dietrich sich selbst gezeichnet, so hat es eine Seite seines Wesens als ein warnendes Omen hingestellt. Hüten wir uns vor dieser Seite der Dietrichsnatur. Den Backenstreich haben wir empfangen, möchte er weckend wirken. Nehmen wir ein Stück aus dem Siegfriedideal mit auf in unser Wesen und vergessen nicht ein Stück von Hagen, dem Tronjer, hinzuzutun. Er hatte die gewaltige Kraft des Hasses. Schaffen wir ein neues Heldenbild aus diesen dreien. Dann wird auch die Geschichte ihren Sinn behalten, die ich zuerst erzählte. Überlegenes Können und furchtloser Mut wird die Zukunft für sich haben und Herr werden über ungeschlachte und unbeholfene Größe wie über giftspeiendes Gewürm. Und die emsig arbeitenden, schaffenden Zwerge werden sich gut dabei stehen.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Albert v. Hofmann, Politische Geschichte der Deutschen. 2. Band. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 80.—.

Der stattliche zweite Band der deutschen Geschichte Albert v. Hofmanns umfaßt die Geschichte des frühen Mittelalters, also der deutschen Kaiserzeit von Heinrich I. dem Sachsen bis zum Interregnum. Hofmann teilt dieses Zeitalter in drei Abschnitte: die Zeit der Trennung von Kirche und Staat, von Heinrich I. bis zu Heinrich III.; die Zeit des Kampfes zwischen Kirche und Staat, von Heinrich IV. bis zu Heinrich VI.; die Zeit der weltlichen Herrschaft der Kirche unter den letzten Staufern. „Als dann der einstige Gottesstaat sich aufmachte, an die Stelle des Kaisertums zu treten und sich in ein weltliches Universalreich zu verwandeln, da wurde dies gerade der Hebel zur Bildung nationaler Staaten und damit der Hebel zum Niedergang der Anschauungen, welche das Mittelalter bedingen." Der eigentlichen Geschichtserzählung geht eine Einleitung voraus, in der „die mittelalterliche Weltanschauung in ihrer politischen Bedeutung" skizziert und das Mittelalter als „ein großes Interregnum" charakterisiert wird, „in welchem die germanische Welt gebunden war durch eine ihr fremde Weltanschauung". Die Kaiserzeit selbst löst Hofmann, meines Erachtens mit Recht, „in eine Reihe großer einzelner Königsbilder" auf.

Für Hofmann gipfelt die Geschichte des deutschen Mittelalters in Friedrich Barbarossa, „einer der deutschesten Fürstengestalten, die es überhaupt gegeben hat. Wie ein Heinrich IV. die ganze Schwäche und Tragik des Deutschtums zeigt, so äußern sich in Friedrich I. seine ganze Kraft und sein schimmernder Glanz. Der ‚Rotbart' wurde fast zum Symbol des Germanentums." Begreiflicherweise ist die Zeit Friedrichs I. auch künstlerisch der Höhepunkt des Buches geworden. Nur die Schilderung Friedrichs II., des „letzten großen Repräsentanten des germanischen Kaisertums", kommt ihr durch einen fast märchenhaften Schimmer gleich.

Im engen Rahmen einer Anzeige läßt ein so umfang- und inhaltreiches Werk wie das Hofmannsche sich schlechterdings nicht kritisieren, zumal Hofmann nicht zu den Autoren gehört, deren Anschauungen vorbehaltlos angenommen oder abgelehnt werden können, wohl aber den wenigen Schriftstellern angereiht werden darf, mit denen sich auseinandergesetzt haben muß, wer über deutsche Geschichte mitsprechen will. Nicht nur, weil ein gewaltiger Stoff mit Kraft und Leidenschaft verarbeitet und geformt, sondern vor allem, weil geschichtliches Leben wirklich und unmittelbar erlebt wird. In dem unmittelbaren Erleben liegt der Zauber, gefährlich, aber unentrinnbar.

Hofmanns Geschichte des deutschen Mittelalters ist von einem Deutschen verfaßt, für den Protestantentum und Deutschtum ein und dasselbe bedeuten. Von diesem Standpunkt aus beurteilt er Menschen und Dinge. Er will nicht nur, wie Ranke, erkennen, „wie es eigentlich gewesen ist," sondern er kämpft, wie Treitschke, im Streit der vergangenen den Streit der gegenwärtigen Tage. So fühlt er überall ein ewiges germanisches Schicksal, das ewige deutsche Leid; auch den Andersdenkenden, Andersgläubigen wird diese Bewegtheit und Erregtheit erschütternd. Sein Buch ist zum Volksbuch wie geschaffen. Endres.

Von Kampf und Sieg. Bilder aus der Welt des jungen Mannes und anderes. Von J. Levsen. Berlin W 9, M. Warneck.

Das Buch ist aus der seelsorgerischen Erfahrung des Verfassers entstanden, der seine Tätigkeit jungen Leuten, die auf Abwege geraten waren, widmete. In schlichten Worten erzählt er, wie es ihm gelungen, die Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen. Mit deren Zustimmung sind diese Berichte veröffentlicht, mit dem Wunsche, daß andere dadurch Segen empfangen möchten. E. M.

Frans Hals. Des Meisters Gemälde in 318 Abbildungen. Mit einer Einleitung von Karl Voll (†). Herausgegeben von W. R. Valentiner. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. In Halbleinen M. 160.—, Ganzleinen M. 180.—, Halbleder M. 260.—.

Vor einigen Jahren hat Max Liebermann eine kleine Schrift veröffentlicht: „Die Phantasie in der Malerei." Im Mittelpunkt der geistvollen Bemerkungen steht der große Maler von Haarlem, Frans Hals. Daß gerade er ausgewählt ist, um an seiner Kunst zu entwickeln, was Liebermann unter Phantasie versteht, wird viele befremden; sie werden der Ansicht sein, daß an Hals manches zu rühmen sein mag, aber daß ein Maler, der so gut wie ausschließlich Bildnisse geschaffen hat, dazu einige Genrebilder, die nur wie eine Abart des Bildnisses erscheinen, die größte Phantasie soll dokumentieren können, will nur

Digitized by Google

schwer eingehen. „Nur das, was seine Phantasie aus der Natur herausstieht und darstellt, macht den Künstler, und daher muß seine spezifisch malerische Phantasie um so stärker sein, je näher er dem sinnlichen Eindruck kommt, d. h. je mehr er im eigentlichen Sinne Maler ist.“ — In diesem Urteil begegnet sich in bemerkenswerter Weise Liebermann mit Max Klinger, von dem das schöne Wort stammt: „Bei einem mit geringsten Mitteln gemalten Porträt schließen wir aus der Qualität der so rasch geschaffenen Form auf die Bildungskraft des Künstlers.“

Daß Frans Hals seinen Rang unter den größten Malern aller Zeiten innehat, das steht für uns beinahe dogmatisch fest. Sein Nachruhm aber ist in dieser Würdigung erst neueren Datums, ist annähernd gleichzeitig mit dem Aufkommen und Erstarken des Impressionismus emporgewachsen, wie wir glauben, nun zu unverlierbarem Besitz geworden.

Die Zahl der Werke, die auf uns gekommen ist, erscheint nicht groß, wenn man die Lebensdauer des Meisters in Betracht zieht, die weit über menschliche Norm hinausgeht. Alles in allem mag man heute rund 350 Werke kennen; darunter befinden sich freilich mehrere von ungewöhnlichen Dimensionen, die Schützenstücke, die seine Vaterstadt bis zur Gegenwart als ihren kostbarsten künstlerischen Besitz bewahrt hat. Seit Wilhelm v. Bode in einem Monumentalwerk (1914) das gesamte Material vereinigt hat, sind noch manche Funde dazugekommen; und gewiß ist auch heute sein „Werk“ noch nicht abgeschlossen. Bildnisse verbergen sich leicht im Privathaus, und es bedarf stets des glücklichen Zufalls, daß der Kundige eindringt, der den Schatz zu heben weiß.

Nun wird den Kunstfreunden alles, was wir heute von den Werken des Haarlemers kennen, in der erreichbaren und handlichen Form eines neuen Bandes der „Klassiker der Kunst“ geboten, in klaren Wiedergaben, die geeignet sind, das Erinnerungsbild zu unterstützen. Gewiß: gerade bei einem „Nur-Maler“ wird die Schwarz-weiß-Wiedergabe das Beste schuldig bleiben; kennenlernen kann man Hals nur angesichts seiner Werke selbst, aber sein wunderbarer Geist, der sich eine eigene Technik voll sprühenden Lebens schuf, vom Augenblick geboren und in einer unvergleichlichen Weise durch die Materie sprechend, er lebt doch unzerstörbar auch in diesen Wiedergaben, die uns den ganzen inneren Reichtum des Mannes offenbaren, wenn wir Blatt um Blatt umwenden. — Darf ich Wünsche für sicher zu erwartende Neuauflagen äußern, so sind es zwei: daß, wo es sich, wie in vielen Fällen, um Gegenstücke von Mann und Frau handelt, diese stets einander gegenüber erscheinen mögen, denn sie sind vom Meister aufeinander berechnet worden, und daß von allen großen Haarlemer Bilder Details geboten werden mögen. Und eine Aufnahme möchte ich ganz erneuert sehen: die des Schützenstückes von 1633 (S. 101). Sie gibt keinen Begriff vom Original.

Zwei hervorragende Kenner haben sich um den Band erfolgreich bemüht: der treffliche, nun seit Jahren verstorbene Karl Voll in München, von dem das an klugen Bemerkungen reiche Vorwort stammt und der ein gutes Teil der Vorarbeit des Sammelns getan hatte, und W. R. Valentiner, der als einer unserer besten Spezialisten für holländische Malerei nicht nur in Deutschland bewertet wird. Ihm fiel die nicht leichte Aufgabe der chronologischen Anordnung zu, sowie die Einreihung der mehr als 30 in den letzten Jahren aufgefundenen Bilder; er hat auch den wertvollen kritischen Kommentar verfaßt, der Kürze und Sachlichkeit verbindet, und hat zu Volls Einleitung ein Vorwort verfaßt, das einige sehr beachtenswerte Bemerkungen enthält, z. B. über die Beziehungen des Meisters zur flämischen Malerei seiner Zeit.

Durchblättert man das so sicher aufgebaute Lebenswerk: wie steht da durch den Genius dieses Großen das mannhafte Holland des 17. Jahrhunderts vor uns auf, die Tüchtigkeit und das Selbstbewußtsein seiner Bürger (sie durften es hegen), nicht minder aber ihre jovial-heitere Lebensauffassung. Dieses Geschlecht hat den rechten Schilderer seiner Wesensart gefunden, den überlegenen Geist, der zu den wenigen ganz großen Humoristen gezählt werden muß, die es gibt, freilich in dem Sinn, daß der Humor auf dem Untergrund des Tragischen erwächst. Denn am Ende der langen Reihe stehen die beiden Alterswerke in Haarlem, von dem mehr als Achtzigjährigen gemalt; erschütternd in ihrem Ernst, erhabene Zeugen innersten Erfassens. „Das Unbeschreibliche — hier ist es getan.“

An Hals kann man am klarsten lernen, daß es nicht der Stoff ist, der den Künstler macht. Gronau.

Hans von Bülow. Von Richard Graf du Moulin-Eckart. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. — München, Rösl & Cie.

Nicht in der deutschen Musikgeschichte allein wird Hans v. Bülow als der geniale Klavierspieler, als der unvergleichliche Dirigent fortwirkend weiterleben durch das von ihm aufgestellte und erreichte Ideal neuschaffender und zugleich höchst pietätvoller Interpretation musikalischer Kunstwerke, auch die allgemeine deutsche Geistesgeschichte wird sein Bild bewahren als das eines der geistvollsten und edelsten, von funkelnder

Digitized by Google

Lebendigkeit und zugleich von tiefer Tragik umwitterten unter den großen Nachzüglern der Blütezeit deutschen Menschentums, die uns im 19. Jahrhundert noch beschieden waren. — Zu der großen sieben- bzw. achtbändigen Biographie in Briefen und anderen Selbstzeugnissen, die wir seiner, dieses Lebensgefährten würdigen Witwe verdanken und von der auch eine kürzere Fassung existiert, tritt mit dem vorstehenden Werke eine Darstellung seines Lebens, die außer dem dort vorliegenden Material noch weiteres benutzen konnte, das von Bayreuther und anderen Seiten zur Verfügung gestellt war. Der spezifisch „Bayreuther" Standpunkt zu der Haupttragödie in Bülows Leben und ihren von ihm nie ganz verwundenen Folgen tritt kaum störend hervor, wenn es hier auch Dinge gibt, über die man nun einmal außerhalb Bayreuths und seines Bannkreises nicht hinwegkommt. Aber Graf du Moulin-Eckart bemüht sich ehrlich und im ganzen durchaus erfolgreich um die Objektivität, zu der ihn schon der Beruf des Historikers moralisch verpflichtet, und seine Bewunderung und Liebe für Hans v. Bülow ist aufrichtig und groß. Den vollen Reichtum, die ganze Tiefe dieser unvergleichlichen Persönlichkeit kann er freilich nicht erschöpfen, und daß die Darstellung nach der Katastrophe sich immer kürzer faßt, während Bülows Wirken immer mächtigere Kreise zog und seine „Schwenkung nach rechts" die fesselndsten psychologischen Probleme bietet, ist ein freilich begreifliches Manko, das durch das hoffentlich mit gleicher Liebe und Objektivität zusammengebrachte Material des angekündigten Ergänzungsbandes sich vielleicht einigermaßen ausgleichen läßt.

—ss—

Urwald, Wald, Wüste. Von Leo Waibel. Mit vielen Abbildungen. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. Geb. M. 12.50.

Waibel hat länger als fünf Jahre im tropischen Afrika gelebt und gibt uns nun in dem vorliegenden Buche eine Schilderung seiner Erlebnisse und Forschungen. Er führt uns aus dem dunkeln Urwald mit der erdrückenden Fülle seiner Pflanzenwelt hinaus in die heitere Welt der Savanne, die von einer hochstehenden Eingeborenenbevölkerung bewohnt wird. Er lehrt uns die Steppe kennen mit ihrem Tierleben, Sandstürmen und Grasbränden und malt uns die zauberische Farbenpracht und Todeseinsamkeit der westafrikanischen Wüste. Und diesen Naturschilderungen schließt er in das tägliche Leben eindringende Schilderungen des afrikanischen Europäerlebens an. Eine besondere Note erhält das Buch dadurch, daß all das Geschaute dem Bereich ehemals deutschen Kolonialbesitzes entstammt. Mit Erstaunen erfährt der Uneingeweihte, welche große Kulturarbeit unsere Landsleute in einem kurzen Menschenalter in Westafrika verrichtet haben. Auf alle diejenigen, die heute an der kolonialen Sache verzweifeln, wird dieses Buch wirken wie eine frohe Botschaft. Ueber Urwaldschatten und Wüstenbrand flattert noch stolz im Geiste die deutsche Flagge, ein Denkmal der Väterarbeit, ein Mahnzeichen für die kommenden Geschlechter.

Cäsar Flaischlens Gesammelte Dichtungen. 6 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Halbleinen geb. M. 150.—.

Cäsar Flaischlens dichterisches Werk liegt hier zum erstenmal gesammelt vor in einer von des Dichters Witwe für den Druck neu durchgesehenen schmucken Ausgabe. Diese umfaßt die stimmungsvollen Lieder-, Gedicht- und Skizzenbände von „Alltag und Sonne" und „Aus den Lehr- und Wanderjahren". Es folgt der Roman in lyrischen Brief- und Tagebuchblättern „Jost Seyfried" in 2 Bänden (III und IV). Mit gutem Recht durfte Cäsar Flaischlen als Untertitel setzen: „Ein Abschnitt aus dem Leben eines Jeden." So treu und rein ist es ihm gelungen, das Auf und Ab des eigenen Daseins menschlich gültig zu gestalten, und zwar in einer Form, die ihm allein gehört, in einer Beschränkung, worin er sich als Meister zeigt. Flaischlen hat die ihm gemäße Kleinform in immer neuen Versuchen ausgebildet: das stille Monologisieren und die herzhafte, dramatisch gesteigerte Zwiesprache. Er ist der geborene Räsonierer, Träumer, Reimer, Denker, Dichter — für den Hausgebrauch zunächst, ja für den Privatgebrauch. Aber Stimmung wird Stimme und Gestalt! Und wenn zu guter Letzt aus einem Werk, das er selbst als Bruchstück empfunden und bezeichnet hat, ein zweibändiges Buch geworden ist, das viele Zehntausende lieben und sich zu eigen gemacht haben, beweist dies nur, wie völlig Flaischlen dieser seiner Gefolgschaft aus dem Herzen gesprochen, gedichtet, geträumt, gereimt, gesungen — gelebt hat! „Kunst sei Leben, nicht Kunst! Stehenbleiben ist Handwerk." Der 5. Band bringt die leichteren geselligen „Zwischenklänge". Den Schlußton bildet Flaischlens nachgelassenes Werk „Mandolinchen, Leierkastenmann und Kuckuck", ein goldheller, abendklarer Ausklang! M. L.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Almanach der Täglichen Rundschau auf das Jahr 1922. Ein Jahrbuch zu fröhlicher Unterhaltung und ernster Sammlung. Berlin, Dom-Verlag. Preis in Ganzleinen M. 20.—.

Carnegie, Andrew, Geschichte meines Lebens 1835—1919. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. Halbleinenband M. 40.—

Deutsch-englische Schuld-Diskussion zwischen Hans Delbrück, Professor der Geschichte in Berlin, und J. W. Headlam-Morley, Professor der Geschichte in London. Berlin W 35, Verlag für Politik und Wissenschaft G. m. b. H. M. 8.50.

Falkenhayn, Erich v., Der Feldzug der 9. Armee gegen die Rumänen und Russen 1916/17. Zweiter Teil: Die Kämpfe und Siege in Rumänien. Mit 7 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 18.—.

Haeckel, Ernst, Italienfahrt. Briefe an die Braut 1859/1860. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler. Halbleinenband M. 40.—.

Hahn, Dr. W., und Lilienfeld-Toal, A., Regelung des Handels und Verkehrs in Rußland. Gesetze und Verträge der Sowjetregierung. Herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel. Jena, Kommissionsverlag Gustav Fischer. M. 40.—.

Hauer, August, Kumbuke. Erlebnisse eines Arztes in Deutsch-Ostafrika. Berlin, Dom-Verlag. Geh. M. 60.—, in Leinen M. 75.—, in Halbleder M. 100.—.

Kalender des deutschen Rechtes. (Mit den wichtigsten Bestimmungen und Feststellungen aus dem Friedensvertrag, sowie zur Schuldfrage, nebst Abbildungen und kartographischen Skizzen.) Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H. M. 9.75.

Krause, Dr. F. E. A., Ostasien. Die Fragen des fernen Ostens und des Stillen Ozeans im Lichte der Weltpolitik und der deutschen Interessen. (Politische Zeitfragen, Heft 10.) München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. Verlag der Politischen Zeitfragen. M. 6.—.

Obser, Karl, Jugenderinnerungen Großherzog Friedrichs I. von Baden 1826—1847. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Geh. M. 14.40, geb. M. 19.— und Sort.-Zuschlag.

Politische Gespräche. I. Die Schuld am Weltkrieg. Gebhardt, Albert. Nr. 5: Was enthüllt v. Siebert, der russische Botschaftssekretär in London? Nr. 6: Was beweisen die Enthüllungen der russischen Bolschewisten? Nr. 7: Was beweist der Suchomlinow-Prozeß? Berlin, Liga zum Schutze der deutschen Kultur. Je M. 1.30.

Spann, Prof. Dr. Othmar, Der wahre Staat. Vorlesungen über Abbruch und Neubau der Gesellschaft, gehalten im Sommersemester 1920 an der Universität Wien. Leipzig, Verlag Quelle & Meyer. Geh. M. 26.—, in Halbleinen M. 30.—.

Utitz, Emil, Die Kultur der Gegenwart. Stuttgart, Ferdinand Enke, Verlag. Geh. M. 40.—, geb. M. 52.—.

Wehrgesetz vom 23. März 1921 in der Fassung des Gesetzes zur Abänderung des Wehrgesetzes vom 18. Juni 1921. Mit Einleitung und Erläuterungen von Paul Semler, Geh. Kriegsrat und Ministerialrat im Reichswehrministerium. Berlin, Verlag von Georg Stilke. M. 30.—.

Weil, Dr. Bruno, Die Einführung der französischen Währung in Elsaß-Lothringen. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H. M. 12.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Osteuropa in Wirtschaft und Wissenschaft Deutschlands

Von

Dr. Karl Goetz, Professor an der Universität Bonn

Die Bedeutung von Osteuropa für die Wiedergeltendmachung Deutschlands vor aller Welt, wie die Bedeutung Deutschlands für den Wiederaufbau Osteuropas steht heutzutage für jedermann so außer allem Zweifel, daß es überflüssig ist, darüber noch viel zu reden.

Osteuropa in diesem Sinne ist freilich nicht nur Rußland, das nördliche Osteuropa, sondern ebensogut auch Bulgarien und das neue Südslawien, zu denen noch Rumänien zuzurechnen ist, also das südliche Osteuropa. Rußland ist vorwiegend gemeint, wenn man von der Aufgabe Deutschlands spricht, entscheidend bei der Wiederherstellung geordneter wirtschaftlicher Verhältnisse in Osteuropa mitzuwirken; dementsprechend bedeutet „Studium Osteuropas" in Deutschland vorwiegend Studium Rußlands, seiner geschichtlichen und kulturellen Entwicklung in allen Zweigen des geistigen wie materiellen Volkslebens.

Aber immer mehr zeigt sich für den, der den Begriff und die Bedeutung von Osteuropa für Deutschland tiefer erfaßt, die Notwendigkeit, die südliche Hälfte Osteuropas, Bulgarien, Südslawien nebst Rumänien, mit der gleichen Berechtigung wie Nord-Osteuropa-Rußland in den Kreis des Studiums und der Wirksamkeit Deutschlands in Osteuropa hereinzuziehen. Was der Weltkrieg an feindseliger Stimmung in diesen Ländern des nördlichen und südlichen Osteuropa gegen Deutschland erweckt, gesteigert oder zum vollen Ausbruch gebracht hatte, ist im wesentlichen unter der Erkenntnis des Deutschland damit angetanen Unrechts, unter den mit den Kriegsgegnern Deutschlands gemachten Erfahrungen, unter der Einsicht in die zukünftigen Lebensnotwendigkeiten für Osteuropa und die Hilfe Deutschlands bei deren Verwirklichung dahingeschwunden.

Für die Russen, bolschewistische wie nichtbolschewistische in ihrer mannigfachen Spaltung, hat die Zerrüttung alles bis zum Weltkrieg in Rußland an materiellen wie geistigen Werten Aufgebauten während der letzten Jahre die Überzeugung geschaffen, daß der neue russische Staat der Zukunft, sei er nun zentralistisch oder föderalistisch, genau so unter entscheidender Mitwirkung der Deutschen auf den verschiedenen Gebieten des russischen Lebens wieder gegründet werden muß, wie der alte russische Staat unter stärkstem geistigem wie materiellem Vorherrschen des deutschen Elements in der rund tausendjährigen Ge-

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

schichte dieses Staates aus einem halbasiatischen Binnenstaat Osteuropas zu einem europäischen Großstaat und vollberechtigten Mitglied der europäischen Völkergemeinschaft geworden ist. Die Erkenntnis der Russen, daß der Wiederaufbau Rußlands nur mit Deutschland möglich sei, ist wohl allgemein. Es ist dabei eine Anerkennung für die deutsche Arbeit langer Jahrhunderte in Rußland, daß man gerade im bolschewistischen Rußland Deutschland diese Wiederaufbauarbeit in und an Rußland allein, nur auf seine an den Russen altbewährte Kraft gestützt, vollziehen sehen möchte und nicht etwa in Verbindung mit anderen Nationen aus dem Kreise der Gewinner im Weltkrieg, für die doch schließlich Deutschland die Hauptarbeit leisten müßte, während ihm von dem Gewinn aus der Arbeit allzuviel in die Hände jener anderen entgleiten würde. Wenn hier von Wiederaufbauarbeit Deutschlands die Rede ist, so ist damit nicht nur Tätigkeit im großen, durch Aufwendung gewaltiger Kapitalsummen, durch umfassende Organisationen der Industrie und des Handels gemeint. Daran können sich ja auch leicht andere Nationen, reichere Völker, als Gesellschafter Deutschlands beteiligen. Wer aber die Rolle des Deutschtums in der Ausbildung des russischen Volkes und Staates näher verfolgt, sieht bald, daß die Stärke des deutschen materiellen wie geistigen Einflusses in Rußland gerade auf der unzähligen Kleinarbeit des einzelnen Deutschen in Rußland geruht hat. Überall, in allen Verästelungen des russischen Lebens sich geltend machend, immer anerkannt, wenn auch manchmal in Mischung von Anerkennung mit Eifersucht, hat diese unermüdliche Einzelwirksamkeit der arbeitenden Persönlichkeit des Deutschen dem Deutschtum seine große Stellung in Rußland gegeben. Diese aus vielem „Kleinen" ein „Großes" aufbauende Betätigung des deutschen Elementes in Rußland hat ihm aber keine andere Nation gleichgetan und wird ihm auch keine andere in Zukunft nachahmen. Mag im Wiederaufbau Rußlands vielleicht nichtdeutsches Kapital das deutsche überwiegen, die persönliche Arbeit wird immer am stärksten von deutscher Seite geleistet werden. Der „Schwab" wird auch in Zukunft dem Russen persönlich der zuverlässigste Helfer und Lehrer sein.

Sinngemäß geändert dürfen wir die gleiche Erkenntnis als auch bei den Völkern des südlichen Osteuropa seit Kriegsschluß allmählich wieder durchgedrungen feststellen. Bulgarien, das neue geeinte Südslawien und dazu Rumänien, so verschieden ihre Stellung seit Beginn des Weltkrieges zu Deutschland war, besinnen sich, vor allem gründlich belehrt und geheilt durch die mit den Kriegsgegnern Deutschlands in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen, darauf, was Deutschland vor dem Krieg geistig wie materiell für sie bedeutete. Die Vergleiche, die sie in den letzten Jahren zwischen Deutschland und anderen Ländern anstellen konnten, führen sie jetzt erneut zu Deutschland zurück. In den mannigfachsten Dingen sieht man das, die hier nicht aufgezählt werden können. Aber es ist z. B. bezeichnend, wenn in einer serbischen Zeitung unter vier Stellengesuchen in dreien Kenntnis des Deutschen vom Bewerber verlangt wird, oder wenn kürzlich der südslawische Handelsminister über den neuen Handelsvertrag zwischen Deutschland und Südslawien sagt: Südslawien wolle nur dort kaufen,

Digitized by Google

wo es die besten und billigsten Waren bekomme, und könne deshalb nicht zulassen, daß es die deutschen Waren durch Vermittler erhalte. Was in diesen südosteuropäischen Ländern an Feindschaft gegen Deutschland, hervorgerufen mehr durch den politischen Gegensatz zu Österreich-Ungarn als aus Abneigung gegen den Reichsdeutschen, lebte, ist stark geschwunden. So müssen auch wir unsere frühere, manchmal geringschätzende Beurteilung dieser Länder, die wir umgekehrt ebenfalls über Österreich-Ungarns Politik bezogen, ändern und das österreichisch-ungarische Verkleinerungsglas in Betrachtung von Südosteuropa ablegen.

Osteuropa, sein Norden wie Süden, sucht wieder Anschluß an Deutschland, es braucht Deutschland zu seinem Wiederaufbau, es ruft uns dazu, wenn auch in verschiedener Stärke des Rufes. Deutschland hat in Osteuropa, in Nord wie Süd, ein altes Feld der Betätigung wieder zu gewinnen, die Wiedergeltendmachung Deutschlands vor aller Welt fängt vor allem im Osten Europas an. So ist die deutsche Wirtschaft wie in Vergangenheit auch in Zukunft eng mit Osteuropa verbunden.

Voraussetzung nun für wirtschaftliche Arbeit Deutschlands in fremdem Land ist in großem Umfang die Wissenschaft über dieses Arbeitsfeld; der materiellen Erschließung eines fremden Landes geht seine wissenschaftliche Erforschung voraus. Auslandsstudium ist vielfach die rechte Grundlage für Auslandsarbeit des Deutschen, Wirtschaft und Wissenschaft müssen Hand in Hand gehen. Vermehrter Wirtschaftstätigkeit der Deutschen in Osteuropa muß also vermehrte Wissenschaftsarbeit über Osteuropa entsprechen.

Hat bisher die wissenschaftliche Erkenntnis Osteuropas und deren Pflege auf unseren Hochschulen der Bedeutung des wirtschaftlichen wie geistigen Einflusses des Deutschtums in Osteuropa entsprochen? Keineswegs. Auf jeder Universität gab und gibt es für andere europäische Kulturkreise, um dieses Wort zu gebrauchen, Professuren, für Anglistik wie für Romanistik; für Slawistik, Osteuropa hier als im wesentlichen mit dem Slawentum zusammenfallend gesetzt, gab es nur ganz wenige und diese zum Teil noch begrenzt auf slawische Philologie.

Daraus ergibt sich für jeden, der die Bedeutung Osteuropas für die Wirtschaft des neuen Deutschland anerkennt — und wer täte das nicht? —, als selbstverständlich die Forderung nach vermehrter Pflege der Wissenschaft von Osteuropa in Deutschland. Und das nicht im Sinn rein politischer Geschichte oder eng umschriebener Sprachwissenschaft, sondern, wie das preußische Kultusministerium da den Lehrauftrag bestimmt, als „Geschichte und Landeskunde Osteuropas".

Mancherlei ist dabei zu erstreben, wenn die Wissenschaft hier die rechte Basis für die Wirtschaft werden soll. Es ist auszugehen von dem Gedanken, daß Osteuropa für uns das Gebiet bleibt, das uns Rohmaterialien liefert und dafür fertige Fabrikate von uns bekommt, das ferner aus Deutschland geschulte Arbeitskräfte für Ausnutzung seiner reichen natürlichen Schätze wie als Ver-

Digitized by Google

pflanzer mitteleuropäischer Kultur sich holt. Diese doppelte Aufgabe des Deutschen in Osteuropa gibt schon seit über tausend Jahren dem Handel und Verkehr Deutschlands mit Osteuropa seine besondere Signatur. Osteuropa ist dabei in seinem ganzen Umfang zu fassen. Bisher sah man vorwiegend den Norden, Rußland, als Gegenstand der wissenschaftlichen Behandlung in den Vorlesungen an. Aber es muß in Zukunft mehr der Süden Osteuropas in den Kreis der dem Hörer zu vermittelnden Kenntnisse einbezogen werden.

Der Begriff von Geschichte Osteuropas ist auch zu erweitern. Gerade bei der veränderten politischen Stellung Deutschlands in der Welt, bei der Notwendigkeit, ohne die frühere äußere Macht, in Wirtschaft und Geisteskultur dem Deutschtum seine alte Stellung in der Welt wieder zu verschaffen, muß neben der politischen Geschichte Osteuropas dessen Kultur-, Rechts-, Wirtschaftsgeschichte in der Darstellung Osteuropas stärker betont werden. Es ist auf allen diesen Gebieten zu zeigen, was deutscher Einfluß und deutsche Arbeit in der Entwicklung Osteuropas geleistet hat, so daß sich daraus von selbst der Schluß ergibt, was Deutschland hier in Zukunft noch zu schaffen vermag. Also, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Osteuropas sind als gleichberechtigt mit seiner politischen Geschichte zu behandeln.

Die Landeskunde Osteuropas ist vor allem auszubauen. Wer sich für eine Tätigkeit in Osteuropa auf einer Hochschule ausbildet, sei es etwa als Kaufmann, Ingenieur, Reichsbeamter, Angehöriger eines freien Berufs, wer sich von Berufs wegen für Osteuropa interessieren muß, wie ein Journalist, wer seine allgemeine Kenntnis über Osteuropa auf die Höhe derer z. B. über Italien oder England bringen will, der muß in Vorlesungen in die Eigenart, in die sozialen und wirtschaftlichen Besonderheiten Osteuropas, die es dem Mittel- und Westeuropäer vielfach so fremd und unverständlich erscheinen lassen, eingeführt werden. Er muß lernen, dieser Welt mit soviel Verständnis gegenüberzutreten, daß seine Tätigkeit in ihr dem Deutschtum wie ihm persönlich nützt, daß sein Auftreten im fremden Land nicht wie das manchmal leider geschehen ist, abstößt und seiner Arbeit schadet, daß seine Beurteilung osteuropäischer Dinge nicht von falschen Voraussetzungen ausgeht und somit zu falschen Schlüssen führt. Diese richtig im weiteren Sinne verstandene Landeskunde ist mit das wichtigste Stück in der Wissenschaft von Osteuropa, weil sie das am raschesten zu praktischen Ergebnissen für unmittelbare deutsche Arbeit in Osteuropa führende ist.

Die Sprachen Osteuropas müssen als natürliche Voraussetzung für jede ernstere wissenschaftliche Beschäftigung mit, oder für praktische Arbeit in Osteuropa weit mehr als bisher an unseren Hochschulen gepflegt werden. Es genügt nicht, daß an einigen Hochschulen Gelegenheit zum Studium der slawischen Philologie oder einzelner slawischer Sprachen ist. An jeder Hochschule müßte die Möglichkeit zur praktischen Erlernung aller osteuropäischen Sprachen gegeben sein, wie man an jeder im Französischen und Englischen sich ausbilden kann. Bei der Schwierigkeit slawischer Sprachen wird ja der Kreis derer, die

Digitized by Google

sie lernen wollen, immer geringer sein als derer, die ihr Schulfranzösisch oder -englisch weiter betreiben. Aber in der bewundernswerten Organisation des deutschen älteren Handels nach Rußland war es eine Stärke der deutschen Hanse, daß sie ihre Kaufmannslehrlinge auf die „Sprachlehre" gab, damit sich die Hansen unabhängig machen konnten von den Balten und Esten, die sie als Dolmetscher im russischen Handel gebrauchten. Auch in der neuesten Zeit gab es dem deutschen Kaufmann in Osteuropa ein erhebliches Übergewicht vor seinen Konkurrenten aus anderen Ländern, wenn er einigermaßen mit dem osteuropäischen Geschäftsfreund in dessen Sprache verkehren und damit auch diesen kontrollieren konnte. Gerade dieses Stück der alten Anpassungsfähigkeit des Deutschen an fremde Nationen hat ihm große Vorteile gebracht und seine Stellung im Auslande gefestigt. Und wer als Beamter die Interessen Deutschlands in Osteuropa vertritt, hat einen ganz anderen Blick für Zustände und Strömungen im fremden Land in ihrer Beziehung zu Deutschland, wenn er die Landessprache soweit kennt, daß er von fremdländischer Hilfe unabhängig sein Urteil bilden und es an die Zentrale in seiner Heimat abgeben kann. In dieser selbst endlich, im Auswärtigen Amt, möchte man gerade für Osteuropa bei dessen Bedeutung für die Zukunft Deutschlands nur solche Männer sehen, die auch die Sprache des Landes kennen, mit dem sie sich zu befassen haben.

Rechnen wir zu all denen, die sich von Berufs oder Geschäfts wegen irgendwie Osteuropa zuwenden, noch jene, die aus allgemeinen Bildungsgründen sich für Osteuropa interessieren, so ergibt sich für vermehrte Pflege der Wissenschaft von Osteuropa doch ein ziemlicher Personenkreis. Wird diesem allenthalben an deutschen Bildungsstätten erst einmal auf diesem Gebiet Ordentliches geboten, so wird sich der Kreis schon von selbst vermehren. Das Interesse, wenn auch anfänglich gering, ist da; wird es befriedigt, so wächst es und verlangt nach mehr Nahrung, ist für deren Vermehrung empfänglich. Diese Erfahrung hat mit mir wohl jeder gemacht, der sich auf einer Hochschule der Behandlung osteuropäischer Dinge widmet.

Wie ist aber nun bei dem starken Bedürfnis nach Schulung in osteuropäischen Fragen auf unseren Hochschulen dem Fehlen von Lehrstühlen für osteuropäische Geschichte und Landeskunde auf allen Hochschulen abzuhelfen? Baldiger Schaffung neuer Lehrstühle steht einerseits die schlechte Finanzlage des Staates entgegen, andererseits der Umstand, daß nicht genügend für eine slawistische Lehrtätigkeit wirklich vorgebildete Lehrkräfte vorhanden sind. Und so rasch wie auf anderen Wissenschaftsgebieten sind diese gerade bei den sprachlichen und sonstigen sachlichen Schwierigkeiten der Slawistik nicht zu beschaffen. Ohnehin macht sich schon in schriftstellerischer Behandlung der Osteuropafragen ein bedenklicher Dilettantismus bemerkbar, der der deutschen wissenschaftlichen Gründlichkeit nicht entspricht, bei dem der Eifer für das Thema und die Redelust größer ist als die sonst notwendige Voraussetzung, die Kenntnisse.

Abhilfe könnte in ziemlichem Umfange gleich geschaffen werden durch eine Art Austauschprofessoren innerhalb Deutschlands. Die jetzigen Vertreter der

Digitized by Google

Osteuropäischen Geschichte und Landeskunde an unseren Universitäten könnten von der Regierung beauftragt werden, auch an anderen Hochschulen Vorlesungen zu halten. Diese könnten sich natürlich nicht, bei einer Zahl von etwa zwei Stunden in der Woche, auf ein ganzes Semester erstrecken, denn die betreffenden Professoren sind auch an ihrer eigenen Universität nötig. Aber man könnte durch Zusammenlegung der Vorlesungen einerseits, durch Zusammendrängung des Stoffes bei einer ersten allgemeinen Einführung in das zur Behandlung stehende osteuropäische Thema andererseits, einen Kursus von zehn bis fünfzehn Vorlesungen in etwa einer bis zwei Wochen abhalten lassen, eine Zeit, die sich innerhalb eines Semesters wohl für einen Professor gewinnen ließe. Beieinander benachbarten Universitäten könnte das gleiche Ziel durch entsprechende Verlegung der Vorlesungen an der einen Universität und durch wiederholte Fahrten nach der Nachbaruniversität erreicht werden.

An einem Beispiel sei gezeigt, wie sich das machen ließe. Nehmen wir das für uns wichtigste osteuropäische Land: Rußland. Bei täglich zwei Vorlesungen von Montag bis Freitag einschließlich — die einzelne Vorlesungsstunde könnte auch über die übliche Dreiviertelstunde hinaus verlängert werden — ließe sich innerhalb einer Woche ein allgemeiner Einführungskursus halten etwa über das Thema: „Rußlands geschichtliche und kulturelle Entwicklung". Er wäre etwa folgendermaßen zu gestalten: Montag: Land und Volk, Umfang und Art des Landes, Verkehrswege, Kolonisation des Gebietes; Bestand der Bevölkerung, ihre Zusammensetzung aus Slawen und Fremdstämmigen, die einzelnen Stämme näher charakterisiert. Dienstag: Äußere geschichtliche Entwicklung des russischen Staates, die Eroberung des Landes, die verschiedenen Perioden russischer Geschichte. Mittwoch: Innere geschichtliche Entwicklung des Staates, Regierung und ihre Mittel, Regierte und ihre Stellung zur Regierung. Donnerstag: Geistige Kultur: Kirche, Unterricht, Literatur, Kunst, allgemeine Züge der Geisteskultur. Freitag: Materielle Kultur: Landwirtschaft, Industrie, Handel usw.

Auf allen diesen Gebieten wäre jeweils hervorzuheben, welch großen Anteil gerade das Deutschtum mehr als alle anderen Nationen an der Entwicklung Rußlands genommen hat, der bedeutende Einfluß des deutschen Elementes auf die Bildung des Staates wie der geistigen und materiellen Kultur des russischen Volkes wäre nachzuweisen. Dieser großen Rolle Deutschlands in der Vergangenheit Rußlands entspräche dann von selbst, was sich dem Zuhörer als Zukunftsaussichten des Deutschtums in Rußland nahelegen würde.

In ähnlicher Weise könnte gerade dieses Thema als das für richtige Würdigung Osteuropas bedeutungsvollste in Volkshochschulkursen, wie in Vorträgen für ein allgemein interessiertes Publikum behandelt werden. Für die anderen Länder Osteuropas wären in sinngemäßer Änderung entsprechende Einführungen in die für uns Deutsche wichtigsten Punkte zu bieten.

Die Grundforderung für alle Vorlesungen und Vorträge über osteuropäische Themata muß sein: objektiv-wissenschaftliche Erkenntnis, dargeboten, dem Zu-

Digitized by Google

hörerkreis jeweils entsprechend, in populärer Form ohne Belastung mit allzu vielen Einzelheiten. Es ist selbstverständlich, daß sich damit die Aufgabe der deutschen Wissenschaft auf dem Gebiet der osteuropäischen Geschichte und Landeskunde nicht erschöpft. Auch auf diesem Arbeitsfeld muß es der Stolz deutscher Wissenschaft bleiben, Forschungen rein wissenschaftlicher Art zu veröffentlichen, philologische wie geschichtliche, die den wissenschaftlichen Arbeiten in den betreffenden osteuropäischen Ländern gleichwertig an die Seite treten und das Ansehen deutscher Geistesarbeit in Osteuropa fördern helfen.

Das Ziel, das dabei die deutsche Auslandswissenschaft verfolgen muß, ist im ganzen das der deutschen Auslandswirtschaft. Es soll nicht nur abstrakte Wissenschaft sein, sondern auch konkrete Mitarbeit an den Zukunftsaufgaben Deutschlands in Osteuropa und damit an der Wiedererhebung Deutschlands.

Auslandswissenschaft und Auslandswirtschaft, mit vereinten Kräften arbeitend, von verwandten Gesichtspunkten ausgehend, nach verwandten Zielen strebend, schlagen die Brücke zu neuer fester Verbindung der Völker und geben dem Deutschtum die ihm in aller Welt auf Grund seiner bisherigen Auslandsarbeit gebührende Stellung wieder.

Das Zeitalter der Chemie, seine Aufgaben und seine Leistungen [1])

Von

Geh. Regierungsrat Dr. Fritz Haber,
Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts (Berlin-Dahlem)

Der Geschichtsabschnitt, den wir durchleben, gibt der Chemie im Rahmen der Naturwissenschaften eine überragende Bedeutung für die wirtschaftliche Welt. Die Entwicklung vor dem Kriege hat diesen Zustand begründet, die Wirkung des Krieges ihn gefördert, ja überstürzt. Bei uns aber, die wir von den Völkern der Erde wegen unserer großen Menschenzahl und unserer kleinen Bodenfläche besonders stark auf industrielle Betätigung angewiesen sind und unter den Wirkungen des Krieges am schwersten leiden, tritt die Tendenz der Zeit mit ihren Ansprüchen an unsere künftigen Leistungen am schärfsten hervor.

Quelle der überragenden Bedeutung ist die Rohstoffsorge. Das vorige Jahrhundert, das das Emporblühen der Technik aus der Naturwissenschaft sah, das in den großen Industrieländern einen wundervollen Aufstieg der Wirtschaft mit Hilfe der Kohle schuf, hat von Jahr zu Jahr tiefer in die Rohstoffbestände hineingegriffen, aus denen wir von alters her unsere Bedürfnisse zu befriedigen gewohnt waren. Die Erde schien unendlich reich an Erzen, aus

[1]) Vortrag, gehalten in Stuttgart im Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See, Landesverband Württemberg.

Digitized by Google

denen sich die wertvollen Schwermetalle mit leichter Mühe gewinnen ließen. Die Lager an Rohstoffen für die Düngerindustrie galten für unerschöpflich, die Erdölquellen für grenzenlos ergiebig. Das Glück der Menschen und die Aufgabe der naturwissenschaftlichen Technik schien darin zu gipfeln, daß wir sie nachdrücklicher auszubeuten lernten. Der Massenverbrauch gleichbleibender Rohstoffe rückte die gestaltenden Zweige der Technik, die auf der Physik ruhen und die Stoffe unserem Gebrauche dienstbar machen, ohne sie chemisch umzubilden, in den Vordergrund des allgemeinen wirtschaftlichen Lebens. Sie schufen die Brücken des Verkehrs über die ganze Erde und erfüllten unsere Welt mit wundervollen elektrischen Einrichtungen.

Nicht daß die Chemie an Rang ihrer Leistungen dahinter zurückgeblieben wäre. Im Gegenteil! Sie leuchtete unter den technischen Zweigen durch eine wundervolle Fülle fruchtbarer wissenschaftlicher Erkenntnisse. Sie entwickelte die alten Formen stofflicher Umbildung zu großen technischen Prozessen, und sie schuf in unserem Lande aus dem Steinkohlenteer eine neue weltbeherrschende Industrie. Ja, es war ein besonderer eigener Glanz um sie, weil sie an einer zugänglichen und wichtigen Stelle die Natur überholte, weil sie bei den Farbstoffen, die die Natur nach wenigen einfachen Rezepten bildet, einen neuen Regenbogen hervorzauberte, dessen Schattierungen an Beständigkeit und Schönheit die Pflanzenfarben übertrafen. Sie entsprach auf das vollkommenste einem Zeitalter, das seine Aufgabe darin sah, uns zu Bedürfnissen zu erziehen, weil sein wissenschaftlicher Stand erlaubte, sie auf industriellem Wege zu befriedigen.

Die ersten Wolkenschatten fielen auf diese strahlende Welt, als die Geologie daran ging, ein Inventar der Rohstoffe in der Erdrinde aufzunehmen, Verbrauch und Vorrat zu vergleichen, und der Zweifel kam, ob die Erde unserem Zugriff die bereiten Schätze für den jährlich steigenden Massenverbrauch auch ständig darbieten würde. Dem steigenden Massenverbrauch aber war nicht Einhalt zu tun, weil die Lebenserleichterung, mit der die technische Leistung zuerst beglückte, zum Lebensanspruch wurde, zur Forderung, die jeder erhob und die in der Welt des sozialen Friedens jedem zuerkannt und erfüllt werden mußte. Die Erkenntnis dämmerte, daß das goldene Zeitalter nicht ewig dauern würde, in dem die Technik erzeugte, was der systematische Fortschritt der frei schaffenden Wissenschaft ihr ermöglichte, und die Wirtschaft aufnahm, was die Technik hervorbringen konnte. Die Rohstofffrage wuchs als ein Dorngestrüpp im Garten der Wirtschaft empor, das unsere Schritte schmerzhaft zu hemmen drohte, wenn die Wissenschaft nicht rechtzeitig und wirksam zu lernen verstand, andere, mehr verbreitete Bestandteile der Erdrinde in unseren Dienst zu nehmen. Die Ahnung wurde lebendig, daß die Naturwissenschaft nicht nur Selbstzweck ist und um dessentwillen unter den Menschen erhalten wird, sondern daß sie große Pflichten gegen das allgemeine Leben hat, weil dessen Bedürfnisse letzten Endes aus ihr erflossen sind.

Aber das sahen zu Anfang des Jahrhunderts nur wenige, bis der Krieg kam und die Rohstoffsorge jedem handgreiflich fühlbar wurde. Jetzt merkte

Digitized by Google

man, was für ein Netz feinster Fäden wir kunstvoll über die Erde gespannt hatten, um überall die Rosinen aus dem Rohstoffbrei herauszufischen, dessen große Masse uns nach unserem wissenschaftlichen Stande vorerst nicht wirtschaftlich schmackhaft war. Unter dem zerrissenen Gewebe dieser Fäden schaute die nackte Not hervor und schrie nach Ersatz für die Schwermetalle, für die Düngerohstoffe, für das Erdöl.

Die zeitgeschichtliche Führerstellung der Chemie war auf einmal klar, denn die gestaltenden Zweige der Technik waren lahmgelegt ohne die chemische Leistung, die ihnen Verarbeitungsmaterial aus neuen Quellen zur Verfügung stellte.

Was die Chemie unseres Landes angesichts dieser Aufgabe vermocht hat, ersehen wir aus dem Bestreben des unfreundlichen Auslandes, ihre Blüte in Deutschland jetzt in der Nachkriegszeit zu beschneiden. Welche Unvollkommenheit der Leistung aber anhaftete, das lehrt uns auf der anderen Seite der Mißklang, der dem Worte „Ersatzstoff" seit dem Kriege anhaftet, und das vielfältige Bestreben der Gegenwart, zu den alten Rohstoffen zurückzukehren. Als die Chemie im vorigen Jahrhundert das synthetische Alizarin als Ersatz für den Farbstoff der Krappwurzel schuf, als sie den synthetischen Indigo als Ersatz für das Erzeugnis der tropischen Pflanzungen einführte, da war kein Mißklang bei dem Worte „Ersatz", und das überholte ältere Material verschwand still vor dem neuen Erzeugnis. Im Krieg aber war der Stand der Chemie auf wichtigen Teilgebieten nicht reif für die Umstellung, die der gebieterische Augenblick verlangte.

Jetzt ist der Krieg vorbei, aber die goldene Welt des wirtschaftlichen Überflusses kehrt nicht zurück. Die Fäden des zerrissenen Netzes knüpfen sich nicht wieder. Hindernisse von sehr ungleicher Art, aber von gleich schwerwiegender Bedeutung sperren den russischen Osten, die überseeischen Tropen.

Die Bedürfnisse des Friedens sind andere als die der Kriegszeit, aber gemeinsam ist beiden, daß neue chemische Notwendigkeiten als Zwangsaufgaben der Wissenschaft und Technik vor uns stehen und die Entwicklung unserer Wirtschaft und unseres Lebens bestimmen.

Glücklich geartete Menschen getrösten sich mit der Zuversicht, daß dieser Zustand nicht lange dauern wird und die allgemeine Einsicht der Menschen in den gemeinsamen Vorteil zum freundschaftlichen Ausgleich aller Wirtschaftsnöte führen wird. Wer aber nüchtern denkt, dem kommt die Erinnerung, daß es nach den Napoleonischen Kriegen ein halbes Menschenalter gedauert hat, bis der erste Lichtschein wirtschaftlicher Erholung in unserem Lande aufdämmerte, und er kann sich nicht dem Ausblick entziehen, daß die Periode des Entbehrens diesmal noch dauernder und schwerer sein wird, weil wir nicht die Rücksicht erfahren, die dem besiegten Frankreich vor hundert Jahren zuteil geworden ist, weil wir für das verarmte Ausland den Esel machen müssen, aus dem der Treiber das letzte herausholt, was das Tier eben hergeben kann, weil er, der Treiber, von ihm leben will.

Die strenge Zeit ist da, die wir am Anfang des Jahrhunderts höchstens als ferne Möglichkeit für künftige Geschlechter gefürchtet haben, und sie wird dauern,

Digitized by Google

bis wir neue Schätze aus dem einzigen Reichtum geholt haben, der uns im wesentlichen unvermindert geblieben ist, aus unserer Arbeitskraft. Was wir mit den 30 Milliarden Arbeitsstunden vollbringen, die unser Volk jahraus, jahrein zur Wirtschaft der Welt beisteuert, das bestimmt unsere Zukunft. Den Nutzinhalt der Arbeitsstunde zu erhöhen, das ist der Weg unserer Wiederaufrichtung. Dieser Nutzinhalt aber hängt ganz ab von unserem wissenschaftlichen Können und von der wirtschaftlichen Leistung, die auf dieses Können gebaut ist.

Und darum wollen wir von der Wissenschaft reden, von ihren Leistungen und von ihren Aufgaben.

Wir haben einen arbeitswissenschaftlichen Versuch größten Stiles hinter uns, um diesen Nutzinhalt zu erhöhen. Wir haben im Kriege und in der ersten Zeit nach dem Kriege uns bemüht, den Nutzeffekt der Gesamtarbeit des Volkes zu steigern, indem wir von Staats wegen das gesamte wirtschaftliche Tun in ähnlicher Art gliedern und gestalten wollten, wie es das Taylorsche System mit der Handarbeit in den einzelnen Fabriken getan hat. Wir haben in unseren Gedanken dem Bilde des freien Wirtschaftslebens, in dem tausend Kräfte sich kreuzen und darum aufheben, den unerhörten Erfolg gegenübergestellt, den eine systematische Ordnung der gesamten Volksarbeit ergeben müßte. Aber wir sind bei dem Versuche der Verwirklichung auf ungeheure Hindernisse gestoßen. Wir haben gesehen, daß eine solche systematische Ordnung der gesamten Volkswirtschaft nach dem Gefühl unserer Zeit in unausgleichbaren Widerspruch tritt mit dem Bedürfnis persönlicher Freiheit, das in uns lebt und die Quelle bildet für Unternehmungsgeist und Tatkraft. Das Gelingen dieses Versuches fordert ein neues Geschlecht, das den Ordnungszwang in seinen Willen aufzunehmen und in unbekannter Art persönliche Initiative und individuelle Freiheit bei dem allgemeinen Zwangszustand der Wirtschaft festzuhalten vermag.

Angesichts dieser Erfahrung wollen wir die Arbeitswissenschaft beiseite lassen und von der Naturwissenschaft reden. Verstehen wir ihre Aufgabe recht und ausreichend, wenn wir von ihr die Angabe neuer Wege fordern, um statt der sparsam vorkommenden und allmählich selten werdenden Schwermetalle die Leichtmetalle der Wirtschaft zuzuführen, die aus den Massenbestandteilen der Erdrinde hervorgebracht werden können? Ist es ihr Ziel, neue, mehr verbreitete, aber ärmere und darum schwieriger nutzbar zu machende Vorkommen von Düngerrohstoffen für die Wirtschaft aufzuschließen, das Erdöl durch den Teer der festen Brennstoffe zu ersetzen, kurz, im großen wie im kleinen die drückende Rohstoffsorge zurückzuschieben? Fällt das ganze Gewicht darauf, daß wir neue Prozesse ersinnen, um Metallegierungen und Waschmittel, Schwefel und Treiböl, Anstrichfarben und Lacke in neuer Art herzustellen und damit einen neuen industriellen Aufschwung zu wecken? Sicherlich sind diese Aufgaben für die Wirtschaft von der größten Wichtigkeit und Dringlichkeit. Aber wie arm wären unsere Gedanken, wie kurzsichtig unser Auge, wenn wir vom wissenschaftlichen Standpunkte mehr darin sähen als die ersten Ziele. Wie wenig würden wir den sozialgeschichtlichen Sinn der Zeit verstehen, die wir durchleben! Denn wenn

Digitized by Google

wir alle diese Ziele restlos erreicht hätten und nichts weiteres könnten, würden wir, ins Ganze gesehen, darum reicher und glücklicher sein? Ein Vorsprung, den wir auf diesem Wege vor den wettbewerbenden Völkern erreicht hätten, würde uns helfen, die wirtschaftlichen Lasten abzulösen, die von ihnen auf unsere Schultern gehäuft worden sind. Aber der Erfolg würde dadurch ausgeglichen sein, daß wir alle insgesamt in größere Nöte versenkt wären. Die Welt wäre in eine Fabrik verwandelt, die Arbeit noch mehr als heute mechanisiert und der innere Unfriede, der von beidem unzertrennlich ist, auf einem Gipfel.

Die industriellen Gliedmaßen des Volkskörpers werden hypertrophisch durch Einseitigkeit des naturwissenschaftlichen Fortschrittes, der den Körper speist. Wir nähren diesen Körper einseitig mit Kenntnissen von der unbelebten Natur, weil die Gesetze der unbelebten Natur die einfacheren und zugänglicheren sind. Bei ihnen hat die Entwicklung der Wissenschaft angefangen, weil sie nicht anders konnte. Aber die Dienstbarmachung der unbelebten Natur ist nur die erste Aufgabe. Denn wir leben von der Sonne, die uns nährt und kleidet, und der glücklichere Zustand der Menschen ist letzten Endes nur erreichbar durch eine Ausdehnung unserer Herrschaft über die belebte Natur, durch eine Vervollkommnung unserer Einsicht auf dem Felde der Biologie, die die Vermittlerin ist zwischen unserer Lebensquelle und unseren größten und einfachsten Lebensbedürfnissen.

Nicht, daß wir die Leistung der Biologie in der Vergangenheit und Gegenwart unterschätzen dürften! Haben nicht der Züchter und der Landwirt, die in den Fußstapfen der Biologie gehen, der Menschheit größere Werte erobert als alle Wissenschaft der unbelebten Natur und alle Technik, die sich darauf gründet? Die Einbürgerung der Kartoffel und der Zuckerrübe auf unserem Boden sind wirtschaftsgeschichtliche Umwälzungen von unerhörter Bedeutung gewesen, und eine neue solche Umwälzung liegt nicht aus dem Bereiche der Möglichkeit. Sie wäre z. B. gegeben, wenn es uns gelänge, auf der geographischen Breite Süddeutschlands irgendwo im östlichen Asien eine Form der Sojabohne zu finden, die unserem Klima etwas besser angepaßt wäre als die bekannten Formen, so daß ihre Frucht mit ihrem hohen Reichtum an Eiweiß und Fett bei uns nicht nur im Garten gedeihen, sondern als Feldfrucht zur Reife kommen könnte. Und sehen wir nicht täglich den Erfolg, den der Fortschritt der Biologie auch ohne solche vereinzelte Glücksgriffe uns zuführt? Ständig vermehrt sich der Ertrag unserer Felder, weil die Biologie uns lehrt, die Pflanzen so zu ziehen, daß der verdauliche Anteil gegenüber dem unverdaulichen Stroh größer wird. Bis in jeden Bauernhof ist jetzt diese Erkenntnis von der Bedeutung des Saatgutes gedrungen. Und dieser Fortschritt ist bei weitem nicht abgeschlossen, wenn er auch natürliche Grenzen darin findet, daß die Pflanze sich nicht ohne das Gerüst unverdaulicher Stoffe, die ihren Blättern und Stengeln Halt und Festigkeit geben, aus dem Boden heben, entwickeln und Frucht tragen kann. Und wer möchte an dem Gewinn zweifeln, den uns die Biologie auf dem Felde der Schädlingsbekämpfung rasch zu bringen verspricht, wenn das allgemeine Inter-

Digitized by Google

esse diese Richtung ihrer Forschung unterstützte! Wir haben nach dem Kriege unsere Forsten hilflos dem Kiefernspinner preisgegeben. Wir bemühen uns ohne Erfolg, unsere Rübenböden von der Nematode, unsere Weinberge vom Heu- und Sauerwurm frei zu halten, weil unsere biologische Kenntnis bisher zu klein ist, um Auskunftsmittel, mit denen wir früher der Ausbreitung der Schädlinge Schranken gezogen haben, zu vervollkommnen und veränderten Wirtschaftsbedingungen anzupassen. Wir bezahlen die Gleichgültigkeit gegenüber diesen biologischen Aufgaben jährlich mit Milliarden Werten aus unserem Bodenertrag. Unser Ehrgeiz, der sonst so rege ist, hat auf diesem Felde die Führung an die Vereinigten Staaten abgetreten, und wir verdienen uns vor der Welt nachgerade den Spott, daß wir das Land des madigsten Obstes sind.

Aber allen Könnens unbeschadet, ist die Biologie heute nicht imstande, die Aufgaben unserer Zeit und insbesondere unseres Landes auf ihre Schultern zu nehmen. Die Führung liegt vorerst bei der Chemie, von der die Biologie im Wissenschaftlichen wie im Technischen abhängig ist: im Wissenschaftlichen, weil die stärkste Wurzel biologischer Einsicht, die über die vergleichende Beschreibung und die Erkenntnis statistischer Gesetze hinausgreift, in der Einsicht in die chemischen und physikalisch-chemischen Vorgänge der Zelle liegt; im Technischen, weil der unbelebte Boden, von dem die Pflanze lebt, sich heute nur mit chemischen und nicht mit biologischen Hilfsmitteln zu erhöhter Fruchtbarkeit bringen läßt.

Die größte Aufgabe der Chemie aber erkennen wir nun darin, die stofflichen Formen und die Gesetze ihrer Wechselwirkung aufzuhellen, die die Grundlage der Lebensvorgänge ausmachen.

Wir gedenken bewundernd der Leistungen großer Männer, die in den letzten fünfzig Jahren die organische Chemie in unserem Lande zu solcher Höhe gehoben haben, daß sie in der Welt fast als eine deutsche Wissenschaft gilt, und fragen zunächst nach dem Stande, zu dem uns diese glanzvolle Periode geführt hat. Dank ihrer Arbeit kennen wir den Aufbau überaus wichtiger Erzeugnisse der belebten Natur. Sie hat den Fetten, deren Aufbau uns eine ältere Periode des wissenschaftlichen Lebens kennen gelehrt hat, die Kenntnis vom Aufbau des Zuckers und des Eiweißes, der Pflanzenfarbstoffe und der Gerbstoffe hinzugefügt. Auf dem ungeheuren Felde der Lebenserzeugnisse hat sie mit dieser Kenntnis überall Marksteine gesetzt. Aber indem sie uns diese mächtige Einsicht vermittelte, ist sie uns eine noch größere schuldig geblieben. Denn indem sie die Stoffe abbaute, die die Natur lieferte, und mit wundervoller Kunst die Bausteine wieder zusammensetzte, ist sie nicht auf den Wegen gegangen, auf denen die Natur den Auf- und Abbau vollzieht. Sie hat mit dem Messer des Chirurgen so kunstvoll die Naturerzeugnisse zerlegt, die Bruchstücke einzeln studiert und dann mit Draht und Heften so vollkommen wieder zusammengefügt, daß die synthetischen Gebilde sich von dem natürlichen Erzeugnis in keinem Merkmal unterscheiden. Aber der Weg, auf dem die Natur sie bildet, ist bei diesem Vorgehen verborgen geblieben. Die lebende Natur, die weder hohe Temperaturen noch starke chemische Reagenzien kennt, von chemischen Umsetzungen mit großer

Digitized by Google

Energie zu ihrem Bestande kaum eine zählt außer der Oxydation durch den Sauerstoff der Luft, die zu ihren Prozessen von den 87 Grundstoffen der Erde nur einen winzigen Bruchteil benutzt, vollbringt mit diesen kleinen Hilfsmitteln spielend und mit glänzender Ausbeute die synthetischen Aufgaben, die wir mit dem ungeheuer viel reicheren Arsenal mächtigerer chemischer Hilfsmittel bisher nur mit der größten Bemühung und selten mit quantitativ befriedigendem Ergebnis erreichen. Die Entwicklung der Wissenschaft läßt uns diesen Zustand verstehen. Die Art des Holzhauers und die groben Späne, die sie liefert, zeigen einfachere Merkmale als die feinen Schnitte des Rasiermessers. So mußte die Chemie der einfachen Stoffe und der gewaltsamen Reaktionen uns zuerst vertraut werden. Das Leben aber beruht nicht auf diesen Vorgängen und die Nachahmung seines Geschehens mit ihrer Hilfe ist so naturfremd wie die Nachbildung von Sonnenstäubchen durch die Detonation einer Granate. Das Kennzeichen des Lebens ist das Entstehen und Verschwinden von hundert Stoffen, die durch kleine Energieunterschiede voneinander getrennt sind und durch die gelindesten Mittel zu rascher Wechselwirkung gebracht werden. Es war eine unerhörte Kunst, mit den groben Mechanismen, die wir kennen gelernt haben, auf lebensfremdem Wege die wichtigsten Naturerzeugnisse aufzubauen. Jetzt gilt es, die feineren Mechanismen zu erkennen und nachzubilden, mit deren Hilfe die Natur im Tier- und Pflanzenkörper unendlich leichter, unendlich graziöser dieselben chemischen Ergebnisse erreicht. Wir haben zu lernen, wie sich der Zucker mit Hilfe des Lichtes bei gewöhnlicher Temperatur aus Kohlensäure und Wasser zu bilden vermag, wie unter den Existenzbedingungen der Pflanze die Zuckermoleküle sich zum Zellstoff vereinigen, die Glykoside entstehen, das Eiweiß hervorgebracht wird und so tausenderlei mehr.

Der erste entscheidende Schritt auf diesem Gebiete wird, soviel wir heute sehen können, getan sein, wenn uns die Aufklärung des Aufbaus einer bestimmten Stoffgruppe gelingt, die wir Enzyme nennen. Seit der Entdeckung, daß die Gärung der Hefe nicht von einer unbekannten Lebenskraft bedingt wird, sondern von einem seltsamen Stoff herrührt, der in ihr vorkommt und ihre Zerstörung überdauert, haben wir hundertfältig solche Enzyme kennen gelernt, die die Brücke abgeben, über die Spaltung und Synthese im Pflanzen- und Tierkörper ihren rätselhaft leichten Fortgang nehmen. Wir verstehen diese Enzyme aus den Zellen und Körperflüssigkeiten herauszuholen. Wir arbeiten mit ihnen wie mit den Stoffen der Chemie, deren Aufbau uns vertraut ist. Mit ihrer Hilfe haben wir im Kriege den unerwartetsten Fortschritt gemacht. Als der Anspruch der Heeresverwaltung an Glyzerin für das Treibpulver unserer Geschütze unsere armseligen Fettbestände vollends der Ernährung zu entziehen und die Nahrungsmittelknappheit ins Unerträgliche zu steigern drohte, da hat die enzymatische Chemie den Ausweg gefunden, den Zucker zu Glyzerin zu vergären und damit die Fette der Volksernährung zu erhalten.

Wir kennen auch die physikalischen Gesetze, nach denen die enzymatischen Vorgänge geschehen, und wissen ihren Verlauf mit Hilfe derselben all-

Digitized by Google

gemeinen Gleichungen darzustellen, denen sonst chemisches Geschehen folgt. Aber wir sind nicht viel weiter durch die Einsicht, daß der radioaktive Zerfall der Atome und die Verdauung im Hundemagen derselben Differentialgleichung genügt. Denn wir wissen nichts vom Aufbau der Enzyme, weil die beiden physikalischen Hilfsmittel zur Abtrennung und Reinigung chemischer Stoffe, mit denen die organische Chemie ihre vergangenen Erfolge erreicht hat, die Destillation und die Kristallisation, bei ihnen versagen und neue physikalische Hilfsmittel erst ausgebildet werden müssen.

Es ist ein unverbrüchlicher Zusammenhang zwischen den physikalischen Hilfsmitteln und den chemischen Fortschritten. Jeder große Fortschritt der chemischen Wissenschaft knüpft sich an ein neues physikalisches Können, das in ihren Dienst tritt. Die Wage und das Spektroskop, die galvanische Kette und der elektrische Lichtbogen, die Luftverflüssigung und die Röntgenstrahlen, haben mit ihrem Eintritt in die Chemie ihr jedesmal eine neue Welt eröffnet. Für die Entwicklungsperiode des Faches, in der wir stehen, ist der Versuch und die Hoffnung kennzeichnend, die Oberflächenkräfte der fein verteilten Stoffe, von denen die Kolloidchemie handelt, soweit beherrschen zu lernen, daß wir mit ihrer Hilfe die Trennungen und Reinigungen dort vornehmen können, wo die bisherigen Hilfsmittel der Kristallisation und Destillation versagen.

Die Entwicklung der Kenntnis von den einfachen Stoffen und ihren gewaltsamen Umsetzungen hat als ihr notwendiges Seitenstück die physikalisch-chemische Lehre von dem Existenzbereich der Stoffe, ihrem Gleichgewicht und ihrer Umsatzgeschwindigkeit geschaffen. Jetzt sehen wir Seite an Seite mit der biochemischen Entwicklung aus einigen Tatsachen, die für die frühere Zeit auffallende und störende Begleiterscheinungen geläufiger Umsetzungen waren, eine neue Chemie der Oberflächenkräfte sich entwickeln. Für die ältere Betrachtungsweise schien alles chemisch bemerkenswerte Verhalten durch den Einblick in die Kräfte verständlich zu werden, die die Bestandteile eines Moleküls aufeinander ausüben. Die wissenschaftliche Betrachtung sah die Stoffe so an, als ob ihr Reaktionsverhalten lediglich durch den Aufbau des einzelnen Moleküls bestimmt sei. Das war für die Gase, deren Studium den Ausgangspunkt alles chemischen Wissens gebildet hat, vollständig richtig. Für die Flüssigkeiten und die festen Stoffe bildete es eine Näherungsannahme, die um so besser stimmen mußte, je gröber die Verteilung war und je mehr deshalb die an der Oberfläche gelegenen Teilchen an Zahl zurücktreten gegen diejenigen, die die Masse der Körper ausmachten. Man merkte wohl, daß die Betrachtung für die feinsten Tröpfchen und Körnchen nicht genügte, die zwischen den sichtbaren Massen und den Molekülen alle Zwischengrößen bilden können, aber man sah an diesen Gebilden vorbei und man konnte dies mit um so mehr Berechtigung tun, als in der synthetischen wie in der physikalischen Chemie der gewaltsamen Umsetzungen ihr Auftreten nur eine geringe Bedeutung hatte. Waren doch die Oberflächenkräfte gegenüber den großen Molekularkräften bei diesen gewaltsamen Umsetzungen untergeordnet. Seit aber mit den biochemischen Aufgaben die Welt der Stoffe in den Vordergrund

Digitized by Google

tritt, die geringe Energieunterschiede haben und gern in feinster, die Grenze der Auflösung durch das Auge übersteigender Verteilung auftreten, wird die Kolloidchemie auf einmal von ausschlaggebender Bedeutung.

Ein Schnittpunkt ihres Weges mit der Straße der synthetischen Biochemie liegt beim Studium des Aufbaus der Enzyme.

Noch immer ist auf dem Gebiete der Chemie der Kenntnis des Aufbaus die Synthese der Stoffe gefolgt, noch immer hat die Synthese mannigfachere Stoffe geliefert als die Natur selbst hervorbrachte. Das Register der künstlich dargestellten anorganischen Verbindungen, der synthetischen Abkömmlinge des Erdöls und der Kohle, ist viele Male größer als ihre natürliche Mannigfaltigkeit. Den begrenzten Reichtum der Natur aber auf dem Felde der Enzyme durch neue Formen zu erweitern, heißt unverdauliches Erzeugnis des Bodens in Nährstoffe verwandeln und die Lebensvorgänge unter unsere Herrschaft bringen.

Nun sehen wir die doppelte Natur der Aufgabe und der Gesichtspunkte für die Entwicklung der Chemie. Das Bedürfnis des Augenblickes, dem die Wissenschaft immer nur auf Grund des bereiten Standes ihrer Erkenntnisse und Hilfsmittel genügen kann, schreibt ihr vor, sich auf dem Felde der lebensfremden Umsetzungen um neue Hilfsmittel für unsere wirtschaftliche Welt zu bemühen. Die Welt der unerwarteten Erfolge aber, deren Auswirkung das Zeitbild ändert und die allgemeine Ordnung der Dinge über das Augenmaß der Gegenwart hinaus umgestaltet, eröffnet sich durch die Verfolgung der biochemischen Ziele.

Wir aber wollen weiter fragen, ob auf dem Felde unseres primitivsten Lebensbedürfnisses, der Ernährung, nichts dazwischen liegt, ob in dem Zwischenbereiche nicht Leistungen und Ziele bestehen, die der einen Welt angehören und zugleich schon der anderen? Und damit kommen wir zu dem Erfolge der Chemie und zu ihren unmittelbaren Aufgaben für den Feldbau.

Der mächtige Schatten Justus v. Liebigs steigt vor uns auf. Wir gedenken des heiteren Bildes, das Fritz Reuter in seiner Stromtid von der wuchtigen Wirkung seiner Ideen auf die zeitgenössische Landwirtschaft gemalt hat. Seitdem ist das Kali aus den Staßfurter Gruben, die Phosphorsäure aus den Phosphatlagern des Stillen Ozeans, des nördlichen Afrikas und der südlichen Vereinigten Staaten, der Stickstoff aus der chilenischen Wüste als ein Strom des Reichtums und Segens auf unsere Felder geflossen. Zu dem chilenischen Stickstoff kam der Stickstoff der Kohle, den die Kokereien gewannen, indem sie das Ammoniak aus den Gasen herauswuschen, die bei der Destillation der Kohle entstehen. Die Landwirtschaft überzeugte sich, daß sie für jedes Kilo Stickstoff, das sie dem Hektar als künstlichen Dünger zuführte, einen Mehrertrag von 20 Kilogramm Getreide zu verzeichnen hatte, und wetteiferte im Verbrauch mit der zunehmenden chemischen Erzeugung bei der Verkokung der Kohlen. Im Anfang unseres Jahrhunderts stand es so, daß die deutschen Kokereien für unser heimisches Bedürfnis die kleinere Hälfte beitrugen, die andere größere Hälfte ließ sich auf diese Weise nicht gewinnen, weil die Kohle nicht um wenige Tausendstel

Digitized by Google

ihres Gewichtes an Stickstoff verkokt werden konnte. Die Rohstoffquelle in Chile aber drohte bei dem jährlich rasch steigenden Bedarf in so naher Zeit zu versiegen, daß um Lebens und Sterbens willen andere Quellen gefunden werden mußten. Nun war die seltsame Lage, daß der Stickstoff überall in unbegrenzter Menge als Element zur Verfügung stand. Auf jedem Quadratmeter der Erdoberfläche lastet er als Luftstickstoff im Gewicht von 8 Tonnen. Das ist millionenmal mehr, als der Ernteertrag des Quadratmeters in gebundener Form enthält. Aber dieser allgegenwärtige Luftstickstoff, der jedermanns Gut ist und der von dem beigemengten Sauerstoff mit kleiner Mühe zu trennen ist, wird von der Pflanze nicht aufgenommen. Er muß an andere Elemente gebunden werden, ehe die Pflanze ihn verwenden kann, und diese Bindung ist schwierig zu bewirken. Diese Schwierigkeit ist eine sehr tiefgreifende. Sie liegt in der Festigkeit begründet, mit der die beiden Stickstoffatome im elementaren Stickstoff zum Molekül vereinigt sind. Man versteht ihre Bedeutung, wenn man das Verhalten des Stickstoffs mit dem des Sauerstoffs und mit dem des Chlors vergleicht. Für den Chemiker kennzeichnen diese drei einfachsten Gase drei verschiedene Welten. Im Bereich der gewöhnlichen Temperatur ist das leicht spaltbare Chlor von augenblicklicher Wirksamkeit auf die meisten Stoffe, die damit überhaupt in Verbindung zu treten vermögen. Der Sauerstoff reagiert träge, der Stickstoff ist ohne Wirkung. Tausend Grad darüber baut sich die chemische Welt der Gelbglut auf, in der der fester gefügte Sauerstoff so schnell und gewaltsam seine Verwandtschaftskräfte zu betätigen vermag wie das Chlor bei gewöhnlicher Temperatur. Noch 1000 Grad höher beginnt die Welt des Stickstoffs, in der auch dies trägste Gas spielend aus dem elementaren Zustand in die Verbindungsformen eintritt, die die Pflanze verbrauchen kann. Die Natur verwirklicht diese Welt der höchsten Temperaturen in einen schmalen Ausschnitt auf der Bahn des Blitzes. Auf ihr bindet sich der Stickstoff an den Sauerstoff und kommt mit dem Regen nieder auf die Felder. Aber die Gewitter sind zu selten, die Zufuhr des gebundenen Stickstoffs aus dieser Quelle erreicht nur wenige Kilo pro Hektar im Jahre, nur wenige Prozente des Stickstoffbetrages, den eine reiche Ernte aus dieser Fläche entnimmt. Darum hat man zunächst den Blitz nachgebildet, indem man mächtige elektrische Entladungen durch zwangsweise geführte Luft geschickt und die entstehenden Stickstoffverbindungen im regelmäßigen Fabrikationsgang als Nitrate für den Gebrauch auf dem Acker herausgewaschen hat. Im Anfang des Jahrhunderts schien das das verheißungsvollste Verfahren. Aber dann kam ein Hemmnis. Die elektrische Entladung zerschlägt die Verbindungen, die sie aus Stickstoff und Sauerstoff schafft, auch wieder in die Elemente und das Verhältnis von Verbindungsbildung und Verbindungszerfall läßt sich nicht günstig gestalten. Theorie und Erfahrung lehren übereinstimmend, daß man mit großem Kraftaufwand nur einen kleinen Ertrag an gebundenem Stickstoff außerordentlich verdünnt mit überschüssiger Luft erhalten kann. So hat dieses hoffnungsvolle Verfahren nicht die erwartete Bedeutung gewinnen können, und ein anderes trat in

Digitized by Google

den Vordergrund. Wir können Kalk und Kohle im Lichtbogen zu Kalziumkarbid zusammenschmelzen. Diese Verbindung nimmt den Stickstoff verhältnismäßig leicht aus der Luft auf und liefert den Kalkstickstoff, der, auf den Acker geführt, der Pflanze als Nahrung dient. Dies erwies sich trotz der hohen, auch hier benutzten Lichtbogentemperatur als ein sparsamerer Weg, und diese Kalkstickstoffdarstellung ist zu großer Bedeutung gelangt. Noch umfangreichere Verwendung hat das jüngste Verfahren gefunden, bei dem der Stickstoff schon bei 500—600 Grad mit dem Wasserstoff zur Vereinigung gebracht wird, indem beide unter hohem Druck über Metalle geleitet werden, deren Kontaktwirkung die Verbindung beschleunigt. Das merkwürdige dieses Falles besteht darin, daß das Gebiet der hohen Temperaturen hier gar nicht betreten und die Reaktionsträgheit des Stickstoffs schon an der Schwelle der Rotglut überwunden wird. Dadurch wird der Kraft- und Kohlenverbrauch besonders klein, und das ist der Punkt, an dem wir zur Zeit mit der Stickstoffbindung technisch halten! Wir dürfen schwerlich dort stehenbleiben. Nicht daß ich der Variante des Hochdruckverfahrens Bedeutung beilegte, die, von dem nationalen Gegensatze getragen, heute in Frankreich als selbständiges Verfahren ihren Weg sucht. Aber die Natur kann mehr als wir und zeigt uns, daß wir bei fortgeschrittener Kenntnis weder die Temperatur von 500—600 Grad noch den hohen Druck nötig haben werden. Wenn wir den Stickstoffinhalt nachrechnen, den die Vollernte des Jahres 1913 den damaligen 35 Millionen Hektar deutschen landwirtschaftlichen Bodens entzogen hat, so finden wir, daß Stallmist und die artverwandten Naturdünger Blutmehl und Knochenmehl zusammen mit dem Stickstoff, der als Saatgut in den Boden gelangt ist und mit dem Stickstoff, den ihm die Gewitter zugeführt haben, nur 25 Prozent der entzogenen Menge ausgemacht haben. Neun Prozent haben wir als Ammoniak und als Salpeter zugeführt, den Rest von 66 Prozent des Entzuges aber hat die Natur durch biochemische Reaktionen gedeckt, die uns so fremd und unserem Können so überlegen sind, wie die Wege der Natur, die zum Zucker und Eiweiß, zu den Gerbstoffen und Farbstoffen führen.

Von dieser Tatsache aus wird die Wissenschaft künftig einmal den neuen Weg finden. Wir müssen uns mit dem bescheidenen Stolze begnügen, daß unser Können ausgereicht hat, um unser Land in dem vergangenen Kriege vor dem schlimmsten Stickstoffhunger zu bewahren, und daß es uns jetzt ermöglicht, unabhängig von fremder Zufuhr, aus uns selbst heraus den Stickstoffbedarf unseres Bodens zu decken. Die Klippe im Fahrwasser unserer Rohstoffwirtschaft, die drohende Erschöpfung der chilenischen Lager, ist umfahren.

Aber hinter diesem Erfolg der angewandten physikalischen Chemie erhebt sich alsbald eine neue Aufgabe.

Die Pflanze braucht außer dem Stickstoff als wichtigste Nährstoffe Phosphorsäure und Kali. Wir sind in unserem Lande an Kali reich, im Verhältnis zum Bedürfnis vorerst unbegrenzt reich; aber die Phosphorsäure fehlt uns. Wir sollen 250 Kilotonnen von ihr in Form von Thomasmehl und von Super-

Digitized by Google

phosphat auf die 30 Millionen Hektar unserer derzeitigen landwirtschaftlichen Fläche als Jahreszufuhr ausschütten, um das Defizit zu decken, das die Phosphorentziehung durch die Ernte gegenüber der Phosphorsäurezufuhr durch den Stallmist und die anderen kleineren landwirtschaftlichen Zufuhrquellen ergibt. Unsere Thomasmehlherstellung hat einen schweren Rückgang erfahren, unsere Superphosphatindustrie krankt an dem Mangel heimischen Rohmaterials, und wir wissen nicht, woher wir in unserer Lage den Phosphor nehmen sollen.

Freilich, so ganz genau trifft diese Darstellung nicht zu. Es ist nur eben beim Phosphor die Lage in einer wichtigen Hinsicht dieselbe wie bei einigen Schwermetallen. Beim Zink und beim Blei, beim Kupfer, Silber und Gold verlangen wir, daß die örtliche Anreicherung gegenüber dem Durchschnittsgehalt der Erdrinde auf das Dreitausendfache bis Zehntausendfache geht, ehe wir dem Vorkommen die Eigenschaft eines abbauwürdigen Lagers zuerkennen. Beim Zinn, beim Nickel und Chrom sind wir bescheidener und begnügen uns mit dem fünfzehnten Teil dieser Anreicherung. Aber immer sind nur die Rosinen der Gegenstand unseres Interesses, und wir rühren den Kuchen nicht an, solange wir noch Rosinen herauspicken können. Nicht anders beim Phosphor. Die Phosphorsäure macht von unserer festen Erdrinde ein Viertel Prozent aus. Entsprechend diesem Gehalt ist der Phosphor in der obersten Gesteinsschicht unseres Erdballs, die wir bis auf 16 Kilometer Tiefe rechnen, nicht spärlicher vertreten als der Kohlenstoff und der Schwefel. Aber unser Interesse gewinnt sein Vorkommen erst, wenn die Phosphorsäure hundert- bis zweihundertfach angereichert ist. Dann holen wir das Gestein aus allen entlegenen Teilen der Welt, schließen es mit Schwefelsäure auf und bringen den Aufschluß als Superphosphat auf den Acker. Nun ist es mit dem Zusammenschleppen aus aller Welt auf einmal aus! Und unsere Lage mahnt uns auf das Dringendste zu untersuchen, ob wir nicht auch von dem Kuchen leben können, statt die Rosinen allein genießbar zu finden.

Wir wissen lange, daß wir den Kuchen im Lande haben, denn in den obersten 25 Zentimeter unseres Bodens stecken durchschnittlich auf einen Hektar rund 4000 Kilo, rechnerisch ausreichend, um durch ihren Aufbrauch die angegebene Zufuhr, die uns Sorge macht, ein halbes Jahrtausend zu ersparen. Man darf von diesen Zahlen nicht die Exaktheit astronomischer Daten verlangen. Vielleicht ist es nicht ein halbes Jahrtausend, sondern nur die Hälfte dieses Zeitraumes. Immer würde es ungeheuer viel mehr sein als wir brauchen, um uns aus unserer jetzigen Not zu ziehen, wenn wir diesen Kuchen nur zu essen verständen. Aber hier versagt für den Augenblick unsere Leistungsfähigkeit. Die Pflanze macht sich diesen natürlichen Phosphorgehalt des Bodens langsam zunutze und gedeiht von ihm überall in der Welt, wo die Düngung mit Mineralstoffen nicht stattfindet: in den Wäldern, auf dem Ackerboden Rußlands und sonst auf der Erde; aber sie tut es nach ihrem Zeitmaß, und wenn wir durch einen chemischen Eingriff nachhelfen wollen, damit sie ein wenig mehr jährlich Frucht liefern und uns besser mit Nahrung versorgen kann, dann wissen wir vorerst nicht, wie wir helfen können! Wieder zeigt sich, daß die Chemie noch nicht

Digitized by Google

lebensgerecht ist. Weder von den gewaltsamen Reaktionen noch von den thermodynamischen und reaktionskinetischen Gesetzmäßigkeiten führt eine gerade Straße zur Lösung dieser Aufgabe, und die Agrikulturchemie schwankt zwischen zweifelhaften Gesichtspunkten für ihre fruchtbare Behandlung und noch zweifelhafteren Gründen für ihre Unlöslichkeit. Unklarheiten über den Zusammenhang der Phosphorsäureaufnahme durch die Pflanze mit dem Gehalt des Bodens an anderen anorganischen Bestandteilen erschweren den Zugang zu der Aufgabe. Die Natur des Problems, das auf den schnelleren stofflichen Austausch in dem halbkolloidalen Gemenge der Bodenstoffe hinausgeht, weist auf die Kolloidchemie als das wissenschaftliche Teilgebiet, auf dem die Lösung zu finden ist, und der Zustand dieses jungen Zweiges weckt die Hoffnung, daß er mit dieser Leistung in absehbarer Zeit seinen Stuhl neben die Thronsessel der älteren Fachzweige rücken wird.

Wir verlassen das Feld der Ernährungsbedürfnisse, um noch einen kurzen Blick auf die Kleidung zu werfen, die nächst der Ernährung unser primitivstes Bedürfnis ist. Wieder zeigt uns der Blick in die Vergangenheit fürstliche Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Technik. Die Geschichte der Kleidung ist die der Farbstoffe, und die der Farbstoffe ist ein bedeutsames Stück der Weltwirtschaftsgeschichte. In dem Mitteldeutschland der Reformationszeit hat man 300 Dörfer, 7 Städte gezählt, die vom Anbau des Waids lebten, der mit seinem kleinen Indigogehalte dem Färber den geschätzten blauen Farbstoff lieferte. Dann kam in den Tagen Elisabeths von England das Erzeugnis der reicheren Indigofera Tinctoria aus den Tropen. Jene gröberen Zeiten bedrohten den mit der Todesstrafe, der das „fressend Gift" aus dem überseeischen Boden verwendete. Doch die Wirtschaft war mächtiger als das Gesetz. Der Waidbau verging bei uns und die tropische Pflanze regierte, bis die Chemie den Farbstoff in unseren eigenen jungen Tagen für Deutschland zurückeroberte und die Indigoversorgung der Welt in den rheinischen Fabriken ihre bleibende Stätte fand. Länger als der Indigobau hat der Krappbau in Europa geblüht, und noch in Tagen unserer Eltern große Landstriche erfüllt, bis das synthetische Alizarin derselben chemischen Werkstätten an seine Stelle trat.

Aber welche Lücke gegenüber diesem glanzvollen Bilde, wenn wir das Auge von der Veredlung der Faser durch den Farbstoff auf die Faser selbst, auf unsere Kenntnis ihres Aufbaues und unsere Möglichkeit ihrer künstlichen Herstellung lenken. Der Aufbau der Faser im geläufigen chemischen Sinne ist uns wenigstens insoweit vertraut, daß wir die Gruppenzugehörigkeit der Baumwolle, der Wolle und der Seide und im groben ihre Spaltstücke kennen, aber unsere Kenntnis reicht auch eben nur soweit, und sie versagt kennzeichnenderweise an einem Punkte, der gerade für die Faserstoffe der entscheidende ist. Denn die Faserstoffe sind der Typus organisch-chemischer Gebilde, die unserem Bedürfnisse vermöge ihrer Festigkeitseigenschaften dienen. Die klassische Chemie aber, deren Glanz und Leistung wir bewundern, kennt die Festigkeitseigenschaften nur als systemfremde Merkmale und konnte sie nicht anders kennen. Denn die Zustände, in die sie die

Digitized by Google

Stoffe bringen mußte, um sie für ihre Forschungsmittel faßbar zu machen, waren gasförmig, flüssig oder fein kristallisiert. In keinem dieser Zustände aber zeigt die Masse des Materials die Eigenschaften der Festigkeit und der Elastizität, die uns die Faserstoffe wichtig machen. Von dieser wissenschaftlichen Einstellung her stammt die Grenze unseres Könnens, die wir an einem verwandten Falle während des Krieges empfunden haben. Unsere Aufklärung des Kautschuks, unsere Kunst des synthetischen Aufbaus erkannter Naturprodukte auf naturfremdem Wege war vor dem Kriege weit genug gediehen, um uns die Synthese des Kautschuks zu erlauben, als wir von den Stellen seiner natürlichen Erzeugung auf der südlicheren Erde abgeschnitten waren. Aber der Aufbau in unserer Industrie lieferte ein Produkt, das nur im Sinne der klassischen Chemie Kautschuk war. Die Zusammenballung der Moleküle zu einem Gebilde mit den Festigkeitseigenschaften des Naturproduktes auf naturfremdem Wege versagte. Der Nerv des synthetischen Gebildes blieb hinter dem des Rohkautschuks bei weitem zurück.

Jetzt hat die Methode der Röntgenuntersuchung bei den vegetabilischen Faserstoffen die ersten Erkenntnisse gebracht, die uns hoffen lassen, des Zusammenhangs zwischen Molekulareigenschaften und Festigkeit mächtig zu werden. Das Röntgenbild verrät uns den Mangel auf diesem Felde, den das wichtigste Resultat unserer Bemühungen um die künstliche Erzeugung der Faserstoffe, die Kunstseide, besitzt. Das Röntgenbild zeigt uns, daß die Natur eine geordnete Reihenfolge der Zellstoffmoleküle aneinandersetzt und wie sie sie aneinandersetzt, indem sie das Baumwollhaar, die Flachsfaser, die Ramiefaser bildet. Die Kunstseide aber erweist sich als ein Gebilde, dem diese Ordnung der Moleküle zum regelmäßigen Verbande fehlt. Sie steht hinter dem Naturerzeugnis an Festigkeit, besonders in feuchtem Zustand, zurück wie eine Kette von Lappen, die mit groben Fäden aneinander geheftet sind, hinter dem gleichmäßigen Erzeugnis des Webstuhls. Dem erkannten Mangel wird jetzt, wo das Hilfsmittel des Einblicks in Gestalt des Röntgendiagramms geschaffen ist, die Abhilfe auf die Länge nicht fehlen.

In Verbindung mit der radioaktiven Forschung haben die Röntgenstrahlen in den letzten zehn Jahren uns in den Aufbau der Atom- und Molekularwelt mehr Einsicht gegeben als alle vergangenen Tage der Wissenschaft. Sie schließen die Lücke, die die Grundlagen der Chemie und Physik im vergangenen Jahrhundert getrennt hat. Sie weisen auch den Weg zum Einblick in den ganz unbekannten und ganz grundlegenden Naturzusammenhang, der den chemischen Aufbau der Moleküle mit den Festigkeitseigenschaften der Körper verbindet.

Wenn die Vertreter der synthetischen Chemie beieinander sitzen und sich im vertrauten Kreise über die Chemie der lebensfremden Umsetzungen unterhalten, so sagen sie verstimmt: „Es will nichts Durchschlagendes mehr herauskommen", und wenn die Vertreter der klassischen physikalischen Chemie beieinander sind, so bekennen sie sich, daß die meisten Untersuchungen mehr neues Material bringen als neue Erkenntnis. Unentbehrlich und unersetzlich, wie die anatomischen Zweige für die Medizin, sind beide Gebiete an stürmender Kraft

Digitized by Google

und sieghafter Frische verarmt. Die Biochemie, die Kolloidchemie und der Atombau sind die drei Sterne, die am Himmel der Chemie im Aufsteigen sind, die junge wissenschaftliche Generation erfüllen und dem Wirtschaftsleben der Zukunft neue Hoffnungen bieten.

Aber der Wandel ist zu jäh, der Krieg hat die Entwicklung des wirtschaftlichen Bedürfnisses und damit des wissenschaftlichen Anspruchs überstürzt, und der Gelehrte, dem das langsame Schrittmaß des wissenschaftlichen Fortganges in allen tiefgreifenden Fragen bekannt ist, fragt sich mit Sorge, wie lange es dauern mag, ehe die Chemie imstande sein wird, durch neue fundamentale Erkenntnisse den Nutzinhalt der menschlichen Arbeitsstunde im erforderlichen Maße steigern. Wir brauchen eine Frist, in der die Wirtschaft vom Ertrag der bereiten Wissenschaftsgrundlagen lebt. Vielleicht hilft uns das Geschick. Schon einmal haben wir vor 700 Jahren die slawische Erde mit friedlichem Werkzeug erobert, als unser eiserner Pflug den Holzpflug der Wenden ersetzte. Vielleicht öffnet sich unserem bereiten Können jetzt wieder die unfruchtbar gewordene wirtschaftliche Unendlichkeit Rußlands. Eine sichere Frist für den Ausbau und die Nutzbarmachung unseres wissenschaftlichen Könnens aber kann uns nur der eine Fortschritt bringen, der mit dem wissenschaftlichen Fortschritt die Eigenschaft teilt, allen zugute zu kommen: Der Fortschritt im wirtschaftlichen Gesamtzusammenhang der Völker.

Denken und Dichten, Phantasie und Urteil war von je unser Ruhm. Beides verbunden angesichts der lebendigen Natur ist naturwissenschaftliche Forschung. Erfolgreiche Forschung ist erhöhter Nutzinhalt der menschlichen Arbeitsstunde, ist Wohlstand in der Wirtschaft und Behagen unter den Menschen. Vergeßt nicht, wenn ihr auf dem Markte des Lebens die mächtigen Worte sprecht, daß ihr die Welt nur verwaltet, in der die Naturwissenschaft regiert!

Robert Dohme †

Erinnerungen an Kaiser Friedrich

Mitgeteilt von:

Dr. jur. et phil. Max Springer

(Fortsetzung)

Wir stehen heute, 27. September 1888, unter dem Eindruck der in der Oktobernummer der Zeitschrift „Die deutsche Rundschau" veröffentlichten Tagebuchblätter des Kaisers Friedrich vom Jahre 1870. Die Aufregung in allen sich für diese Dinge interessierenden Kreisen ist eine außerordentliche. Ich will berichten, was ich von diesen Dingen weiß.

Der Kronprinz hatte zeitlebens eine Vorliebe für schriftstellerische Arbeiten. Wenn abends die Familie sich zurückgezogen, saß er noch auf in seinem Arbeitszimmer, schreibend und Papiere ordnend, oft bis 2 Uhr nachts. Ebenso hatte er die Gewohnheit früh schon angenommen, Memorabilien aller

Digitized by Google

Art zu seiner eigenen Biographie zu sammeln. Der Ordnungssinn war bei ihm außerordentlich entwickelt: deshalb auch seine üble Laune, sobald etwas Gesuchtes nicht zu finden war. Der Kronprinz selbst war auf Reisen sehr mitteilsam an die Kronprinzeß (wie er mir selbst erzählte), die Briefe von ihm an sie müssen einen fortlaufenden Kommentar der Reisen bieten. Auch hat er wohl die Ereignisse fortlaufend in Tagebüchern kommentiert. Darüber aber vermag ich absolut Zuverlässiges nicht zu sagen: ich habe nie ein solches gesehen. Das Tagebuch aus dem Feldzuge 1866 wurde zuerst metallographiert und kam zur Verteilung an Nahestehende. Die Orientreise 1869 wurde wieder nach Tagebüchern bzw. Briefen metallographiert. Ein Exemplar dieser habe ich nie gesehen; der Kronprinz versprach mir, als er mir die beiden anderen „als Autor dem Autor" gab, ein Exemplar noch irgendwoher aufzutreiben, sie seien alle vergeben. Es gelang ihm aber nicht oder geriet in Vergessenheit. Die „spanische Reise" trägt dann schon viel mehr als der 66er Feldzug das Gepräge der Bearbeitung: ohne irgendwelches historisch interessante Material zu bieten, gibt sie einen Einblick in die weiten Interessensphären des Prinzen. Auf meine Frage, ob er nicht den Krieg 1870/71 ebenfalls mit Memoiren begleitet, antwortete er: „Ja, ich habe ebenfalls meine Aufzeichnungen darüber, allein dieselben sind nicht vervielfältigt, eignen sich auch nicht dazu, da sich allerlei Subjektives und Persönliches einmischt. Ihnen aber will ich die Hauptmomente daraus erzählen." Es folgten dann mehrere Tage lang intime Mitteilungen, die mir beweisen, daß die Publikation in der „Rundschau" echt ist — freilich mit Streichungen. Namentlich aus den Septembertagen wußte der Prinz mit noch nachwirkender hoher Indignation zu erzählen, wie er beim König und Bismarck kein Verständnis für sein deutsches Empfinden und seine Forderung, das Reich jetzt aufzurichten, gefunden. Sein Vater habe ihm — ich glaube es war den 6. (?) September, schließlich die Tür gewiesen als einem Phantasten; mit Bismarck habe es fortgesetzte Konflikte gegeben. Den Einspruch auf Schonung der berechtigten Eigentümlichkeiten Süddeutschlands wies er mit den Worten zurück: daß damals bei den allgemein hochgehenden Wogen patriotischer Begeisterung das Volk willig das zur festen Einheit nötige gegeben haben würde und um die Fürsten und ihr Privatinteresse es sich in so entscheidenden Momenten nationalen Lebens nicht handle: „Sie gaben auch bei den gemachten Konzessionen geneigten Herzens das zu Bewilligende nicht. Und daß ihr Patriotismus nicht wachsen würde, war vorauszusehen! Damals hätten wir ihrer eigenen Völker Stimmen für uns gehabt. Dazu kam, daß ein bayerisches Armeekorps nahezu kampfunfähig war; sie also auch keine positive Macht besaßen. Das Zurückziehen der bayerischen Armee konnten wir ohne Gefahr damals mitansehen. Der Sieg war uns sicher. Und was hätte das bayerische Volk gesagt, wenn es zum Bruch gekommen wäre. Im allerschlimmsten Fall gingen wir nach dem Friedensschluß mit der Armee nach Süddeutschland." — Wenn man bedenkt, welch trübe Zeiten die Reichsidee im Lauf

Digitized by Google

der nächsten Jahrzehnte durchmachte, wie locker heute noch der Zusammenhalt, wie mißgünstig ein Teil der Fürsten noch immer ist, so wird man diesen Anschauungen nicht, so wie heute die Tagespresse der Regierungsparteien es tut, jede Berechtigung absprechen können. — Im allgemeinen zeichnete den Prinzen ein geringes Vertrauen zu dem Feststehen der nationalen Idee in Bayern aus. Als ich ihm darauf entgegenhielt, daß gerade sein Name so überaus populär in Süddeutschland, er müsse dies bei seinen Inspektionsreisen ja doch schlagend empfunden haben, gab er dies für seine Person und die Massen der Völker zu — aber gerade in den entscheidenden Instanzen fehle jedes Nationalgefühl. — Ob man in Bayern solche Gesinnungen kannte? Auffallend ist, daß der Herzog Karl Theodor in Bayern einst einem Verwandten meiner Frau, seinem Gutsnachbar, bei Tisch sagte: „Es wäre ein großes Unglück für uns geworden, wenn dieser Prinz zur Regierung gekommen wäre." — Am vergangenen Sonnabend, den 29. September, war ich in Friedrichskron bei der Kaiserin Friedrich. Die Unterhaltung kam natürlich auf das sensationelle Tagesereignis, die Publikation des Tagebuchs. Die Kaiserin erzählte, daß sie selbst dies Tagebuch nie gesehen. Davon und daraus erzählt habe der Kronprinz ihr „millionenmal", doch nie dasselbe gezeigt. Auch ihr ist unbekannt, daß je eine metallographische Vervielfältigung desselben stattgefunden. Unter den militärischen und politischen Papieren, die gleich nach dem Tode des Kaisers dem Hausminister überantwortet wurden, hat sich ohne Wissen der Kaiserin auch dies Tagebuch gefunden. Jetzt nun, wo sie in ihrem Teil der Papiere nach dem Original geforscht, stellt sich jenes Versehen heraus. Sie schrieb deshalb an den Hausminister, die Herausgabe des irrtümlich ihm übergebenen Bandes fordernd, da nach dem klaren Wortlaut des Testamentes ihr alle Tagebücher gehören. Der Hausminister aber verweigerte die Herausgabe, da er dazu nicht berechtigt sei. Die Kaiserin hat sich dann in einem zweiten Schreiben dabei beruhigt, unter der Bedingung, daß das Tagebuch im Staats- oder Hausarchiv aufbewahrt und nach Ablauf einer längeren Frist dem Studium zugänglich gemacht werde.

Das Verhältnis des Kronprinzen zu Bismarck war kein gutes. Der feinfühlige Prinz wurde durch die rücksichtslose Zielstrebigkeit des Ministers, der zivilisierte Mann durch dessen Mangel an Verständnis für internationale Kultur zurückgestoßen. Es waren zwei Naturen, die sich abstoßen mußten. Der Prinz ließ gelegentlich seinem Groll gegen den Fürsten die Zügel schießen, sein Gerechtigkeitssinn aber verkannte auch dann nicht die Bedeutung des Mannes in historischer Beziehung: es sei leider für ihn unmöglich ein innerliches Verhältnis zum Fürsten zu gewinnen; seit 1871 seien sie sich gegenseitig darüber klar. Er beklagte den Mangel an Aufrichtigkeit im Fürsten, dem unter dem Anstrich größter Ehrlichkeit die brutalste Lüge und infolgedessen jede Unzuverlässigkeit im intimen persönlichen Verkehr zuzutrauen sei. Stets sei des Fürsten Betragen gegen ihn unaufrichtig gewesen. Das habe sich bei Gelegen-

Digitized by Google

heit des Attentats vom Jahre 1878 deutlich gezeigt. „Seit jener Zeit ist er mir unbedingter Feind; ich habe ihm damals den Herren gezeigt; das hat er nicht vertragen." „Daß der Kaiser für längere Zeit regierungsunfähig sein werde, war klar, ebenso lag die höchste Wahrscheinlichkeit vor, daß er nicht wieder voll sich erholen würde. Es war also selbstverständlich, daß der Ministerpräsident mit mir, dem geborenen Ersatzmann, sich in Verbindung setzte, um zunächst die Form der Vertretung festzustellen. Nicht ich durfte damit die Initiative ergreifen, wollte ich nicht Gefahr laufen, einen unvorteilhaften Eindruck zu machen. Da läßt sich der Fürst bei mir melden; statt der erwarteten Rücksprache aber überbringt er mir im Namen des Königs die fertige „Stellvertretung". Ich war außer mir, erklärte ihm, vergewaltigt zu sein, da ich bei der Lage der Dinge und meinem wie meines Vaters Alter eine „Regentschaft" (die mir die Möglichkeit gab, selbständig zu handeln), keine Stellvertretung, in der ich nur die ausführende Puppe der von meinem Vater eingesetzten Minister war, fordern müsse. Er solle diese beim Kaiser fordern. Der Fürst weigerte sich, es gab eine sehr lebhafte Auseinandersetzung, im Verlauf deren er plötzlich seinen Helm ergriff und das Zimmer verlassen wollte. Schon hatte er den Türgriff in der Hand, als ich ihm zurief: Halt, ich verlange, daß Sie hier bleiben, mir Rede und Antwort stehen. Wenn nicht mehr, bin ich jetzt der Stellvertreter meines Vaters und verlange jetzt von Ihnen als dem Ministerpräsidenden und Minister des Auswärtigen Rechenschaft über den Stand der Dinge im Staatsleben. Ich sah ihm an, wie schwer es ihm wurde, stehenzubleiben, die Wut trieb ihm Tränen in die Augen; ich tat, als sehe ich dies nicht und ließ ihn über eine Stunde sprechen, auf seine Darlegungen mit Aufmerksamkeit eingehend und ohne jedes Zeichen von Verdruß sachlich diskutierend: er hat mir das nie vergeben. Aber ich war es mir um meiner ganzen Zukunft willen schuldig, ihm den Herrn und Gebieter zu zeigen in einem Falle, in dem er die schuldige Rücksicht so schnöd außer acht gelassen hatte."

Am Schlusse einer längeren Unterhaltung, in der der Kronprinz starke Zweifel an seiner eigenen Zukunft geäußert, stieß er den Seufzer hervor: „Was ist zu wollen; ich bin zu alt, die Männer, auf die ich einst für meine eigene Regierung gerechnet, sinken um mich ins Grab, an den Überlebenden sehe ich, wie alt ich selbst werde. Was bleibt mir zu hoffen als meiner Frau den Witwensitz auszustatten, denn sobald ich die Augen schließe, wird sie im Lande rechtlos werden; wie schwer verkennt man dies edle Herz, dem ich neben meinem Schwiegervater alles verdanke, was ich geworden bin. Wunderbar genug die Fügungen meines Jugendlebens! In meinen Entwicklungsjahren war in den Augen des gesamten preußischen Hofes die wichtigste Person nicht etwa der König, sondern „der Kaiser", wie er kurzweg hieß, nämlich der russische Kaiser. Er war in gewissem Grade unser Souverän; nach Rußland blickte alles; dort gewesen zu sein, sich in der Sonne der kaiserlichen Gunst gewärmt zu haben, höchstes Ziel des Hofehrgeizes. In diesen Gedanken wuchs ich auf und würde sie wie meine gleichaltrigen Verwandten, z. B. Friedrich Karl,

Digitized by Google

mit ins reifere Alter übernommen haben, hätte nicht zufällig meine erste größere Reise mich nach England statt nach Petersburg geführt. Dem Prinzen Albert verdanke ich es, die Welt mit den Augen eines Westeuropäers ansehen gelernt zu haben. Wie fremd aber stand ich damit in der Heimat; wie fremd stehe ich damit noch heut hier im Vaterlande. Und meiner armen Frau, der ich so unendlich viel danke, verzeiht man es ganz besonders nicht, daß sie höhere Kultur gewöhnt ist als sie hier besteht. Es fühlt sich ja alles bei uns so wohl im Russentum; das rein Menschliche findet keine Stelle. — Oh, wenn jemand, sagte er ein anderes Mal, die Geschichte eines Prinzen schreiben wollte, wie ich sie durchlebt, es wäre ein traurig Buch und den Leuten würde die Sehnsucht, Prinz zu sein, darüber wahrlich vergehen. Aber es müßte eben ein Prinz selbst schreiben!" — Solche Momente, ja Stunden der Depression, waren bei ihm seit der Erkrankung an den Masern häufiger. Am Schluß einer solchen Aussprache bat ich, der Unterhaltung einen Abschluß geben zu dürfen, der die Dissonanz auflöse, und zitierte das Dichterwort: „Sobald Du Dir nur selbst vertraust, Vertraun Dir auch die anderen Seelen." Er sah mich groß an und erwiderte: „Was, verstehn Sie mich so falsch? Warten Sie auf den Augenblick, wo ich werde wollen dürfen, wollen mit der Möglichkeit, das Gewollte in Taten umzusetzen, dann werden Sie sehen, daß es mir an Energie nicht gebricht." — Heut, äußerte er ein andermal, ist es mir unmöglich in irgendwelchen Dingen der Staatsverwaltung meine eigenen Ansichten zum Ausdruck zu bringen. Es wird das jedesmal bei meinem schon gegen mich argwöhnischen Vater zu neuen Hetzereien benutzt, schafft mir neue Erschwerung meiner schon so entsagungsreichen Stellung. Ich entgegnete, daß gerade das der Fernstehende nicht verstehe, man wundere sich in der Tat, ihn dem Staatsleben so fern zu sehen, wo ihm doch gewisse Ingerenz geboten worden. „Warum nehmen Ew. K. Hoheit, wenn ich fragen darf, nicht mehr an den Sitzungen des Staatsministeriums Anteil, wozu Majestät Sie doch berufen hat?" — „Weil es unmöglich war! Nur als zuhörende Puppe konnte und wollte ich in meinem Alter nicht dasitzen; die Äußerung meiner Ansichten aber führte diesem Ministerium gegenüber gar schnell zu Differenzen, über die dann jedesmal an den König berichtet werden mußte, der zugunsten seines Ministeriums entschied. Die Rolle des einflußlosen Opponenten aber war auf die Dauer nicht haltbar." — „Darf ich noch eine Frage stellen? Als Ew. K. Hoheit an die Spitze des neu gebildeten Staatsrates berufen wurden, da hofften weite Kreise den Einfluß von Ew. K. Hoheit Gesinnungen auf die Gesetzgebung erwarten zu dürfen. Statt dessen eklipsieren Sie Sich völlig. Selbst die Ihnen wohlgesinnten Mitglieder hatten gehofft, Sie persönlich in die Debatte eingreifen zu sehen, damit so das Land ein Bild von der Auffassung des Kronprinzen gewinne und die sich um Sie scharenden Hoffnungen einen positiven Anhalt gewönnen." — „Vielleicht nicht mit Unrecht, entgegnete er, könnte ich behaupten, daß meine Berufung zum Präsidenten des Staatsrates gerade den Zweck hatte, mich dazu zu bringen, mich politisch zu engagieren.

Digitized by Google

Die Kräfte, die zwischen Vater und Sohn hetzen und die in Preußen so reichlich vorhanden, würden aus jeder meiner Äußerungen meinem schon so eifersüchtigen Vater gegenüber Kapital geschlagen haben. O nein! wohlmeinende Freunde haben mich glücklicherweise gewarnt." — „Ich weiß nicht, Ew. K. Hoheit, ob nicht dies Schweigen, die scheinbare Teilnahmlosigkeit auch als Anklage gegen Ew. K. Hoheit benutzt werden konnte und benutzt worden ist." — Er zuckte die Achseln. — Wieder ein andermal fuhr er, gereizt durch kleinliche Opposition, auf, stieß mit dem Fuß auf die Erde und rief: „Herrgott, denkt denn keiner dieser Menschen daran, daß auch ich einst in Preußen etwas zu sagen haben werde, sie sollen noch den Herrn in mir kennen lernen." — Es war im Spätsommer 1885, wenn ich nicht irre, kurz ehe der Kaiser zu den großen Manövern im Elsaß nach Straßburg ging, als derselbe so schwach wurde, daß die Ärzte den Kronprinzen benachrichtigten, sich auf alles gefaßt zu machen. Da erblühte seine Kraft in wahrhaft herzerfreuender Weise. So frisch, so energisch, so willensfest und dabei doch so ruhig und kaltblütig sicher hatte ich ihn noch nicht gesehen. Was wäre dem Lande für ein Glück zuteil geworden, wenn er damals zur Regierung gekommen! Statt dessen erholte sich der Kaiser, ging nach Straßburg, wurde dort wieder so krank und schwach, daß er in halbstündige Ohnmacht sank, kam aber in Baden-Baden in erstaunlicher Weise wieder zu Kräften. Von der bald darauf folgenden Erkrankung des Kronprinzen an den Masern war eine deutliche Abnahme seiner eigenen Lebensfrische zu bemerken. Öfter kam er von jetzt an darauf zurück, daß er früh sterben werde, daß seine Zukunft vernichtet sei, daß er das „beste Teil seiner Kraft" schwinden fühle. Es gab dann gelegentlich Unterhaltungen, in denen ich mich der Tränen nur schwer erwehren konnte. Er selbst wurde bisweilen sehr ernst gestimmt: der Gedanke an die Zukunft seiner so hoch verehrten Gemahlin, an die Mißverständnisse mit seinem ältesten Sohne, von dem er wenig ihm sympathische Anschauungen erwartete, bedrückten ihn: „Komme ich noch zur Regierung, so bin ich ein alter abgebrauchter Mann ohne die Frische und Kraft, welche der Thron verlangt." Ich habe damals den Eindruck gehabt, als ob von dritter Seite her dergleichen Gedanken geflissentlich in dem Kronprinzen genährt wurden. Gab es doch eine immer mehr erstarkende Partei, welche den Wunsch hegte, das „englische Wesen" (mit diesem Schlagwort faßte man die gesamten, auf Kultur gerichteten Anschauungen des kronprinzlichen Paares zusammen) nicht auf den Thron gelangen zu lassen. Unter denen, die dem Prinzen treu zugetan waren, regte sich damals die Furcht, daß im entscheidenden Moment eine Überrumplung geplant sein könnte. So antwortete ich ihm: „K. Hoheit, nur ein Gebet habe ich, wenn ich Ew. K. Hoheit in solchen Depressionsstimmungen sehe, möchte es Ihnen Tag und Nacht laut vorsprechen, nämlich das: ‚Landgraf Ludwig werde hart, werde hart wie Eisen!'" Die Art, wie er das Wort aufnahm, zeigte mir, daß es ihm wohltat und ihm einen gewissen Mut gab, so daß ich mich in der Vermutung jener geheimen Einflüsterungen bestätigt fühlte.

Digitized by Google

Unter den künstlerischen Plänen für die kommende Regierungszeit beschäftigte ihn der Ausbau des Berliner Schlosses lebhaft. Für diesen entstanden als vorbereitende Arbeit einige Zeichnungen von Raschdorff. Die Pläne wurden in der Bibliothek des Kronprinzen aufgestellt, wo sie das prinzliche Paar unter Zuziehung des Künstlers, des Grafen Seckendorff und meiner besichtigte. Beide waren aufrichtig erfreut über die Leistung, vorbehaltlich von Änderungen im einzelnen natürlich. Namentlich dem Prinzen gefiel der große Gedanke, die machtvolle Baugruppe. Als aber die Ausführungsmöglichkeit näher besprochen und zu diesem Zwecke das ganze Programm in Gruppen verteilt wurde (Staatsbauten, Hofbauten) — da rief der Prinz der Gemahlin zu: „Wie wunderschön wäre das gewesen — vor zehn Jahren. Heut ist es zu spät!" „Aber nein, Fritz," entgegnete sie, „es ist nicht zu spät. Wir beginnen es und freuen uns dessen; und was tut es, wenn Wilhelm es erst beendet!" — „Wilhelm?" rief er schmerzlich aus. „Liebes Kind, vergiß nicht, daß nach uns all diese Interessen erlöschen. Nach uns werden nur noch Kasernen und Bethäuser gebaut; die Kunst, wie wir sie verstehen, ist dann tot!" — Es war das erstemal, daß ich eine derartige Äußerung hörte, sie war mir aus dem Munde des so menschlich milden Fürsten doppelt erschreckend und bewahrheitete jene mannigfach verbreiteten Gerüchte über bestehende Differenzen zwischen Vater und Sohn.

*

Mit den besten Empfehlungen ausgerüstet ging ich am 17. April 1887 nach London die Installation des dortigen Hofes und der vornehmsten Häuser des Landes kennenzulernen. Von London ging ich nach Paris zu ähnlichen Zwecken (wie ich dies schon früher wiederholt getan) und dann nach Wiesbaden, wo meine Frau an Gelenkrheumatismus darniederlag. Von dort rief mich ein Telegramm nach Potsdam, da der Kronprinz mich noch vor seiner letzten Abreise nach England sprechen wolle. Am Sonntag den 12. (oder 13.) Juni sah ich ihn dort, Montag reiste er ab. Er war mit der Kronprinzeß in Bornstädt zur Kirche gewesen und zu Fuß zurückgekommen trotz leise beginnenden Regens. Er sah nur wenig angegriffen aus. Der Empfang war ein sehr herzlicher von beiden. Ich mußte berichten. Meine Erzählung interessierte ihn lebhaft. Einmal unterbrach er mich: „Ja mein liebes England! Das sind dort Verhältnisse und Zustände, die wir hier nie erreichen!" Da fiel ihm die Kronprinzessin lebhaft ins Wort: „Fritz, du tust Unrecht so zu denken. Es kommt auf uns an. Erzogen muß das Volk hier nur noch mehr werden. Das zu tun ist unsere Aufgabe; aber wir werden hier dasselbe erreichen, was wir heut an England lieben." (Es war von englischem Kunstgewerbe, Hauseinrichtung, dem vornehmen Lebensstil usw. die Rede gewesen.) Die Unterhaltung ging dann auf die prinzipiellen Unterschiede zwischen beiden Volksnaturen über; ich hob die Ungleichheit der Position des Adels besonders hervor, der Prinz wurde sehr lebhaft und wiederholte mehr-

Digitized by Google

fach seine Freude, nach allem was er in der letzten Zeit erlebt, nach England und endlich auf längere Zeit zu dürfen. Über den Stand seiner Krankheit äußerte er sich sehr befriedigt und erzählte mir, trotz Abmahnens der Kronprinzeß, daß er schweigen solle, den ganzen Krankheitsverlauf, die Begegnung mit Mackenzie usw. Er hatte bisher nur geflüstert; plötzlich sprach er mit voller Stimme, nicht heiser aber rauh, und als die Kronprinzessin ihn anflehte, dies zu lassen, äußerte er lächelnd: „Ich wollte ja nur Dohme zeigen, wie ich reden kann." Als dann die Kronprinzessin abgerufen wurde, erzählte er, daß man die Krankheit von einzelnen Seiten als Krebs angesehen und ihm deshalb eine sehr einschneidende Operation zugemutet habe. Er danke es Mackenzie, daß diese nicht stattgefunden und er hoffe ernstlich, daß das Übel nicht jenen bösartigen Charakter tragen werde. Jedenfalls sah er schon damals der Gefahr in die Augen!

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, was ich, der in jenem Winter 1886/87 den Kronprinzen fast regelmäßig wöchentlich zweimal sah, über das Wachsen der Krankheit beobachtet habe. Schon im Herbst 1886 wurde er heiser. Es hatte diese leichte Heiserkeit aber wenig Auffälliges, da seine Stimme, so lange ich ihn kenne, keine recht sonore war. Die Heiserkeit aber wuchs im Lauf der Wintermonate; war sie wirklich einmal verschwunden, so kam schnell ein Rezidiv und bei einiger Inanspruchnahme versagte das Organ auffällig schon im Dezember und Januar (1887). Zugleich war seit Monaten, eigentlich von den Masern an, ein Schlafferwerden seines ganzen Organismus zu beobachten. Oft sagten wir uns im vertrauten Gespräch, daß damals eine Wendung körperlicher Art eingetreten sei, die wir aber auf die starken Erregungen und Gemütsbewegungen zurückführten, die ihm die unter seinen Kavalieren ausgebrochenen Differenzen verursachten. Infolge derselben war Oberst v. Sommerfeld, ein etwas nervöser, aber geistig hochstehender, dem Prinzen treu zugetaner Offizier, zurückgetreten vom Sekretariat; der bisherige Adjutant Major v. Kessel hatte es übernommen, ein Mann, dem ich keine dieser Qualitäten zusprechen möchte. Sehr schmerzlich hatte ihn wohl auch die von diesen Differenzen herbeigeführte Trennung des Einverständnisses zwischen dem Grafen Radolinski und Seckendorff berührt, die sich allmählich völlig fremd gegenüber standen, beides in ihrer besonderen Art treffliche, tüchtige, ihrem Herrn treu ergebene Männer. Hätten diese beiden gemeinsam arbeiten können, vieles wäre anders, besser gekommen! Allein es ist ja alte Erfahrung, daß gerade bei Hofe aus einfachen Kleinigkeiten die folgenschwersten Differenzen entstehen. Was hat *jeder* einzelne Treue am kronprinzlichen Hofe das Unglück der Trennung dieser zwei Männer empfunden! Aber Parteiung macht blind: ich selbst habe dem späteren Fürsten Radolin anfänglich sehr falsche Beurteilung abzubitten! —

Wir sprachen oft im Lauf des Winters über die Heiserkeit des Prinzen — der Prinz und ich. Daß Ernstes daraus werden könnte, mußte sich ein Mensch, der medizinisch deuten kann, viel früher sagen als die Leibärzte und Dr. Gerhardt es wenigstens offen taten. Bei der Eröffnung des neu erbauten Völkermuseums

Digitized by Google

vertrat der Kronprinz seinen Vater. Es war, glaube ich, am 11. Februar. Wie war er da schon so müd, wie schwer wurde ihm das Ablesen der Rede: man fühlte, wer ihn genau kannte, den Zwang, den die Feier auf ihn ausübte.

*

Indem ich überlese, was ich geschrieben, habe ich den Eindruck, daß meine Darstellung sich für den späteren Leser völlig anders ausnehmen wird als in meiner Absicht liegt. Ich habe nur Kleines und Kleinstes erzählen können. Die Details von diesen Momenten allein hafteten im Gedächtnis; ernstere höhere Unterhaltungen haben nur den allgemeinen Eindruck hinterlassen, wie etwa, um nur ein Beispiel zu zitieren, einer meiner ersten Abende in einer kleinen Gesellschaft bei ihm. Nach Tisch hatten wir ein Gespräch angefangen, politisch-historischer Art, und halb scherzend hatte er das Wort hingeworfen: ja mein Vater hat mir alles vorweggenommen; er läßt mir nichts mehr zu tun. Ich wies darauf, ernst bleibend, auf das, was unserem Volke noch fehlt, hin: daß eine Gabe noch fehle im Kranz dessen, was die Hohenzollern der Mark und dem ganzen da herauswachsenden Lande gebracht: die Kultur. Das, meine ich, sei eine abschließende, sei *seine* Aufgabe. Er griff das Wort lebhaft auf und sprach in geradezu hinreißender Weise sich über seine Ziele aus. Damals lernte ich zum ersten Male die Superiorität dieses Intellektes kennen. Es war einer jener glücklichen und seltenen Momente im Leben, wo zwei Männer, von ganz verschiedenen Voraussetzungen herkommend, sich in gleicher Sinnes- und Gedankenweise finden, wo einer den anderen „erwirbt". Daß der Prinz mich nachher beim Arm nahm und sagte: „Nun kommen Sie zu meiner Familie; Sie müssen sie kennen lernen", und mich dann zunächst seinem Schwager Christian von Holstein mit besonders liebenswürdigen Worten vorstellte, bewies mir dies. Und gleichen Sinn hat er mir bis zuletzt bewahrt. Ich darf von mir sagen, daß ich ihn mit treuester Hingabe geliebt; wie gern hätte ich mein Leben für das seine gelassen. Deshalb betrachte ich es noch heut über das Grab hinaus als meine beste Auszeichnung, daß er mir am Silvestertage 1886 Glück für das neue Jahr wünschend sagte: „Ich habe Ihnen aufrichtig und viel zu danken; die Unterhaltungen mit Ihnen, anregend und erfrischend, waren mir stets ein wahrer Genuß!" — Das nun gerade kann niemand aus den obigen Schilderungen entnehmen; ebensowenig das Bild seines schönen und edlen Charakters. Der Prinz war ein Mann, dem gegenüber der verständige Beobachter bald fühlte, daß er ihm gegenüber seine Anforderungen höher schrauben müsse, als man es sonst bei Prinzen tut. Er besaß eine sorgfältige Erziehung, die er durch aufmerksames Beobachten auf Reisen wie durch regen Bildungstrieb überhaupt und den Umgang mit den Koryphäen auf allen Gebieten menschlichen Denkens im Lauf der Jahre immer mehr erweitert hatte. Er war unterrichteter und auch gescheiter als die meisten seiner Adjutanten und liebte es deshalb in den Jahren, wo ich ihm näher trat, gelegentlich den Lehrer seiner Umgebung zu machen, obgleich er

Digitized by Google

lieber noch selbst lernte und Neues rezipierte. Der Umgang mit Menschen sollte ihm ernstlich Gewinn bringen. Das war es, was seinem schon von Haus aus liebenswürdigen und gütigen Wesen jenen bei Prinzen so seltenen, bei ihm gerade hinreißend sympathischen Zug gab: Er gehörte dem, mit dem er gerade sprach, in jenen Augenblicken wirklich voll an; der aufmerksame, verständige, gescheite Zuhörer ließ vergessen, daß er ein Prinz war; und doch war der Prinz wieder so mächtig in ihm, daß man weniger als irgend einem anderen gegenüber sich ihm gegenüber vergessen konnte. Seine Unterhaltung war oft voll Humor oder Witz, aber nicht eigentlich geistreich; seine Auffassung ebenso weder blendend sicher, noch überraschend schnell. Wie in seiner intellektuellen Fähigkeit eine ruhige klare Verständigkeit die Herrschaft hatte, so verlangte er auch, um sich für die Dinge zu interessieren und ferner Liegendes zu erfassen, eine ruhige klare Darlegung ohne Sprünge in der Beweisführung. Man ging fehl, wenn man im Vortrag über etwa Bekanntes als naturgemäße Voraussetzung hinwegspringen, oder sich mit einer halben Andeutung begnügen wollte. Die Darlegungen wollte er knapp, klar, gleichmäßig aufgebaut, ohne Sprünge, in ruhiger, logischer Folge der Gedanken. — Wollte etwa jemand, wozu des Prinzen Witzwort gelegentlich Unerfahrene doch verleiten konnte, die Grenzen der Etikette verletzen, so brach er die Unterhaltung wohl scharf ab; das auch, wenn Leute, deren amtliche Stellung sie an den Umgang mit Höherstehenden hätte gewöhnen müssen, sich in der Unterhaltung ungesetzlich benahmen. Dann fehlte ein satirisches Wort oft nicht. Er war eben, wie er so gern von sich rühmte, wirklich ein Kind des Berliner Volkscharakters; „der letzte alte Berliner", wie er einst sagte.

Wäre er früher zu kräftiger Tätigkeit berufen gewesen, so hätte sich unzweifelhaft seine Energie verstärkt. Es war für die Gewinnung eines energischen Charakters bei dem milden Gemüt des Prinzen sicher unvorteilhaft, daß er bis in die reifsten Mannesjahre hinein zur Untätigkeit bzw. strengen Abhängigkeit verurteilt war. Nur dem verschwiegenen Papier konnte er sein Wollen und Hoffen anvertrauen. Er hat dies, ich bin überzeugt, in reichem Maße getan: in mehrfachen Redaktionen, je nach den veränderten Umständen, werden sich bei ihm Programme für weitverzweigte Tätigkeit gefunden haben. — Charakteristisch ist, daß er im Auslande mehr als im Inlande richtig beurteilt wurde. Im Inlande bewunderten die einen den Siegfried, den bezaubernd schönen, den hinreißend liebenswürdigen Mann, die anderen tadelten die Abhängigkeit vom Willen der Frau, die weit übertrieben wurde, weil der preußische Bureaukratismus wie Offiziersstand es als eine Unmöglichkeit ansah, daß der Thronfolger ernstlich den liberalen und kulturellen Ideen huldigen konnte, die er aussprach: dahinter mußte die „Engländerin" stecken. — Im Auslande schätzte man — unbekümmert um die politischen Kämpfe in Preußen — den so edlen, für alles Schöne, Große, Wissenschaftliche sich begeisternden, fein gebildeten Mann mit den vollendeten Manieren. In dieser schönen Eurhythmie seiner körperlichen und geistigen Qualitäten stand er unter den Prinzen wohl

Digitized by Google

einzig in der Welt! Er war ein glühender Patriot, keiner feuriger und hingebender für das Vaterland wie er — wo es darauf ankam; aber verhaßt war ihm der Chauvinismus, das Hervorheben des Deutschtums da, wo man den Menschen, nicht den politischen Streiter brauchte. Das hat man im Ausland so hoch geschätzt; das aber hat ihm die Armee- und Adelskreise in Deutschland gerade entfremdet: er war ihnen zu edel, zu vornehm — zu international oder, wie es hieß, zu englisch. Zwei Hoferlebnisse statt tausender. Es geht ein neuer Militärbevollmächtigter nach England. Er erbittet und erhält Empfehlungen des kronprinzlichen Paares an den Prinz von Wales. Dort wird er sogleich zu einem Diner eingeladen. — Den nächsten Tag schreibt Wales an seine Berliner Verwandten: Aber um Gottes willen sendet doch wenigstens nicht nach England Menschen, die bei Tisch das Messer in den Mund stecken. Euer Oberstleutnant hat unserem ganzen Hause ein Schauspiel gegeben. —

Das Kunstgewerbemuseum wird feierlich eröffnet. Der alte Kaiser Wilhelm will es selbst, umgeben von seiner ganzen Familie, tun. Großer Staatsakt. Über tausend Eingeladene. Alle Gesandten, Minister usw. Der Hof kommt. Die Majestät beschreitet den Haut pas, stellt sich vor seinem Sessel auf, wartet bis alle Höchsten Herrschaften ihren Platz gefunden und gibt, sich selbst setzend, das Zeichen zum Sitzen und zum Beginn der Feier. Nun tritt jener kurze Moment ein, wo alles sich zurechtrückt, alles womöglich noch einen Blick auf den Kaiser, den Hof, die Prinzessinnen werfen, den bereits zum Katheder vorschreitenden Kultusminister sehen will. Da reckt sich steif und kerzengerade, hinter dem Stuhl des Kaisers stehend, die große Gestalt des Flügeladjutanten vom Dienst Oberstleutnant v. B. in die Höhe, holt aus der Tasche zwei kleine Haarbürsten und bürstet unmittelbar hinter der Majestät in conspectu omnium sich sein außerordentlich glatt liegendes Haar — wie dies jeder Offizier heut im Speisezimmer tut, ehe er sich zu Tische setzt, oft sogar bei Tisch! Daß solche Sitten dem Kronprinzen unerträglich waren, das wird die Nachwelt ihm nicht mehr zum Vorwurf anrechnen, denke ich!

Diese Reife der geistigen Kultur machte ihm den Umgang mit Gleichgesinnten zum Bedürfnis und ließ ihn darüber hinwegsehen, welcher Gesellschaftsklasse (ob adlig, ob bürgerlich, ob Zivil, ob Militär) der Partner angehöre. Er suchte lediglich den tüchtigen unterrichteten Menschen. Er selbst war in der Unterhaltung ein selten glücklicher Causeur, in den großen Cercles der offiziellen Hoffeste fand er für jeden ein treffendes, liebes Wort, bis er dann gelegentlich einen Intimen beiseite ziehen und ihm wohl zuflüstern konnte: „Ihnen brauche ich ja nichts zu erzählen; nun lassen Sie mich dafür Ihnen zuhören.“ Bei allen Unterhaltungen stand er, noch bis in die letzten Monate seiner Krankheit hinein; die Kronprinzeß rief sich dann häufig in den kleinen Abendgesellschaften ihren Kreis zusammen, der sich setzte, „unbekümmert um den Kronprinzen, der nun einmal stehen muß“. Sein Lieblingsplatz war vor dem Kamin, dem er den Rücken drehte, etwas breitbeinig, mit auf dem Rücken

Digitized by Google

zusammengefaßten Händen, sich leicht im Feuer der Unterhaltung nach vor- und rückwärts wiegend. In der Unterhaltung zu zweien ging er lebhaft auf die Anregung des Partners ein, auf welchem Gebiet es sein mochte, aber er war in Gefahr, einen einzelnen ihn interessierenden Gedanken verfolgend vom Hauptthema abzukommen oder sich in Details zu verlieren. Das geschah gelegentlich auch bei amtlichen Vorträgen. Es war dann die Aufgabe des Vortragenden, ihn wieder zur Sache zurückzuführen. In politischer Hinsicht neigte er, was auch dagegen geschrieben und gesagt worden, zum „Freisinn", seine Partei, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, wäre die Sezessionistengruppe gewesen. Unter den Männern dieser Richtung hätte er seine Berater gesucht. Herr v. Forckenbeck war ihm hoch sympathisch; Ludwig Bamberger schätzte er als „eine der größten nationalökonomischen Kapazitäten unserer parlamentarischen Kreise". Mit tiefem Bedauern sah er das Nachlassen seiner Fakultäten in den letzten Jahren, die Ursache davon zum Teil in den aufreibenden politischen Kämpfen, die B. durchzumachen gehabt, sehend. Die Anhänglichkeit des Prinzen an die Sezessionisten hinderte natürlich nicht, daß er selbst seine persönliche Ansicht vielfach ihnen gegenüber behielt: er war nichts weniger als etwa ein Parteimann. Für sich persönlich von der äußersten Anspruchslosigkeit, war er durchdrungen von der Notwendigkeit eines starken Königtums bei uns — zur Zeit. Er konnte sehr ruhig die Vorteile des republikanischen und monarchistischen Systems erörtern, nach beiden Seiten sehr objektiv; er empfand mit vollem Bewußtsein die Strömung der Zeit zur Ausbreitung der Republiken, sah den Zeitpunkt kommen, wo die europäischen Staaten sämtlich Republiken sein würden; nichts lag ihm ferner als etwa das Rad der Weltgeschichte aufhalten zu wollen. Aber noch war seiner Überzeugung nach das monarchische Prinzip ein notwendiger Faktor für unsere Existenz, und deshalb wollte er es kräftig und autoritär. Das freilich sollte nicht hindern, daß er dem Parlament eine Reihe von Konzessionen gemacht hätte, wenn die Forderungen herangetreten wären. Er hatte in England kennen gelernt, welche Macht selbst dort, wo das Parlament eigentlich alle Gewalt in seiner Hand konzentriert, dem Königtum innewohnt, wenn der Träger desselben die rechte Person ist: er fürchtete sich deshalb nicht vor den parlamentarischen Fragen: er war, wie er gern hervorhob, der erste preußische Fürst, der das Parlament nicht mehr als einen Gegner der Krone, sondern vielmehr als einen willkommenen Arbeitsgenossen und Helfer ansah. So war es seine Absicht (und der Sohn hat dies zum Teil (beim Reichstag) ja aufgenommen), allen offiziellen Verkehr zwischen dem Regenten und der Volksvertretung mit größtem Staatszeremoniell auszustatten. Er betrachtete es als feierliche Momente im Arbeiten der Staatsverwaltung, wenn die beiden höchsten Spitzen derselben sich begegneten: die Landtagseröffnungen sollten deshalb mit Prunk stattfinden, er selbst wollte in großer Uniform usw. auftreten. Sein Vater, erzählte er, habe, im Gegenteil, seiner nie erloschenen Verachtung gegen die 48er „Errungenschaft" dadurch einen freilich den wenigsten

Digitized by Google

verständlichen Ausdruck gegeben, daß er bei Landtagseröffnungen stets in einer Regimentsuniform, also als Oberst, erschienen sei, um die geringe Bedeutung zu „dokumentieren", die er dem Akt beilege. Auch sei der Kaiser niemals in den weißen Saal getreten, ohne seiner Gesinnung in dieser Richtung hin durch irgendeine Redensart Ausdruck zu geben. In dieser Ansicht sei derselbe durch seinen Bruder Karl noch überboten worden. — Aller Soldatenspielerei abhold, hätte Kaiser Friedrich die Armee lediglich auf ihre Aufgabe angewiesen und mit aller Macht ein außerordentlich kriegstüchtiges starkes Heer angestrebt. Aber er hätte dasselbe zurückgewiesen von aller Repräsentationsmacherei, hätte die Stellung, welche es heute als die allererste Macht im Staat einnimmt, aufgehoben. Wenn an seinem Tisch der junge Hofmarschall v. Reischach sagen konnte: „Ein preußischer Leutnant ist dieser seiner Stellung wegen berechtigt, jedes Amt, jede Stellung zu ambieren," so zeigt das eben nur den Grad von Selbstbewußtsein und Überhebung über das Zivil, der bei uns eingerissen. Diesem zu begegnen, wollte der Kaiser das Tragen der Uniform auf den Dienst beschränken. Der Gedanke wurde ja in seiner kurzen Regierungszeit bekannt und hat ihm die Offiziere zu unversöhnlichen Gegnern gemacht. Man glaubt, mit dem Aufhören der äußerlichen Scheidung von Zivil und Militär würde der militärische Geist verloren gehen. Die Nachwelt wird über diese Frage entscheiden! Der Kaiser war der Ansicht, daß der heutige Zustand der Bedeutung, welche die bürgerliche oder Kulturarbeit im Lande haben müsse, Abbruch tue, da bei allen öffentlichen Gelegenheiten der Uniform, der Armee der breiteste Raum angewiesen wird, als sei dieser Stand die eigentliche Verkörperung der nationalen Arbeit. Bei diesen Ansichten war der Kaiser dennoch durch und durch Soldat, wenn es sich um den Dienst handelte. Er bewies durch die Tat, daß man dem Friedenstreiben der Offiziere, den militärischen Luxusschauspielen abhold und doch ein energischer Fachmann sein könne. Er ging in seinen Anforderungen an den Dienst viel weiter als sein Vater und konnte rücksichtlos streng selbst gegen hohe Offiziere sein. Ich war einst im Zimmer, als er eine Anzahl von Generalen empfing und auf eine am nächsten Tag vorgesehene Truppenbesichtigung kommend, sagte er zu einem der Herren: „Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß hinter meinem Rücken in der Suite nicht wieder der bekannte K. Preußische Schlendrian stattfindet. Wenn ich als Vertreter des Kaisers Amtshandlungen vornehme, hat meine Suite den Mund zu halten und nicht zu schwatzen. Von jedermann verlange ich Strammheit im Dienst." Daß diese Bemerkung in meiner Gegenwart fiel, machte sie sichtlich den Herren besonders unangenehm. — Die Strenge im Dienst gegen andere stand ihm allerdings um so mehr wohl an, als er selbst gegen sich unerbittlich streng war. Er erfüllte seine militärischen Pflichten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, schenkte sich und den anderen kein Jota davon — und fand bei seinen zahlreichen Berufsreisen doch immer noch Zeit, seinen Liebhabereien nachzugehen, die Sehenswürdigkeiten der Stadt oder Antiquare zu besuchen, Maleratelieres aufzusuchen oder mit den bedeutenden

Digitized by Google

Menschen des Ortes zu verkehren. Oft schon um 3 oder 4 Uhr aus dem Bett, war sein Leben namentlich auf den Inspektionsreisen eine fortgesetzte Hetztour. An solchen Tagen suchte er dann gern das kalte Bad des Ortes am Nachmittag auf, unbekümmert, ob das Wasser noch so kalt war: so badete er einst trotz aller Einsprüche seiner Begleitung in der Isar bei einer Wassertemperatur von 8 Grad. Abmahnungen nahm er in solchen Fällen nicht an.

Von seiner Reise nach Toblach erhielt ich folgenden Brief:

Toblach, Pustertal, 13. September 1887.

Vielen Dank für die willkommenen Bücherſendungen und literarischen Notizen.

Das im Juli mir zugegangene „Zeitalter Konstantins des Großen" hat mich ungemein angesprochen, weil es nicht allein klare Übersicht jenes Geschichtsabschnitts, sondern auch möglichst wahrheitsgetreu Darstellungen der Charaktere und Begebenheiten gibt. Sie wissen, daß skeptische Behandlung der Geschichtsforschung mir zusagt, wenn auch dadurch liebgewordene Traditionen Abbruch erleiden.

Während des Aufenthaltes in den schottischen Hochlanden nahm ich Sir Walter Scott wieder einmal in die Hand und frischte auf der Scholle die Jugenderinnerungen wieder auf.

Die „Gedanken über Goethe" von V. Hehn sind mit Fleiß und Scharfsinn verfaßt, dehnen sich aber fast auf eine Abhandlung über die Weltgeschichte aus. Max Dunckers Abhandlungen über neuere Geschichte waren mir zum Teil bereits bekannt, mit Ausnahme des sehr übersichtlichen Vortrags über Feudalität und Aristokratie.

Lady Blennerhassets Leben der Frau von Staël war mir bereits bekannt.

Mit meiner vorwärtsschreitenden Genesung steht mein Verlassen Englands in Zusammenhang; doch muß ich mich sehr lange Zeit noch schonen, weil ich zu Erkältungen gerade an der krankhaften Stelle sehr neige. Deshalb werde ich Bergluft und mildes Klima herumwandernd aufsuchen müssen, ohne bis jetzt zu wissen, wo ich den Winter bleibe. Wenig Sprechen, zumal ich noch öfters heiser bin, steht im Vordergrund meiner langen Geduldsprobe.

Beifolgend Photos für die bewußte Sammlung, wiewohl ich jene gotische Laube, King's cross genannt, nicht für den Dombau, wohl aber für ein beliebiges Denkmal in petto habe.

Seien Sie so freundlich, sich in der Monbijou-Sammlung ein Pastellporträt der Markgräfin von Bayreuth, sitzend, in ganzer Figur, angetan mit dem Pilgergewand der Eremitage, anzusehen, welches etwa ein Fuß hoch ist und früher im Schlafzimmer Friedrichs des Großen zu Potsdam sich befand. Ich möchte nämlich gern eine Wiederholung desselben für meine Schwägerin Helene, Prinzessin Christian zu Schleswig-Holstein, anfertigen lassen als Gegengabe für die von ihr ins Englische übersetzten „Memoiren", die sie mir

Digitized by Google

widmete. Zunächst aber erbitte ich mir gutachtliche Meinungsäußerung, Kostenanschlag usw. aus, wobei ich bemerke, daß eine kolorierte Photographie nicht ausgeschlossen ist.

Mit dem Ausdruck meiner Anhänglichkeit bin ich

Ihr wohlgeneigter
Friedrich Wilhelm.

(Fortsetzung folgt)

Die Pflanze im Moment der Tierwerdung

Von

Prof. Dr. Franz Doflein, Geheimer Regierungsrat, Breslau

Als ich junger Student war, machte mir der Titel eines Buches von Unger einen starken Eindruck. Er lautete: „Die Tierwerdung der Pflanze". In diesem Buche handelte es sich um die mit Wimpern versehene, bewegliche Schwärmspore der Alge Vaucheria, deren Beweglichkeit wird als etwas Tierisches bezeichnet. Heute denken wir bei bewegten Pflanzenteilen nicht mehr an den Vergleich mit einem Tier; wir kennen bei vielen Pflanzen Bewegungsfähigkeit der verschiedensten Arten. Was man damals als eine Tierwerdung ansah, würde man heutzutage nicht mehr mit einem so grundlegenden Vorgang in Verbindung bringen.

Der wesentliche Unterschied zwischen Pflanze und Tier besteht in der Verschiedenheit des Stoffwechsels. Die Pflanze vermag die Grundlage des Lebens, das Protoplasma, aus anorganischen Bestandteilen aufzubauen. Aus flüssigen und gasförmigen Bestandteilen, aus Wasser und Kohlensäure und gelösten Mineralsubstanzen wird bei ihr der lebendige Körper aufgebaut, um zu wachsen, zu gedeihen und sich fortzupflanzen.

Das Tier dagegen ist für seine Ernährung von der Pflanze abhängig; es braucht die Pflanze, um überhaupt zu existieren. Die Pflanzen sind die Urnahrung für die Tiere im Meer wie auf dem Land.

Und obwohl die Pflanze sich also ganz unabhängig ernähren kann, zeigt sie eine ganz eigenartige Tendenz zu tierischer Ernährung. Sie sucht an allen möglichen Stellen in die Domäne des Tieres einzudringen.

Bis zu einem gewissen Grade ist das zunächst durch ihre Abhängigkeit vom Licht bedingt. Wo die Pflanze in lichtlose Regionen eindringt, muß sie neue Mittel anwenden, um existieren zu können. Denn die grüne Farbe, welche für alle am Licht lebenden Pflanzen charakteristisch ist, hilft ihr die Energie der Sonnenstrahlen zum Aufbau der Stoffe auszunützen, die in ihr für die Fabrikation der organischen Substanz verwendet werden.

Lebt die Pflanze im Dunkeln, so kann sie ihr Chlorophyll, diese wichtige Substanz, nicht mehr verwerten, und um leben zu können, muß sie schon auf-

Digitized by Google

gebaute organische Substanzen zur Verfügung haben. Ein Beispiel dafür bieten die Bakterien. In ihnen und vielen anderen Pflanzen, die nicht grün, sondern gelblich oder weiß-farblos sind, haben wir Pflanzen vor uns, welche sich von organischen Substanzen ernähren müssen und mit dem Chlorophyll jene wichtigste Eigenschaft der Pflanzen verloren haben. Aber von diesen Formen will ich an dieser Stelle nicht sprechen. Vielmehr möchte ich hier daran erinnern, in welch merkwürdiger Weise die Pflanze vielfach die Neigung zeigt, in das Gebiet der tierischen Ernährung vorzustoßen. Ich denke dabei an die Insekten fangenden und fressenden Pflanzen, welche sogar den tierischen Enzymen entsprechende Verdauungsstoffe ausscheiden, mit denen sie die Substanzen zerlegen, aus denen sie dann wieder Bestandteile des Protoplasmas aufbauen. Hier scheint überhaupt eine der wesentlichen Eigenschaften des Protoplasmas sich zu zeigen, welche dieses instand setzt, alle für die Bedürfnisse des Lebens gerade notwendigen Stoffe zu produzieren, ob sie nun der Verarbeitung der Substanzen artfremder Zusammensetzung oder der Abwehr mit Gefahren bedrohender Gifte oder sonst schädlicher Stoffe dienen. In dieser Beziehung gibt es keinen Unterschied zwischen Tier- und Pflanzenprotoplasma. Es scheint, daß bei den Pflanzenzellen es im wesentlichen nur die Hülle, die Zellulosemembran, ist, welche das Protoplasma in der typischen Pflanzenzelle an der Ausübung dieser Fähigkeit hindert. Tier- und Pflanzenzelle scheinen in dieser Beziehung in keiner Weise verschieden zu sein. Sie scheinen in ihrem Protoplasma die gleichen Fähigkeiten zu besitzen. Es sind nur äußere Hindernisse, welche die Ausübung dieses vielseitigen Könnens verhindern. Wo aber diese Hindernisse wegfallen, kann eine pflanzliche Zelle dasselbe leisten wie eine tierische, denn sie ist selten soweit differenziert wie viele tierische Zellen.

Seit Jahrzehnten beschäftigten sich zahlreiche Zoologen mit dem Formenreichtum der Protisten und mit der Vielheit der gefundenen neuen Formen. Es wurde immer klarer, daß die Systeme, in denen man sie früher angeordnet hatte, nicht mehr aufrechterhalten werden konnten.

Während man früher die Rhizopoden, also vor allem die Amöben für die primitivsten unter allen einzelligen Organismen hielt, zweifelte schon Bütschli in den achtziger Jahren an der Richtigkeit dieser Annahme.

Entdeckungen von Klebs, vor allem von Scherffel, Lauterborn und Pascher zeigten im Lauf der Jahre, daß unzweifelhaft die farbigen Flagellaten primitiver sind als die farblosen Typen.

In einer ganzen Reihe von Fällen konnte man einwandfrei nachweisen, daß farblose Flagellaten sich vor unseren Augen aus grünen Individuen in solche umwandelten, welche sich nicht mehr autotroph ernährten. Euglena ist ein berühmt gewordenes Beispiel dafür geworden.

Hier handelt es sich um eine mundlose Form, ein Flagellat, welches sich insofern rein pflanzlich ernährt, als es nur in flüssiger Form durch Osmose Nährstoffe in sich aufnehmen kann. Aber während viele grüne Flagellaten äußerst empfindlich gegen organische Beimischungen in ihrem Lebensgewässer

Digitized by Google

sind, gibt es eine nicht geringe Anzahl, welche Gewässer bevorzugen, welche organische Substanzen gelöst enthalten und in solchen ganz besonders gut gedeihen. Euglena viridis ist ein charakteristischer Vertreter dieses Typs; kommt die Art doch mit Vorliebe in Mistjauche, in Tümpeln vor, in denen sich Kot und Mist dem Wasser beimischt.

Ternetz hat in einer sorgfältigen Arbeit nachgewiesen, daß bei solcher Lebensweise, vor allem bei Abschluß von Licht, aus der grünen Euglena eine weiße Form wird, bei der allerdings die Chromatophoren noch in Form von Leukoplasten erhalten sein können.

Wir kennen zahlreiche Formen von Flagellaten, welche teils in grünen und weißen Formen gleichzeitig vorkommen, teils nur mehr in weißen heutzutage existieren. Und doch lassen sie an ihrem Bau, an ihren Stoffwechselprodukten, an dem Besitz eines Stigmas erkennen, daß sie von einer grünen Form abstammen müssen.

Nicht nur Eiweißstoffe oder genauer stickstoffhaltige Substanzen werden in dieser Weise von Flagellaten ausgenützt, ich habe in der farblosen Polytomella ein farbloses Flagellat nachgewiesen, welches noch Stärke produziert, indem es den im Tümpelwasser gelösten Zucker (Tetrosen, Arabinose und Xylose) ausnützt. Ich habe diese Form als einen Zuckerflagellaten beschrieben.

In diesen mundlosen Gruppen kennen wir zahlreiche Formen, die keine Spur mehr von Chromatophoren in ihrem Körper zeigen. Sie haben solche ganz verloren. Wie ist wohl dieser Verlust vor sich gegangen? Es scheint, daß durch das Ausbleiben der Funktionen die Chromatophoren selbst rudimentär geworden und schließlich ganz geschwunden sind. Ich habe selbst bei einer Chrysomonadine (Ochromonas granularis Dofl.) das allmähliche Kleinerwerden und schließlich Schwinden der Chromatophoren beobachtet, und ähnliches nimmt man auch für Euglena an.

Wir werden unten sehen, daß sicher noch eine andere Form des Chromatophorenverlustes vorkommt.

Die bisher behandelten Formen werden, wie wir sehen, aus autotrophen Organismen zu Saprophyten, zu mixotrophen oder rein von organischen Substanzen sich ernährenden Formen, ähnlich den Bakterien.

Ein weiterer Typ, den wir jetzt genauer betrachten und erörtern wollen, sind diejenigen Mastigophoren, welche nicht von Membranen und festen Pelliculen oder anderen Hüllen umgeben sind, deren Protoplasma vielmehr nackt ist und Pseudopodien bilden kann.

Es ist das Verdienst Paschers, nachdem vor ihm schon Klebs, vor allem Scherffel und Lauterborn solche Beobachtungen gemacht hatten, bei einer großen Anzahl von Flagellaten die Fähigkeit zu rhizopodialer Bewegung und zu typisch animaler Nahrungsaufnahme nachgewiesen zu haben.

Dabei hat sich gezeigt, daß es nicht nur Formen mit nacktem Protoplasma sind, welche Pseudopodien bilden, sondern daß auch Arten mit fester

Digitized by Google

Pellicula, wie die dickhäutige Euglenine Heteronema, imstande sind, Pseudopodien durch ihre derbe Hülle durchzustrecken.

Außerordentlich reizvolle Formen sind die Chrysomonadinen aus der Familie der Cyrtophoreen, welche einen ganzen Kranz von Pseudopodien wie eine Reuse ausstrecken, mit dem sie Beute fangen, ohne dabei ihre Geißel eingebüßt zu haben, die allerdings reduziert, stark verkürzt sein kann.

Noch bemerkenswerter für unser Problem sind die Organismen, welche gelegentlich ihre Geißeln verlieren und rhizopodial werden, sich nur mit Pseudopodien bewegen. Dabei möchte ich eine interessante Chrysomonadine erwähnen, die von Klebs beschriebene Chrysamöba. Ich habe selbst diese Form beobachtet und genau studiert und konnte feststellen, daß es sich nicht um eine so alleinstehende Form handelt, als man früher meinte, sondern einfach um eine Chromulina, die ihre Geißel einziehen kann, und dann eine Zeitlang als farbige Amöbe lebt und in diesem Zustand sich auch zum Teil tierisch ernährt, um dann wieder eine Geißel zu bilden und als Flagellat umherzuschwimmen. Ihre Zugehörigkeit zu Chromulina konnte ich auch durch die Cystenbildung nachweisen, die genau wie eine solche der Gattung Chromulina gebaut ist.

Die gleiche Erscheinung der Bildung von geißellosen Rhizopodenstadien konnte ich bei einer ganzen Anzahl Arten von Chromulina und Ochromonas beobachten. Pascher hat das gleiche bei einer marinen Art der Gattung Heterochloris festgestellt, und es gilt auch für recht kompliziert gebaute Chrysomonadinen.

Aber nicht nur bei Chrysomonadinen, sondern auch unter den Kryptomonadinen kommt Pseudopodienbildung vor, ja sogar Peridinium, ein kompliziert gebautes Dinoflagellat, kann als Amöbe auftreten.

Davon ist nur ein Schritt zu den zahlreichen Chrysomonadinen, welche statt Geißeln dauernd Pseudopodien besitzen, aber bei der Vermehrung noch begeißelte Schwärmer bilden, so Chrysopyxis. Sie sind also Chrysomonadinen, welche während des größten Teils ihres Lebens amöbenähnliche Organismen sind und nur eine kurze Zeitspanne, während ihrer Fortpflanzung ihre Flagellatenzugehörigkeit durch Auftreten und Funktionieren einer Geißel, eines Flagellums verraten.

Schließlich finden sich Arten, welche durch den Besitz von Chromatophoren sich als typische Abkömmlinge von farbigen Flagellaten erweisen, aber dauernd rhizopodial leben. Eine dieser Gattungen habe ich genauer studiert und eine Arbeit über sie veröffentlicht: Rhizochrysis.

Sie ist eine der Formen, bei der ich die Tierwerdung direkt im Leben beobachten konnte. Rhizochrysis, ein zierliches mit goldgelben Chromatophoren versehenes Rhizopod habe ich vielfach bei der Teilung beobachtet, wobei sich normalerweise das Chromatophor ganz regelmäßig in zwei Tochterchromatophoren teilt, die auf die beiden Tochterindividuen verteilt werden.

Digitized by Google

Ein solcher Organismus ist also eine Form, welche vollkommen wie ein Tier aussieht, sich wie ein solches bewegt, indem sein flüssiges Plasma vorwärts strömt, sich ausstreckt und dabei Gegenstände verschiedener Art umfließen kann. Und dieses Umfließen, dieses Aufnehmen in Blasen des flüssigen Körpers bedeutet ein Verdauen, eine Ernährung auf tierische Weise.

Und dennoch zeigt dieser Organismus noch einen wichtigen Charakterzug, der ihn den Pflanzen anschließt. Er besitzt ein stattliches Organ in seinem Körper, welches gelbgrün gefärbt ist. Und dieser, Blattgrün, Chlorophyll enthaltende Körper, befähigt den Organismus, einen Teil seiner Ernährung auf dem Wege, der für Pflanzen charakteristisch ist, durchzuführen. Mit Hilfe dieses Chromatophors kann die Rhizochrysis im Licht aus dem Wasser des Moors, in dem sie lebt, dessen Kohlensäure und dessen gelösten Salzen organische Substanz, Kohlehydrate und Fette aufbauen und aus ihnen die Eiweißsubstanzen im lebenden Körper bilden.

Es ist also ein solcher Organismus noch fähig, sich pflanzlich zu ernähren, während er gleichzeitig vermag, tierisch zu fressen und zu verdauen. Hier fehlt also nur noch ein Schritt zur Tierwerdung: der definitive Verlust der pflanzlichen Ernährungsweise, der Übergang zum rein tierischen Fressen.

Und dieser Schritt wird auf eine ganz besondere Weise getan.

Bei dieser Rhizochrysis, dieser reizvollen, graziösen Chrysomonadine konnte ich eine eigenartige Teilungshemmung beobachten, indem das Chromatophor in einigen Fällen bei der Körperteilung ungeteilt blieb. Dabei behielt das eine Tochterindividuum das ganze ungeteilte Chromatophor und blieb damit ein pflanzlicher Organismus, das andere aber war vor meinen Augen zum farblosen Tier geworden. Die Fähigkeit, tierisch sich zu ernähren, war ihm geblieben, und so wuchs es als Tier heran und teilte und vermehrte sich als solches.

Das entsprechende konnte ich auch bei einer Ochromonasart sowie bei einer Chromulina beobachten, und so sah ich Organismen durch diese Teilungshemmung vor meinen Augen entstehen, die in den Lehrbüchern seit langer Zeit als Angehörige der Zoomastiginen als Gattungen Oikomonas und Monas geführt werden. Also weitere Beispiele, daß Tiere aus Pflanzen geworden waren. Hier überall war durch die Teilungshemmung der Übergang vom pflanzlich sich ernährenden Organismus zum Tier erfolgt. Allerdings war da die wichtige Voraussetzung, daß diese Formen vorher schon die Fähigkeit hatten, bei der synthetischen pflanzlichen Ernährung gleichzeitig durch Pseudopodienbildung geformte Nahrung aufzunehmen, die in Nahrungsvakuolen durch das Plasma eingeschlossen, verdaut, gelöst und in ihm assimiliert wurde.

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß die Teilungshemmung nicht die einzige Form der Tierwerdung zu sein braucht, sondern daß sie auch durch allmähliche Rückbildung der Chromatophoren erklärt werden kann. Dies konnte ich bei Ochromonas granularis mit ziemlicher Sicherheit feststellen.

Digitized by Google

Somit sind Wege gefunden, auf denen ganze Gruppen der farblosen Flagellaten aus früher pflanzlich sich ernährenden Form entstanden sein müssen, so sicher zahlreiche der Protomonadinen.

Die Möglichkeit liegt ferner vor, daß Gruppen der Rhizopoden auf einem ähnlichen Weg entstanden sind, was auch Pascher betont hat. Dabei mögen Rhizopoden aus den verschiedensten Stellen des Flagellatenstammes entsprungen sein.

Weite Ausblicke ergeben sich auf die Möglichkeit der Tierwerdung aus allen möglichen Quellen, ausgehend von pflanzlicher Organisation. Allerdings sind die Verhältnisse damit nicht definitiv geklärt. Viel Arbeit ist noch zu leisten, ehe man gerade über die Phylogenie der Protisten einen tieferen Einblick gewinnt. Aber immerhin, es ist ein großer Schritt, den die Naturforschung damit getan hat.

Die Möglichkeit der Abstammung tierischer Organismen ist dargetan. Allerdings, wie weit dieser Schritt führt, ob und wie solche Wesen sich weiter entwickeln, ob sie zu vielzelligen Tieren werden können und damit dem Stammbaum des Tierreichs seine Wurzel liefern, das können wir noch nicht beurteilen. Eines haben wir erreicht, die Tierwerdung der Pflanze ist nachgewiesen!

Aber wie von da aus der Weg weiter führt, das ist uns noch unbekannt. Ob er mehrmals in der Natur versucht und eingeschlagen worden ist, ob der Versuch oft mißlungen ist, bis er endlich einmal gelang und weit aufwärts führte, das zu erforschen, wird noch viel wissenschaftliche Beobachtung und Arbeit erfordern.

Aber Tierwerdung aus der Pflanze ist doch einmal an einer Stelle des Organismenreichs nachgewiesen und damit etwas Wesentliches für unsere Erkenntnis erreicht worden.

Eine Renaissance der Romantik

Von

Dr. Max Silber (Aschaffenburg)

Es sind zwei große geistige Prinzipien, mit deren Hilfe der Mensch versuchen kann, sich in Beziehung zu der Welt zu setzen und sich — selbst ein kosmisches Gebilde — einerseits in den Kosmos einzuordnen, andererseits sich ihm als individuelle Persönlichkeit gegenüberzustellen. Man kann diese Prinzipien unter anderen möglichen Formulierungen als das real-rationalistische und das religiös-mystische bezeichnen, und zwischen ihnen als Polen spannt sich seit der Wende des 18. Jahrhunderts unser geistiges Leben: dergestalt, daß diese beiden Prinzipien bei der immer fühlbar bleibenden Unzulänglichkeit aller menschlichen

Digitized by Google

Deutung dazu verurteilt sind, sich gegenseitig vorzubereiten und periodisch abzulösen.

Wir unterscheiden so zwei toto coelo voneinander getrennte geistige Welten: die eine — wenn man die größere Bewußtseinshelligkeit als Kriterium anerkennt — höhere, in der Arbeit, Ordnung, Klarheit, Sachlichkeit herrscht: die Welt Kants und Goethes, die andere, deren geistiges Gesamtbild man mit dem Sammelbegriff der „Romantik" zu umschreiben versucht hat.

Ihr letzter Repräsentant großen Stils war Richard Wagner.

Allerdings erscheint das reine, und in seiner Art erhabene Bild des romantischen Geistes eines Novalis bei Wagner verzerrt und entstellt, denn ihm blieb es vorbehalten, eine großartig konzipierte Idee ins Theatralische zu verflachen und zu korrumpieren. Dieser unvergleichliche Histrio, der größte Mime, das erstaunlichste Theatergenie, das die Deutschen gehabt haben (Nietzsche), hat alles, was er erlebte, zu Theater gemacht. Ihm wollte er auch die freie Muse der Musik versklaven, diese selbe Muse, für die nach Berlioz die Oper dasselbe bedeutet — „sicut amori lupanar".

Dies aber ist ein charakteristischer Zug der Romantik, wie sie sich weiter entwickelt hatte: das unbedenkliche Aufopfern des Kulturstoffes für ihre Zwecke ohne Rücksicht auf seine sachlichen Ordnungen. Denn auf den Namen Unsachlichkeit ist die Romantik getauft. Bei den neuen Lyrikern finden wir dieselbe souveräne Verachtung sachlicher Normen: die ganze reale Welt scheint recht eigentlich dazu da, um als unorganisches Gemenge der romantischen Seele als Heizmaterial zu dienen, eben recht als Mittel für sie, sich in schrankenloser Spontaneität auszuleben.

Immerhin wirken die lyrischen Produkte vielleicht noch am erträglichsten. Einmal wohl deshalb, weil sie der realen Gegebenheiten doch bis zu einem gewissen Grade entraten können und dann, weil die Form der Lyrik für unsere heutige Auffassung eine so wenig strenge ist, daß auch ein fast völliges Fehlen der Form, falls nur eine gewisse Intensität des Erlebens vorhanden ist, leichter in Kauf genommen werden kann. Anders bei Werken dramatischer oder gar epischer Art. Hier rächt sich die Formlosigkeit der romantischen Seele, und hier scheitern diese Dichter auch an der Unmöglichkeit zu gestalten. Denn Gestalten eben ist Abgrenzen; die Figuren plastisch in einen realen Raum zu stellen, in dem sie körperlich wirken.

Ihre Figuren dagegen schweben als wesenlose Schatten zwischen Himmel und Erde.

Es erscheint mir typisch für diese, daß sie gewissermaßen nur von ihrer Rolle her zum Betrachter hin existieren. Nimmt man ihnen diese Rolle, so zerfließen sie in nichts. Es fehlt ihnen durchaus das Dreidimensionale der Gestalten wirklich schöpferischer Künstler: das Körperliche, das nur durch die Aufnahme von Lebensstoff aus der Welt des Realen gewonnen werden kann. Eben das, was z. B. die Goetheschen Gestalten in so hohem Maße auszeichnet, die immer außer der Rolle, die sie eben spielen, noch etwas — und ein Mehr

Digitized by Google

sind, von dem ihre Rolle gleichsam nur wie ein Ausschnitt, wie eine Episode wirkt. Dies aber ist das, was ich ihre „dritte Dimension" nenne; um ihretwillen sind die Gestalten körperhaft: sie leben. In so intensiver Weise leben sie, daß sie uns wie „wirkliche" Personen, die wir kennen, durchs Leben begleiten können, während jene Schatten nur gespensterhaft in unserer Erinnerung spuken.

Unfähig „Menschen" zu schaffen, kommt diesen Romantikern die Mystik äußerst gelegen. Sie verzichten von Anbeginn darauf, das Problem künstlerisch-dichterisch durch Gestaltenwollen zu lösen. Sie machen — echt romantisch — in dem dunklen Gefühl ihrer Unzulänglichkeit ihre Figuren zu Trägern einer Idee. Die Symbolik soll den Mangel an wirklichem Leben ersetzen. Sie ziehen sich in die unkontrollierbaren Provinzen der Mystik zurück und fangen an zu orakeln: „dies ist nicht, sondern dies bedeutet" — was? Dies aber ist Geschäftsgeheimnis. Fürwahr eine geniale Art, aus der Not eine Tugend zu machen! Denn nun ist der Dichter unangreifbar geworden. In diesem Malepartus mystischen Halbdunkels ist er nicht mehr zu fassen, ist nie vor ein Forum zu bringen, kann er sich mühelos jedem Kriterium entziehen. Der Willkür, der Anarchie, so der Form als des Inhalts, ist Tür und Tor geöffnet.

Aber allem Schlagwortwesen von „Expressionismus" usw. zum Trotz: dies ist Unvermögen und muß als solches gebrandmarkt werden.

Kehren wir zu der Entwicklung zurück, welche die Romantik genommen hatte. Sie war keine transzendentale Idee mehr, wie bei Novalis, als solche durchaus weltenfremd und erdentrückt, sondern sie machte sich seßhaft in der Welt des Realen, dessen sie doch nicht entraten konnte, um es gleichzeitig zu verneinen. (Dadurch wird die „Ironie" als besonderer Zug der Romantik gewonnen.)

Aber die sinnliche Welt einerseits als Ausdrucksform zu benützen und sie gleichzeitig zu diskreditieren ist eine geistige Unreinlichkeit, und deshalb durfte Nietzsche zu Recht sagen: „Ich verachte jeden, der den Parsifal nicht als ein Attentat auf die Sittlichkeit empfindet."

Die romantische Idee, wie sie sich in Novalis und vielleicht noch Brentano verkörpert, muß uns durch die Reinheit, mit der sie angeschaut und die Absolutheit, mit der sie erlebt wird, immer Achtung abnötigen, wie es jede tiefgeistige Idee tun muß.

Aber gegen die Romantik in ihren Spätformen — und nur sie kommt für uns praktisch in Frage — gegen sie gilt es, sich mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen. Denn ihre Rekrudeszenz, die wir, wenn nicht alle Zeichen trügen, jetzt eben wieder erleben, bedeutet eine Gefahr, ja die Gefahr für den freien Geist und bedroht die in harter Arbeit errungenen Resultate unserer geistigen Kultur.

Diese „Renaissance der Romantik" nach einer Periode vorwiegend naturwissenschaftlichen Interessiertseins kommt nicht überraschend, einmal aus den eingangs erwähnten Gründen, dann aber auch deshalb, weil in weiten Volks-

Digitized by Google

kreisen ein Mißtrauen gegen die Naturwissenschaft um sich gegriffen hatte, genährt durch die Enttäuschung, welche diejenigen erfuhren, die für ihre metaphysischen Bedürfnisse von ihr Lösungen erwartet hatten, die, eo ipso jenseits ihrer Grenzen liegend, in das Gebiet der Metaphysik und Erkenntniskritik fallen. Es geht nicht an, die exakte Wissenschaft für die Entgleisungen einiger weniger, die solche Lösungen auf dem Boden der Naturwissenschaft suchten und versprachen, verantwortlich zu machen: die Wissenschaft kat' exochen zu diskreditieren und ihr Wirkungen zur Last zu legen, an denen in Wirklichkeit die Kritiklosigkeit der Köpfe und die oberflächliche und laienhafte Beschäftigung mit den Problemen die Schuld tragen.

Damit haben wir ein neues Charakteristikum der romantischen Seele gewonnen, nämlich immer nach dem „Letzten" zu fragen, das wir nicht wissen können, immer in dieses lichtlose, transzendentale Loch zu starren unter Umgehen der geformten Einzelheiten der Welt, der objektiven Kultur: die Arbeit an ihr verachtend, ihre Resultate bespöttelnd.

In dem Glauben der romantischen Seele, eine direkte Verbindung zwischen sich und dem Unendlichen schaffen zu können, offenbart sich ihr hauptsächlichster Zug. Er bewirkt einerseits die Verachtung der ganzen realen Welt und ihrer Inhalte als „Zwischenstationen", andererseits die Maßlosigkeit des Gefühls, das, aller realen Bindungen entbehrend, wie ein Uhrwerk ohne Hemmung sinnlos abrast und sich so zu Tode hetzt (die spezifische „Todessehnsucht" der Romantik).

Denn kein Mensch kann allein aus sich heraus, aus der reinen Dynamis der Seele die Erfüllung finden. Sein Los ist es, sich an den Realitäten der Welt zu versuchen und auszuwirken: aus der ursprünglichen naiven Einheit seines Geistes heraus in die Vielheit der kulturellen Erscheinungen einzutreten, um sich dann mit ihrer Hilfe zu einer neuen, reicheren und allein lebensfähigen Syntheſe zusammenzuschließen.

Goethe: „Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten."

Diese Lebenstendenz verkehrt der Romantiker in das Gegenteil. Ihm ist es nicht darum zu tun, das Mögliche zu tun und „das Unerforschliche still zu verehren", sondern er verachtet das Mögliche, verhöhnt die Arbeit an ihm und gefällt sich in einer sterilen Nabelbetrachtung, die nichts wirkt, als eine formlose, nebelhafte Mystik, als Ersatz für den Horror, den die romantische Seele hat vor allem Begrenzten, Geordneten, kurz vor jeder Sachlichkeit.

Ich sagte, eine Neubelebung romantischer Ideen erklärte sich einmal durch die Periodik überhaupt, mit der in der Geschichte des menschlichen Geistes der Versuch gemacht wird, entweder auf rationalem oder religiös-mystischem Weg den Lebensproblemen beizukommen, sie möglichst restlos unter einen Generalnenner zu bringen, den idealen Brennpunkt zu finden, in dem sich die weitverzweigten Strahlenbündel menschlichen Erlebens sammeln ließen; sie

Digitized by Google

erkläre sich außerdem durch die falsche Einschätzung der Naturwissenschaft von gewissen Kreisen, sowie durch einzelne Übergriffe der exakten Wissenschaften auf Gebiete, die nicht zu ihrer Domäne gehörten, sondern der Metaphysik und Erkenntniskritik angehören.

Nun kam aber offenbar noch ein weiteres begünstigendes Moment für das Wiedererwachen des romantischen Geistes hinzu, und dies ist der verlorene Krieg.

Wir leben zweifellos in einer Zeit nervöser Erschöpfung und einer inneren Haltlosigkeit, einer Art von Fin-de-siècle-Stimmung, über die sich die einen, durch eine krampfhafte Vergnügungssucht wegzutäuschen suchen, während die anderen — der bessere Teil — sich in hohem Maße für religiöse und religiös-mystische Strömungen empfänglich zeigen. Dies ist begreiflich: die große Mehrzahl der Menschen verfügt nicht über das seelische Volumen, solche Krisen aus eigener Kraft zu überwinden, sondern sucht instinktiv eine Stütze bei denjenigen transzendentalen Mächten, die stets ein Hauptingrediens des romantischen Geistes ausgemacht haben: der Mystik und der Religion, wie auch die Heraufkunft der Romantik um die Wende des 18. Jahrhunderts zugleich eine Renaissance christlicher Ideen bedeutete. Denn eine transzendentale Religion ist die christliche, „die das Höchste nicht sucht in der Entfaltung, sondern in der Überwindung des Lebens".

Man hat es oft versucht und versucht es immer wieder von neuem, Goethe mit dem Christentum in Verbindung zu bringen (welche Bewegung hätte es nicht versucht, ihn für ihre Zwecke mit Beschlag zu belegen, tut es doch in neuerer Zeit — welche Blasphemie! — selbst eine „geistige" Bewegung wie die Steinersche „Anthroposophie"!).

Aber Goethe stand in Wahrheit der christlichen Religion fern. Diese und der Geist Kants, Goethes, Schillers sind Gegensätze, wie die Goethesche Welt und die Romantik Gegensätze sind.

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion."

Aber zu dieser Religion, die das Höchste ist, was für den Menschen wünschbar und erreichbar ist, zu dieser Religion, befreit von allem „Pigment", die sich andererseits aber bei einer gewissen geistigen Tiefe wie das Moralische nach dem prächtigen Wort Vischers „von selbst versteht", denn sie erst erlöst den Menschen von der materiellen Gebundenheit, ohne ihn in dogmatische Fesseln zu schlagen — zu dieser Religion gehört ein anderes geistiges und seelisches Kaliber, als es die Mehrzahl der Menschen besitzt. Und so ist es kein Wunder, wenn solche Zeiten das Sektenwesen jeder Art begünstigen und es ermöglichen, daß Strömungen wie die Anthroposophie Rudolf Steiners breite Kreise in ihren Strudel ziehen. Sie können auch den Atavismus des Götzendienstes begreiflich machen, der mit der Person Dr. Steiners selbst von seinen Jüngern getrieben wird.

Eine Rekrudeszenz romantisch verworrener Mächte!

Digitized by Google

Haben wir den Glauben an das Volk Kants und Goethes, daß es die Kraft hat, sich den Polypenarmen dieses Dämons zu entwinden, daß es der Steinerschen Hypnose nicht unterliegen wird! Daß es auch den Millionen des „Kommenden Tags" nicht gelingen wird, den freien Geist zu knebeln. Denn dies allerdings, dies wäre, wie dies jüngst ausgedrückt wurde, „nach der Tragödie das Satyrspiel!"

Aber: videant consules! — Es gibt noch andere Erscheinungen des romantischen Geistes, welche die Helle der Goetheschen Welt zu verdunkeln drohen.

Vom künstlerischen Standpunkt lohnte es sich wohl kaum, gewisser neuerer literarischer Produkte zu gedenken, wenn nicht der Geist, aus dem sie geboren sind, der wäre, den wir bekämpfen, und wenn nicht die Gefahr vorhanden wäre, daß dieser Geist manchen als Retter aus unserer Not erscheinen möchte, als ein neues Ideal, das berufen wäre, die unter dem Druck des Materiellen leidende Menschheit zu erlösen.

Es ist die Tragik der menschlichen Seele als eines Rein-Geistigen, daß es ihr versagt ist, die Absolutheit ihres Seins rein offenbaren zu können. Denn sie kann dies nur mit Mitteln versuchen, die als solche einer anderen Welt angehören, als es die ihre ist.

Während sie als ein Geistiges unbegrenzt unendlich ist, ist sie, um sich auszusprechen, auf Ausdrucksmittel angewiesen, die, begrenzt und endlich, das Urphänomen ihres Seins durchaus verändert wiedergeben müssen.

Dies ist der Antagonismus von Inhalt und Form, der am Anfang und Ende aller Kunst steht. Jeder seelische Inhalt kann sich nur aussprechen in einer *Form*, aber in dem Augenblick, da er es tut, erstarrt er zu etwas Wesensanderem: Indem er sich in der Welt des Realen niederschlägt, wird er Gesetzen untertan, die von anderen Normen her diktiert sind, als diejenigen es sind, die in der Provinz des noch ungeformten Seelisch-Dynamischen Geltung haben. Durch die unvermeidliche Starrheit aber, welche das früher rein Dynamische der Seele nach seiner Objektivierung durch die Form gewonnen hat, befindet es sich in einem strikten Gegensatz zu dem stets im Fluß bleibenden Seelisch-Dynamischen, so daß sich beide alsbald als antagonistische Prinzipien gegenüberstehen.

Die ganze Geschichte des künstlerischen Schaffens nun ist *ein ungeheurer Versuch*, diesen Antagonismus aufzulösen und ein subjektiv Erfühltes restlos in ein objektiv Gestaltetes umzusetzen.

Wo dies näherungsweise gelungen ist — wir Menschen sind ja unserer Natur nach dazu prädestiniert, in Kompromissen zu leben und die Annäherung für die Erfüllung zu nehmen, um überhaupt *leben* zu können —, da empfinden wir den göttlichen Funken des Genies.

Es ist nun nur eine natürliche Folge seiner seelischen Struktur überhaupt, daß der Romantiker über den oben aufgezeigten Antagonismus wegspringen will, anstatt an seiner Lösung zu arbeiten, indem er aus der Maßlosigkeit seines Gefühls heraus immer wieder dem Wahn unterliegt, als könne er der Form

Digitized by Google

entraten und den seelischen Inhalt selbst darstellen. Aber alle Schlagworte von „Expressionismus“ usf. können nicht darüber wegtäuschen, daß dies ein Selbstbetrug ist, der nur von dem Überschwang der romantischen Seele getragen wird. Tatsächlich kommt es doch nur zu jenem chaotischen Stammeln, das besonders für die Lyrik vieler unserer neueren Dichter bezeichnend ist.

Auch der elementarste Geist kann eben doch nur auf dem Umweg über das Begrifflich-Formale zum Nach- und Miterleben seiner Gefühle und Stimmungen auffordern.

Aber eben durch die Tatsache, daß der Romantiker alle Form verachtend, darum ganz losgelöst von aller realen Gebundenheit, in unbekümmerter Sorglosigkeit um alles Stofflich-Formelle und seine Gesetze, das Seelische gewissermaßen „rein“ auszusprechen vorgibt, erscheint er dem Auge des naiven Beobachters, der immer nur die Oberfläche der Erscheinungen sieht, als der Idealist schlechthin. Und darin liegt auch für die jetzige Zeit die Gefahr. Dadurch nämlich wird der Romantiker für eine Welt, die sich aus den Banden eines platten Materialismus nach Erlösung sehnt, zum Messias, von dem sie ihr Heil erwartet. Hier aber steht sie vor einer neuen Enttäuschung, denn die Gestalt des Erlösers wird sich früher oder später als eine Fata Morgana herausstellen und die Enttäuschung wird dann doppelt groß sein. Statt Brotes — nicht Steine, sondern eine Luftspiegelung!

Vor mir liegen zwei neuere Werke eines jungen fränkischen Dichters, J. M. Becker, dessen Erstlingswerk „Das letzte Gericht, eine Passion in 14 Stationen“ (von einem sehr jugendlichen Roman sehe ich ab), unlängst in Darmstadt seine Uraufführung erlebte: „Schatten der Welt“ und „Der Freier“. Das eine nennt er: „Ein Vorgang“, das andere: „Ein Stück“.

Was ist das — „ein Stück“? Es gibt Dramen, Komödien, Lustspiele, Tragödien usf., aber alle diese Titel konnten ersichtlich nicht gewählt werden, denn sie alle verlangen eine Form, einen Aufbau, irgendeine bestimmte Gestalt.

Das Gestalten aber, das Abgrenzen, ist der romantischen Seele durchaus versagt. Es ist ihre spezifische Idiosynkrasie, jede Form zu verneinen, keine Ordnung anzuerkennen. Rein und ungebrochen soll die Dynamis der Seele ausströmen.

Also „ein Vorgang“, also „ein Stück“.

Und der Inhalt? Eine fleisch- und blutlose Symbolik. Schatten an Stelle von Menschen. Mittelalterliche Gespenster spuken. Die Arbeit wird verachtet, die Wissenschaft verhöhnt. „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft,“ werden gleichermaßen in Bann getan. „Manneswillen quantum satis? — er ist deus caritatis!“ — Spürt man den romantischen Geist?

Da ist ein Gelehrter, dem am Abend eines Lebens, das er der Wissenschaft geweiht hat, und das er mit einem letzten Schlußstein zu krönen im Begriffe ist, die Arbeit seines Lebens als unnütz vor die Füße geworfen wird, weil seine Wissenschaft das Glück der Masse (!) vernichtet.

Digitized by Google

Ich lasse eine charakteristische Szene folgen:

(Monday, Soltan, zwei Gelehrte; Armand, ein Diener; Volk. Die Szene ist der untere Raum eines Observatoriums.)

(Soltan eilt von rechts die Terrasse hinauf und steigt die Treppe nach oben empor. Monday von links hinauf. Als er auf der Höhe der Terrasse angekommen ist, brechen die Türen auf und das Volk, von Armand geführt, stürzt herein. Monday verharrt.)

Armand: Hört mich: kein Geheimnis ist mehr! Er hat seine Flügel geöffnet, der Mond. — Welt in finsterste Nacht verworfen, der Mond.

Erster: Auf Erden ist Nacht.

Zweiter: Und mitten im Tag.

Volk: Und mitten im Tag.

Armand: Da schlägt auch die Erde in höllischen Schatten aus. Täubt Dunkel aus sich. — Wirft ihr Gewürm: Assel und Tausendfuß, Ratte und Wurm aus Teufen und Schacht.

Erster: Bin Assel!

Zweiter: Bin Tausendfuß!

Dritter: Bin Ratte!

Vierter: Bin Wurm!

Armand: Hört ihr — was Menschen sind!

Erster: Bin Assel!

Zweiter: Bin Tausendfuß!

Dritter: Bin Ratte!

Vierter: Bin Wurm!

Armand: Hören Sie — Monday — was Menschen sind.

Monday: (von der Mitte) Warum — das mir?

Armand: Menschen haben sie dazu gemacht!

Monday: Die Lüge steht auf!

Armand: Sie — Monday — haben sie dazu gemacht!

Monday: Im Kernschatten der Wahrheit steht die Lüge auf!

Armand: Das Volk steht auf!

Volk: Wir — wir — wir!

Armand: Das Volk steht auf! Gegendruck des Lichtes schwand. Da hat es von innen, von draußen die Scheiben zerdrückt — brach aus — schwoll hoch — wogte heran — stürmte her: Springflut, wenn der Mond den Himmelsfirst passiert. — Nein wirklich: Das ist nicht Triumph der Wissenschaft!

Erster: Nieder mit der Wissenschaft!

Zweiter: Den Babelturm tragt ab!

Dritter: Den Arm der Maschinen — zerbrecht!

Volk: Nieder mit der Wissenschaft!

Armand: Hier ist die Festung der Wissenschaft. Ihr Pharus! — Ihr Leuchtturm! — Ich habe euch in Schwärmen, Fledermausschwärmen

Digitized by Google

herangeführt. — Reicht euch die Krallen! — Ergänzt euch zum Vampirflügel! — Werdet der Schatten der Welt! — Seid Teppich und schlagt um den Turm! — Erstickt sein Lichtherz! —

Volk: Sein Lichtherz — erstickt!

Monday (steht mit ausgebreiteten Armen vor der Treppe, die nach oben führt).

Volk (von beiden Seiten der Terrasse auf ihn eindringend): Nieder — Nieder!

Monday: So kreuzigt mich doch!

Armand: Sie sind sein Erlöser ja nicht! — Das ist doch Ihr arger Betrug! Den Hunger, den Durst nicht, nicht Sehnsucht, Drang, Hoffnung der Menschheit haben Sie, Monday, gehört. — Waren ertaubt inmitten Ihres Lichts — erblindet inmitten Ihrer Sternendonner. — Ihr Reichtum hat uns arm gemacht. Ihr Triumph hat uns elend gemacht. Ihre Göttlichkeit hat uns zu Tieren gemacht. (Mit erhobenem Gestus): Bald kriechen wir auf Vieren!

Volk (noch näher herandrängend): Wir kriechen auf Vieren!

Monday (ist eine Stufe emporgestiegen): Neu gürtet mich euer Widersachertrotz! Meinen Posten behaupte ich.

Volk: Wir kriechen auf Vieren! — Nieder zu uns!

Erster: Bin Assel!

Zweiter: Bin Tausendfuß!

Dritter: Bin Ratte!

Vierter: Bin Wurm!

Armand (emphatisch): Und könnten ja Gott sein! Wäre Wissenschaft nicht — Babelturm nicht — Maschinengespenst nicht! —

Volk (schmerzlich): Könnten — Götter sein!"

In dem anderen Werk sehen wir einen Großindustriellen, der sein Leben lang „ein schlichter Bürger" gewesen. „Mein Leben hieß Arbeit von morgens bis nachts. Ich war nicht mein Herr. Ein schlichter Diener bin ich höherem Dienste gewesen: Pflicht hieß mein Herr, Notwendigkeit mein Gebot, Opfer das Gesetz meiner täglichen Stunde."

Aus einem solchen Leben hätte ein Liliencron, ein Verhaeren, ein Dehmel — eben ein Nichtromantiker — einen Hymnus an die Arbeit gedichtet. Und wirklich! Ist es nicht das, was uns nottut?

Aber nicht so der Romantiker. Denn so will er es: Keiner pflichtmäßigen Arbeit an den Realitäten der Welt, keiner werktägigen Erfüllung des Tages soll sich der Sinn des Lebens erschließen. Der Mann, der ein Riesenwerk geschaffen hat — „Dreiundzwanzig Schornsteine sind dieses Werk! — Hunderttausend Pferdekräfte, starr vom Willen meiner Hand umballt, sind dieses Werk! — Ein Volk von Werkern an Kranen und Hebeln sind dieses Werk! Ein Geldstrom wie Lavamasse in tönendem Kaskadenfall von Kasse zu Kasse sind dieses Werk! — Vielziffriger Umsatz, Ansehen des Staates, Echo in

Digitized by Google

fernsten Weltteilen sind dieses Werk!" — Dieser Mann, der das geschaffen hat — so will es der Dichter — wird „gefällt", so gefällt, daß er sich als „weniger als nichts" empfindet. Denn er hat durch seine Schuld zwei Krüppel erzeugt. Durch seine Schuld? — Gewiß. Denn dieser Mann („dessen Leben Arbeit hieß von morgens bis nachts") geht im „unerhörten Frevel eines solchen Mannes, nicht Mannes, Dämons, seelenverwelkt, entblättert, entkernt hin und versucht den Geist der Unsterblichkeit im Geschlechte".

Die Frucht sind zwei Krüppel. — Leben wir im Mittelalter? Auf dieser Basis nun baut sich eine gespensterhafte Atmosphäre von Schuld und Grauen auf, die Strindbergsche Schule verrät, aber nicht wie dort aus den Tiefen der menschlichen Seele heraufsteigt, sondern von außen her als Theatermaske den Menschen übergestülpt wird.

Also: wie dort eine Verhöhnung der Wissenschaft, so hier eine Verhöhnung der Arbeit. Denn bei dem durchaus Schematischen, Schablonenhaften des Werkes, dem Fehlen jeglichen „Lebensstoffes", der ein Milieu schaffen, die Schatten zu Körpern runden könnte, bleiben es ja reine Ideen, also absolute Gegensätze, bei deren Aufeinanderprallen die Arbeit unterliegen soll.

Zum Schlusse erleben wir das jammervoll-klägliche Bild, wie „Manneswillen — quantum satis" in einer muffig-christlichen Atmosphäre selbstgerechten Pharisäertums erstickt wird.

„Frau: Du mußt deine Liebe schicken, ihn zu erobern (den krüppelhaften Sohn). — Lieblosigkeit war es, die beide (Sohn und Tochter) in Nebelkälte des Daseins stieß. Sie wollen wiedergeboren sein in Wärme, die du schaffen mußt. — Es wird der Beruf deines Abends sein. — Die letzte Messe, das heldische Opfer inmitten —

Finnentroop (der Mann): O, Weib! — Dein hoher Dienst wird offen und kund. — Ich muß noch dauern, dir dankbar zu sein.

Frau (voll lächelnder Überlegenheit) (!!): Zunächst sollst du zu Krispin (dem Sohn) senden! — Ein zweitesmal! —

Er komme zurück! (Vorhang)

Der Mann also, der in titanenhafter Kraft sein Werk getürmt hat, der aus seinem Leben ein hohes Lied an die Arbeit gedichtet hat: dieser Mann wird seinen Beruf von nun an in der „Liebe" sehen. — Die Liebe als „Dauerzustand"! Die Liebe als Beruf! Und für den Mann! Und für diesen Mann! Spürt man etwas von der seelischen Verlogenheit dieser Art von Romantik? Selbst der Wagnerschen „Erlösung durch das Weib" begegnen wir. — Und was für ein Weib! Man mache sich doch klar, was für eine seelische Konstitution dazu gehört, den Zusammenbruch eines „Manneswillens quantum satis" — „voll lächelnder Überlegenheit" mitanzusehen! Welches Maß von Pharisäertum und seelischer Unreinlichkeit dazu gehört!

Und diese geistige Sphäre sollte die „Erlösung" sein, der neue Weg?!

Digitized by Google

Das ganze Problem des Dichters aber: ist es nicht das Problem jener Art von Romantik, deren Schicksal es ist, „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken?“

Nein, diese Art von Geist ist nicht dazu angetan, uns die Erlösung zu bringen, uns auch nur einen gangbaren Weg zu zeigen.

Knapp und präzis hat Goethe sein Urteil gefällt: „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke.“

Und nochmals: videant consules!

Zwei politische Briefe Edwin v. Manteuffels

Veröffentlicht von

Dr. Ludwig Dehio

Die beiden folgenden Stücke helfen eine sehr fühlbare Lücke schließen. Es fehlte bislang so gut wie ganz an jedem ausführlicheren gleichzeitigen Zeugnis über Edwin v. Manteuffels politisches Denken in den stürmischen Jahren 1848—1850.[1]) Seine eigenen späteren Angaben bieten nur schlechten Ersatz. Das erweist sich auch in unserem Falle.

Er schrieb 1872 an Ranke mit Bezug auf die Revolutionszeit (vgl. Dove, Kleine Schriften 248): Er habe in Erinnerung an die Lehren des Historikers daran festgehalten, daß die nationale Selbständigkeit und das Interesse des Staates niemals dem abstrakten Prinzip geopfert werden dürften. Unsere Briefe zeugen gegen ihn. Der erste allerdings zeigt sein Staatsgefühl in einer elementaren Stärke, wie man sie etwa bei den Gerlachs vergeblich sucht. Der eherne Ton des Schlußsatzes erinnert an Bismarcksche Reden dieses Jahres, und das Axiom „das Blut des Staates kann nur vergossen werden zum Nutzen des Staates“ läßt den Schüler Rankes nicht verkennen. Bezeichnend, wie er den möglichen Einwand, Rußland habe in Ungarn selbstlose Politik getrieben, abfertigt: Der Zar sei durch diese Politik der mächtigste Mann Europas geworden. Deutlich schwebt ihm eine kriegerische, preußisch-konservative Machtpolitik als Lösung aller inneren und äußeren Schwierigkeiten vor (vgl. entsprechende Stellen in Bismarcks Reden vom 22. März und 6. September 1849).

Aber eben eine ausschließlich konservative Machtpolitik! Der Staatsgedanke ist gefesselt durch die Doktrin, die einen ganz anderen Raum einnimmt als in Bismarcks Gedankenwelt (vgl. Meinecke, Preußen und Deutschland 291), einen anderen Raum auch als in Manteuffels eigenen Räsonnements aus wenig späterer Zeit (vgl. Deutsche Revue 1913, 1, S. 189 einen Brief Manteuffels

---

[1]) Vgl. neuerdings Elisabeth Schmitz, Edwin v. Manteuffel als Quelle zur Geschichte Friedrich Wilhelms IV. München, Oldenburg. 1921.

Digitized by Google

vom Anfang Januar 1852). Wohl macht er in dem ersten Brief einen spitzfindigen Versuch die Bewegungsfreiheit des Staates zu retten: nur ein selbstbewußtes, ein ungedemütigtes Preußen könne seinen Platz in der konservativen Phalanx ausfüllen, man möge den Unionsreichstag ihm nachsehen. Aber ein halbes Jahr darauf ruft er, ganz im Sinne seines Vetters (vgl. Sybel, I, 403), den Zaren auf gegen eine konstitutionelle Union, wie sie Radowitz plante: Nikolaus möge sich vor den Fehlern von 1830 hüten und sich nicht mit einer übertünchten Ruhe Deutschlands zufriedengeben. — Man sieht, wie er es damals mit der „nationalen Selbständigkeit" meinte, die er in jenem Brief an Ranke immer festgehalten haben will. Von Deutschland ist in diesen Briefen nicht die Rede. Der Begriff Nation verbindet sich ihm mit dem preußischen Staate. Keine Andeutung von dem deutschen Gefühl, das Ranke, den König bei der Unionspolitik festhielt; womit nicht gesagt ist, daß er nicht eine handfeste, rein preußische Unionspolitik hätte befürworten können.

1.

(Als Konzept erhalten im Nachlaß E. v. Manteuffels im Geheimen Staatsarchiv, Berlin).

An General v. Rauch in Petersburg.

Ende November 1849.

Ew. Exzellenz

habe ich nicht mit Briefen belästigt, weil ich Ihnen eben nur hätte Sentiments schreiben können und das war nicht wichtig genug Ihre Zeit zu beanspruchen. (Heute aber schreibe ich Ew. Exzellenz, weil ich glaube, daß wir auf einem Punkt angelangt sind, wo bei Beibehaltung der jetzigen Behandlung der Verhältnisse nur größere Verwirrung entstehen kann und eine vollständige Schwächung der Regierungsgewalt die Folge sein muß.) [1]) Da es nun aber in Ew. Exzellenz eigene Hand gelegt ist, Ihren Aufenthalt in Petersburg zu verlängern oder gleich nach Rochows Ankunft zurückzukehren, so trage ich Ihnen heute zur Feststellung Ihres Entschlusses auch meine Ansicht vor.

Die allgemeinen Verhältnisse werden Ew. Exzellenz aus den Berichten und Ihren regelmäßigen Korrespondenzen hinreichend kennen. Sie sind eben notwendige Konsequenzen des Radowitzischen Einflusses, der das Drei-Königsbündnis hervorgebracht hat. Dadurch hat man sich von neuem mit den revolutionären Elementen eingelassen und das wirkt naturgemäß auf unsere politische Stellung und ebenso auch auf unsere inneren Maßregeln zurück. In dieser Hinsicht steht die Sache, wie sie bei Ihrer Abreise stand oder wie sie bei dieser vorauszusehen war. Hielten es nun Ew. Exzellenz angemessen im Oktober fortzugehen, so liegen aus dem allgemeinen Gesichtspunkte auch eigentlich keine Gründe vor, die Sie veranlassen könnten, Ihre Rückkehr zu beschleunigen. Aber spezielle Verhältnisse

[1]) Die eingeklammerten Sätze sind von Manteuffel nachträglich wieder gestrichen worden.

Digitized by Google

sind eingetreten, die mir dies wünschenswert erscheinen lassen. Die Stellung des Ministeriums zum Könige wird immer falscher. Es schleicht sich ein gegenseitiges Mißtrauen ein, das verderblich werden muß, und es ist keine Vermittlungsperson da, die hier helfen könnte. Ew. Exzellenz kennen meine Ansichten genug, um nicht zu glauben, daß ich die konstitutionelle Auffassung, welche vielleicht der größere Teil des Ministeriums über sein Verhältnis zum Könige hat, teilte, oder daß ich die äußere und innere Politik des Ministeriums billigte, oder gar, daß ich die Unterordnung des Königs einer Entlassung aller Brandenburgs und Manteuffels vorzöge. Davon ist nicht die Rede.

Aber hier handelt es sich großenteils um Mißverständnisse. So z. B. erzählte mir am 19. d. M. in Sanssouci General v. Gerlach: Auf Rat des Grafen Brandenburg habe der König einen Gesetzentwurf über die Grundsteuer zurückgewiesen und nichts destoweniger wolle das Ministerium auf seinem Gesetzentwurf beharren.[1]) Ebenso: H. v. Schleinitz habe den König gefragt, ob die Protestation in der Mecklenburger Sache kontrasigniert werden solle oder nicht, und nachdem dieser für das erstere entschieden, bestehe jetzt das Ministerium auf der Nichtkontrasignatur und manquiere von neuem gegen den König. Die Sache traniere schon 4—5 Tage und man gehe unverzeihlich mit dem Könige um.[2])

Als ich nun abgelöst worden war, ging ich sogleich zu Manteuffel. Er sagte mir, man denke nicht daran, die Kgl. Order in betreff der Grundsteuervorlage zu ignorieren oder gegen sie zu demonstrieren; die Mecklenburger Sache sei mit Kontrasignatur erledigt und daran, daß Schleinitz schon früher mit dem König einig gewesen, und daß daher die Vorschläge des Ministeriums an den König gegen diesen hätten manquieren müssen, habe er keine Silbe gewußt.

Der König und General Gerlach sind daher viele Tage in falsch unterrichteter Lage und unnütz gereizter Stimmung gegen das Ministerium gewesen.

Ich habe sogleich an General Gerlach geschrieben und habe ihn gebeten mit Manteuffel offen über die Verhältnisse zu sprechen[3]) und sich außerdem mit ihm dahin zu einigen, wie, da Graf Brandenburg nun einmal die unglückliche Ansicht habe, durch Majoritätsbeschlüsse in dem Ministerium entscheiden zu lassen, die mattgesinnte Majorität des Ministeriums nach und nach geändert werden könne.

Ich bin dann zu Manteuffel gegangen und habe ihn gebeten öfter zum Könige zu kommen und sich ihm und General Gerlach nicht fremd zu stellen. Er geht heute nach Potsdam.

Aber sehen Ew. Exzellenz, das sind zwei Belege, die Ihnen beweisen, daß die bei der Persönlichkeit unseres Herrn und Königs so notwendige direkte Ver-

---

[1]) Vgl. Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, 1849, zum 20. November.

[2]) Vgl. a. a. O.

[3]) Tatsächlich hat sich L. v. Gerlach daraufhin mit O. v. Manteuffel auseinandergesetzt; a. a. O. zum 26. November.

Digitized by Google

bindung zwischen König und Ministerium nicht stattfindet, und daß dadurch Mißverständnisse über Mißverständnisse entstehen müssen.

Außerdem kann ich Ew. Exzellenz versichern, daß die Sanssoucier Umgebung bereits anfängt, das jetzige Ministerium wie ein Camphausen-Hansemannsches anzusehen und jede Handlung desselben oder einzelner Mitglieder aus diesen Gesichtspunkten zu beurteilen; ebenso nehmen die rechte Seite der Kammer und unsere junge altpreußische Partei eine komplett feindliche Stellung gegen das Ministerium ein; es ist überall Mangel an Vertrauen und vergessen, daß der allgemeine Feind noch vor den Toren ist, daß man nur zu seinen Gunsten sich gegenseitig schwächt.

Sie kennen Graf Brandenburg, Manteuffel und Ladenberg und wissen, daß sie der moralischen Stütze bedürfen — erhalten sie diese nicht, so werden sie aus Erschöpfung und Gereiztheit der deutsch-konstitutionellen Partei komplett in die Arme getrieben.

So stehen die Verhältnisse! Ew. Exzellenz sind der einzige Mann, der diese Stütze geben kann, der auch fähig ist zu beurteilen, ob dieses Ministerium überhaupt noch zu stützen ist oder ob es geändert werden muß, der in letzterem Fall dies mutig und vernünftig einleiten kann. Denn motiviert muß eine Entlassung sein. Durch ein bloßes „tel est mon plaisir" geht es nicht.

Ich halte es daher für richtig und unerläßlich, daß Ew. Exzellenz möglichst bald hierher zurückkehren. Manteuffel, mit dem ich darüber sprach, ist derselben Ansicht. Sie haben Fräulein Elisen[1]) geschrieben, daß Sie jeden Augenblick bereit wären, aus Ihrem Eldorado in unsere Hölle zu kommen, daß Sie aber einen bestimmten Befehl dazu haben müßten. Ich denke, daß, wenn Ew. Exzellenz dem Kaiser die Verhältnisse vorlegen, der Kaiser Sie genug kennt, um zu wissen, daß Sie gern noch bei Seiner Majestät blieben, daß aber auch der Kaiser unseren hochseligen König lieb genug gehabt hat, um Ihnen zu sagen: „Rauch, lasse das Preußen nicht untergehen."

Ich habe Ew. Exzellenz mit aller Offenheit geschrieben, und ob Sie den geschilderten Verhältnissen dieselbe Wichtigkeit beilegen, ob Sie mir eine richtige Beobachtung zutrauen oder ob Sie, weil das Resultat derselben vielleicht noch nicht ganz offen auf der Hand liegt, sie für zu düster ansehen, stelle ich Ihrem höheren Ermessen anheim. Nur eines muß ich noch anführen, Sie glauben, ich bin gegen den General Gerlach eingenommen und hieraus könnten Sie schließen, daß ich aus gefaßter Meinung urteile. Das ist wahrhaftig nicht der Fall. Ich habe den General Gerlach persönlich lieb, erkenne und verehre viele ausgezeichnete Eigenschaften, die er hat — aber er ist kein General Rauch, und wenn er es wäre, Manteuffel und Ladenberg haben nicht das Vertrauen zu ihm, das sie Ihnen zollen, und bei allen persönlichen Fragen ist persönliches Verhältnis zu- und untereinander entscheidend. Endlich aber hat Gerlach nicht die richtige Auffassung über den ganzen Stand der Frage.

[1]) Tochter Rauchs.

Digitized by Google

Er antwortet mir z. B. auf meinen eben angeführten Brief u. a.: „Es ist eine Hauptsünde des Konstitutionalismus, daß er ein gutes Verhältnis von König und Ministerium fast unmöglich macht.“ Das ist an sich richtig, in Belang der vorliegenden Verhältnisse aber eine ganz falsche Auffassung. Es handelt sich zwischen König und Brandenburg, Ladenburg, Manteuffel gar nicht um Konstitutionalismus.

Die Revolution war allmächtig geworden in Preußen, da ließ der König die drei Leute kommen und fragte, ob sie ihm treu und ehrlich dienen wollten in dem Kampfe gegen die Revolution. Sie sagten ja und so sind sie Minister geworden. Das ist der Boden, auf dem die drei Männer ursprünglich fußen, auf den sie zurückgeführt werden müssen, wenn sie ihn über die Verfassung vom 5. Dezember und über die Kammerverhandlungen vergessen haben sollten.

Nur wenn das geschieht, kann etwas Vernünftiges herauskommen, und nur Ew. Exzellenz, der diese Leute zur Welt befördert, kann ihnen ihre Geburt wieder klar machen.

Nun, Ew. Exzellenz werden mir das Zeugnis geben, daß ich in diesem Briefe ziemlich bei der Sache geblieben und nicht in geschichtliche Zitate und Reverien verfallen bin. Da ich aber Ew. Exzellenz solange nicht geschrieben, so müssen Sie verzeihen, wenn ich am Schlusse dies doch tue.

Ich möchte nämlich, daß Ew. Exzellenz vor der Abreise noch zwei Sachen mit dem Kaiser durchsprächen. (Meine zehn Millionen Rubel, wenn alles drunter und drüber geht und die erste E. v. Manteuffel gezeichnete Proklamation erscheint, haben Sie hoffentlich nicht vergessen?) Also zu den zwei Sachen.

Die Beendigung der Verfassungsrevision rückt immer näher. Soll sie der König beschwören? Ew. Exzellenz wissen, daß der König ein sehr großes Gewicht auf das Urteil des Kaisers legt; bringen Ew. Exzellenz ihm dieses auch hierüber mit. Ich halte die Vereidigung des Königs auf die Verfassung gleichbedeutend mit seiner Abdikation. Denn mit Eiden darf man nicht spielen. Halten aber würde der König den Eid nicht können, denn daß dieses Ding vom 5. Dezember keinen Bestand haben kann, ist klar. Sehen Sie die Verhältnisse an — überall Verwirrung der Begriffe, nirgends eine wirkliche Autorität, Freisprechung aller Hochverräter, Nichtachtung der Religion, kurz alles, alles verrückt und in Frage gestellt. Nicht um Verfassungsversprechen handelt es sich, sondern um den Kampf der zwei Prinzipien, die seit der französischen Revolution die Welt bewegen: um die Volkssouveränität und um das Fürstentum von Gottes Gnaden. Solange es nun aber Geschichte gibt, sind Prinzipienkämpfe nur durch Blut entschieden worden. Auch hier wird das der Fall sein. Soll nun der König etwas beschwören, was er notwendig wieder umwerfen würde? Wie würde der König dann wieder vor der Welt dastehen? Ich kann aber meine Politik, meine Wünsche für Preußen und das Königtum nicht trennen von der Person des Königs und er darf nie und nimmer von neuem in eine solche seelische Lage gebracht werden.

Digitized by Google

Wenn Ew. Exzellenz zurückkehren, ist es vor allem notwendig, diese Frage festzustellen. Der Schluß der Revision der Verfassung muß hinausgeschoben werden, bis größere Ereignisse die ganze Verfassung mit ihrer Revision verschlungen haben. Gehen Brandenburg und Manteuffel hierauf nicht ein, dann ist es Zeit an ein neues Ministerium mit Ernst zu denken und dann wird und muß sich ein solches finden. Zum Nichtzustandekommen der Revision der Verfassung sind aber eben politische Ereignisse notwendig, und das führt mich zur zweiten Frage. Dem Prinzip der Volkssouveränität muß ein Ende gemacht werden, das liegt im Interesse Preußens wie Rußlands und Österreichs. In diesem Willen müssen sich die Souveräne vereinigen und dann von diesem Standpunkt aus die anderweitigen Differenzen der Staaten untereinander ordnen und vorläufig als Nebensache betrachten. Es handelt sich hierbei gar nicht um die Frage, ob Dänemark oder Schleswig die und die Friedensbedingungen erhalten, oder ob Preußen oder Österreich die erste Stelle in Deutschland einnehmen soll, ob der Beitritt Preußens zu Deutschland mit allen seinen Provinzen, ob das Drei-Königsbündnis mit seinen Reichstagen von den anderen Mächten anzuerkennen ist. Das sind Nebendinge. Allein maßgebend muß sein: Wie gewinnt man die meisten Kräfte, um den Kampf gegen die Revolution siegreich zu bestehen. Dazu nun ist notwendig, daß der König von Preußen die großen Ressourcen, die noch in seinem Lande sind, benutzen kann, und dies geht nur, wenn der preußische Nationalstolz Nahrung erhält. Aus diesem Gesichtspunkt möchte ich gern, daß der Kaiser von Rußland die Verhältnisse Preußens zu Deutschland ansähe. (Die deutsche Kaiseridee, die Zentralisation Deutschlands sind Unsinn und können nie realisiert werden, aber daß Preußen sich nicht Österreich unterordnen kann in Deutschland ist ganz gewiß.) Preußen ist wirklich in einer gedemütigten Stellung und in dieser darf es nicht bleiben. In Schleswig hat Preußen sein Blut vergossen und hat die beiden Waffenstillstände schließen müssen, in Dresden und Süddeutschland hat Preußen die Unruhen niedergekämpft und hat nichts davon gehabt. Das Blut des Staates kann aber nur vergossen werden zum Nutzen des Staates. Sagen Sie nicht, der Kaiser von Rußland habe auch die ungarische Revolution besiegt, ohne Vorteile zu verlangen. Der Kaiser ist durch die Niederkämpfung der ungarischen Revolution der mächtigste Monarch in der Welt geworden und Rußland nimmt eine Stellung in Europa ein, wie es sie noch nie gehabt. Das befriedigt eine Nation. — Welches moralische Übergewicht aber hat Preußen in Sachsen und Süddeutschland erhalten?

Sagen Sie auch nicht, daß das alles die Folge der falschen Politik der erst ganzen, jetzt halben Alliance mit der Revolution ist. Ich gebe das vollkommen zu. Ich antworte aber, daß es jetzt eben nur darauf ankommt, Preußen stark und kräftig zu machen zu dem Hauptkampfe gegen das Prinzip der Volkssouveränität. Ein Krieg mit Frankreich muß offen und frei herbeigeführt werden. Kommen tut es zu diesem Kriege doch, oder aber, wenn er nicht rechtzeitig begonnen wird, zur Überflutung der roten Republik von Frankreich aus über

Digitized by Google

Deutschland und dann auch weiter. Ohne Preußen kann selbst Rußland den Kampf gegen die revolutionären Elemente nicht auf die Dauer bestehen. Wer hätte 1830 möglich gehalten, daß in Preußen Dinge, wie jetzt sich ereignen würden? Damals Krieg vermieden. Heute derselbe Fehler?

Geben Sie dem Kaiser die Überzeugung, daß der König in seinem Innern entschlossen ist, die Revolution zu bekämpfen, schließen Sie zwischen den beiden Kaisern und dem Könige eine neue heilige Allianz und lassen Sie dann einen ehrlichen, offenen Krieg zum Ausbruch kommen. (Verfassungsfragen und Drei-Königsbündnisse, und wie der ganze Unsinn heißt, verschwinden dann von selbst.) Die Schweiz, Italien geben ja hunderttausend Gelegenheiten. Lassen Sie die Kräfte nicht zersplittern durch Nebenfragen und Streit über diese. Die Revolution ist gefährlicher als Napoleon 1815 es war, und wie schnell einigten sich die Alliierten gegen den allgemeinen Feind. Ist man über das gemeinschaftliche Interesse gegen diesen einig, so findet sich das weitere. Will man erst die Differenzen über gegenseitige Stellungen schlichten, so kommt man nie zur wahren Einigung. So sind z. B. jetzt Differenzen über das unglückliche Drei-Königsbündnis und den Zusammentritt des sogenannten Reichstags. Wollen nun die Kabinette von Petersburg und Wien Preußen zwingen, davon abzustehen, so setzen sie den König und das preußische Gouvernement in einen solchen krassen Widerspruch mit sich selbst, daß nur die traurigsten Folgen eintreten können — entweder vollständige moralische Schwächung des preußischen Staates oder gewaltsame Hinübertreibung in das revolutionäre Lager. Beides, und letzteres am allermeisten, mag zum Untergange Preußens führen, aber wahrhaftig ebenso sicher führt es zu Nachteilen Rußlands und Österreichs und einzig und allein zu Nutzen und Frommen Frankreichs und der Revolution.

Und was ist dieses Drei-Königsbündnis? Ein Ding ohne vernünftige Grundlage, das notwendigerweise in sich selbst zusammenfallen muß. Lassen Sie Radowitz auf der Tribüne vor versammeltem Volkshause Reden halten und wechseln Sie inzwischen Noten mit Frankreich, die zu einem Kriege führen, so wollen wir sehen, wo Radowitz und Volkshaus mit allen Phrasen bleiben. Alle heutigen Verhältnisse sind provisorisch und nur nach tüchtig ausgekämpftem Kampfe zwischen beiden Prinzipien wird sich ein Definitivum herausstellen. Daß Preußen dann nicht zu kurz kommt, dafür sollen die Schläge seiner Armee im Kriege selbst bürgen.

2.

E. v. Manteuffel an General v. Rochow, preußischen Gesandten in Petersburg. (Erhalten in einer Abschrift im Nachlaß des Ministers Gustav v. Rochow, A I nr. 10 Geheimes Staatsarchiv, Berlin.)

Ende Mai 1850.

Ich bin nicht, wie Sie glauben, durch einzelne Äußerungen des Kaisers erschreckt. Er hat mir in Allem und Jedem, was er gesagt, die Überzeugung gegeben, daß er preußischer fühlt als viele Preußen tun. Der Kaiser ist der Ansicht,

Digitized by Google

daß das jetzige Getriebe den preußischen Staat in den Abgrund stürzt: dies ist der Pulsschlag meiner Überzeugung. Es stehen sich zwei Prinzipien gegenüber, das des Fürstentums von Gottes Gnaden, das der Volkssouveränität. Eine Vermittlung durch konstitutionelle Erfindungen ist ein Unsinn. In den Begriffen muß erst wieder festgesetzt und anerkannt werden, daß das Königtum etwas Ursprüngliches, Selbständiges ist; daß man z. B. unserer Dynastie nicht nur bedingungsweise die Berechtigung zur Herrschaft in Preußen zugesteht. Ehe dieser Punkt frei ausgesprochen und durchgekämpft ist, halte ich alle Verfassungs- und Organisationseinrichtungen für Provisorien. Erst wenn er siegreich durchgefochten ist, halte ich es an der Zeit, Einrichtungen zu treffen, welche die Gemüter wieder mit der Macht aussöhnen. Das ist meine Ansicht über die inneren Verhältnisse. Hinsichtlich der äußeren stellt sich der Kaiser auf den Boden der von ihm mit garantierten Traktate von 1815; er wird und muß für seine Garantie eintreten, wenn die bisherigen parlamentarischen Reden und Verfassungsentwürfe so weit ins Leben treten sollten, daß die Staatenverhältnisse des europäischen Gleichgewichts dadurch wirkliche Veränderungen erlitten. Hierin bin ich der Ansicht, daß es schon ein Fehler war, daß man anno 1830 die Wiener Verträge in Betracht der älteren Bourbonen nicht aufrechterhalten hat, daß es aber ein noch größerer gewesen, aus dem zunächst die heutige Zeit hauptsächlich möglich geworden und hervorgegangen ist, daß man die Garantien gegen Holland nicht gehalten, sondern die Losreißung Belgiens geduldet hat. Preußen und Österreich standen 1831 unerschüttert da. Niemand dachte an die Möglichkeit ihres Zusammensturzes, und 18 Jahre lang hat man die Weisheit der damaligen Politik gepriesen, die den Frieden Europas erhalten habe. 1848 sind beide Staaten gefallen. Wenn Rußland sich heute mit einer ähnlichen übertünchten Ruhe Deutschlands und seiner Nachbarstaaten überhaupt begnügt, so stürzt es bei dem nächsten revolutionären Ausbruch in 10—20 Jahren ebenso zusammen, wie Preußen und Österreich es getan, und die Welt verfällt der Anarchie. Das ist die Gewalt der Verwirrung der Begriffe, wenn selbst Hochstehende nicht mehr an ihre göttliche Berechtigung zum Widerstande glauben, sondern, indem sie noch widerstehen, schon eine Berechtigung des Gegners selbst anerkennen.

Nun ist aber eine andere Sache, wo ich preußischer bin als der Kaiser. Das ist die Stellung des Königs. Ich kann nicht fühlen, denken, urteilen für Preußen und für das Prinzip, ohne ihn ins Auge zu fassen. Es kann, darf und soll nichts geschehen, ohne daß der König König bleibt und allen Leuten frei und offen in die Augen sehen kann. Hierzu ist außer dem, was mit Gottes Hilfe der Herr in seinem Herzen wird vorgehen lassen, notwendig, daß große politische Ereignisse oder solche inneren Verhältnisse eintreten, daß der König, ohne in großen Widerspruch mit sich zu geraten, ohne daß die Rücknahme seines Wortes nicht in den Augen der rechtlichen Leute gerechtfertigt erscheint, seine Verheißungen und Versprechungen zurücknehmen kann. So lange müssen wir dulden und leiden und uns still vorbereiten, um zu dem Augenblick gerüstet

Digitized by Google

zu sein. Dafür ist er König und wir seine Untertanen. In dem Sinne dieser Auffassung schrieb ich, daß, wenn man drohen wollte, jedes Räsonnement aufhören und daß dann die Armee mit blutendem Herzen selbst gegen ihre Wünsche ihr Blut hingeben und teuer verkaufen würde. An Yorksche Konventionen ist nicht zu denken, weil dadurch das Interesse des preußischen Staates von der Person des Königs getrennt würde. Der König hat in der dänischen Sache wahrhaftig mit gutem Willen gutzumachen gesucht. Der König muß in dieser wie in den inneren Verhältnissen und in der deutschen Politik [die Gott Radowitz einmal vergebe] mit Schonung behandelt werden, damit er sich nicht aus Verzweiflung dem Konstitutionalismus in die Arme werfen muß. Doch muß ich bemerken, daß mir der Kaiser kein drohendes oder verletzendes Wort gesagt hat.

Meine eigene Auffassung über die Politik mit Rußland ist die, daß gar nicht über Politik verhandelt werden kann, mit Erfolg, solange der Kaiser in dem kalten Verhältnis zum Könige bleibt. Man tut dem König hier unrecht. Ich will einräumen, daß seine ganze Regierung nach einer für Preußen verderblichen Richtung gegangen ist, daß der König in den Märztagen seine Krone nicht hat behaupten können, daß auch seit der Novembererhebung viel Fehler in der Politik gemacht worden, viele Schwankungen vorgekommen sind. Aber der König hat nie aus unedlen Motiven gehandelt. Er hat in all seinen Schwächen auch Momente großer Festigkeit gehabt. Daran muß man sich halten. Was seit dem März Gutes geschehen, ist wahrhaftig mit von dem Könige ausgegangen. Auch im März ist der König nicht aus Schwäche allein, nicht aus Feigheit, wie man zu behaupten gewagt hat, sondern aus einer unpraktischen Behandlung unterlegen. Wie ist der Herr bedient worden! Nennen Sie mir einen Mann, der seinen Posten wirklich ausgefüllt hätte. Nicht der König, die ihm zunächst standen haben zuerst geschwankt. Gleich nach den Märztagen hat ihn alles von den Häuptern der damals die Gewalt in Händen Habenden bestürmt, Krieg mit Rußland zu beginnen, die Insurrektion ins Königreich Polen zu übertragen. Der König ist unerschütterlich geblieben, ohne nur jemand zu fragen.[1]) Weiß der Kaiser, daß das Ministerium mit seiner Entlassung gedroht, wenn er nicht von Zeit zu Zeit die Uniform ablegen würde, daß Auerswald es fast zur Kabinettsfrage gemacht, daß er Rauch nicht mehr in seinem Gefolge erscheinen ließe? Weiß der Kaiser, daß der König im Sommer 1848 mehrere Male hat auftreten wollen, und daß alle Personen, an die er sich gewandt, refüsiert haben? Weiß der Kaiser, daß die ganze Umgebung des Königs [ich glaube, ich bin der einzige Andersmeinende gewesen] den König bestürmt hat, das Jagdgesetz[2]) zu unterzeichnen, daß der König der Unterzeichnung zur Abschaffung der Todesstrafe widerstanden,[3]) daß selbst Rauch [und nach

[1]) Vgl. auch Leopold v. Gerlach, I, 187 f.; 151; 153 f.
[2]) Vom 31. Oktober 1848.
[3]) Vgl. Leopold v. Gerlach, I, 210.

Digitized by Google

meiner Überzeugung verdankt Preußen diesem Manne in den zwei letzten Jahren am meisten] mich am 15. Oktober 1848 fragte, ob es denn nach meiner Ansicht auch ein Fehler gewesen sei, daß der König sich vor der Deputation der Nationalversammlung und des Magistrats so bestimmt für das Königtum von Gottes Gnaden ausgesprochen hätte![1]) So isoliert stand der König, so haben alle seine Umgebungen bis auf Rauch manquiert. Das ist der Fluch der revolutionären Zeiten, daß es keine Männer gibt. Ich habe meine Hoffnung auf den König seit dem April 1848 wieder neu begründet und bei allem zur Verzweiflung Bringendem in einzelnen Fällen doch in dem Hauptgang des Denkens und Handelns des Königs immer verstärkte Hoffnung geschöpft. Am 20. April war in Berlin ein Zug von 30 000—40 000 Menschen nach dem Friedrichshain; ich hatte den Dienst in Sanssouci; der König erhielt alle Stunden Meldung. Die letzte bestand in einem 11 Uhr abends angekommenen Brief des Flügeladjutanten Willisen, den ich dem König vorlas. Willisen sprach von der wunderbaren Haltung des Volkes, von der Lächerlichkeit, sich vor Mißleitung desselben zu fürchten, wenn die Regierung ihm wahres Vertrauen schenke usw. Der König ging in seinem Zimmer auf und ab, was er eigentlich nie tut, und als ich den Brief vorgelesen, war die Antwort: „So, das sind dieselben Phrasen, die man mir im März gemacht hat; ich danke dafür; ich habe meine Lehre bekommen." Seitdem habe ich Hoffnung. Man soll ihm glauben, ihn nicht gewaltsam in das feindliche Lager stoßen. Das tut man, wenn man eine plötzliche Umkehr von den gegebenen Verheißungen, ein plötzliches Abspringen von der eingeschlagenen Politik verlangt. Dann kann der König nicht anders als die konstitutionellen Ideen ergreifen und würde dem Lord Palmerston in die Hände getrieben. Will man das und weiß man, zu welchen Folgen dies führen kann? Wie anders sind die Aussichten in die Zukunft, nach menschlichem Ermessen, wenn die preußische und russische Armee nebeneinander, als wenn sie gegeneinander kämpfen! Denn sollte uns das Herz bluten, daß wir für konstitutionell-deutschen Unsinn fechten müßten, fechten würden wir, aber selbst im Unterliegen noch Zuckungen machen, die dem Kaiser manches ins Gedächtnis zurückrufen müßten. Nach meiner Ansicht darf man also hier in Warschau[2]) nichts Unmögliches verlangen. Unmöglich ist aber, daß man die Situation, in der sich der König befindet, aus den Augen setzt. Ich hoffe zu Gott, daß der Moment eintreten wird, wo er vor Gott und den Menschen gerechtfertigt mit seinen Verheißungen brechen kann ...

---

[1]) Vgl. Leopold v. Gerlach, zum 17. Oktober 1848.

[2]) Manteuffel war Ende Mai 1850 in Warschau, um die Ankunft des Prinzen von Preußen anzukündigen; vgl. Sybel, I, 383.

Digitized by Google

Die Familienorganisation als Grundlage des privaten und öffentlichen Lebens in China

Eine kulturgeschichtliche Untersuchung

von

Dr. F. E. A. Krause (Heidelberg)

Die Betrachtung kultureller Fragen hat auszugehen von einer klaren Erfassung des Begriffes Kultur. Was ist Kultur? Hierauf eine Antwort zu finden, ist eine Lebensaufgabe jedes Gebildeten. Für Europa und Ostasien wird sie in mancher Hinsicht verschieden lauten müssen.

Falsche Urteile sind zumeist die Folge einer häufigen Verwechslung von Kultur und Zivilisation. Die Technik hat ihren eigenen Entwicklungsgang und ihre Errungenschaften haben mit der Kultur direkt nichts zu schaffen. Sonst müßten ja heute England und Amerika die höchsten Kulturwerte der Welt vertreten; sie sind aber doch nur die zivilisiertesten Nationen unserer Zeit, und in einem Gehöft der römischen Campagna steckt ohne Frage mehr Kultur als in London und New York zusammen. Alle Maschinen der Welt können Japan nie kulturell über China stellen.

Sicherlich haben wir in den Chinesen eines der ältesten Kulturvölker der Erde, wenn nicht das älteste, zu sehen. Wie in Indien kennen wir die kulturellen Verhältnisse Chinas erst in einem fertigen Zustande, dem eine Jahrtausende lange Entwicklung voraufging; wie die indische stellt sich auch die chinesische Kultur als eine abgeschlossene dar, wo wir zuerst mit ihr bekannt werden. Die gesamte Geschichte ist im kulturellen Sinne Stillstand oder Verfall. Vom Werden und Wachsen der chinesischen Kultur wissen wir nichts, ihre Wurzeln liegen jenseits aller geschichtlichen Erforschbarkeit. Während wir in Europa die Elemente der Kulturmischung scharf sondern und deren Ineinanderfließen in historisch sicheren Epochen bestimmen können, müssen wir das Kulturgut Chinas als ein Gegebenes betrachten und so, wie es in Erscheinung tritt, als bodenständig auffassen.

Es ist daher auch müßig, die Frage nach einer gemeinsamen asiatischen Urkultur zu stellen. Die geistreichen Hypothesen, die vor allem auf religiösem Gebiet die Kulturen Chinas, Indiens, Babylons von gemeinsamer Wurzel ableiten möchten, sind weder zu beweisen noch zu widerlegen und können uns zu keinem festen Ergebnis führen.

Wie bei Babylon und Indien stehen wir bei China vor einer äonenalten Kultur. Sie ist aus dem Chinesentum als dessen eigenste Schöpfung erwachsen und stellt sich als ein fertiges Gebäude dar, auf uralten Grundlagen aufgeführt, von völlig einheitlicher Struktur. Wenn wir auch nicht ihre Entwicklung, sondern nur deren Resultat kennen, so dürfen wir doch sagen, daß

Digitized by Google

eben jene kulturellen Grundlagen aus älteſter Zeit das enthalten, was den Chineſen zum Chineſen macht. Die aus grauer Vorzeit überkommenen und durch alle Jahrhunderte unverändert feſtgehaltenen Kulturprinzipien bedeuten die unerſchütterliche Größe Chinas, aus der ſich die geiſtige Herrſchaft ergibt, die dieſes Land im größeren Kreiſe Oſtaſiens und Zentralaſiens ausgeübt hat. Kein anderes Volk der Erde kennt eine gleiche Kontinuität der geiſtigen Überlieferung, eine gleiche, von außen kaum geſtörte Wirkung des Kulturbeſitzes.

Wo wir erſt anfangen können zu denken, da ſtand China bereits in einem Stadium reifer Kulturhöhe. Bei dem relativ ſpäten Beginn ſicher beglaubigter Geſchichtsüberlieferung zeigt die chineſiſche Kultur ſich als erſtarrt, in vielen Zügen vielleicht ſchon dekadent, ebenſo wie die indiſche Kultur des Veda nur Ausläufer und Produkt der Verfallzeit bedeutet.

In hiſtoriſchen Perioden hat ſich am chineſiſchen Kulturgebäude im weſentlichen nichts mehr geändert. Die Geſchichte Chinas iſt die von politiſchen und geiſtigen Beziehungen und Beeinfluſſungen, die allgemeine Struktur aber iſt eine von Urzeit her feſtſtehende.

Der Chineſe kennt keinen Fortſchrittsbegriff, oder er kannte ihn wenigſtens nicht bis auf die allerjüngſten Tage, von deren Umwälzungen wir bei unſerer allgemeinen Betrachtung abſehen dürfen. So konnten ſich die Grundelemente des Kulturbaus hier in größter Zähigkeit erhalten und ihre urſprüngliche Form bewahren. Chinas Kulturbedeutung blieb ſtets eine völlig zentripetale und begünſtigte ſo die ſchärfſte Ausprägung nationaler Eigenart. Aus der rückwärts gerichteten Tendenz des chineſiſchen Denkens folgte bewußtes Feſthalten an der alten Tradition, denn alle chineſiſchen Anſchauungen wurden beſtimmt durch die Ehrfurcht vor den Ahnen und dem, was ſie geſchaffen.

Die chineſiſche Kultur iſt eine regelmäßige Pyramide von wunderbarer Gleichmäßigkeit des inneren Aufbaus und der äußeren Wirkung. Sie ruht auf der breiten Baſis der Familie.

*

Wenn wir uns mit dieſem fremden Kulturgebiet beſchäftigen wollen, müſſen wir uns erſt über das allgemeine Weſen der Kulturform klar werden. Wir tun dies am beſten durch den Vergleich mit unſerer eigenen Kultur. Während wir in unſerer Sphäre eine innere und eine äußere Kulturentwicklung unterſcheiden, ſehen wir, wie in China ſich beide gegenſeitig durchdringen. Die wiſſenſchaftliche, ökonomiſche, induſtrielle Vervollkommnung entſprach dort ganz der natürlichen Volksentwicklung. Europäiſche Ziviliſation iſt aber bis heute in China ein fremder Importartikel und iſt für die Struktur des chineſiſchen Kulturgebäudes ebenſo belanglos geblieben wie die chriſtliche Miſſionstätigkeit. Auf dem Boden Chinas hat nur eine einzige fremde Kulturpflanze Wurzel geſchlagen, der Buddhismus. Das Volksleben iſt von ihm in ſeinem inneren Weſen nicht umgeſtaltet worden, wie es in Japan geſchah; der Buddhismus mußte in China ſelbſt chineſiſch werden.

Digitized by Google

Wir kennen den Ursprung unserer eigenen Kultur und wissen, daß sie eine Mischkultur ist aus drei Wurzeln: Unsere wissenschaftliche und ästhetische Kultur ist griechisch-klassisch, unsere religiöse und ethische Kultur semitisch-christlich, der individuelle Volkscharakter von der besonderen Nationalität bestimmt, das technisch-wirtschaftliche Leben ein internationales. Eine europäische Kultur ist also ein kompliziertes Produkt mehrerer Faktoren verschiedenen Ursprungs, während die chinesische einen durchaus einheitlichen Bau darstellt.[1])

Wir trennen bei der Kultur bodenständige Sitte, Religion, Kunst, Recht, Staatswesen, Familienleben, Volkswirtschaft im öffentlichen und privaten Leben. In China bilden sie eine Einheit. Bei unseren Betrachtungen sind oft die einzelnen Zweige des Kulturlebens nicht voneinander zu trennen, und jede Frage gewinnt damit eine große Vielseitigkeit.

Wenn wir uns im folgenden mit einigen Punkten des chinesischen Familienlebens beschäftigen, so bilden diese nicht nur den Kern der inneren häuslichen Angelegenheiten, sondern zugleich auch die Elemente der Staatspolitik und aller sozialen Institutionen.

*

Ein Wort Richthofens lautet: „Wer die Eigentümlichkeiten der chinesischen Nation, die uns so schwer verständlich sind, philosophisch studieren will, der sollte mit dem Studium der Familie, als des Fundamentes, beginnen."

Mit einer genauen Kenntnis der Familienorganisation werden für uns alle jene schwerbegreiflichen Eigentümlichkeiten selbstverständlich.

Ich beabsichtige, die kulturellen Grundlagen des chinesischen Familienwesens darzustellen und werde mich dabei auf die historischen Rechtsbegriffe beschränken, ohne auf etwaige Änderungen seit der Justizreform in neuester Zeit einzugehen. Die seit 1902 erstrebten und allmählich durchgeführten Reformen beziehen sich vorzugsweise auf organisatorische Fragen, die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Umänderung des Prozeßverfahrens. Die Rechtsanschauungen des Volkes — und auf diese kommt es uns für unsere Betrachtung an — sind durch die modernen Reformen nicht berührt worden. Von der Beeinflussung, die das chinesische Leben in jüngsten Tagen von Europa erfahren hat, können wir daher absehen.

Fragen des chinesischen Lebens darf man nicht nach den Erscheinungen der Revolution beurteilen. Perioden gewaltsamer Umwälzungen sind stets Ausnahmezeiten und bringen Ausnahmezustände, die nicht dem wahren Kulturbilde entsprechen. Dies trifft noch mehr zu für China. Kein echter Chinese hat die Revolution seines Landes allzu ernst genommen. Sie war ein äußerer

[1]) Es ist nötig, daß wir uns dieses Mischcharakters unserer eigenen Kulturbedingungen bewußt sind. Man verkennt in unseren Tagen nur allzu häufig die Grundlagen unseres Lebens.

Digitized by Google

Vorgang, der das tiefgewurzelte Kulturleben der Nation kaum weſentlich beeinflußt hat.

Die chineſiſche Kultur iſt auch nach der Revolution in ihren beſtimmenden Zügen unverändert geblieben.

Von der chineſiſchen Familienkultur als Grundlage alles privaten und öffentlichen Lebens ſoll im Folgenden gehandelt werden.

* * *

Wir betrachten zunächſt die Entſtehung und den Bau der Familie, ihre Rechtsverhältniſſe, Beſitzrecht, Erbrecht und die Beziehungen zwiſchen Familie und Staat.

Die Forſchungen über den Aufbau der menſchlichen Geſellſchaft haben in neuererer Zeit ein größeres Intereſſe gewonnen. Die Zuſtände in China geben uns ein Bild von eigenſtem Charakter.

Die menſchliche Geſellſchaft entſtand aus der Einheit der Familie, in ihrer einfachſten Form aus Vater, Mutter und Kindern beſtehend. Die unſichere Annahme eines primitiven Totemismus bei den Chineſen bringt wenig Klarheit über die älteſte Familienform. Wie bei allen Naturvölkern aber ging auch bei den Chineſen das Matriarchat dem Patriarchat voran. Die für das hiſtoriſche China maßgebende Form iſt die patriarchaliſche geworden, und zwar in vollſter Konſequenz, wonach Frau und Kinder Beſitz des Mannes wurden im richtigen Sklavereiverhältnis, ſo daß der Vater die Kinder verkaufen und über ihr Leben uneingeſchränkt verfügen konnte.

Dieſe primitiven Familien — hu — hielten ſich ſcharf getrennt und lebten untereinander in Feindſchaft. Sie waren die Grundelemente des chineſiſchen Volkes und man zählte noch ſpäter die Bevölkerung nach ſolchen einfachſten Haushaltungen. Das Einzelindividuum gilt nirgends im Orient als ſelbſtändige Größe.

Auch die vergrößerte Familie blieb geſchloſſen zuſammen und bildete eine Intereſſengemeinſchaft. Aus ihren Niederlaſſungen entſtanden Ortſchaften. Der Zuſammenhalt gab der Familie Kraft und Macht nach außen, deren ſie im Kampfe gegen feindliche Nachbarn bedurfte. Sie ſchützte ihre Mitglieder, dafür trat der einzelne ganz in den Dienſt der Gemeinſchaft. Dieſe erweiterte Familie, die „gens" — tsu —, umfaßte alle lebenden Nachkommen eines Familienoberhauptes.

Mit dem Übergange vom Nomadentum zum ſeßhaften Leben, den die Chineſen in vorgeſchichtlicher Periode vollzogen, trat eine ſtarke Vermehrung ein, als deren Folge ſich aus dem alten Familienverbande mehrere kleinere Familien abſonderten. Gleichzeitig beſſerte ſich das Nachbarverhältnis.

In dieſe Zeit fällt auch die Entſtehung der Familiennamen — hsing —, die wohl zum Teil einen Beſitztitel ausdrückten. Wie ſie in älteſter Zeit beſtanden, haben ſie ſich erhalten, in hiſtoriſchen Perioden weder verändert noch neu gebildet.

Digitized by Google

Die höhere Einheit wurde dann der Familienverband, in den die Toten mit einbezogen wurden — tsung —. Die verstorbenen Ahnen blieben Familienangehörige. Der Ahnenkult ist ein selbstverständliches Ergebnis der chinesischen Familienentwicklung. Er ist der Grund der zähen Bodenständigkeit des Chinesen. An den Ort, wo die Ahnen verehrt werden, ist jeder Familienangehörige gebunden. Wer nicht dauernd an diesem Orte lebt, wird ihn unbedingt zu den großen Ahnenfesten, zu Neujahr oder zur Zeit des Ch'ingming aufsuchen. Seine Heimat hat der Chinese da, wo der Ahnentempel seiner Familie sich befindet. Die unvermeidlichen Opfer an den Gräbern der Vorfahren bedingten seit alter Zeit eine starke Migration innerhalb des Landes.

Aus dem Gesagten geht auch schon von selbst hervor, daß die Unterscheidung durch Familiennamen zugleich eine territoriale Gliederung des Volkes bedeutet. Bestimmte Namen überwiegen in gewissen Provinzen. Es bildet die Regel in China, daß die Einwohner eines Dorfes, das ja ursprünglich als Niederlassung einer Familie entstanden ist, noch heute im wesentlichen alle den gleichen Namen tragen, wie wir dies in Europa ja auch vielfach kennen, besonders in Gebirgsgegenden, wo die Bodenständigkeit sich zäher erhält.

*

Die Ahnenreihe in gerader Linie — t'ung — gibt dem Stammbaum das feste Gefüge. Nur der älteste Sohn setzt den Stamm fort, Seitenzweige sind von untergeordneter Bedeutung.

Nur die Söhne haben für die Familie Interesse, die Töchter treten bei der Heirat in einen anderen Familienverband über und gehen damit der Gemeinschaft, in der sie geboren sind, verloren. Dies erklärt die geringe Sorgfalt, die auf Mädchenerziehung verwendet wird. Töchter haben für ihre eigene Familie nur den Zweck, daß bei ihrer Verheiratung Geld verdient wird. Für die Ahnenverehrung sind sie wertlos, da eine Frau keine Opfer vollziehen kann. Unterricht in Mädchenschulen ist erst eine Einrichtung der neuesten Zeit, die trotz kaiserlicher Unterstützung doch zunächst nur unter fremdem Einflusse der Missionen wirksam geworden ist.

In der Mandschu-Bevölkerung hat die Tochter eine andere Stellung und gehört zu dem Clan ihrer Familie, zu der sie ihre verwandtschaftlichen Beziehungen behält.

Eunuchen können selbstverständlich im Familiensinne keine Rechtspersonen sein und stehen außerhalb der Organisation. In vielen Fällen wird deshalb erst für Erzeugung eines Sohnes, der den Ahnendienst versehen kann, gesorgt, bevor die Kastration vorgenommen wird.[1])

---

[1]) Das Eunuchenwesen hat in China seinen Ursprung im ältesten Strafgesetz, das fünf Hauptstrafen vorsah: Brandmarken —mo—, Naseabschneiden —i—, Abschneiden der Beine oder Kniescheibe —fei—, Kastrieren —kung—, und Tod —ta-pi— (siehe Shu-king, Abschnitt Lü-hsing).

Kriegsgefangene wurden verstümmelt und zu Zwangsarbeiten, dann im Palast-

Digitized by Google

Der hohe Wert, den man der ununterbrochenen Ahnenreihe beimißt, hat zu ſorgfältiger Aufzeichnung der Geſchlechtsregiſter geführt. Die älteſte Geſchichtſchreibung in China iſt nur zum Zwecke des Ahnenkultus entſtanden. Es waren biographiſche Familiennotizen, die erſt ſpäter und in zweiter Linie eine allgemein hiſtoriſche Bedeutung gewannen. Für den Chineſen ſind es noch heute in der Hauptſache Notizen über ſeine Ahnen, deren Taten für ihn ein heiliges Vorbild ſind. Er lieſt ſie zum Kultzwecke, nicht aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe.

So iſt es ſelbſtverſtändlich, daß China die älteſten Stammbäume aufweiſt, die alle in Europa bekannten um ein Vielfaches übertreffen, vor allem aber durch den Charakter der ganzen klaſſiſchen Literatur Anſpruch auf abſolute Zuverläſſigkeit haben.

Von beſonderer Bedeutung iſt die ununterbrochene Ahnenreihe im Kaiſerhauſe, da hierauf das hohe Anſehen des Herrſchers beruht. Für einen Kaiſer, der keinen Sohn hat, wird zwar ſtets ein ſolcher adoptiert, doch ſchädigen häufige Adoptionen das Vertrauen des Volkes zur Dynaſtie, weil es darin einen Beweis mangelnder Gnade des Himmels erblickt. Unordnung in den Familienbeziehungen iſt meiſt der wahre Grund zum Untergange der Dynaſtien geweſen. Das Haus der Mandſchu-Kaiſer gibt uns dafür insbeſondere ein Beiſpiel.

*

Der lebende Menſch kann im günſtigſten Falle von ſich ſelbſt vier Generationen rückwärts und vier vorwärts ſchauen. Dieſe neun Stufen der Geſchlechtsfolge — shih-tai —, welche gleichzeitig leben können, ergeben das feſte Gerippe der Familienverwandtſchaft — shih-hsi —. In dieſem Schema nimmt alſo jeder Menſch einen feſt beſtimmten Platz ein, und mit dieſem faſt geometriſchen Bilde iſt ihm ſein Benehmen genau vorgeſchrieben. Das Verhalten innerhalb der Ahnenreihe nach oben und unten — tsun-pi —, unſer Verhalten gegen eine obere Stufe, das Verhalten einer unteren Stufe gegen uns, iſt für den Chineſen in jedem Falle bis in die kleinſte Einzelheit geregelt.[1]) Dieſe Rangordnung entſpricht dem Vorbilde der Natur, ein Verſtoß dagegen iſt eine Sünde wider die Geſetze des Weltalls. Nichtbeachtung der aus der Ahnentafel ſich ergebenden Beziehungen — luan-lun — iſt die ſchwerſte Sünde, die ein Chineſe begehen kann.

Die minutiöſen zeremoniellen Vorſchriften, die in der klaſſiſchen und orthodoxen Literatur Chinas gegeben ſind, haben alſo mehr als ein Kurioſitätsintereſſe, ſie bilden die Grundlage der Ethik überhaupt. Wer immer der ihm

---

dienſte verwendet. Erſt im 2. Jahrhundert ante (167), wurden dieſe grauſamen Leibesſtrafen gemildert und in Verbannung und Prügel umgewandelt. Der Hiſtoriker Sze-ma Ch'ien erlitt die Kaſtration als Strafe noch 98 ante.

[1]) Die Chineſen haben in ihrer Sprache kein Wort für „Bruder" ſchlechthin, nur für die Stellung als älterer oder jüngerer Bruder.

Digitized by Google

zukommenden Stellung entsprechend handelt, besitzt Schicklichkeit — li —, und diese ist eine der fünf Kardinaltugenden.

Ein Mensch, der die „li" nicht kennt und befolgt, ist nicht nur unhöflich — wu-li —, sondern ungebildet, roh, barbarisch, ist überhaupt kein Chinese. Er besitzt auch kein „Tao" — wu-tao —. Ein solcher Mangel ist der schlimmste Vorwurf, dem man einem Chinesen machen kann. Alle Bildung des Volkes beruht auf der Kenntnis und Beobachtung der zeremoniellen Vorschriften. Sie bilden einen umfangreichen Bestandteil der alten Literatur.

Die für den Familienverband geltende Schicklichkeit wird Ausgangspunkt für das Verhalten gegen andere, nicht derselben Familie Angehörige, gegen Fremde, gegen alle Menschen. Das Zeremoniell wird Gewohnheitsgesetz, es ist selbstverständliches Element der chinesischen Bildung und Erziehung. Auch wer nicht lesen kann, wird doch die Vorschriften der „li" kennen. Neben ihnen gilt die herkömmliche Überlieferung der allgemeinen Sitte — feng-su —. So begegnen wir in allen Schichten des Volkes einer relativen Lebensart.

*

In der Familie besteht in wahrem Sinne Patriarchat, Kommunismus, Republikanismus. Die Familie wird als Gesamtheit regiert vom Willen eines einzelnen, des ältesten männlichen Mitgliedes. Seine Autorität hat unumschränkteste Geltung.

Der Sohn ist Sklave und Besitzgegenstand des Vaters. Er hat keinen eigenen Willen, er besitzt kein Eigentum, ja er darf nach dem Staatsgesetz ohne Zustimmung des Vaters nie den Wohnort und das Haus der Familie verlassen.

Diese starre Theorie ist auch nach außen praktisch wirksam geworden. Die patriarchalische Allgewalt in der Familie widerspricht einer demokratischen Entwicklung des Staatsgebildes.

Die ungeschriebenen Familiengesetze haben in allem die offiziellen Staatsgesetze durchdrungen. Die Ahnenverehrung ist das leitende Prinzip geworden für das Familien- und Staatsleben. Chinesisches Gesetz ist ursprünglich Familiengesetz. Die Strafgewalt des Staates findet nur Anwendung auf Vergehen gegen die Regierung und die öffentliche Ordnung. Privatrecht geht den Staat nichts an, es wird vom Familienoberhaupt unumschränkt ausgeübt.

Aus vielem, was im Staatsgesetz festzulegen unmöglich schien, hat man eine Forderung der Familienpietät gemacht. So macht der Staat sich die starre Form der chinesischen Familie zunutze. Er belobt und belohnt die Erfüllung solcher Tugendpflichten. Der Kaiser gab tugendhaften Personen die Erlaubnis zur Errichtung von Ehrendenkmälern, für die die Familie die Kosten aufbrachte. Ein besonderes Amt in der Residenz diente der Ermittlung solcher Personen, deren Verhalten dem Volke als Exempel vorgestellt werden konnte. Ursprünglich wurden ehrende Inschriften — shih-fang —

Digitized by Google

an den Toren der Ortſchaften angebracht, nach Fortfall der Befeſtigungsmauern dann beſondere freiſtehende Bauten errichtet, aus denen die Ehrenpforte — p'ai-lou — entſtand.

Staatlich wird hohes Gewicht gelegt auf den engen Zuſammenhalt der Familie. Das Familienoberhaupt nimmt der Staatsgewalt einen großen Teil der Pflichten ab. Durch die Familienſtruktur wird in China in erſter Linie die bürgerliche Ordnung garantiert. In der gewohnten Unterwürfigkeit unter den Willen der Eltern iſt auch der Grund der ergebenen Duldung des willkürlichen Beamtenregiments zu erblicken. Denn der Kaiſer iſt ja der Vater des geſamten Volkes und die Territorialbeamten handeln in ſeiner Stellvertretung.

*

Der geſamte Beſitz der Familie liegt in einer Hand. Sie iſt in ihrer Geſamtheit Eigentümer, nicht der Einzelne. Das Verwaltungsrecht des kommuniſtiſchen Beſitzes hat der Familienälteſte.

Veräußerung von Familienbeſitz wäre Diebſtahl gegen die Ahnen. Schon deshalb kann natürlich eine Tochter bei ihrer Verheiratung keine Mitgift bekommen. Bei Lebzeiten der Eltern haben Kinder keinerlei Privatbeſitz, alle Geſchenke, die ſie erhalten, gehören ſelbſtredend den Eltern, ja ſie haben auch nicht das Verfügungsrecht über ihre Perſon und ihr Leben. Der Selbſtmord iſt alſo in China eine Verletzung der Kindespflicht.

Der wertvollſte Beſitz der Familie iſt der Ahnentempel — tsung-miao —. Für die Toten muß beſſer geſorgt werden als für die Lebenden. Die Geiſter kehren an den Ort ihrer irdiſchen Tätigkeit zurück, vor den Ahnentafeln wird ihnen ſymboliſch dargebracht, weſſen ſie bedürfen. Selbſt den heimatloſen Geiſtern ohne Nachkommen wird am ſiebenzehnten Tage des ſiebenten Monats ein Feſt bereitet.

Als Ziel ſchwebt jedem Chineſen vor, bei ſeinem Tode ſelbſt ein „Ahne" zu werden, der dann von den lebenden Generationen gepflegt und verehrt wird. Daher hat, trotz des ſtarken Wandertriebes, der Chineſe das Beſtreben, daß ſeine Leiche in die Heimat zurückgebracht wird, nach dem Wohnort der Familie, der Stätte der Ahnenverehrung — tsu-chia —. Der ausgewanderte Chineſe wird ſtets den Sarg für den Rücktransport beſitzen, alle Dampfer in Oſtaſien führen Bleiſärge an Bord; mit der Ausſicht, als Leiche ins Meer verſenkt zu werden, würde kein Chineſe ein Schiff beſteigen.

*

Da aller Beſitz der Familie gemeinſam gehört, gibt es kein eigentliches Erbrecht. Vererbt wird nur das Verwaltungsrecht des Familienbeſitzes. Töchter haben natürlich kein Erbrecht, ſolange irgendein männlicher Nachkomme oder auch nur ein Adoptivſohn vorhanden iſt.

Die Familie ſchützt jeden Angehörigen vor Not und Verhungern. Bettler ſind in China ſtets ſolche, die von ihrer Familie ausgeſtoßen ſind. Innerhalb

Digitized by Google

dieser Organisation sind alle Brüder, über die Familiengemeinschaft aber geht die Teilnahme an den Mitmenschen nicht hinaus.

Die ganze Erde gehört theoretisch dem Kaiser von China. Aller Boden ist sein Eigentum. Der Ackerbauer muß also das Land zum Zwecke der Bebauung vom Kaiser gegen einen gewissen Zins mieten, der früher in Naturalien, dann auch in Geld geleistet wurde. Diese Grundsteuer — shui — war die einzige reguläre Abgabe, die der Staat erhob. Was sonst der Beamte von der Bevölkerung einzog, war ein „squeeze", zu dem ihm jedoch nach chinesischer Anschauung innerhalb gewisser Grenzen seine Eigenschaft als Vertreter des Kaisers ein stillschweigend anerkanntes Recht gab. Die unzureichende Besoldung zwang den Beamten, sich durch seinen Posten selbst bezahlt zu machen.

*

Jede Familie regiert sich selbst. Der Staat hat nur noch das Verhältnis der Familien untereinander zu regeln.

Der Beamte macht den Familienältesten verantwortlich für das Verhalten aller Angehörigen der Gemeinschaft. Er hat Verbrecher zu ermitteln. Wenn ihm dies nicht gelingt, so wird irgendeiner aus der Familie festgenommen und an ihm die Strafe vollzogen.

Unverbesserliche werden aus ihrer Familie ausgestoßen und sie gehen dann in China meist zugrunde, weil weder die Verwandten noch die Regierung sich um sie kümmern.

Eine staatliche Armenfürsorge ist bei der Organisation des chinesischen Familienwesens unnötig. Die Wohltätigkeit ist keine öffentliche, sondern eine private. Sie wird vom Staate durch Ehrungen belohnt. Nur bei außergewöhnlichen Notfällen, bei denen die Familien nicht für sich selbst sorgen können, bei Überschwemmungen und Mißernten, gewährt die Regierung Unterstützung.

*

Die Familien sind die republikanischen Elemente in dem großen autokratischen Reiche des Kaisers und sie werden, wie wir sahen, oligarchisch verwaltet. Das Prinzip von Familie und Staat ist in China ein zugleich monarchisches und demokratisches.

Die Familie muß sich aber auch gegen Beamtenwillkür schützen. Sie wird daher Wert darauf legen, in ihrem eigenen Kreise einflußreiche Personen zu besitzen, welche die Gesamtheit nach außen vertreten können. Einem geeigneten Mitgliede wird seine Familie die Mittel zum Studium gewähren, damit er Examina machen, Titel und Ämter erwerben und so als Gegengewicht gegen den Territorialbeamten dienen kann. Die Karriere der aus dieser Mitte hervorgegangenen Beamten wird von der ganzen Familie unterstützt und gefördert. Umgekehrt will auch die Verwandtschaft an den Vorteilen der hohen Stellung eines der Ihrigen teilhaben, und damit erklärt sich die Erscheinung eines weitgehenden Nepotismus. Um übergroßen Einfluß durch seinen Familienanhang

Digitized by Google

zu verhindern, durfte kein Chinese in seiner Heimatprovinz einen Beamtenposten bekleiden. Erst nach der Revolution ist dieses Verbot aufgehoben worden.

Familie und Individuum stehen im Gegenseitigkeitsverhältnis. Die Vermittler zwischen den Staatsbehörden und dem Volke sind die Notabeln — shen-shih — und ihr praktischer Einfluß ist ein sehr großer. Es sind dies konfuzianisch gebildete Leute, Literaten ohne Staatsamt oder Kaufleute, von Ansehen durch Bildung und Besitz, die alle inneren und äußeren Angelegenheiten der Familie entscheiden und dadurch starken Einfluß auf die Volksethik ausüben. Sie haben auch häufig der Regierung Geldsummen zur Verfügung gestellt, um dafür Ehrentitel zu erhalten, die ihnen Ansehen und Einfluß verschaffen. Es wird in China nicht eigentlich das Amt gekauft, wohl aber Rang und Titel.

*

Wo, wie in anderen Provinzen und im Auslande, dem Chinesen der Familienverband fehlt, werden Vereine — hui — mit festem Zusammenhalt, gemeinsamem Vermögen und solidarischer Vertretung nach außen gebildet. So bestehen überall Kaufmannsgilden, Handwerkervereine, landsmannschaftliche Gesellschaften. Auch dieses Gildenwesen ist praktisch von tiefgehendem Einfluß auf die Staatsmaschine.

Die hohe Ehrlichkeit chinesischer Handelsvereinigungen beruht auf der gegenseitigen Verantwortlichkeit und Haftung innerhalb des Verbandes. So werden auch alle Handlungen des einzelnen von der Rücksicht auf seine Familie und die Ahnen beherrscht. Wer etwas Schlechtes tut, bringt damit Schande auf seine Vorfahren.

Daß trotzdem der Europäer so oft vom Chinesen betrogen wird, kommt von der ganz berechtigten Ansicht des Chinesen, daß eine Ware so viel wert ist, als ein Narr dafür bezahlt. Das zu nehmen, was man durch Überfordern des Preises erhalten kann, ist nur ein Verdienst auf anständigem Wege. Wirklich gemeiner Betrug kommt sehr selten vor.

Aus demselben Gedanken heraus erfolgt vom Staate an verdiente Leute die Verleihung von Titeln und Ehrungen nicht an die eigene Person, sondern an ihre Eltern und Vorfahren.

Der starke Zusammenhalt einer Interessengemeinschaft kann ebenso zur Bildung politischer Geheimbünde und verbrecherischer Räuberbanden führen, und solche hat es in China unter wechselnden Namen zu allen Zeiten gegeben.

In fremden Ländern und Auswanderungsgebieten entwickeln sich alle schlechten Eigenschaften des Chinesen stärker, weil dort die strenge Organisation des Familienwesens und des Beamtentums fehlen. Dies zeigt sich z. B. in Singapore und manchen Orten des Archipels, auch an der kalifornischen Küste Amerikas. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Vom sterbenden Notgeld

Von

Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg, Hirschberg (Schlesien)

Außerhalb der Gefilde der Wissenschaft ist man gewöhnt, Geld und Münze als gleichbedeutend zu betrachten, und doch besteht zwischen beiden Begriffen ein sehr wesentlicher Unterschied. „Geld" gibt es, seit Menschen Dinge brauchen, die sie nicht selbst herstellen und deshalb von anderen erwerben müssen: der kraftvolle Mensch der Urzeit tauschte das von ihm erlegte Wild gegen die Töpfe ein, die sein schwächerer Zeitgenosse erzeugte; so war beiden geholfen. Ein derartiger „Geldverkehr" reicht noch bis in unsere Tage: eine Pariser Sängerin erzielte bei einem auf einer Insel Polynesiens gegebenen Konzert eine Einnahme von 3 Schweinen, 23 Truthühnern, 44 Hühnern, 500 Kokosnüssen, 1200 Stück Ananas, 120 Kürbissen und 1500 Orangen. Diese etwas unbequeme Zahlungsweise wurde verbessert, als man Metall in großen und kleinen Stücken von mehrere Kilogramm schweren Barren bis zum Goldstaub in der Federspule zu verwenden anfing, ein Gebrauch, der ebenfalls noch heut, und zwar in großem Umfang besteht. Die Münze, also das in Stücken von bestimmtem Gewicht, denen ein aufgedrücktes Zeichen einen festen Wert gewährleistet, auftretende Metall, eroberte erst spät, seit etwa 700 v. Chr. den abendländischen Verkehr, langsam und nicht vollständig. Denn auch sie hat den Fehler aller früheren Zahlungsmittel — den schmerzhaftesten! —, daß sie nicht jeder, weder der Staat noch der Einzelne, zu jeder Zeit in einer seinen Wünschen entsprechenden Fülle besitzt. Besonders im Kriege, aber auch sonst in Fällen allgemeiner wirtschaftlicher Not, erweist sich der Geldvorrat als unzulänglich, dann geben Staaten, Gemeinden, geschäftliche Unternehmungen Geld aus, das den sonst gültigen Anforderungen an die Münze nicht entspricht. Von diesem „Notgeld" im weitesten Sinne ist im Juni-Heft 1920 dieser Zeitschrift eingehend gehandelt worden, heute wenden wir uns dem Notgeld zu, das aus dem Allerweltsersatzstoff, nach dem einmal sogar unser Zeitalter benannt werden sollte, hergestellt ist: dem Papier.

Papiergeld fand der berühmte Weltreisende des 13. Jahrhunderts, Marco Polo, bereits in der Mandschurei vor, in Europa scheint es zuerst Schweden 1661, danach England 1694 ausgegeben zu haben. Darauf folgt im Jahre 1718 in Frankreich John Law mit seinen berühmten Bankzetteln, die Goethe die Anregung zu der bekannten Szene im zweiten Teil des Faust gegeben haben, wo am Kaiserhofe ein gleiches Experiment stattfindet, und Mephisto rühmt:

Ein solch Papier an Gold und Perlen Statt
Ist so bequem, man weiß doch, was man hat.

Die Bankzettel verdienten diesen Ruhm nicht: Laws Unternehmen endete mit einem furchtbaren „Krach". Das gleiche unfreudige Ereignis erlebte Frankreich

Digitized by Google

noch einmal mit den Assignaten seiner ersten Republik, später lernte man auch dieses Zahlmittel so zweckmäßig zu handhaben, daß es allmählich zu einer ständigen Einrichtung aller Staaten wurde.

Die einschränkenden Bestimmungen der Gesetze, welche dem wertlosen Papier seine Kaufkraft gaben und sicherten, fielen jedoch nach wie vor in Zeiten der Not dahin: so in Österreich in den Wirren von 1848, wo das Land mit Fluten von zum Teil von Privaten ausgegebenem Kleingeld bis herab zum Sechskreuzerschein überschwemmt wurde, in Amerika zur Zeit des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten, endlich am allgemeinsten in und seit dem Weltkriege. Der Weltkrieg erzeugte alsbald nach seinem Ausbruch nie geahnte oder auch nur für möglich gehaltene Massen von papierenem Notgeld in allen kriegführenden Reichen, wie auch in Holland, Schweden, Dänemark, der Schweiz. Ausgeber waren nicht nur die Staaten, Stadt- und Dorfgemeinden, sondern auch Gefangenenlager, Kantinen einzelner Truppenteile, Vereine, Kassen, Fabriken, Bergwerke, Güter, Kaufleute, Gastwirte. In Cettinje z. B. haben nicht weniger als zehn Kaffeehäuser eigenes Notgeld gehabt; andere Merkwürdigkeiten sind das Papiergeld unserer ostafrikanischen Truppen, der deutschen Seeleute in Scapa-Flow und mehrerer von den aufständischen Polen eingeschlossenen Fabriken.

Die einzelnen Scheine, größtenteils für einen von vornherein fest bestimmten Zeitraum ausgegeben, bezeichneten sich bald als Kleingeldersatz, als Gutschein, Scheck auf die Sparkasse, Anweisung oder kurzweg bloß Notgeld, so daß die Juristen einen willkommenen Anlaß hatten, sich über ihre rechtliche Natur zu streiten. Dies namentlich, wenn das Papier sogar die Gestalt eines Geldstückes annahm: hier kann man wirklich, wie bezüglich des Leydener Notgeldes von 1574, zweifeln, ob Schein oder Münze. Das deutsche Notgeld lautete anfangs meist auf kleine Beträge bis herab zu 1 Pfennig, später erschienen, zuerst von Kreisbehörden ausgegeben, auch Scheine zu 5, 10, 20 Mark, vereinzelt steigerte man sich bis zu 100 Mark. Daneben traten Anweisungen auf Naturalleistungen: Lebensmittel, insbesondere Brot, Milch, Bier; auch Gas- und Straßenbahnmarken.

Die deutsche Reihe des papierenen Notgeldes beginnt in Bremerhaven bereits am 31. Juli und in Wongrowitz am 3. August 1914, sehr bald folgen andere Städte in Oberschlesien, Elsaß, Westpreußen; diese Scheine sind in der Eile der Not auf einfachste Weise durch Stempelaufdruck, auch handschriftlich, zum Teil auf kassierten Formularen, Kartenblättern u. dgl. hergestellt. Man unterscheidet drei Perioden. In der ersten, die bis Ende November 1914 reicht, sind nach den neuesten Berechnungen in Deutschland in etwa 400 Orten 1500 Sorten Papiergeld und Metallgeld im Gesamtwerte von 10 Millionen Mark ausgegeben worden, die bald darauf auch wieder eingezogen und völlig aus dem Verkehr geschwunden sind. Es folgt die Zeit seit Ende 1915, in der das Papier das Metall allmählich zu überwiegen beginnt und Angaben über die ausgegebenen Beträge auch nicht einmal schätzungsweise möglich sind. Endlich die Zeit seit Ende 1918: fast ausschließlich Papier, das vielfach seinen Charakter als Geld abstreift und anderen

Digitized by Google

sogleich zu erörternden Zwecken dienstbar gemacht wird. Als einziger unter den Bundesstaaten hat die Republik Braunschweig im November 1918 Spareinlagescheine als „unverzinsliches Kriegsnotgeld" in Werten bis zu 500 Mark ausgegeben.

Schon frühzeitig war das papierene Notgeld als eindrucksvolles Erinnerungszeichen der Kriegszeit gesucht und eifrig gesammelt worden, und es dauerte nicht lange, so wandte sich der moderne sogenannte Sammelsport an Stelle der ziemlich abgegrasten Briefmarken, der Liebigbilder und Reklamemarken den Notgeldscheinen zu. Bald erkannten nun die Städte, daß sich mit der Ausgabe von Notgeldscheinen ebenso ein Geschäft machen lasse, wie es insbesondere die südamerikanischen Staaten mit ihren Briefmarken gemacht hatten, und so trieben Profitgier und Sammelwut die Menge der Scheine in phantastische Höhen. Sehr viele, um nicht zu sagen: die meisten der heutigen Geldzettel sind für die Sammler bestimmt, für die man auch Neu- und Fehldrucke, Doppel- und Halbstücke, Aufdrucke, Gegenstempelungen, Farbennuancen und sonstige „Perlen" des Sammelbetriebes bereit stellte. Es entstanden Vereine und Zeitschriften, Ausstellungen und Börsen für Notgeldsammler, es gibt einen Harzer Notgeldverband und zahllose Händler und Kataloge mit den bekannten Sprachverbrechen ihres Jargons, wie z. B. „ungewöhnliche Seltenheit".

Sammler boykottierten Städte, die ihnen einen zu hohen Aufschlag für ihre Papierchen zu nehmen schienen, und die Frage wird brennend, ob Gemeinden überhaupt berechtigt sind, Notgeld über den Nennwert zu verkaufen. Andererseits mehren sich die Scheine zu hohen Werten, für die doch die Reichsnotenpresse so ausgiebig sorgt; die Scheine zu 5 und 10 Mark kosten ja auch nur 25 bis 28 Pfennige. Der Stadt Naumburg rechnet man nach, daß sie allein an ihrem Hussitengeld eine Million verdient habe, und das am 1. Mai 1921 ausgegebene Eisenacher Luthergeld war am ersten Tage vergriffen. Besonders bedürftige oder begierige Städte verkaufen sogar noch den freien Raum ihrer Scheine zu Reklamezwecken! Andererseits gibt es auch Städte, die den Verkauf ihrer Scheine an Sammler überhaupt ablehnen oder sie an solche nur mit hundert Prozent Aufschlag zum Nennwert abgeben. Auch sei noch des „Notgeldes" gedacht, das von vornherein nicht für den Verkehr, sondern nur zum Verkauf für einen wohltätigen Zweck bestimmt ist, wie das der Anstalt Zoar bei Rothenburg, N.-L. und der Kirchgemeinde Ottendorf, Kreis Bunzlau.

Es liegt auf der Hand, daß mit dem Notgeld ein Mittel gegeben war, ideale Werte zu schaffen. Durch gut gewählte Darstellungen und Aufschriften konnte man den Heimatssinn fördern, die Vaterlandsliebe stärken, die Stimmung heben, durch geschmackvolle Ausführung den so arg daniederliegenden Schönheitssinn der breiten Massen anregen und bilden. Das hat man denn auch bald erkannt und vielfach versucht.

Wir haben Notgeld mit wirklichen oder eingebildeten Schönheiten aus der Umgebung der Ausgabestelle, worin sich namentlich Bayern rühmlichst auszeichnet. Häufiger noch sind Abbildungen von Baulichkeiten: Dome, Rathäuser, Rolandssäulen u. dgl. Besondes beliebt sind Gestalten aus der Ortsgeschichte und Sage.

Digitized by Google

Die Weimarer Dichterfürsten dienen nicht nur ganz Thüringen mit ihren eigenen Personen und Lieblingsstätten, wie mit den Gestalten ihrer Muse, der Harz entlehnt von Goethe die Walpurgisnacht, Itzehoe von Schiller den langen Peter. Luther kommt besonders in Eisenach und Erfurt zu seinem Recht, Jena prangt mit Abbé und Häckel; auch der gute Bischof Buko von Halberstadt, der Rattenfänger von Hameln, Eulenspiegel, der wilde Jäger, die Varusschlacht, „der" Soldat von Lippe-Detmold, die Sänger von Finsterwalde werden verewigt. Zu geschweigen von Personen und Ereignissen, die man außerhalb der Ausgabestadt nicht kennt und gegenüber denen das bekannte Fünfzigpfennigstück von Crailsheim mit der dicken Bürgermeisterin einen Hochgipfel des Geschmacks darstellt. Der Schinken von Niederlahnstein, die Jauerschen Würste und Baumkuchen, der Tabak von Blotho, die Leinwand von Bielefeld sind willkommene Gegenstände auch unter diesem Gesichtspunkt.

Mit den Aufschriften sucht man ebenfalls die bekannte, man kann schon fast sagen: berüchtigte „heimatliche Note" herauszubringen. Vielfach in der örtlichen Mundart gehalten, bringen sie heimische Scherze, auch wohl längere Dichtungen, denen die Musen meist hartnäckig ferngeblieben sind, öfters auch Anspielungen auf die Zeitlage. Damit betreten wir als letztes das schlüpfrige Gebiet der Politik. Was ist heut alles Politik und nicht Politik, erlaubt und nicht erlaubt! Exempla docent. In mehreren Städten hat man Scheine beschlagnahmt, die die einzelnen Verse von „Deutschland über Alles" darboten — Kommentar überflüssig! —, in Oldenburg solche, die mit dem Bilde eines längst verstorbenen Großherzogs und der ihn preisenden Strophe der einheimischen Nationalhymne geschmückt waren. In einer Stadt, die sich einer Schleifmühle für den Verstand rühmt, verbot der Feindbund Scheine, die neben dem diese Mühle drehenden deutschen Michel die Verse zeigt: „Wer unsre Not noch nicht begriffen, dem wird hier der Verstand geschliffen." Der Ereignisse von 1870/71 gedenkt Treppstadt in Bayern ebenso vereinzelt, wie Parey Bismarcks, beide übrigens mit ansprechenden Versen. In Oberschlesien und Westpreußen verewigt man wenigstens die Abstimmungen, und in Nordschleswig kämpfen Deutsche und „Dansker" geradezu mit ihren Scheinen.

Genug. Das Gesamturteil kann trotz vielem Guten, ja Trefflichen doch nur lauten, daß auch hier, wie gewöhnlich bei uns Deutschen, die Gelegenheit verpaßt ist, die Gelegenheit sowohl zur Bildung des Geschmacks wie zur Hebung der Stimmung: die Mittelmäßigkeit überwiegt, der Schund triumphiert. Es ist auch deshalb höchste Zeit, daß das „Papiergespenst des Guldens", wie es Mephisto in jener eingangs erwähnten Faustszene nennt, endlich aus unserem öffentlichen Leben verschwinde; aus einer Hilfe in der Not ist es allmählich eine Landplage geworden. Auch die Wissenschaft der Münze und des Geldes will von ihm nichts wissen: was sie an ihm etwa hat lernen können, wie der Arzt an der Krankheit, ist herzlich unbedeutend gegenüber dem Schaden, den es in ästhetischer und ethischer Beziehung anrichtet, und der Verkehr legt gewiß keinen Wert auf die Wiederkehr der Zustände des Mittelalters, wo der Pfennig

Digitized by Google

nur dort galt, wo er geschlagen war. Bis zum 1. Januar 1922 sollte, wie es hieß, alles Notgeld eingezogen sein! Leider schiebt die Finanzverwaltung ähnlich wie die Steuerbehörde auch diesen Termin immer wieder hinaus und das Geschäft des Notgeldes blüht „unentwegt" und „voll und ganz" weiter. Eine seltsame Zeit, die ihr Geld wegwünscht und den Steuerboten herbeisehnt. Jedenfalls Glückauf zur schleunigen Reise in den Orkus, du Spottgeburt aus Ansichtskarte und Reklamemarke, du sterbendes Notgeld!

Die Überwindung des Polytheismus in den indischen Religionen[1]

Von

Helmuth v. Glasenapp

Im Gegensatz zum Christentum und zum Islam erkennen die beiden großen Religionen, die Indien hervorgebracht hat, der Hinduismus und der Buddhismus, das Dasein einer großen Vielheit von göttlichen Wesen an. Trotzdem kann man beide nicht in demselben Sinne als polytheistisch bezeichnen wie die Religionen der meisten alten Völker; Hinduismus[2]) und Buddhismus weisen so viele verschiedenartige Züge auf, daß es nicht angeht, sie mit einem Schlagwort zu charakterisieren. Viele Hindus und Buddhisten waren zweifellos von jeher und sind auch heute noch richtige Polytheisten insofern, als sie noch auf einer so primitiven Stufe der religiösen Entwicklung stehen, daß sie sich noch nicht über die Glaubensform, die allen Völkern in ihrer Jugend eigen ist, erhoben haben. Diejenigen jedoch, die über diese naiven Anschauungen herausgekommen sind und durch denkende Betrachtung zu höheren religiösen Vorstellungen gelangten, lassen sich als Polytheisten im gewöhnlichen Sinne nicht mehr bezeichnen. Mit dem den Indern eigenen tiefeingewurzelten Konservativismus haben sie zwar den polytheistischen Volksglauben nicht förmlich aufgegeben, mit wenigen Ausnahmen haben sie ihn auch nicht als Irrglauben bekämpft oder stillschweigend mit Nichtachtung behandelt, sondern ihn ruhig als berechtigt bestehen lassen und die rituellen und sozialen Forderungen, die sein Kultus mit sich brachte, getreulich erfüllt. Wohl aber haben sie ihre Vorstellungen von dem Wesen der Götter in so hohem Maße umgestaltet, daß der Polytheismus von ihnen tatsächlich überwunden worden ist.

[1]) Der vorliegende Aufsatz gibt die öffentliche Antrittsvorlesung wieder, mit welcher ich am 10. Mai 1920 meine Umhabilitierung an die Universität Berlin vollzogen habe. Ausführlicher behandle ich das Thema in meinem Werke „Der Hinduismus", das im Kurt Wolff-Verlag, München, erscheinen wird.

[2]) Vgl. hierüber meinen Aufsatz „Der Hinduismus als soziales und religiöses Phänomen", „Deutsche Rundschau", XLV (1919), S. 382 ff.

Digitized by Google

Drei Wege sind es in der Hauptsache, auf welchen die indischen Metaphysiker über den Polytheismus hinauszukommen suchten: 1. Alle Götter ohne Ausnahme werden als erhabene, aber vergängliche Wesen vorgestellt, die den Gesetzen des ewigen Weltgeschehens unterworfen sind und auf dieses keinen bestimmenden Einfluß auszuüben vermögen — diese Anschauung führte in ihrer konsequenten Ausbildung zu einem religiösen Atheismus; 2. Einer von den vielen Göttern wird als ewiger, unvergänglicher Weltenherr angesehen, der über alles gebietet; die anderen Götter sind nur die Engel seines Hofstaates und ganz und gar von ihm abhängig — diese Vorstellungen führten zum Monotheismus; 3. Alle Götter gelten als Erscheinungsformen oder Offenbarungsweisen des einen unerkennbaren höchsten Wesens; seine vollkommenste Ausprägung findet dieser Gedanke in den Schulen, welche einen Pantheismus lehren. Im folgenden soll versucht werden, die drei Wege ihrem Wesen nach kurz zu kennzeichnen; vorausgeschickt sei hier noch, daß zumeist keiner dieser drei Typen für sich rein und isoliert dasteht, sondern daß mitunter Verbindungen und Verschmelzungen untereinander stattgefunden haben.

1. Schon in der Frühzeit der indischen Philosophie nahmen Dichter und Denker Anstoß an den anthropomorphen Göttergestalten, die in den heiligen Schriften, in den Veden geschildert werden. Die zahllosen Gottheiten, von denen der Mythus nur allzu vieles Menschliches-Allzumenschliches zu berichten wußte, erschienen bei fortgeschrittener geistiger Entwicklung nicht mehr als vorbildliche Idealgestalten. Die in den Kreisen des Priestertums immer mehr Einfluß gewinnende Anschauung, daß auf die Götter ein magischer Zwang ausgeübt werden könne, daß die Priester die Götter durch das Opfer fangen, so wie die Vogelsteller die Vögel — wie es im Rigveda heißt —, daß die Verehrung und damit der Verehrer über die Götter herrscht, nahm den Göttern mehr und mehr ihre Unabhängigkeit und machte sie zu Objekten der theurgischen Handlungen gewandter Opfertechniker. Hinzu kam, daß die Vervollkommnung des sittlichen Bewußtseins gebieterisch die Forderung aufstellte, daß die ganze Welt gleichmäßig von einem moralischen Gesetz beherrscht werde. Mit unerschütterlicher Festigkeit faßte im indischen Geiste der Gedanke Wurzel, daß alles Tun seinen Lohn oder seine Strafe findet. Aufs engste verbunden aber mit der Lehre vom Karma, von der Vergeltungskausalität der Werke, ist die Lehre von der Seelenwanderung, die Vorstellung, daß jedes Individuum das, was es in einem Leben gesät hat, in einem anderen ernten muß, der Glaube, daß jedes Dasein ein Glied ist in der Kette von Existenzen, die sich seit Ewigkeit und in Ewigkeit aneinanderreihen. War dieser Gedanke zu einem unveräußerlichen Besitztum der Weltanschauung geworden, dann verstand es sich für jeden konsequenten Denker von selbst, daß das Karmagesetz nicht vor einer Schar von höheren Wesen haltmachen konnte, die, all' ihrer Erhabenheit ungeachtet, doch handeln wie irdische Menschen. Die Ausdehnung des Karmagesetzes auch auf die Götter hatte weitgehende Folgen und veränderte ihre Stellung von Grund aus. Seit dem 1. vorchristlichen Jahrtausend sind die Vorstellungen der indischen

Digitized by Google

Philosophen über die Götter unter der Einwirkung dieser Ideen in einer Umbildung begriffen, die zu einer Überwindung des in weiten Volksmassen nach wie vor verbreiteten Polytheismus führte.

Wenn es z. B. von den Göttern heißt, sie seien unsterblich, so wird dies nicht mehr dahin verstanden, daß sie absolut unvergänglich seien, sondern nur dahin, daß ihnen ein im Verhältnis zu allen Wesen sehr langes Leben zukomme. Sie sind nicht wirklich ewig, sondern erst nach einer Weltschöpfung entstanden, und verschwinden wieder bei der nächsten der periodisch wiederkehrenden Weltvernichtungen.

Die Macht der Götter ist zwar viel größer als die der meisten Menschen, sie ist aber doch nicht ohne Schranken. Nicht nur wird sie begrenzt durch den Einfluß der anderen Götter, die jeden Eingriff in den eigenen Wirkungsbereich abwehren, sondern sie findet auch ihre Schranke in der Macht anderer Wesen. Die Götter können z. B. von Dämonen hart bedrängt und im Kampfe bezwungen werden. Sogar der Mensch vermag sie seinem Willen zu unterwerfen, wofern er über das hierzu nötige Wissen verfügt. Der vedakundige Brahmane „greift mit den Armen der Aśhvins, mit Pûshans Händen"; der Aśket nötigt sie durch die Kraft seiner Buße, ihm seine Wünsche zu erfüllen, und die Götter zittern immerwährend davor, daß zaubergewaltige Yogîs ihnen über den Kopf wachsen könnten.

Das Dasein der Götter fließt dahin in seligem Genießen, trotzdem aber ist ihr Glück kein vollkommenes, denn erstens gibt es auch im Himmel unzählige Rangstufen und „es ist natürlich, daß das höhere Glück eines anderen dem weniger Glücklichen Schmerzen bereitet".[1]) Sodann aber sind die Götter ebenso wie alle Wesen dem ewigen Sittengesetz unterworfen; ihre hohe Stellung haben sie erlangt durch ihre guten Taten in früheren Existenzen; sie haben sie solange inne, als deren Kraft wirkt; wenn sie erschöpft ist, werden auch sie, entsprechend der Qualität ihres Handelns, hineingerissen in den Strom der Seelenwanderung, es sei denn, daß es ihnen gelingt, die Erlösung zu erreichen. Dadurch, daß eine bestimmte individuelle Seele, die jahrtausendelang als Indra in der Himmelswelt weilte, diese Existenzform aufgibt, wird eine wesentliche Veränderung in der Konstitution des Pantheons nicht hervorgerufen, denn „solche Worte wie Indra usw. bedeuten, ähnlich wie z. B. das Wort „General", nur das Innehaben eines bestimmten Postens; wer also gerade den betreffenden Posten bekleidet, der führt den Titel Indra usw."[2])

Zieht man das, was die Philosophen der Hindus von den Göttern aussagen, in Betracht, so stellen sich diese zwar dar als Wesen, welche die Menschen an Lebensdauer, Macht und Glückseligkeit überragen, sie unterscheiden sich von ihnen jedoch nur graduell, nicht essentiell. Sie sind die für den Zusammen-

[1]) Vâcaspatimiśhra, „Der Mondschein der Sânkhya-Wahrheit" übers. von R. Garbe (Abh. der K. Bayr. Akademie 1892), S. 540.

[2]) Shankara im Komm. zu Brahma-Sûtra, I, 3, 28 (Deussen, „Die Sûtras des Vedânta", Leipzig 1887, S. 170).

Digitized by Google

klang des Weltgeschehens notwendigen Vorsteher der Naturkräfte und Lebensmächte, man blickt zu ihnen auf wie zu Königen oder zu ehrwürdigen Lehrern, man umschmeichelt sie, um ihre Huld zu gewinnen und man fürchtet sich vor ihrem Zorn — aber sie sind im letzten Grunde weder die Schöpfer noch die Beherrscher der natürlichen und sittlichen Weltordnung. Sie sind verehrungswürdig nicht als Individuen, sondern als die Inhaber einer bestimmten Amtsgewalt, die auch der Mensch durch die Darbringung bestimmter Opfer oder durch Ausführung gewisser aszetischer Übungen in einer späteren Existenz sich aneignen kann.

Götter wie diese sind nicht mehr selbständige Persönlichkeiten, sondern nur noch die Träger bestimmter Funktionen, die sie unter gegebenen Bedingungen in gesetzmäßiger Weise zu erfüllen haben.

Es ist daher nur logisch, wenn dasjenige theologische System der Inder, das die gesetzmäßige Wirkung alles Tuns aufs schärfste betont, die Mîmânsâ, d. h. die Theorie des Opferdienstes, den Göttern keinerlei Einfluß auf die Gestaltung des Weltprozesses einräumt. Für die Mîmânsâkas sind die himmlischen Wesen nur die Objekte der Verehrung, die für jedes verdienstliche Werk den ihm entsprechenden Lohn zu geben verpflichtet sind, sie vermögen aber das nach ewigen, ehernen Gesetzen verlaufende Weltgeschehen nicht zu ändern. Wir stehen hier vor der merkwürdigen Erscheinung, daß das orthodoxeste System von allen Systemen der Inder, das den eigentlichen Höhepunkt der Priesterweisheit repräsentiert, bei Anerkennung des Daseins von allen den zahllosen überirdischen Wesen doch im Grunde atheistisch ist. Kein höchster Weltenlenker vermag nach der Mîmânsâlehre die Geschicke der Welt zu meistern; durchgängig herrscht hier nur die Vergeltungskausalität der Tat, das ewige Gesetz, das sich auf die Offenbarung der unerschaffenen, in Ewigkeit selbstexistenten heiligen Schrift gründet. Die allgemeine Anerkennung der atheistischen Mîmânsâphilosophie als einer orthodoxen religiösen Schule zeigt deutlich, wie verkehrt es ist, Religion und Gottesglauben miteinander zu identifizieren; der letztere ist vielmehr nur ein — in Europa allerdings fast allgemein verbreiteter — Sonderfall der Religion, und jene verhält sich zu ihm, wie Schopenhauer schon gesagt hat, „wie das Genus zu einer einzigen Spezies".

Eine ähnliche Stellung nimmt in diesen Fragen das Sânkhyasystem ein, eine Heilslehre, die den Menschen durch die Erkenntnis der Verschiedenheit von Materie und Seele zur Erlösung führen will. Ebenso urteilt auch die große Religion, die um die Mitte des 1. vorchristlichen Jahrtausends aus dem Schoße des Brahmanismus hervorwuchs: der Buddhismus.

Auch Gautama Buddha zweifelte nicht an dem Dasein der überirdischen Wesenheiten des Volksglaubens. Alle diese Götter aber sind erst durch ihr Karma zu ihrer Würde gelangt und werden dereinst wieder, wenn der Schatz ihrer guten Werke erschöpft ist, in niederen Existenzformen wiedergeboren. Auch Brahmâ, der höchste der Götter, macht davon keine Ausnahme. Die Annahme, er sei der Ahnherr und Schöpfer aller Wesen, wird als irrig dargetan in einer Erzählung,

Digitized by Google

die sich im Digha-Nikâya findet.[1]) Wenn nämlich nach der Weltenruhe, die auf einen Weltuntergang folgte, eine neue Welt in der Bildung begriffen ist, dann entsteht zunächst der leere Brahmâpalast. In diesem nimmt dann ein Wesen aus der Schar der „Strahlenden" Wohnung, d. h. aus der Zahl der Wesen, die infolge ihrer guten Werke in früheren Existenzen den Weltuntergang in Herrlichkeit überdauerten. Brahmâ verdankt seine Entstehung dem Umstand, daß seine Lebensdauer unter den Strahlenden zu Ende ist, er weiß aber nichts mehr von diesem seinem früheren Dasein. Wenn er längere Zeit im leeren Palast gewohnt hat, fängt er an sich zu langweilen und wünscht sich Gefährten. Da im Laufe der Zeit dann tatsächlich noch mehr Wesen aus der Schar der Strahlenden ausscheiden und in der Brahmâwelt erscheinen, glaubt er: „Ich habe diese Wesen geschaffen, denn mir kam früher der Gedanke: Ach, wenn doch auch andere Wesen zu dieser Existenz gelangen möchten." Und die nach ihm erschienenen Wesen glauben: „Von ihm, dem verehrten Brahmâ, sind wir geschaffen, denn ihn fanden wir schon vor, als den, der zuerst hier war." Auf diese Weise entsteht die irrige Meinung, daß es einen persönlichen Gott gebe, der alle anderen Wesen geschaffen habe.

Aus dem Gesagten ergibt sich klar der atheistische Charakter des ursprünglichen Buddhismus. Und doch war Buddha kein seichter Aufklärer und rationalistischer Moralprediger, sondern durch und durch erfüllt von echt religiösem Geiste. Alle seine Aussprüche durchwaltet eine heilige Grundstimmung, die derjenigen in den Werken der großen Mystiker theistischer Religiosität an die Seite gestellt werden kann. Buddhas Atheismus ist daher zu verstehen als ein Schweigen über das Transzendente, nicht als ein kategorisches Leugnen desselben. Es ist, wie Hermann Beckh gesagt hat, „ein Schweigen der Ehrfurcht gegenüber demjenigen, das mit Gedanken nicht mehr zu erfassen ist, das auch vor der Meditation, für die ja die ‚Götter' im Sinne Buddhas noch etwas durchaus real Erreichbares sind, sich gewissermaßen zurückzieht, indem es gerade, je weiter diese Meditation in geistige Sphären eindringt, in um so weitere Fernen, in um so höhere Höhen, in um so tiefere Tiefen entschwindet."[2])

2. Gleich den bisher besprochenen Philosophenschulen erkennen auch diejenigen, die vom Polytheismus zu monotheistischen Vorstellungen vorgegangen sind, das Dasein der zahlreichen Volksgötter an; während sie den meisten von ihnen, den „Devas", nur ein vergängliches Dasein und eine begrenzte Machtvollkommenheit einräumen, halten sie aber den einen von ihnen für den einzigen wahren Gott. Dieser „Ishvara" (Herr) ist unvergleichlich mit ihnen; er ist unentstanden und ewig, allmächtig und absolut vollkommen.

Den Beweis für das Dasein Gottes finden die indischen Philosophen in der Notwendigkeit der Annahme eines Weltbaumeisters und Weltregierers,

---

[1]) Digha-Nikâya, I, 2, 2 ff. (Übers. von R. Otto Franke, Göttingen 1913, S. 25 ff.).
[2]) Hermann Beckh, „Buddhismus" (Leipzig 1916, Göschen), I, S. 124.

Digitized by Google

welche allein eine richtige Welterklärung zu geben vermöge. Vor allem ist Gott ihnen aber der gerechte Verteiler von Lohn und Strafe. Das Gesetz der ewigen Vergeltung aller Taten kann nach ihrer Anschauung nicht allein von sich aus wirken, da es ungeistig ist; es bedarf eines geistigen Urhebers, der das Tun und Treiben der verschiedenen Wesen überwacht, der ihnen den gebührenden Lohn zuteilt und dafür sorgt, daß sie der Vergeltung auch tatsächlich teilhaftig werden, denn nach ihnen kann das Karma von sich aus ebensowenig Freud' und Leid erzeugen, wie die Arbeit allein ohne einen Landmann eine Ernte. Die Notwendigkeit, das Dasein eines persönlichen Gottes anzunehmen, ergibt sich ihnen auch daraus, daß alle sittlichen und religiösen Vorschriften von einem durch die Zeit nicht begrenzten Wesen ausgegangen sein müssen, denn die Zurückführung derselben auf irdische Lehrer führt zu einem regressus in infinitum; es muß einen Lehrer der Altvorderen gegeben haben, der selbst ewig und die Quelle aller Offenbarung ist. Das kann aber nur ein Wesen sein, bei welchem die Allwissenheit in höchster Potenz vorhanden ist.

Alle derartigen Beweise vermögen nun zwar nach indischer Anschauung wohl das Dasein eines persönlichen Gottes als vernunftgemäß und vernunftnotwendig darzutun, sie sind jedoch nicht imstande, etwas Näheres über sein Wesen auszusagen. Die Quelle alles Wissens über Gott ist vielmehr die heilige Schrift, der Veda, der von ihm selbst „ausgehaucht" worden ist. Durch die Auslegung desselben gelangen die Theologen zu einer Kenntnis der Natur Gottes, aus ihm suchen sie auch zu erweisen, daß der Gott des Pantheons, den sie als den ewigen Weltenherrn betrachten, im Gegensatz zu den anderen vergänglichen Göttern ewig, allmächtig und von Karma frei sei. Von den zahlreichen Göttern der Hindus sind es vor allem zwei, die über große Scharen von Anhängern verfügen, die je den einen von ihnen für den höchsten ewigen Gott halten: der finstere, asketische Shiva und der milde, freundliche Vishnu. Die spitzfindigen Deduktionen, durch welche die Shivaiten oder Vishnuiten darzutun suchen, daß der von ihnen als der höchste verehrte Gott und kein anderer der Ishvara sei, besitzen natürlich für alle außerhalb der Sekte Stehenden ebensowenig Beweiskraft, wie wenn gezeigt wird, daß alle anderen Götter, die von gegnerischen Sekten als der Ishvara betrachtet werden, nur langlebige himmlische Wesen seien, die den Namen „Gott" eigentlich gar nicht verdienten, da sie, auch der Seelenwanderung und der Unwissenheit unterworfen, dem höchsten Herrn dienen müßten, um die Erlösung zu erlangen.

Die ausschließliche Verehrung einer bestimmten Götterpersönlichkeit, die über alle anderen erhöht wird, wird hauptsächlich betrieben von den zahlreichen Religionssekten, die in alter und neuer Zeit entstanden. Die Betonung des Glaubens, daß der Gott der Sekte und kein anderer über die Welt gebiete, zeitigt auch im täglichen Leben mitunter merkwürdige Erscheinungen. Manche Vishnuiten scheuen sich, den Namen Shivas auszusprechen, so gebrauchen z. B. die Anhänger des Sektenstifters Vallabha nicht das Gujaratiwort „shivavun" (nähen), weil es an das Wort „Shiva" anklingt und es dann so aussähe,

Digitized by Google

als verehrten sie diesen Gott als den höchsten. Auf der anderen Seite wieder verwenden die Shivaiten der Lingâyatsekte statt des Wortes „Harinâma", was eine flache Messingschüssel bedeutet, das Wort „tambâna", weil Hari ein Name Vishnus ist. Trotz mancher Streitigkeiten herrscht unter den verschiedenen Hindusekten im allgemeinen doch eine vorbildliche Toleranz. Zumeist nehmen die indischen Sektierer an, daß Menschen, welche irrtümlich einen ihrer eigenen Meinung nach nur zur Klasse der vergänglichen Devas gehörigen Gott als den höchsten verehren, sofern sie dies nur mit wahrer Frömmigkeit tun, in einer späteren Existenz schließlich doch die Erkenntnis des wahren Gottes erlangen werden, da die Anbetung, die dem Diener eines Herren gewährt wird, letzthin doch dem Herren gilt.

Die Entwicklung vom Polytheismus zum Monotheismus, wie sie sich im Sektenwesen vollzieht, ist zwar religionsgeschichtlich von höchster Bedeutung, hat aber nur für einen Teil des Hindutums Geltung. Die meisten Inder sind keine Sektierer. Mit ihrer wunderbaren Duldsamkeit und ihrer eigentümlichen Befähigung, die verschiedenartigsten Anschauungen als gleich wahr anzuerkennen, fühlen sie sich nicht gedrängt, sich einer bestimmten Religionsgemeinde mit ihrer besonderen Dogmatik und ihrem besonderen Kultus ganz und gar zu verschreiben, sondern nehmen bald an diesem, bald an jenem Gottesdienste teil und lassen sich bald von diesem, bald von jenem frommen Mann belehren. So schrieb ein bekannter bengalischer Gelehrter an Gait, er sei weder ein spezieller Verehrer des Shiva noch des Vishnu, sondern diene beiden. Er sagte: „Ich faste am Shivarâtrifest, weil es dem Shiva heilig ist, ich faste am Ekâdashîtag, weil er dem Vishnu geweiht ist. Ich pflanze den Belbaum, weil er dem Shiva, und die Tulsîpflanze, weil sie dem Vishnu lieb ist. Die meisten Hindus sind keine Sektierer. Obwohl die Sekten viel schreiben und den meisten Lärm machen, sind sie doch nur eine kleine Minorität." [1])

Trotz dieser scheinbaren Vielgötterei sind diese Männer, die auf der Höhe der philosophischen Bildung stehen, doch keine eigentlichen Polytheisten. Bei ihnen vollzieht sich der Übergang zu höheren Anschauungen auf andere Weise: Die verschiedenen Götter werden als Erscheinungsformen eines und desselben Gottes erklärt, der entsprechend den religiösen Bedürfnissen seiner Verehrer verschiedene Gestalt annimmt. Schon im Veda finden wir derartige Versuche. So singt Dîrghatamas von dem unbekannten höchsten Wesen:

„Man nennt es Indra, Varuna und Mitra,
Agni, den schönbeschwingten Himmelsvogel.
Vielfach benennen, was nur eins, die Dichter:
Man nennt es Agni, Yama, Mâtarishvan." [2])

Später finden wir dieselbe Tendenz in dem Bestreben, möglichst viele Götter oder Heroen als Inkarnationen und Manifestationen einer Gottheit

[1]) Gait, Census of India, 1911, I, S. 115.
[2]) Rigveda, I, 164, 46 (übers. von P. Deussen).

Digitized by Google

zu betrachten, und in dem, was man früher als besondere Götterpersönlichkeit ansah, nur bestimmte Seiten oder Offenbarungsweisen einer Gottheit zu erblicken. Ihren Höhepunkt erreichen diese Synkretismen in der Lehre von der Trimûrti, der Dreieinigkeit des höchsten Wesens als Brahmâ der Schöpfer, Vishnu der Erhalter und Shiva der Zerstörer. Die drei höchsten Götter gelten hier als drei verschiedene, aber gleichberechtigte Aspekte des einen höchsten göttlichen Wesens, jeder von ihnen ist der erste, mittelste und letzte, wie dies Kâlidâsa in seinen Kumârasambhava (7, 44) ausspricht, wenn er sagt:

„Die eine Gestalt war dreifach gespalten
Der erste und letzte war jeder der drei.
Bald Shiva vor Vishnu, bald Vishnu vor Shiva,
Bald Brahmâ vor Shiva, bald vor ihm die zwei."

Die dem Verstande des Abendländers schwer faßbare Fähigkeit des Inders, ganz Verschiedenartiges und sich Widersprechendes zu vereinen, heute sich Shiva als den Weltenherrn vorzustellen, dem alle anderen Götter dienen, und morgen Vishnu als den höchsten zu verehren, und dann wieder beide als identisch zu denken, erklärt sich, wie W. Haas [1]) gezeigt hat, aus der so überaus verschieden gearteten Struktur der orientalischen und okzidentalischen Psyche. Während der Europäer alle Inhalte seines Bewußtseins zu einer logischen Einheit zu verbinden sucht, liegen beim Orientalen die einzelnen Inhalte nebeneinander, ohne daß er es unternimmt, die ihnen innewohnenden Gegensätze zu beseitigen. So kommt es, daß man in den heiligen Schriften der Hindus Schritt für Schritt auf logische Widersprüche stößt, die dem Inder gar nicht als solche erscheinen, weil er unmittelbar aus den Tiefen des ihn gerade im Augenblick beherrschenden religiösen Gefühls schöpft, ohne sich durch die kühlen Erwägungen rein vernunftgemäßer Reflexion beirren zu lassen.

3. Sehr erleichtert wird dem Inder das Zusammendenken der vielen Götter zu einer Gottheit durch den die meisten Philosophen beherrschenden pantheistischen Grundgedanken der Einheit alles Seienden. In Indien haben nie Anschauungen einen Boden gefunden, welche die Welt als eine von Gott geschaffene Maschine ansehen, die, einmal in Betrieb gesetzt, von allein weitergehe, Lehren, welche höchstens annehmen, daß Gott hie und da in den Weltprozeß eingreife, um seinen Gläubigen eine Gnade zu erweisen. In Indien wird der Ishvara fast durchgängig in ein enges Verhältnis zu der Welt gesetzt, in so hohem Maße, daß selbst dort, wo die Existenz einer Vielheit der Substanzen neben Gott behauptet wird, dieser Pluralismus doch wieder in einen Monismus des Geschehens, das von dem allein autonomen Gott ausgeht, aufgehoben wird.

In höherem Maße tritt die Idee der All-Einheit hervor in den Systemen, die in Gott nicht nur die bewirkende und begleitende, sondern auch die materielle

[1]) W. Haas, Die Seele des Orients. Jena 1916.

Digitized by Google

Ursache der Welt erblicken. In einem berühmten Hymnus des Rig-Veda wird schon gesagt, daß die ganze Welt aus einem Urwesen, dem tausendköpfigen, tausendäugigen Purusha, entstanden sei und daß sich seine einzelnen Glieder zu den verschiedenen Göttern und Naturwesen entfaltet hätten. Bis in die jüngste Zeit sind metaphysische Systeme aufgestellt worden, welche die Welt und alle Götter als Emanation aus dem göttlichen Urgeist hervorgehen lassen oder als in diesem entstandene, von ihm selbst zu seinem Ergötzen hervorgezauberte traumartige Vorstellungen zu erklären suchen. Die meisten dieser Lehren nehmen eine eigentümliche Zwischenstellung ein zwischen einem sektarischen Monotheismus und einem jenseits aller Sektenverschiedenheit stehenden Pantheismus. Auf der einen Seite behaupten sie, daß Vishnu oder daß Shiva der höchste Gott und alle anderen Devas ihm untergeben seien, auf der anderen Seite wieder sehen sie in Gott das einzig Reale, die Weltsubstanz, die sich in allem Seienden manifestiert und mit allen Namen genannt werden kann. In ihrem Bestreben, den Götterkult des Volkes zu rechtfertigen und zugleich mit ihren pantheistischen Anschauungen in Einklang zu bringen, gehen sie, ohne Rücksicht auf die dadurch entstehenden Inkonsequenzen, jeden der Wege, welcher geeignet erscheint, die Vielheit der Götterwelt in einer höheren Einheit aufzuheben.

Philosophischer als sie verfährt das von dem großen Shankara am Ende des 8. Jahrhunderts n. Chr. gelehrte System des sogenannten „zweiheitlosen Vedânta", das bis auf den heutigen Tag im Vordergrunde alles philosophischen Denkens in Indien steht.

Im Gegensatz zu den Anhängern der monotheistischen Schulen, welche in einem mehr oder weniger persönlich gefaßten Gott die höchste Realität erblicken, betrachten die Anhänger Shankaras das Absolute als etwas rein Unpersönliches; sie bezeichnen es daher nicht mit einem Gottesnamen, wie Vishnu, Shiva, Durgâ usw., sondern rein neutral, als das Brahma. Als oberstes und letztes Weltprinzip, von dem alles abgeleitet ist, ist das Brahma für Worte und Gedanken unerreichbar. Es läßt sich nur negativ bestimmen als etwas, auf das alle Begriffe und Beziehungen des Denkens keine Anwendung finden, und als erhaben über Raum und Zeit. Als das Absolute, das allem zugrunde liegt, ist es das, was nicht bewiesen werden kann, sondern was die Grundlage aller Beweise ist. Das einzig unmittelbar Gegebene aber ist das eigene Selbst.

Das wahre Selbst aller Wesen ist daher das Absolute und jede Seele ist ihrem Kern nach der ewige, all-eine Geist. Die wahre Natur desselben läßt sich nicht logisch erörtern, sondern nur unmittelbar erleben. Das Zustandekommen derartiger Erlebnisse wird nun aber dadurch gehindert, daß jedes Individuum sich als ein durch Raum und Zeit begrenztes Einzelwesen inmitten einer Kette von Ursachen und Wirkungen vorfindet, umgeben von Objekten, die es außerhalb von sich wahrnimmt. Wie ist das zu erklären? Die ganze Welt der Vielheit kann, so lehrt Shankara, nicht denselben Wirklichkeits-

Digitized by Google

wert wie dieses Unmittelbare besitzen. Sie kann im Verhältnis zu ihm nur eine bedingte Realität haben, sie ist im Verhältnis zu ihm nur Schein, nur Mâyâ, nur eine trügerische Illusion, welche die wahrzunehmen glauben, die das wahre Selbst nicht zu erkennen vermögen. Warum diese Mâyâ da ist, woher sie stammt, das läßt sich nicht bestimmen, daß sie aber nicht wirklich ist, das ergibt sich für den Wissenden daraus, daß sie aufhebbar ist. Durch vollständige Konzentrierung des Denkens auf sich selbst und durch die in der Versenkung vollzogene Loslösung von der Außenwelt vermag der Weise den täuschenden Trug zu durchbrechen und alles, was störend das Selbst verhüllte, von sich fernzuhalten. Wenn er so von der Mâyâ freigeworden ist, dann erkennt er sich selbst als das Brahma, dann erlebt er sich selbst als das Unendliche, Ewige, All-Eine.

Nur wenigen Sterblichen ist es freilich vergönnt, eine solche hohe Stufe der Erkenntnis zu erreichen, und auch diese bleibt immer nur für den Menschen auf die seltenen Augenblicke größter geistiger Versenkung beschränkt, während sonst in der übrigen Zeit die Vielheit ihre Macht ausübt. Um diesen Zwiespalt zu erklären, lehrt der Vedânta, daß das durch die Veden erlernbare und in der Meditation erfahrbare Wissen von dem unterschiedslosen Einen eine höhere Wissenschaft sei, eine Überphilosophie, die jenseits aller philosophischen Diskussionen steht und in der alle anderen Lehren in ihrer höchsten Spitze zusammenfallen. Verschieden von diesem Wissen ist das niedere Wissen aller Systeme, die mit mehr oder weniger Geschick, aber alle doch letzthin unzulänglich die Erscheinungswelt zu erklären suchen. Alle Unternehmungen, das Wesen der Welt zu deuten, haben nach dem Vedânta gleicherweise ihre Berechtigung, sind aber, da sie nur das Bereich der Mâyâ umfassen, nur „ein niederes Wissen" und deshalb, verglichen mit dem höheren Wissen, gleicherweise falsch. Ihr Wert bestimmt sich danach, ob und wie weit sie es vermögen, einem umfassenden Verständnis der uns umgebenden Erscheinungswelt den Weg zu bahnen und ihre Anhänger für die höhere Erkenntnis reif zu machen. Nichts vermag aber den Weltprozeß so gut zu erklären wie die Annahme eines die Welt der Mâyâ lenkenden, ihr Entstehen und ihren Untergang verursachenden Gottes, der alles durchwaltend und in allem gegenwärtig ist, denn so nur ist es ja möglich, darzutun, warum die Mâyâ gerade so und nicht anders wirkt. Nichts vermag aber auch den Geist des gewöhnlichen Menschen in so hohem Maße über die Sinnenwelt zu erheben als die Hinlenkung der Gedanken auf einen persönlichen Gott, mit dem der Fromme in ein möglichst nahes Verhältnis zu kommen, mit dem er schließlich ganz eins zu werden trachtet. Deshalb steht der Vedânta auf dem Standpunkt des niederen Wissens durchaus auf dem Boden der vorhin behandelten monotheistischen Anschauung. Er lehrt, daß das Absolute, so wie es sich im Nebelflor der Mâyâ als die unendliche Zahl der individuellen Seelen darstellt, auch als höchster, alldurchdringender Weltenherr sich manifestiert. Der Ishvara ist für die Vedântis auf dem Standpunkte des niederen Wissens genau so real wie die Welt und die Einzelseele; auf der höheren Stufe der

Digitized by Google

transzendenten Erkenntnis aber offenbart er sich ebenso als Illusion wie das ganze vielheitliche Weltenblendwerk. Da der persönliche Gott ebenso wie die Welt nur eine durch Mâyâ hervorgerufene subjektive Vorstellung ist, ist die Art und Weise, wie er gedacht wird, bei den verschiedenen Wesen entsprechend ihrem verschiedenen Erkenntnisgrade und ihren verschiedenen Bedürfnissen verschieden. Alle die verschiedenen Götter, alle die mannigfachen Objekte des religiösen Denkens, bis herab zu Tieren, Bäumen und Steinen, können daher gleicherweise als Ishvara gelten. Jeder Streit darüber, wer der höchste Gott sei, ist deshalb sinnlos, denn der Ishvara gehört selbst ja zum Bannkreis der Weltillusion und vom Standpunkte des höchsten Wissens ist die ihm gewidmete Verehrung nur ein Hilfsgebilde von provisorischem Wert, ein förderlicher Irrtum, der zur Wahrheit führt, und wenn diese erlangt ist, von selbst fortfällt. Ein Mann, der einen glänzenden Edelstein zu erlangen sucht und in dem Glauben, den Edelstein selbst zu sehen, auf ein in der Nähe von diesem reflektiertes Licht zugeht, kommt von dort aus, sobald er seinen Irrtum eingesehen, zu dem richtigen Edelstein selbst, den er schwerlich gefunden haben würde, wenn er nicht durch einen förderlichen Irrtum auf die richtige Spur gelenkt worden wäre. Durch die beständige Meditation des Gläubigen über einen zunächst als ihm gegenüberstehend vorgestellten persönlichen Gott wird das Gefühl des engen Verbundenseins mit ihm erzeugt, das jede Vorstellung einer möglichen Trennung zum Schwinden bringt. Dadurch kommt die Idee der engen Gottesgemeinschaft zum Durchbruch: der Fromme findet Gott in sich selber wieder, so wie einer, der eine kostbare Kette überall suchte, schließlich gewahr wird, daß sie bereits an seinem Halse hängt. Dann schwindet der Weltenschein, der ihm eine Zweiheit von Verehrer und Verehrtem vorgaukelte, dann wird Gott schließlich aller persönlichen Attribute entkleidet und der Weise weiß sich selbst als das ewigselige, zweiheitslose Absolute.

Die Lehre von der höheren und der niederen Erkenntnis ermöglicht es dem Anhänger des Vedânta, die vielen Kulte Indiens als in ihrer Sphäre berechtigt anzuerkennen und dennoch in einer höheren Einheit aufzuheben. Daß dieser Weg, den Polytheismus zu überwinden, in Indien nicht bloß eine theoretische Vorstellung einiger Schriftsteller geblieben ist, sondern im religiösen Leben eminent praktische Bedeutung gewonnen hat, läßt sich durch eine Reihe von Beispielen erweisen. Der bengalische Heilige Râmakrishna (1834—1886) z. B. wurde, wie er selbst berichtet, in oft über Stunden sich ausdehnender Vertiefung seiner Identität mit dem Brahma unmittelbar inne; im täglichen Leben fuhr er indessen trotzdem fort, eine persönliche Gottheit, und zwar je nach seiner Stimmung Durgâ, oder Krishna, oder Râma, oder Shiva, oder Jesus demütig zu verehren. Diesen offenbaren Widerspruch in seiner Handlungsweise erklärte er einem ihn deswegen befragenden Asketen ganz im Sinne der Vedântalehre in der Weise, daß er sagte: „Im Absoluten bin ich nicht, noch bist du, noch ist Gott, denn es ist jenseits von Wort und Gedanke. Solange aber noch etwas Relatives außer mir besteht, habe ich das Brahma als etwas

Digitized by Google

außerhalb von mir Befindliches innerhalb der Grenzen des Verstandes zu verehren." [1])

Auch hier tritt uns also wieder das für den indischen Geist so charakteristische Phänomen entgegen, daß zwei an sich ganz verschiedenartige Glaubensformen friedlich nebeneinander vorhanden sind, ohne miteinander in Konflikt zu geraten.

Ähnlichen Anschauungen begegnen wir auch im späteren Buddhismus, in den Schulen des Mahâyâna, des großen Fahrzeuges, die in den ersten Jahrhunderten nach Christus stark beeinflußt von Vedânta-Ideen die Lehre des Buddha in pantheistischem Sinne fortbildeten und auf die Ausgestaltung der späteren Vedântaphilosophie von großem Einfluß waren. Der Buddha hatte keine Aufklärung gegeben über die höchsten Dinge und über das Absolute. Die Mahâyânalehrer konnten sich nicht bescheiden, sich von diesen Problemen fernzuhalten. Sie suchten die Fragen zu lösen, die der Erhabene offen gelassen hatte, und gelangten, von der Nirvâna-Idee ausgehend, zu tiefsinnigen Spekulationen über das Wesen des Transzendenten. Wenn die Welt des Leides der Vergänglichkeit angehört, das unbeschreibliche Nirvâna allein unvergänglich ist — so argumentierten sie —, dann ist das Nirvâna das Absolute, die Erscheinungswelt nur ein täuschender Traum für den Erwachten, nur eine trügerische Verhüllung des allem zugrunde liegenden, all-einen Nirvâna. Wenn der Buddha ewig im Zustande der seligen Ruhe das Nirvâna ist, dann ist er als irdische Persönlichkeit nur eine zeitliche Ausstrahlung desselben, nur eine irdische Verkörperung der Wahrheit, die schon auf Erden die Loslösung vom empirischen Ich erreicht hat. Dann ist er die ewige Weltordnung überhaupt, die allem zugrunde liegt und innerhalb der sich der ganze Weltprozeß abspielt. Die höchste Erkenntnis besteht dann in dem Wissen, daß kein individuelles Ich für sich existiert, daß alles, was ist, mit dem Transzendenten, Absoluten, mit dem Buddha eins ist. Der tiefste Sinn dieser Lehre ist nur von Vollendeten in übersinnlichem Schauen zu erfassen; um jedem den Weg zur Wahrheit zu bahnen, offenbart sich das All-Eine auf die verschiedenste Weise als das zu verehrende Objekt des niedrigsten wie des höchsten Kultus, entsprechend der Auffassungskraft der Verehrer, um sie so langsam aber sicher durch die Hilfsmittel relativer Wahrheiten die wirkliche Bedeutung des Absoluten, des Dharmakâya, in seiner Reinheit erfassen zu lassen. So wie ein Tropfen Wasser den Göttern als Nektar, den Menschen als Wasser und den Dämonen als Eiter und Blut erscheint, obwohl es doch dasselbe ist, so erscheint auch das All-Eine den verschiedenen Menschen verschieden von ihren verschiedenen Standpunkten aus. Alle Stufen des Wissens, wie sie in allen Kultformen ihren Ausdruck finden, haben ihr Recht, werden letzthin aber alle in der Erkenntnis des All-Einen aufgehoben. —

Drei Wege sind es, wie wir gesehen haben, auf denen die indischen Theologen und Philosophen versuchten und versuchen, über den Polytheismus, der Glauben und Leben großer Volksteile beherrscht, hinauszukommen.

---

[1]) Max Müller, „Râmakrishna, his life and sayings", S. 48.

Digitized by Google

In vielen indischen Lehrsystemen laufen diese drei Wege nebeneinander her und gelangen nebeneinander zur Anwendung, obwohl dies logisch unlösbare Widersprüche hervorruft. Von allen dreien scheint der letzte den religiösen Bedürfnissen nach einer Einigung aller Kulte am meisten entsprochen zu haben. Der tiefsinnige philosophische Versuch des Vedânta und des Mahâyâna-Buddhismus, den Polytheismus durch die Lehre von der niederen und der höheren Wahrheit zu überwinden, findet eine gewisse Parallele in modernen Richtungen innerhalb der europäischen Philosophie, wie dem Pragmatismus, der Theologie Biedermanns u. a. — die Umsetzung des ihm zugrunde liegenden Gedankens in die Wirklichkeit des religiösen Erlebens hat aber in der konkreten Ausprägung, wie wir sie in Indien finden, eine von der abendländischen verschiedene Mentalität und eine Denkweise zur Voraussetzung, die den indischen und ostasiatischen Völkern spezifisch eigen ist.

Der Bibliothekar nach der allgemeinen Anschauung und in der Wirklichkeit

Von

Universitäts-Oberbibliothekar 1. Kl. Dr. Chr. Ruepprecht (München)

Unter Bibliothekar versteht man den Verwalter einer irgendwie öffentlichen oder privaten Bibliothek, wofür man jetzt auch manchmal das deutsche Wort Bücherei gebraucht. Wie aber zwischen der Bibliothek einer Schule, eines Amts, eines Vereins und einer großen alten Universitäts-, einer bedeutenderen Landes-, Stadt- oder Volksbibliothek ein gewaltiger Unterschied ist, so selbstverständlich auch bei deren Bibliothekar und dem, was er zu tun hat. Gemeinsam ist allen, daß sie, auch wenn sie schon Bücher übernommen, solche kaufen, binden, katalogisieren und bequem wie übersichtlich aufstellen und aufbewahren müssen, um sie jederzeit sofort zu finden und bei Bedarf herausgeben zu können. Das weiß jedermann.

Was jedoch bei einer kleinen Büchersammlung verhältnismäßig leicht und einfach ist, das wird bei einer umfassenden um so schwieriger, je weiter die Grenzen der zu berücksichtigenden Fächer und Benutzerkreise, besonders bei beschränkten Mitteln, gezogen sind, am schwersten, wo außerdem, wie es bei gewissen Bibliotheken der Fall ist, außer den im betreffenden Lande oder Landesteile gedruckten und pflichtmäßig abzuliefernden Werken, von all dem zahlreich sonst Erschienenen überhaupt möglichst alles Wichtige oder Wichtigste sollte gekauft, benutzt und für die Zukunft erhalten werden können. Die Sache ist, sehen wir, wie so vieles, immer zunächst auch Geldfrage.

Was vorerst die Anschaffungen anlangt, so setzt eine glückliche Auswahl aus den fortlaufend oder gelegentlich in allen Kulturländern und Sprachen erscheinenden Bücherverzeichnissen von neuen oder antiquarischen kleinen Broschüren, größeren Büchern, Sammelwerken, Vereins-, Akademie-, Universitäts-, Schul- und Zeitschriften, soweit sie nicht durch Pflichtverlag oder Tausch ohnehin hereinkommen, die immer im Einklang mit dem Bestand, der Aufgabe, den Mitteln der Anstalt erfolgen muß, eine genaue Kenntnis und Abwägung aller Verhältnisse voraus. Die Buchhändler- und Buchbinderpreise sind aber in der letzten Zeit so gestiegen, daß es für den Bibliothekar, wo nicht ganz wesentliche

Digitized by Google

Vermehrung der Einnahmequellen eintritt, immer mißlicher wird, neben den Bedürfnissen an Räumlichkeiten und Personal, auch nur den dringendsten Anforderungen in dieser Hinsicht zu genügen, wo die fortlaufenden Zeitschriften und Fortsetzungen schon immer einen so großen Teil des zur Verfügung stehenden Geldes beanspruchen. — Was ungebunden, ist im allgemeinen, besonders bei starker Benutzung, unbedingt mehr oder minder fest zu binden, was für die Benutzung ebenso wichtig als für die Erhaltung ist. Dagegen mag ein feiner Einband als Luxussache bezeichnet werden, während ein gewisser Geschmack auch bei aller Einfachheit noch walten sollte. — Die Katalogisierung muß es nicht bloß der Verwaltung, sondern auch jedem Benutzer ermöglichen, jedes beliebige vorhandene einzelne Stück wie auch die ganze vorhandene Literatur über irgendeine Frage oder Person im Kataloge und mittels der dort angegebenen Standortsbezeichnung auch am Fache zu finden. Die Bücher müssen daher im Alphabet der Verfasser und der behandelten Gegenstände, unter Umständen überdies bei der betreffenden systematischen, wissenschaftlichen Gruppe (alphabetischer Verfasser- und Sachkatalog bzw. systematischer Katalog), wie im Schlagworts- und Standortskatalog eingetragen werden, was begreiflicherweise bei großen Beständen von vielen Hunderttausenden in allen Sprachen, aus allen Jahrhunderten und Wissenschaften durchaus nicht so selbstverständlich ist, viel Arbeit erfordert und nach strengen Regeln geschehen muß. — Die Aufstellung der Bibliothek wird nur bei mäßigem Umfange rein nach dem Einlauf oder alphabetisch sein; sonst erfolgt sie entweder streng systematisch, wie die Bücher nach ihrem Inhalt zusammengehören, oder nur nach den Hauptfächern und Unterabteilungen und Formaten meist fortlaufend oder alphabetisch. — Die Benutzung endlich, auf die alles ankommt, ist je nach dem Zweck und Benutzerkreis der Bibliothek wie der Art, dem Wert und der Erhaltung des einzelnen Werkes nur im Hause gestattet (Präsenzbibliothek) oder durch Entleihen nach Hause (Ausleihbibliothek). Ein großer Teil, vorwiegend Nachschlage- und große Sammelwerke, wird vielfach oder meist zu einer Handbibliothek im Arbeits- oder Lesesaal aufgestellt und nur außer Hause gegeben, wenn dieser geschlossen ist. Daß die Benutzung jeder Büchersammlung möglichst erleichtert wird, auch wo die Erhaltung besonders gewisser Werke fast ebenso notwendig scheint, ist und muß neben der Vermehrung derselben eine der Hauptaufgaben und Sorgen des Bibliothekars sein, damit jeder zu den Büchern, die er für seine beruflichen und sonstigen Arbeiten, für die wissenschaftliche Forschung und geistige Fortbildung oder Nahrung gebraucht in möglichst reichem Maße gelangen kann. Es handelt sich also um hohe und höchste ideelle und materielle Interessen, deren Versorgung unserem Bibliothekar anvertraut ist. Und wer sollte nicht auch höchste Genugtuung darüber empfinden, mit der Bibliothek soviel zum Glück und Fortschritt der Menschheit und besonders der Wissenschaft im allgemeinen wie so mancher einzelnen Arbeit beitragen zu können? Aber es bedeutet viel, ja alles, daß dieser Beruf mit Liebe, Umsicht, Tatkraft und wirklichem Wissen ausgeübt wird.

Beim Richter, beim Arzt, beim Lehrer und Geistlichen, um nur einige Gruppen wissenschaftlicher Berufstätigkeit beispielsweise zu nennen, weiß mehr und weniger alle Welt, was sie zu tun haben. Beim Bibliothekar herrscht, wie jeder Berufsgenosse aus eigener Erfahrung zu erzählen weiß, selbst in den Kreisen, die viel in der Bibliothek verkehren, noch mehr aber bei den anderen, wo dies nicht der Fall ist, oft eine unglaublich verschwommene, um nicht zu sagen gar keine Vorstellung von seiner eigentlichen Tätigkeit. Glaubt man doch noch heute bisweilen, daß er, wie ein richtiger Bücherwurm sich ganz in seine Bücher vergrabe, jedes Werk und Schriftstück überhaupt gelesen haben und kennen müsse, eigentliches Arbeiten, Können und Wissen aber im allgemeinen nicht brauche, weshalb Bibliothekar natürlich schließlich jeder halbwegs Gebildete oder auch anderweitig Verunglückte, geistig und körperlich Schwache werden könne! — Und es hat tatsächlich Zeiten und Bibliotheken gegeben, wo dies alles, zum Teil wenigstens, zutraf. Daher kommt auch so manche irrige Meinung. Diese Bibliotheken wurden meist soviel

Digitized by Google

wie gar nicht benutzt, außer einmal ausnahmsweise von dem oder jenem Glücklichen, der zugelassen worden war, dem man sich dann allerdings auch ganz widmen konnte. Es handelte sich dabei vielfach mehr um das Aufbewahren oder Zurschaustellen wie beim Raritätenkabinett. Daher auch die bis in die neueste Zeit noch gebräuchliche Beamtenbezeichnung Kustos, was bekanntermaßen Wächter bedeutet! Aber die Ordnung und Benutzung war auch danach. Schrieb doch sogar Lessing, daß man bei seiner Berufung an die Wolfenbütteler Bibliothek mehr an ihn als an diese gedacht!

Die Bibliotheken, die im Mittelalter meist auf Klöster und Universitäten beschränkt waren, haben mit der Erfindung und der späteren weiteren Vervollkommnung der Buchdruckerkunst und des Buchwesens im allgemeinen die Möglichkeit größerer und größter Ausgestaltung nach Quantität wie Qualität bekommen, welch letztere aber doch erst in den letzten Jahrzehnten vor dem großen Weltkrieg 1914–1918 eingetreten. Da sind auch an Stelle der prachtvollen Bibliothekpaläste mit ihren schönen Bücherſälen bezeichnender- aber notwendigerweise die großen Magazinbauten entstanden, wo unter möglichster Ausnutzung von Raum und Licht die Bücher ziemlich wie andere Waren, ohne Leitern und Galerien erreichbar, möglichst feuersicher untergebracht wurden. Erst von dieser Zeit ab kann man infolge des mächtig entwickelten Bibliothekbetriebes auch von einem selbständigen bibliothekarischen Beruf und einer mehr oder minder systematischen Vorbildung zu demselben mit Prüfungsabschluß in größerem Maßstab reden. Die Bedingungen können sich im allgemeinen mit denen jedes anderen Berufes messen. Ganz geordnet und vollständig durchgeführt ist dies auch heute noch nicht überall und in jeder Hinsicht. Hervorragende Bibliothekare und Gelehrte, die im Nebenamt Bibliothekdienste taten, hat es immer gegeben.

Der heutige Bibliothekar muß nun wohl in irgendeiner Wissenschaft ganz durchgebildet sein — vorzüglich eignet sich zu diesem Zweck die philologisch-historische —, aber, soweit nicht, wie es in den ganz großen Bibliotheken unumgänglich sein dürfte, für einzelne Fächer eigene Fachleute aufgestellt werden, im übrigen möglichst vielseitige Kenntnisse haben. Er muß sich überall umsehen und weiß trotzdem nie genug. Er muß im übrigen tüchtiger Verwaltungsbeamter und fleißiger Arbeiter sein, auch körperlich rüstig und leistungsfähig, organisatorisches Talent und praktischen Blick, gutes Gedächtnis wie strengen Ordnungssinn besitzen und dazu natürlich besonders große Liebe und Verständnis für die Bibliothek und seine Bücher, deren Erhaltung und Benutzung. Und er muß zeitlebens mehr wie jeder andere an sich selbst weiterarbeiten, um immer im laufenden zu bleiben und der Zeit entgegenkommen zu können.

In zahlreichen unserer Bibliotheken herrscht längst nicht mehr das stille Arbeiten weniger Sterblicher, sondern — Massenbetrieb durchweg. Das verändert ohne weiteres auch die Aufgaben und die Verhältnisse des bibliothekarischen Arbeiters. Allein, soviel Geschäftliches und Mechanisches auch bei diesem wie bei jedem anderen Berufszweige mitspielt, der Bibliothekar hat doch immer und überall mit Büchern zu tun, was stets interessant und abwechslungsvoll bleibt, wenn er es nur versteht, sich immer über dem Wasser zu halten.

Wenn er die Neuerscheinungen auf allen Gebieten verfolgt, um das herauszufinden, was für seine Bibliothek wünschenswert oder notwendig ist, wenn er die erworbenen Bücher nach ihren formellen bibliographischen Eigentümlichkeiten wie nach ihrem Inhalt katalogisiert, was natürlich, besonders bei einzelnen Werken und ganzen Arten von solchen, nicht ohne genauere Einsicht möglich erscheint, und schließlich — beides unter Umständen mit Unterstützung einer kleineren oder größeren Anzahl wissenschaftlicher Hilfsarbeiter oder jüngerer Amtsgenossen — täglich vielleicht 100–1000 oder noch mehr Bücherbestellzettel oder persönliche Bestellungen und größere literarische Anfragen erledigt, dann bekommt er notwendig nach und nach, mehr oder weniger einen Ein- und Überblick über die Literatur, und, wo nicht das Fachsystem herrscht, über die verschiedenartigen wissenschaftlichen Gebiete, insbesondere deren bibliographische Verhältnisse, wie

Digitized by Google

es überhaupt bei keiner anderen Berufstätigkeit in dieser Ausdehnung möglich oder denkbar ist.

Es gibt selbstverständlich Bibliotheksbeamte, die mehr Gelehrte als Bibliothekare sind, und umgekehrt; es gibt aber auch solche, die beides zugleich sind, und je mehr die beiderseitigen Interessen sich decken, um so besser steht es um das Amt und die persönliche Befriedigung des Einzelnen. Einen gewissen gelehrten Anstrich verleiht der ständige Verkehr mit den Büchern und Bücherfuchern jedem Bibliothekar an und für sich, und gewiß manchmal mehr, als berechtigt ist. Andererseits wäre seiner Person und seinen Einrichtungen aber oft auch mehr Beachtung im allgemeinen Interesse zu wünschen, was zum Teil mit dem bei uns so häufig zu beobachtenden Mangel an Einsicht, Gemeinsinn, zum Teil mit den oben besprochenen, noch immer nicht ganz ausgerotteten Anschauungen zusammenhängt, zum Teil damit, daß manche seine Anordnungen unter allen Umständen für unnötig, unpraktisch oder „Spinnerei" halten. — Daß alle Erfahrung und Vielseitigkeit nicht ausreicht, wo die Titelangaben bei schwierigeren Fällen allzu undeutlich geschrieben oder sonst ungenügend, ja direkt falsch sind, sei nur nebenbei erwähnt, weil dies zu den unerquicklichsten Seiten der bibliothekarischen Tätigkeit gehört, während in der Sache selbst gelegene Schwierigkeiten nur seinen Spürsinn, seine Findigkeit reizen und seine stets notwendige freudige Opferwilligkeit, die immer eine wesentliche Eigenschaft jedes Bibliothekars bilden muß, erhöhen. Für die Unachtsamkeit und Bequemlichkeit anderer systematisch einzutreten, kann und darf im allgemeinen Interesse nimmermehr seine Aufgabe sein, wobei es noch überdies die Würde und das Ansehen seiner Person wie seines Standes zu wahren gilt.

In der Bibliothek geht es oft her wie in einem großen Warenhaus: die einen kommen, um Bücher zu bestellen, die anderen, die bestellten Bücher abzuholen, wieder andere, die gebrauchten zurückzuliefern; dort eilt man in oder kommt vom Katalog-, Lese-, Arbeits-, Zeitschriften- oder Handschriftensaal. Zur Zeit des Hochbetriebes schlagen da soundso viele Kräfte die Bestellungen im Katalog auf, welche mit der Post eingetroffen oder von den verschiedenen Sammelstellen wie Briefe und Karten zusammengebracht und wie bei der Post gestempelt werden; die mit Signaturen, d. h. Standortsbezeichnungen versehenen Zettel werden unter das zum Holen vom Fach bestimmte Personal nach den verschiedenen Standorten verteilt, das dann die gewünschten Werke zur Kontrolle und Bereitstellung dorthin bringt, wo sie verlangt werden — eine Arbeit, die wiederum den ganzen Tag fortläuft, um so mehr, als sehr viele Bücher eben immer irgendwie benutzt werden, nicht eingestellt, falsch eingestellt, bei der Reparatur, auf dem Abstellplatz oder sonstwo sind, was oft erst nach langem, mühevollem Suchen unter Anwendung aller möglichen Kunstgriffe und Erfahrungen, nicht selten aber gar nicht festzustellen gelingt. — Zu diesem lebhaften äußeren Betrieb der Benutzung kommt dann der ganze innere, der sich auf die verschiedenen sonstigen Bibliothekarbeiten, die Fortführung und Erhaltung derselben bezieht, wovon oben schon die Rede war.

Da sich in den Bibliotheken sehr vielfach Bücher und Auskunftsmittel für alle möglichen Lebenslagen und -fragen befinden, suchen viele Hilfe dort, ob es sich um eine unbekannte Adresse oder Persönlichkeit, Steuersachen, Familiengeschichtliches oder anderes handelt. Der Bibliothekar ist in dieser wie in allgemeiner Beziehung begreiflicherweise ein vielgesuchter Freund. Wenn darin von manchen eine gewisse schwache Seite des Berufes erkannt werden mag, was anderen gerade eine Quelle der Freude ist, solange die notwendigen Grenzen eingehalten werden, so liegt in der Gelegenheit, jederzeit mitten in der großen, weiten Bücherwelt zu verweilen, fortwährend mit den großen Geistern, Dichtern und Gelehrten in Person wie mit deren Werken verkehren zu dürfen, in den Büchern, Zeitschriften und Zeitungen aller Zeiten, Völker und Sprachen nach Belieben blättern zu können, sicherlich, wie ja oft ausgesprochen worden ist, ein bedeutsamer, ja unschätzbarer Reiz und vielbeneideter Vorteil, aber freilich auch leicht eine Gefahr, seine Dienststellung in diesem Sinn persönlich auszunutzen.

Digitized by Google

Praktische Bücherkunde nach der technischen, literarisch-wissenschaftlichen und vorzüglich der bibliographischen Seite ist jedenfalls das Hauptsächlichste und Wichtigste, was man heutzutage bei jedem erfahrenen Bibliothekar sucht und findet. Der bibliothekarische Beruf aber, wie aus dem sehr Wenigen, was hier gesagt werden kann, doch wohl zur Genüge hervorgeht, ist und bleibt ein schöner, eigenartiger, der allerdings nicht jedermanns Sache und mit der Zeit mit der Bibliothek selbst merklich verändert worden ist; der Bibliothekar ist längst nicht mehr und heute ganz gewiß nicht mehr in dem Sinn von Meister Spitzwegs und anderen Darstellungen als ein Original oder über den Wolken schwebend zu denken, sondern unter Betonung der Besonderheiten seines Berufes ein Mensch und geistiger Arbeiter und Beamter wie andere.

Literarische Berichte

Johann Smidt, ein hanseatischer Staatsmann. Von Wilhelm v. Bippen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Halbleinen gebunden M. 60.—.

Johann Smidt, dessen Leben und Persönlichkeit das vorliegende Buch schildert, ist von der Geschichtsforschung immer als Mann von starker staatsmännischer Begabung gewürdigt worden; besonders aber in seiner Vaterstadt Bremen steht das Andenken Johann Smidts in hohem Ansehen. Sein arbeits- und erfolgreiches Leben, seine durch vielseitige Bildung, hohe Tatkraft und humorvolle Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Persönlichkeit, die ihm bei den Besten der Zeitgenossen Achtung und Sympathie gewannen, schildert Wilhelm v. Bippen in seinem Buch, auf gründliche Kenntnis der Quellen und aller in Betracht kommenden Verhältnisse gestützt, anschaulich und lebendig. Man folgt seiner Darstellung mit dauerndem Interesse und mit der Erkenntnis, daß dieser Hanseate vom besten Schlag nicht nur zu den verdienstvollsten, sondern auch zu den vorbildlichen unter den Männern gehört, die im Dienste ihres engeren kleinen Vaterlandes auch der großen deutschen Sache unvergängliche Dienste geleistet haben. In seiner mehr als halbhundertjährigen Teilnahme an den öffentlichen Geschäften hat er allezeit den Gedanken festgehalten, daß der bremische Staat seine Selbständigkeit nur bewahren könne, wenn er sie durch eine für Deutschland nützliche Tätigkeit fortwährend neu verdiene. Die Gründung Bremerhavens wurde für Johann Smidt die erfolgreichste Tat seines Lebens.

Niederbruch und Aufstieg. Wege zu Deutschlands Errettung von einem Staatsmann. Leipzig, Quelle & Meyer.

Wer der anonyme Staatsmann ist, der dieses Buch verfaßt hat, darüber könnte man nach manchen Stellen des Buches mehr oder weniger bestimmte Vermutungen haben; wir wollen aber darauf verzichten, da es auf das Was? und nicht auf das Wer? ankommt. Und da ist zu sagen, daß das Buch jedenfalls ein kluger Mann geschrieben hat, der die Ereignisse mit Nachdenken und einem durch Erfahrung geschärften Blick betrachtet hat. Ein großer Teil der Schuld an unserem Unglück wird dem Kaiser Wilhelm II. zugemessen, „der in mancher Beziehung begabt, das Beste für sein Volk wollend, friedliebend, aber von seinem Gottesgnadentum durchdrungen und der Wirklichkeit entfremdet, eitel, sprunghaft in seinen Launen war," und unabhängige Männer weder vertrug, wenn sie um ihn waren, noch solche in hohe Stellungen zuließ (S. 15). Tirpitz wird S. 27 nicht ungünstig beurteilt, aber seine an sich richtige Marinepolitik wurde verhängnisvoll, wenn unsere Regierung nicht mit Rußland sich eng verband, um England trotzen zu können. Den Juden ist der Verfasser nicht grün, und er gibt dafür seine Gründe an. Bedauerlich ist, daß zweimal, S. 3 und S. 21, der Zwischenfall mit dem „Daily-Telegraph"-Artikel ins Jahr 1909 statt 1908 verlegt wird. E.

Das Puppenhaus. Ein Erbstück in der Gontardschen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebenzigers. Zusammengestellt von Karl Zügel. Neu herausgegeben von Dr. Wilhelm Pfeifer-Belli. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser.

In der von der historischen Kommission der Stadt Frankfurt a. M. herausgegebenen Sammlung von Lebensbildern erscheint jetzt dieses zuerst im Jahre 1856 veröffentlichte Werk des berühmten Frankfurter Buchhändlers Karl Zügel in prächtiger und reich

Digitized by Google

mit Bildern aus der Zeit geschmückter Neuauflage. Den Hauptreiz erhält das Buch durch die aus jeder Zeile sprechende Liebe des geborenen Rheinländers zum alten Frankfurt, dessen Sohn er durch Wahlverwandtschaft geworden war. Der erste Teil enthält Lebenserinnerungen von 1783 bis 1816, beginnend mit Berlin, wo der Verfasser als Kind noch Friedrich den Großen gesehen hatte, und alsdann übergehend auf Frankfurt. Es ist nichts Außergewöhnliches und Neues, das wir erfahren, aber die Darstellung ist von so einfachem und natürlichem Reiz, daß sie allseits fesseln muß. Der zweite — und mit dem ersten Teile nur lose zusammenhängende — Abschnitt behandelt die Geschichte der Familie Gontard, in die der Verfasser durch seine Verheiratung eintrat. Sie knüpft an das der Familie gehörige berühmte holländische Puppenhaus, jetzt eine Zierde des historischen Museums zu Frankfurt a. M. Hieraus erklärt sich auch der Titel des Buches. Die Veröffentlichung dieser Familienerinnerungen bedarf keiner Rechtfertigung, wenn man bedenkt, daß sie u. a. von Lilli Schönemann, Hölderlin und Diotima sprechen können. Es ist gewiß mehr als nur örtlicher Stolz, wenn wir glauben, mit Rücksicht auf die durch die Natur der Dinge wieder wachsende Bedeutung der alten Reichsstadt jede Veröffentlichung, die sich auf ihre Vergangenheit bezieht, besonders dankbar begrüßen zu dürfen. Dr. A. L.

Der Väter Gut. Erzählung von Hans Reyhing. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 35.—.

In Reyhings Erzählungen von der Schwäbischen Alb hat oberdeutsches Bauerntum einen Ausdruck gefunden, dessen werktägliche wie sonntägliche Echtheit so schlicht festgehalten ist, wie der Bauer sich selbst in seinem kleinen Wandspiegel erblickt. Nach mehreren Novellenbänden, in denen Reyhing gelernt hat, wie man eine Bauerngeschichte baut, erzählt er hier in der größeren Form des Romans ein Schicksal aus der Kriegs- und Revolutionszeit. Jenes spinnwebartig sich anhängende Schieber- und Wuchergeschäft, das mit eisernem Besen hätte ausgefegt werden müssen, wo es sich zeigte, zieht einen tüchtigen Hofbauern in sein schmutziges Netz. Ein Sohn ist gefallen, der älteste und beste. Nun bangen die alten, überlasteten Eltern um das Leben des zweiten, des Hoferben; zumal auch Karl, der dritte Sohn, ein Lehrer, der zum Landwirt nicht zu taugen scheint, sich freiwillig stellt und bald schwer verwundet wird. Langsam breitet das einmal begangene Unrecht seine Folgen aus, bis plötzlich, in den Wirren der ersten Umsturztage, das Verhängnis reif geworden ist und den Hofbauern selbst und seinen bösen Geist, den Agenten Wuchenegger, wie auch jenen zweiten Sohn, um dessen Sicherstellung es ging, als drei durch Schuld und Unheil Verstrickte um Ehre, Glück und Leben bringt. Den schon verkauften und schier verlorenen Hof rettet Karl, der Jüngste, mit Opfern für sich und die Mutter. Eine Erzählung von schicksalhafter Wucht und ungebrochen epischer Kraft und beseelt von dem gewissenhaften Geist, der die Kraft der Selbsterneuerung in sich trägt. M. L.

Die Sonne der Renaissance. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt 1450–1600. Von A. v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann. Geb. M. 60.—, in Halbleder zirka M. 80.—.

Mit dem jüngsten Buche v. Gleichen-Rußwurms „Die Sonne der Renaissance" schuf der Verfasser den Schlußband seines großen Werkes über die gesellschaftliche Kultur aller zivilisierten Völker Europas. Alle Zeitalter hat er durchsucht — von der Antike, die er im „Elegantian" darstellte, über den „Ritterspiegel", die „Gotische Welt" und das „Galante Europa" bis zur Gegenwart. — Soviel auch über die Renaissance schon geschrieben worden ist, v. Gleichen-Rußwurm bringt immer noch Neues, man fühlt, daß dem Zeitalter seine ganze Liebe gehört. Wir sehen als Zuschauer in reizvollem Wechsel bunter Bilder das Behagen und die Zier des Lebens, den Glanz der Feste. Wir wohnen vornehmer geistiger Geselligkeit bei, kehren ein in Kirchen, Klöstern und Palästen, lernen eine große Zahl scharfer Charaktere, ausgeprägte Persönlichkeiten kennen und werden mit vielen witzigen und geistreichen Anekdoten unterhalten. Besonders wertvoll ist dasjenige, was der Verfasser über die Kunst der Renaissance sagt, wir haben es mit vielem Interesse gelesen und uns namentlich gefreut über die schönen Worte, die er zum Verständnis der Raffaelschen Madonnen sagt, und die ohne Zweifel zu dem Besten gehören, was über Kunst gesagt werden kann. Mit den früher erschienenen Bänden hat sich v. Gleichen-Rußwurm eine Gemeinde geschaffen; wir sind überzeugt, daß der Schlußband sie noch vermehren wird.

Brockhaus. Handbuch des Wissens in vier Bänden. Erster Band A bis E. Leipzig, F. A. Brockhaus.

An die Herausgabe eines großen vielbändigen Konversationlexikons ist aus wirtschaftlichen Gründen in absehbarer Zeit nicht zu denken. So begrüßen wir gerne, und zwar zum ersten Male unter seinem neuen Namen den jetzt vierbändigen kleinen Brockhaus, der eine glückliche Mitte zwischen

Digitized by Google

den großen Werken und den einbändigen Nachschlagebüchern darstellt. Schon bei flüchtigem Durchblättern fällt die wahrhaft ungeheure Vollständigkeit des Buches auf. Die Zahl der Stichworte kann nicht wohl übertroffen werden. Vor allem aber zeigt sich, daß die diesmal besonders schwere Aufgabe der Fortführung bis auf den Tag des Erscheinens restlos gelungen ist. Besonders wichtige Gebiete sind nicht nur in den laufenden Aufsätzen behandelt, sondern durch zusammenfassende Tabellen dem Verständnis näher gebracht. Diese Tabellen und ebenso das reiche Karten- und Bildermaterial sind dadurch besonders nutzbar geworden, daß, soviel wir glauben, zum ersten Male, in einem Verzeichnis von Stichwörtern am Ende des Bandes auf alles hingewiesen wird, was man in ihnen finden kann. Gerade bei Nachschlagebüchern hatte der Benutzer oft um deswillen nicht den vollen Nutzen, weil er nicht wußte, was alles das Buch enthält. Weitläufige Auseinandersetzungen und gar Werturteile oder die Austragung von Meinungsverschiedenheiten können der Natur der Sache nach in einem vierbändigen Werke keinen Platz finden. Für eigene Urteilsbildung ist das Tatsachenmaterial dagegen vollständig gegeben. Der erste Band erweckt den Wunsch, daß sich die weiteren drei Bände in rascher Folge anschließen mögen. Dr. A. L.

Dschilali. Geschichte eines Arabers von Grethe Auer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 40.—.

In der mütterlichen Umarmung der afrikanischen Sonne träumt die marokkanische Landschaft und ein glückliches Naturvolk einen paradiesischen Lebenstraum. Doch mittenhinein drängt sich die geschäftstüchtige Aktivität europäischer Zivilisation. Im Kampf der verbindenden Tradition gegen das loslösende Wesensfremde zerbricht alte Kultur. Dschilalis Einzelschicksal weitet Grethe Auer, innere Auswirkungen äußeren Geschehens weisend, zum Daseinskampf des ganzen Volks. Dschilalis Erleben, menschlich genommen wie als Symbol seines Stammes, zwingt zum Mitfühlen der großen Tragik, die im stoischen Hinnehmen göttlicher Beschlüsse liegt. Darum ist es fast eine Befreiung, wenn sich durch Mitleid und Empörung in Dschilali Kräfte lösen, die ihm und seinem Volk Freiheit und Naturgemeinschaft retten sollen. Er gehorcht dieser inneren Stimme und verschwindet dann in der Masse jener, die noch heute listig und beängstigend die Gewalt zerbrechen wollen, die sie dennoch erdrücken wird. Grethe Auers Liebe gehört diesen Naturkindern, deren Leben sie mit beweglichen und starken Worten umreißt. Ein nachdenkliches Buch, das viele farbenprächtige und schöne Bilder aufrollt, das aber auch ein vernichtendes Urteil spricht über Weltbeglücker, die, wie die Jetztzeit beweist, nicht einmal ihr eigenes Schicksal meistern können. Sp.

Th. v. Bethmann Hollweg. Betrachtungen zum Weltkrieg. 2. Teil: Während des Krieges. (2 Bände.) Berlin, Reimar Hobbing.

Kriegführung und Politik. Von Erich Ludendorff. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Dem im vorigen Jahr herausgekommenen ersten Teil von Bethmann Hollwegs „Betrachtungen zum Weltkrieg" ist jetzt der zweite gefolgt, dessen Erscheinen der Verfasser nicht mehr erlebt hat und den er auch nicht mehr ganz hatte zu Ende führen können. Ein seltsamer Zufall fügt es, daß gleichzeitig der General Ludendorff, Bethmann Hollwegs bedeutendster und wohl auch erbittertster Gegner, mit einem neuen Band seiner Schriften zum Weltkrieg vor die Öffentlichkeit tritt. So ergibt sich gleichsam das Schauspiel eines Zweikampfes zwischen einem Lebenden und einem Toten. Ob aber hier das Schillersche Wort „Der Lebende hat Recht" anzuwenden sei, darum wird sich, den Zweikampf der beiden Bücher begleitend, ein vielköpfiger Kampf der Zuschauer, der Mithandelnden von einst, der Geschichtsforscher erheben. Und auch dieser Kampf wird wohl nie zu einer wirklichen Entscheidung führen. Zweierlei aber darf der objektive Betrachter — soweit hier überhaupt jemand objektiv sein kann — angesichts der beiden Werke, deren geschichtliche Bedeutung schon unter dem Gesichtspunkt des Selbstbekenntnisses offenkundig ist, festgestellt werden: Bethmann Hollweg war (es scheint wirklich nicht zu überflüssig, das manchmal wieder zu betonen) nicht der verworfene Intrigant, auch nicht der „defaitistische" Schwächling, als den ihn seine Feinde sahen und verschrien, sondern ein Mann von ehrlichem Wollen und ruhigvernünftigem Denken, freilich ohne genialen Weitblick und ohne einen Funken schöpferischer Genialität. Und Ludendorff war ebenso gewiß eine Kraftnatur voll unbändiger Energie, willensstark bis zum Starrsinn und bis zum Dämonischen, glühender Patriot und bedeutender Soldat, aber ein durchaus politisch eingestellter Soldat und als Politiker preußischer Konservativer der schärfsten Prägung, dabei ohne jede innere Beziehung zum „Zivil", auch, bei aller Glut seines Temperaments, ohne jene menschliche Wärme, die uns Hindenburg so verehrungswürdig macht, die auch dem äußerlich kühlen Moltke nicht fremd war und um die großen preußischen Führer von 1813

Digitized by Google

einen verklärenden Schimmer breitet. — Daß Ludendorff nicht an Stelle Bethmann Hollwegs einen Gegenspieler fand, der ihm an Stärke des Temperaments und des Willens gewachsen oder überlegen war, gehört zur Tragik unserer Geschichte; zu dieser Tragik auch, daß der Kampf zwischen beiden wirklicher Größe entbehrt und so eine gerechte Beurteilung jedes dieser Männer noch besonders schwer macht. r.

Volkswirtschaftslehre. Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft populär dargestellt von Carl Zentsch. Sechste durchgesehene Auflage (50.—70. Tausend), herausgegeben von Dr. Anton Heinrich Rose. Leipzig, J. Wilhelm Grunow.

Ein Buch, das in sechs Auflagen, in 70000 Exemplaren verbreitet ist, bedarf keiner Empfehlung mehr. Wohl aber verdient diese starke Verbreitung als ein gutes Zeichen für die Sehnsucht weitester Kreise nach ernsthafter Belehrung in volkswirtschaftlichen Dingen rühmend hervorgehoben zu werden. Das Buch ist, wie schließlich alles, was der „Alte von Neiße" in seinem langen, so erstaunlich produktiven Leben geschrieben hat, ein Muster allgemeinverständlicher Darstellung von Resultaten ernsten selbständigen Forschens und Denkens. Es belehrt nicht nur, es regt auch zu eigenem Weiterdenken an, und indem es unser sachliches Wissen bereichert, vermittelt es uns die Bekanntschaft eines vortrefflichen, warmherzigen, wahrheitliebenden Menschen, dessen Bildnis der Herausgeber vor dem Leser in einer biographischen Einleitung mit Liebe und Verehrung entwirft. Wir wünschen dem Buch noch manche neue Auflage; ist doch fast auf keinem anderen Gebiet unserem Volk heute sachliches Wissen und klares Denken, frei von Parteidoktrinen und demagogischen Schlagwörtern, so dringend nötig wie in der Volkswirtschaft. G.

Charles Louis Philippe. Jugendbriefe an Henri Vandeputte. Uebertragen von Wilhelm Südel. — Derselbe: Charles Blanchard. Fragment. Uebertragen von Wilhelm Südel und Friedrich Burschell. Leipzig, Insel-Verlag.

Diese beiden Bändchen bilden eine wertvolle Ergänzung zu den Romanen des frühverstorbenen französischen Dichters, der in dem auch heute noch die Dinge der Kunst objektiv beurteilenden Deutschland die verdiente Anerkennung gefunden hat. Die „Jugendbriefe" an den belgischen Dichter Vandeputte lassen uns die Entwicklung Philippes vom Jüngling zum Manne miterleben; und es ist überraschend, wie der Jüngling in vielem dem idealistischen, schwärmerischen deutschen Jüngling etwa der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gleicht. Nicht nur den Menschen aber gewinnen wir lieb, auch der Künstler erwirbt sich unsere Sympathie und Achtung durch den leidenschaftlichen Ernst, mit dem er sich seinem Beruf hingibt. Und von diesem fast fanatischen Eifer, der „die Kunst zu lernen nie zu träge war", von dem immer erneuten Ringen mit dem Stoff und mit der Fülle der Geschichte und der künstlerischen Möglichkeiten erhalten wir ein noch unmittelbareres Bild in dem Band „Charles Blanchard". In drei Fassungen, zu denen noch Varianten der dritten Fassung hinzukommen, hat der Dichter die Kindheitsgeschichte seines Vaters — denn diesen meint er mit dem Titelhelden — zu gestalten versucht; und wenn ihn mit Recht keine der Fassungen ganz befriedigte, wenn er endlich den Stoff zurücklegte, bis ihm sein früher Tod die Wiederaufnahme unmöglich machte, so hat er in diesen Fragmenten nicht nur rührende Zeugnisse seines echten Künstlersinns, sondern auch bedeutsame Beiträge zur Erkenntnis des literarischen Schaffens seiner Zeit und seines Volkes hinterlassen. Die Uebersetzungen erreichen vielleicht nicht das Höchste an Nachbildungs- oder Umschaffenskunst, machen vielleicht aber gerade dadurch den Einblick in die Werkstatt des fremdsprachigen Dichters manchmal noch intimer. —y—

Richard Wagner und seine Vaterstadt Leipzig. Von Dr. Walter Lange. 300 Seiten Großoktav. Mit vielen Abbildungen. 100 Stück als Luxusausgabe. Leipzig, Verlag von C. F. W. Siegels Musikalienhandlung (R. Linnemann). Brosch. M. 22.50, geb. M. 27.50, ausschließlich Teuerungszuschlag.

Die dem Titel nach als Sonderdarstellung erscheinende Wagnerschrift ist in Wirklichkeit eine ziemlich ausführliche Lebensbeschreibung, die zwar nicht alle Zeiten gleichmäßig umspannen kann, doch aber mit den ungeahnt vielen Beziehungen zur Heimatstadt das vorhandene Schrifttum neu ergänzt. Der Nachdruck ruht auf der Zeitgeschichte: in Wort und Bild treten Personen, Dinge und Zustände vor unser Auge, wie sie Wagners Lebensgang begleiteten. Es ist eine Art Musikgeschichte der Stadt Leipzig, geschrieben im Zeichen ihres großen Sohnes. Die Darstellung verschweigt nicht die Versäumnisse, die sich gerade Leipzig in bezug auf Wagners Anerkennung und Pflege zuschulden kommen ließ. In ruhiger Anteilnahme geschildert, ziehen Gegensatz und Wechsel der Anschauungen an uns vorüber. Wohltuend wirkt der sachliche, zugleich herzenswarme Ton, der den Schicksalen des Meisters und

Digitized by Google

seiner Werke folgt. Im Anhang findet man, zu übersichtlichen Verzeichnissen geordnet, den zahlenmäßigen Stoff, der auch manches Neue beisteuert. Dankenswert ist namentlich die Uebersicht der Wiederholungen (nicht bloß der Erstaufführungen) im Leipziger Theater; bedauerlich aber das Fehlen des Verzeichnisses der Namen, weil dies die Benutzung eines Buches erschwert, das sich uns sonst ohne weitere Einschränkung empfiehlt. Dr. Karl Grunsky.

Große christliche Persönlichkeiten. Eine historische Skizzenreihe. Von Hans v. Schubert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 36.—.

Der Versuch, Geschichte darzustellen, indem man einzelne große Persönlichkeiten monographisch, aber in engstem Zusammenhang mit ihrer ganzen Zeit und Umwelt schilderte, ist schon manchmal gemacht worden. Besonders gerechtfertigt ist ein solches Verfahren in der Anwendung auf die Kirchengeschichte, denn das Religiöse ist ja doch die eigentliche Sache des einzelnen Menschen, der innersten Persönlichkeit. Darum ist schon im Prinzip das neue Buch des bekannten Heidelberger Theologen zu begrüßen; aber auch die Ausführung darf als glücklich und anregend bezeichnet werden. Als „große christliche Persönlichkeiten" definiert von Schubert „solche, die ohne das Christentum nicht zu denken sind, ohne die aber auch die Geschichte des Christentums nicht zu denken ist"; und die Männer, die er in diesem Sinn behandelt, sind: Petrus, Paulus, Origenes, Cyprian von Karthago, Augustin, Gregor der Große, Bonifatius, Karl der Große, Gregor VII., Franz von Assisi, Luther, Kalvin, Cromwell, Schleiermacher. Man sieht schon aus dieser Aufzählung, daß die „Skizzenreihe" zugleich in großen Zügen die ganze Kirchengeschichte begleitet und umreißt, indem sie von den Gründern und großen Vätern der christlichen Kirche zu den Schöpfern der katholischen Kirche als eines geistigen Weltimperiums und dann zu den Männern führt, die Roms Alleinherrschaft zerbrachen und ein neues Verhältnis zwischen Gott und Mensch suchten.

Wehrgesetz vom 23. März 1921 in der Fassung des Gesetzes zur Abänderung des Wehrgesetzes vom 18. Juni 1921. Mit Einleitung und Erläuterungen von Paul Semler. Berlin, Georg Stilke. M. 30.—.

Diese Gesetzesausgabe enthält weit mehr als der bescheidene Titel verrät, denn sie bringt nicht nur den Gesetzestext, sondern in Wahrheit eine, und zwar bis jetzt die einzige wissenschaftliche Darstellung der neuen Wehrverfassung. Die erschöpfenden und in solcher Gründlichkeit bisher nirgends gegebenen Darstellungen erstrecken sich u. a. auf Abtretung und Pfändbarkeit der Dienstbezüge. — Ansprüche der Wehrmachtsangehörigen an das Reich aus ihren Dienstverhältnissen. — Ansprüche des Reichs gegen „Soldaten". Besondere Anerkennung verdient das außerordentlich sorgfältige Sachregister, das gerade dem im Militärrecht nicht Bewanderten die mühelose Handhabung des Buches ermöglicht. Die Anlagen enthalten die sehr wichtigen Heeresergänzungsbestimmungen — die Ergänzungsbestimmungen über die Gewährung der Besoldung an die Soldaten des Heeres unter besonderen Verhältnissen, sowie Erlasse über Prozeßvertretung des Fiskus.

Psychologie und Hygiene der Einheitsschule. Von Prof. Dr. Ferdinand Kemsies. Berlin, Otto Salle. M. 4.—.

Es war ein kluger Gedanke, in unserer heutigen Zeit, wo mächtige Faktoren eine Reform des Schulwesens fordern, diese Gelegenheit zu benutzen, um auch für die Schulgesundheitspflege neue Bahn zu brechen und von vornherein ein ersprießliches Zusammenarbeiten von Aerzten und Pädagogen zu erstreben. Kemsies, seit langem einer unserer Führer auf diesem Gebiete, löst diese Aufgabe, indem er sie verknüpft mit dem Problem der Einheitsschule und sich so auf den Boden stellt, der heute als sicherster Ausgangspunkt für alle pädagogischen Probleme angesprochen werden darf. Sein Buch ist dank der Fülle des verarbeiteten Stoffes beinahe eine Enzyklopädie der Einheitsschulfrage geworden und selbst über diese hinaus voller Anregungen und fruchtbarer Gesichtspunkte.

H. Z.

Versuch einer Gesellschaftswissenschaft. Von Carl Brückmann, München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Ein jüngerer Historiker, der es auch wirklich mit dem jungen Geschlechte hält, der etwas von Gundolf und Hausenstein weiß, versucht die Gesellschaft als das Mittelwesen zwischen dem Einzelnen und dem Staat zu ergründen. Es ist noch etwas viel Methodologie in seinen Untersuchungen, dazu ein wenig Prunken mit den philosophischen Kenntnissen, schließlich eine gewisse Ueberbeweglichkeit in der Gedankenentwicklung — aber im ganzen ist das Buch die Probe einer starken Begabung. Leider kann nun hier auf den Inhalt nicht eingegangen werden. Für weitere Kreise dürften die Kapitel „Gesellschaft und Seele", „Gesetz und Norm", „Macht und Recht" die stärkere Anziehungskraft haben. D.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Antritter, Hermann, Das Eigentumsproblem gelöst ohne Kommunismus. Ein gangbarer Weg zur Verbesserung unserer sozialen Zustände. Pforzheim, Verlag für Kunst und Literatur H. Antritter. M. 2.—.

Beninghoff, Ludwig, Romantik-Land. Ein deutscher Frühling in Wort und Bild. Hamburg 36, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. M. 24.—.

Bichler, Julius, Deutsche Lyrik. Leipzig, Otto Hillmann Verlag. Geb. M. 25.—.

Böhm, Hans, Neue Gedichte. München, D. W. Callwey. Geh. M. 18.—, in Halbleinen geb. M. 24.—.

Conrad, Heinrich, Der Graf Cagliostro. Die Geschichte eines Mysterienschwindlers. Zur Warnung für unsere Zeit. Stuttgart, Robert Lutz Verlag. Geh. M. 20.—, geb. M. 26.—, in Ganzleinen M. 40.—.

Curtius, Ernst Robert, Der Syndikalismus der Geistesarbeiter in Frankreich. Bonn, Verlag von Friedrich Cohen. M. 6.—.

Deycke, Georg, Immanuel Kant. Einführung in die Kritik der reinen Vernunft. Lübeck, Charles Coleman, Verlag. M. 20.—.

Dietz, Otto, Der Todesgang der deutschen Armee. Militärische Ursachen. Berlin, Verlag Karl Curtius. M. 5.20.

Eichler, Adolf, Das Deutschtum in Kongreßpolen. Stuttgart, Ausland und Heimat Verlags-A.-G. Geh. M. 18.—, geb. M. 21.—.

Fichte an jeden Deutschen. Ein Wandspruch zu Neujahr 1922. Offenbach a. M., Verlag von Wilh. Gerstung. M. 5.—.

Freitag, Felix Wilfried, Der Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft auf der Grundlage einer geistig-sittlichen Wiedergeburt. Erfurt, Steigerverlag. M. 6.—.

Frisch, Efraim, Russische Kritiker (Belinskij, Dobroljubow, Pisarew). Ausgewählte Schriften. München, Drei-Masken-Verlag.

Ganivet, Angel, Spaniens Weltanschauung und Weltstellung. München, Georg Müller, Verlag.

Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte. Mit erklärenden Texten berufener Führer und Freunde der Jugend, sowie einem Geleitwort von Dr. Arnold Reimann, Stadtschulrat in Berlin. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Kunstblättern. Berlin, Rich. Bong Verlag. Geb. M. 28.—.

Graf, Alfred, Der Prophet. Eine Trilogie. Berlin W 8, Eigenbrödlerverlag G. m. b. H.

Hammerstein, Hans Freiherr v., Ritter, Tod und Teufel. Kulturgeschichtlicher Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geb. M. 30.—.

Hartlaub, G. F., Der Genius im Kinde. Mit über 90 Abbildungen. Breslau, Verlag Ferdinand Hirt. Geh. M. 60.—, Ganzleinenband M. 72.—.

Havenstein, Martin, Nietzsche als Erzieher. Berlin, Verlag E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 40.—, geb. M. 49.—.

Heberle, Irene, Echo. Kleine Lieder. Berlin-Zehlendorf, Verlag Fritz Heyder. M. 3.50.

Helbok, Dr. Adolf, Siedelungsforschung. Ein Weg zur geistigen und materiellen Wiederaufrichtung des deutschen Volkes. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Hellweg. Westdeutsche Wochenschrift für deutsche Kunst. 1. Jahrgang, Heft 18. Essen, Verlag des Hellweg. Einzelpreis M. 1.50.

Kanner, Heinrich, Kaiserliche Katastrophen-Politik. Ein Stück zeitgenössischer Geschichte. Leipzig-Wien-Zürich, E. P. Tal & Co. Verlag.

Kämnitz, Hanna, Der Regenbogen. Gedichte. Leipzig, Verlag Otto Wigand. M. 6.—.

Kromer, Heinrich E., Gustav Hänflings Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Konstanz, Oskar Wöhrle, Verlag.

Kulischer, Prof. Dr. A. M., Das Wesen des Sowjetstaates. (Die Europäische Bücherei, Bd. V.) Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H. M. 9.75.

Loose, Walter, Adolf Bartels der Literaturgeschichtschreiber der Gegenwart. Braunschweig und Hamburg, Georg Westermann. M. 10.—.

Ludowici, August, Die Pflugschar. Philosophie des Gegensatzes. München, F. Bruckmann, A.-G. Geh. M. 25.—, geb. M. 36.—.

Meister, Die. 2. Jahrgang, Heft 9. München, Deutsch-Meister-Verlag. M. 2.—.

Mentz, Georg, Europäische Geschichte im Zeitalter Karls V., Philipps II. und der Elisabeth. (Aus Natur und Geisteswelt,

Digitized by Google

528. Bd.). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Kart. M. 6.80, geb. M. 8.80.

Merkl, Kaspar Ludwig, Die Geige in Gottes Hand. Roman. Berlin, Hom-Verlag.

Meyer, Semi, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Langensalza, Wendt & Klauwell.

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums. Herausgegeben vom Vereinsvorstande. Redigiert vom Schriftführer Dr. S. Frankfurter. Heft 20. Wien und Leipzig, Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme G. m. b. H.

Müller, Sanitätsrat Dr. med. A., Bismarck, Nietzsche, Scheffel, Mörike. Der Einfluß nervöser Zustände auf ihr Leben und Schaffen. Vier Krankheitsgeschichten. Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag. Kart. M. 19.—.

Müller, Adam, Vorlesungen über die Deutsche Wissenschaft und Literatur. Mit einem Vorwort herausgegeben von Arthur Salz. München, Drei-Masken-Verlag.

Rassegna Moderna. Publicazione mensile di Politica e Cultura diretta da V. Gugina. Heft III. Jährlich 8 Hefte. Palermo, Direzione e Amministrazione Via Principe Granatelli 18. L. 35.—, Einzelheft L. 5.—.

Roloff, Professor Ernst M., Im Lande der Bibel. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 26.—, geb. M. 33.—.

Schäfenacker, Paul, Das andere Land. Ein deutsches Märchenspiel in vier Akten. Mannheim, Verlag F. Nemnich. M. 5.—.

Schätzel, Dr. Walter, Die Welt der Pariser Friedensschlüsse. Ein Ueberblick über das Weltbild nach dem großen Kriege mit ausführlichen statistischen Tabellen und 2 Karten von Europa und Afrika. Berlin, Verlag von Georg Stilke. M. 28.—.

Schnitzer, Manuel, Goethes Josephbilder. Goethes Josephdichtung. Hamburg, W. Gente, Wissenschaftl. Verlag.

Schoener, Josef, Mireio. Roman. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 22.—, geb. M. 28.—.

Schrempf, Christoph, Lessing als Philosoph. (Frommanns Klassiker der Philosophie. XIX.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). Brosch. M. 18.—, geb. M. 23.—.

Schück, Prof. Dr. phil. Karl, Spenglers Geschichtsphilosophie. Eine Kritik. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. M. 6.—.

Schultze, Karl Ernst, Die Philosophie der menschlichen Triebe. Ein monistisches System auf psycho-analytischer Grundlage. Gautzsch-Leipzig, Verlag Felix Dietrich. M. 20.—.

Seeberg, D., Dem unbekannt gefallenen Krieger. Dortmund, Verlag von Fr. Wilh. Ruhfuß. M. 3.—.

Silberer, Rose, An einen Pagen. Briefe aus Rom. Wien-Berlin, Wiener Literarische Anstalt G. m. b. H.

Stein, Lorenz v., Geschichte der sozialen Bewegung. Band 1 und 2. München, Drei-Masken-Verlag.

Testori-Graberg, Carla v., Der Gottmensch. Geschrieben von einer Einfältigen für Einfältige. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 20.—.

Trostbüchlein. (Münchener Scriptor-Drucke.) München, Drei-Masken-Verlag.

Wagner, Alfred, Meine Erlebnisse in Sowjetrußland als bolschewistischer Agitator. Berlin, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 3.—.

Wolters, Friedrich, und Carl Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. Geh. M. 34.—, geb. in Leinen M. 46.—, in Halblederband M. 200.—.

Woermann, Geh. Rat Prof. Dr. Karl, Die Kunst zur Zeit der Hochrenaissance. Mit 36 Abbildungen im Text, 26 Abbildungen auf 12 schwarzen Tafeln und einer Farbendrucktafel. (Aus der Sammlung „Kultur und Welt".) Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. M. 65.—.

Woodbridge, W. W., Das Etwas. Leipzig, Verlag von Georg Merseburger. M. 3.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Aufbau, Umbau und Abbau des Auswärtigen Amtes

Von

Freiherrn v. Grieſinger, Geſandter z. D.

I. Organiſation der Behörde

Schon geraume Zeit vor Ausbruch des Weltkrieges iſt das Auswärtige Amt Gegenſtand immerwährender Klagen bei den Haushaltsverhandlungen im Reichstag geweſen. Dieſe Klagen bezogen ſich im weſentlichen auf die Zuſammenſetzung des Perſonals im auswärtigen Dienſt, auf die Kreiſe, aus denen die Anwärter ſich rekrutierten, und hauptſächlich auf deren Vor- und Ausbildung. Die verſchiedenen Staatsſekretäre haben mit mehr oder minder Luſt und Geſchick den ihnen entgegengebrachten Anregungen Rechnung zu tragen geſucht — aber ſtets im Rahmen der beſtehenden Organiſation. Dieſe ſelbſt blieb unangetaſtet, wie ſie aus der bismarckiſchen Zeit überkommen und im Laufe der Zeiten den wachſenden Bedürfniſſen und Anforderungen entſprechend ausgebaut worden war. Nachdem aber die neue Reichsverfaſſung ins Leben getreten war und damit der Reichsminiſter für die auswärtigen Angelegenheiten mit ſelbſtändiger Verantwortlichkeit, wurde im Sommer 1919 zu einer grundlegenden Umgeſtaltung des Auswärtigen Amtes geſchritten. Dies geſchah in der Weiſe, daß man friſch, fröhlich und frei das ganze alte Gebäude abbrach und an der Hand eines völlig neuen Grundriſſes ein anderes aufführte. Da wir Deutſche aber immer ein Prinzip haben müſſen, auf dem wir herumreiten können, ſo wurde diesmal das Heil in dem ſogenannten Regionalprinzip erblickt, d. h. die Welt wurde in ſechs Ländergruppen geteilt: Weſteuropa, Südoſteuropa, Nordoſteuropa, England und ſeine Dominions, Amerika und Oſtaſien. In jeder dieſer Gruppen werden alle einſchlägigen politiſchen, handelspolitiſchen oder wirtſchaftlichen und Rechtsfragen ſelbſtändig bearbeitet. Da ſich jedoch begreiflicherweiſe nicht alle Angelegenheiten, mit denen ein Auswärtiges Miniſterium befaßt iſt, in dieſe neue Form hineinpreſſen laſſen, ſondern eine große Anzahl darunter ſo geartet iſt, daß ſie unter höheren allgemeinen Geſichtspunkten oder aus praktiſchen Rückſichten zuſammengefaßt und für die ganze Welt einheitlich behandelt werden müſſen, ergab ſich die Notwendigkeit, neben dieſe ſechs territorialen Schöpfungen weitere zu ſetzen. So entſtand eine Rechtsabteilung, in der zugleich die mit dem Frieden zuſammenhängenden Fragen erledigt werden, eine Abteilung für Kirchen- und Schulweſen, eine Abteilung für die Perſonalien des

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

gesamten auswärtigen Dienstes und die zugleich für die Reichskanzlei arbeitende Presseabteilung. Nicht genug damit, wurde eine weitere Abteilung aus der früheren handelspolitischen oder wirtschaftlichen Abteilung herausgeschält und als sogenannte Außenhandelsstelle mit zahlreichen Nebenstellen auf breitester Grundlage aufgebaut. Dem Reichsminister wurden zwei Staatssekretäre beigegeben — der eine für die politischen, der andere für die nichtpolitischen Angelegenheiten, wobei letzterer noch ein umfangreiches Spezialbureau erhielt. Nehmen wir alles zusammen, so kommen elf Abteilungen heraus mit einem Personal, das mehr als das Zehnfache des Personals der Vorkriegszeit beträgt.

Als Zweck und leitender Grundsatz der Neuorganisation war verkündet worden: straffe Konzentration, Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit. Was ist erreicht worden? Von allem das Gegenteil. Schon dem gewöhnlichen Laienverstand leuchtet es ein, daß man eine Verwaltung nicht vereinfacht, wenn man die Zahl ihrer Abteilungen von fünf auf elf erhöht, und daß man eine Materie nicht übersichtlicher gestaltet, wenn man sie statt in einer Abteilung in deren sechs bearbeitet. Dies ist aber der Fall, wenn politische Angelegenheiten, die sich nur zur Behandlung in enggeschlossenem Kreise eignen, in sechs Abteilungen mit allen möglichen Fragen anderer Natur zusammengefaßt werden. Dasselbe trifft für die wirtschaftlichen zu. Und wenn darüber Klage geführt worden ist, daß die früheren Abteilungen des Auswärtigen Amtes — es handelte sich dabei im wesentlichen um deren drei: die politische, handelspolitische und die Rechtsabteilung — nebeneinander her, ja mitunter gegeneinander gearbeitet hätten oder daß tatkräftige Abteilungsleiter einen überwiegenden Einfluß geübt und einseitig von ihrem Standpunkt aus richtunggebend für die Politik gewesen seien, so ist diese Gefahr bei sechs Regionaldirektoren doch ungleich größer, als wenn nur ein politischer und ein handelspolitischer Direktor vorhanden ist. Für diese beiden Abteilungen ist das erwähnte Regionalprinzip das gegebene und praktische, wenn die Dezernate innerhalb der einzelnen Abteilung regional eingeteilt werden und die Länderbezirke in der politischen wie in der handelspolitischen oder wirtschaftlichen Abteilung homogene sind. Eine solche Einteilung hat auch die Grundlage bei dem früheren System gebildet und ein Beweis ihrer Zweckmäßigkeit ist, daß sie in ähnlicher Form wie früher bei uns in den meisten europäischen Großstaaten, so in England, Frankreich und Italien durchgeführt ist. Ein fundamentaler Irrtum der Neureform war es, an der Gliederung der Abteilungen nach den zusammenfassenden höheren Gesichtspunkten zu rütteln und sie in sechs selbständige, nach rein geographischen Erwägungen, zu zerlegen. Denn dadurch mußte die Konzentration in die Brüche und der Überblick verloren gehen. Wenn der auswärtige Reichsminister bei Vertretung der wenig dankbaren Aufgabe einer Reform, an deren Entstehung er selbst unschuldig war, im Reichstag behauptete, die Zusammenarbeit durch eine tägliche Direktorenkonferenz sicherstellen zu können, vermag ich dies nicht als Lösung der Schwierigkeit anzusehen. Ganz abgesehen davon, daß laufende und dringende Geschäfte zur Erledigung in Konferenzen sich überhaupt nicht eignen, diese vielmehr anerkann-

Digitized by Google

termaßen das Grab jeder glatten und raschen Geschäftserledigung sind, wird die Sache daran scheitern, daß es überaus schwer hält und sich im einzelnen Fall gar nicht übersehen läßt, welcher Gegenstand wichtig genug ist für die Behandlung durch die Konferenz bzw. sich so entwickeln wird, daß er dieses Weges bedarf. Ein solches Verfahren ist ein Hemmschuh und verlangsamt den Gang der ohnedies komplizierten Maschine. Je einfacher diese konstruiert ist, desto reibungsloser wird sie arbeiten. Die strikte Durchführung des Regionalprinzips mag für ein naturhistorisches Völkermuseum passen, aber nicht für ein Auswärtiges Amt. Gerade die prekäre Lage, in die wir nach dem verlorenen Weltkrieg in politischer, handelspolitischer und wirtschaftlicher Hinsicht geraten sind, die passive Rolle, zu der wir namentlich auf politischem Gebiet verurteilt sind, drängten mit gebieterischer Notwendigkeit zu möglichster Vereinfachung und Beschränkung des auswärtigen Dienstes auf seine eigentlichen Aufgaben.[1]) Nur deren völlige Verkennung konnte zu einer Organisation gelangen, wie sie sich in der Neureform darstellt. Die Aufgaben des Auswärtigen Amtes gliedern sich in zwei Teile: in die der sogenannten hohen Politik, welche das Auswärtige Amt selbständig und materiell zu bearbeiten hat, und in die, bei denen es nur eine Vermittlerrolle spielt. In letzterer Beziehung ist das Auswärtige Amt gleichsam der Kanal, den der ganze dienstlicher Behandlung bedürftige Verkehr zwischen den Auslandsstaaten und ihren Angehörigen einerseits und dem Deutschen Reich und seinen Staatsangehörigen andererseits zu durchlaufen hat, und alle diese Angelegenheiten können nur im Benehmen mit den verschiedenen Behörden der inländischen Fachverwaltung ihre Regelung finden. Hier liegt die natürliche Grenze, deren richtige Absteckung dem Auswärtigen Amt die Erledigung seiner Geschäfte mit verhältnismäßig bescheidenem Personal ermöglicht. Ein kurzer statistischer Rückblick mag die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigen. Im Jahre 1868 betrug das Personal des Preußischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, einschließlich des Ministers, des Staatssekretärs und eines Direktors, 51 etatsmäßige Beamte, im Jahre 1873: 60, im Jahre 1877: 70. Erst in den achtziger Jahren trat eine stärkere Personalvermehrung ein, so daß im Jahre 1897, als die auswärtigen Beziehungen des Reichs einen immer größeren Umfang annahmen, die Zahl auf 148 hinaufschnellte. In diese Zeit fällt die Gliederung des Auswärtigen Amtes, das bisher nur aus einer Abteilung, mit einem Dutzend Vortragender Räte, etwa ebensoviel Hilfskräften und sechs Bureaus (Sekretariat, Zentral- und Depeschenbureau, Chiffrierbureau, Geheime Registratur, Kanzlei und Legationskasse) bestanden hatte, in verschiedene Abteilungen: die politische, die handelspolitische und die Rechtsabteilung.

[1]) Während ich dieses niederschreibe, erfahre ich, daß die hier vertretene Anschauung sich an maßgebender Stelle durchzuringen und man bereits die Spitzhacke an den stolzen Bau der Neureform zu legen beginnt. Zunächst ist eine Reduktion der elf Abteilungen auf acht erfolgt, wobei man offenbar der Katze weniger wehe zu tun glaubt, wenn man ihr den Schwanz stückweise abhackt. Ob damit aber nicht die Verwirrung und Unordnung in den Registraturen und im Expeditionswesen äternisiert wird?

Digitized by Google

Gerade damals aber, als die deutsche Politik auf der Höhe ihrer Geltung stand, hatte sie mit den größten Schwierigkeiten wegen Bewilligung selbst der notwendigsten Arbeitskräfte zu kämpfen. Es sei hier nur an die denkwürdige Reichstagssitzung vom 15. Dezember 1884 erinnert, in der trotz des energischen Eintretens des Fürsten Bismarck zunächst nicht einmal eine zweite Direktorstelle zu erlangen war.

Die Zerlegung der ursprünglich einzigen Abteilung in deren drei war infolge der Überlastung der einzelnen Dezernate erforderlich geworden. An Stelle des Dezernenten trat der Direktor mit seinen Vortragenden Räten und Hilfsarbeitern. Am System selbst wurde nichts geändert. Nach demselben Grundsatz wurde in der Folgezeit verfahren, so daß das Auswärtige Amt vor Inangriffnahme der Neureform folgende Zusammensetzung aufweist:

Fünf Abteilungen, die politische, die Personalien- oder richtiger Verwaltungsabteilung, die handelspolitische, die Rechts- und Nachrichtenabteilung. Von diesen war die erstgenannte, die zugleich die Personalien des diplomatischen Dienstes bearbeitete, nach dem mehrerwähnten Regionalprinzip in Referate nach Ländern eingeteilt, bei der handelspolitischen war dasselbe Prinzip bezüglich der eigentlichen Handelssachen durchgeführt, während die anderen ihr zugewiesenen Materien referatweise für die ganze Erde bearbeitet wurden. Letzteres galt auch für die Personalien- und Rechtsabteilung. Für die Nachrichtenabteilung war das System gemischt. An der Spitze der Behörde stand ein Staatssekretär, der zugleich mit Hilfe eines Dirigenten die politische Abteilung leitete, und ein Unterstaatssekretär, der die Verbindung mit den übrigen Abteilungen herstellen sollte, meist aber mit politischen Aufgaben und der Vertretung des Staatssekretärs voll in Anspruch genommen war.

Naturgemäß ließ sich die Konzentration und Übersichtlichkeit in derselben straffen und geschlossenen Weise, wie dies bei einer einzigen Abteilung möglich ist, bei fünfen nicht aufrecht erhalten. Die einzelnen Abteilungen rangen nach einer gewissen Unabhängigkeit voneinander, suchten ihre Zuständigkeit nach der materiellen Seite hin auszudehnen und kamen dabei unwillkürlich mitunter voneinander ab. In jeder Abteilung bildete sich allmählich eine konstante Praxis heraus und erwuchsen Interessen, die sich mit denen der allgemeinen Politik teils deckten, teils in Widerspruch zu ihr traten. Die Ursachen hierfür waren einerseits das starke Wachstum unserer Handelsbeziehungen, die Vorbereitung der Handelsverträge, deren Verhandlung, Überwachung und Auslegung, die Verträge über gewerbliches und künstlerisches Eigentum, die Bearbeitung und Verwertung der Konsularberichte, die Schiffahrts- und Fischereiverträge, die Verträge auf dem Gebiet des Gesundheitswesens usw., andererseits die Regelung und Pflege unserer Rechtsbeziehungen zum Ausland in Niederlassungs-, Rechtshilfe- und Auslieferungsverträgen, endlich alle Fragen des so überaus schwierigen internationalen Staats- und Privatrechts. Die Lösung dieser vielseitigen Aufgaben erforderte eine entsprechende Steigerung der etatsmäßigen Beamten — im Jahre 1907 auf 179 und im Jahre 1918, allerdings im Zu-

Digitized by Google

ſammenhang mit dem Kriege — auf 274. Dabei bildete ſich bei der handelspolitiſchen und Rechtsabteilung im Laufe der langen Jahre, während deren ſie der Leitung durch hervorragende Sachverſtändige von im In- und Ausland anerkannter Bedeutung und Vertrauenswürdigkeit ſich erfreuten, eine Tradition aus, die, eiferſüchtig gewahrt, das Beſtreben zeigt, das eigene Arbeitsgebiet zu erweitern, es ſelbſtändig zu beackern und von unberufenen Einflüſſen frei zu halten. Ob dieſes Beſtreben nicht ab und zu über das Ziel hinausſchoß und ob es immer bloß „unberufene" Einflüſſe waren, darüber läßt ſich ſtreiten. Jedenfalls werden ſich aber hieraus die Klagen erklären, die nicht ſelten bei den inneren Fachreſſorts laut wurden, daß ſie nicht genügende Beachtung und Berückſichtigung gefunden hätten. Aber auch im Amte ſelbſt herrſchte nicht immer das wünſchenswerte einverſtändliche Zuſammenwirken. Soweit nämlich die regionale Gliederung bei der politiſchen und handelspolitiſchen Abteilung in Frage kam, war dieſe nicht in der Weiſe geordnet, daß für ein und denſelben Länderkomplex in beiden Abteilungen ein identiſches Dezernat beſtanden hätte, ſondern die Ländergruppen wurden, namentlich in der politiſchen Abteilung, in mehr oder minder willkürlicher Weiſe, je nachdem beim Wechſel des aus dem Ausland einberufenen Dezernenten, deſſen frühere dortige Tätigkeit maßgebend war, zuſammengelegt. Die Dezernate kreuzten ſich. Dies erſchwerte die Fühlungnahme und ſchaltete ſie oft nahezu aus. Am loſeſten war auffallenderweiſe der Zuſammenhang mit der Preſſe- oder Nachrichtenabteilung. Sie iſt ſtets ein Stiefkind geweſen, ſchlecht dotiert, vielfach unzureichend orientiert und ihr bewährter und journaliſtiſch wohlerfahrener Leiter meiſt für Aufgaben der inneren Politik beſchlagnahmt, wenn es ſich um ſolche der äußeren handelte. Auf dem Gebiete dieſer Abteilung hat ſich die altpreußiſche Sparſamkeit bitter gerächt, denn trotz beſtem Willen konnte ein ſo dürftig ausgerüſteter Apparat dem Deutſchen Reiche nicht leiſten, was die geradezu mit verſchwenderiſchen Mitteln ausgeſtatteten Preſſeabteilungen unſerer Feinde für dieſe getan haben. Auch bezüglich der Vereinheitlichung ſoll man nicht zu weit gehen. Die Vereinigung der innen- und außenpolitiſchen Preſſe in einer Hand hat ſich praktiſch nicht erprobt; ſie wirkt immer retardierend und lähmt den glatten Betrieb. Die Einheitlichkeit und Übereinſtimmung in den großen Linien der Politik kann und muß durch richtige Fühlungnahme der Preſſechefs verbürgt werden.

Vergleichen wir die alte Organiſation mit den Ergebniſſen der Neureform, ſo wird unumwunden zugegeben werden müſſen, daß erſterer der Vorzug der größeren Einfachheit, Überſichtlichkeit und Konzentration innewohnt. Gegen die Organiſation ſelbſt ſind Klagen, wie eingangs erwähnt, nie erhoben worden. Wenn Mängel hervorgetreten ſind, ſo lagen ſie viel weniger in ihr als in den Menſchen, deren richtige Auswahl in keinem anderen Bereiche ſo ſchwer iſt wie in dem des Auswärtigen Amtes. Denn in keinem anderen ſtaatlichen Beruf iſt das praktiſche Leben ſo ſehr die Schule des Beamten, die ſeinen Verſtand und Charakter bildet. Deshalb kommt es bei den diplomatiſchen und konſulariſchen Beamten auch viel weniger auf die Art der Vorbildung als auf die Leichtigkeit

Digitized by Google

und Schnelligkeit der Auffassung und die Anpassungsfähigkeit, gepaart mit Beobachtungsgabe und scharfer Urteilskraft, an. Solche Menschen sind dünn gesät, sie zu finden, bedarf großer Menschenkenntnis. Es ist daher gewiß richtig, den Kreis möglichst weit zu ziehen, aus dem ihre Wahl getroffen werden kann. Es ist aber nicht einzusehen, warum solches unter Festhaltung der alten erprobten Organisation nicht ebensogut möglich gewesen wäre, und warum pietätlos mit täppischer Hand ein Gebäude eingerissen werden mußte, das einem Fürsten Bismarck genügt hatte, um darin die beste Politik, die Preußen-Deutschland zur Bewunderung der ganzen Welt je gemacht hat, zu treiben. Es gibt sonach nur ein Zurück von dem Wege der „großzügigen" Neureform zu der einfachen und klaren Form der früheren Einteilung mit verständnisvoller Anpassung an die fortgeschrittene Zeit und ihre praktischen Bedürfnisse. Zunächst muß alles abgebaut und aus dem Betrieb des Auswärtigen Amtes entfernt werden, was ihm namentlich in den Kriegsjahren angegliedert worden ist, ohne in wirklicher innerer Verbindung mit seinen oben skizzierten Aufgaben zu stehen, d. h. alles, was zur materiellen Erledigung durch das Auswärtige Amt ungeeignet in den Wirkungskreis irgendeines Fachressorts gehört.

Im Zusammenhang mit dieser Forderung sei mir eine kurze Abschweifung auf das Gebiet unserer neuen Reichsverfassung gestattet. Diese hat wohl in den Artikeln 6—12 die Zuständigkeit des Reichs und der einzelnen Staaten geregelt und elf Reichsministerien geschaffen. Es ist aber bis jetzt verabsäumt worden, die Zuständigkeiten dieser Ministerien scharf zu umreißen und gegeneinander abzugrenzen. Die Folge davon ist, daß eine Reihe von Angelegenheiten von verschiedenen Ressorts für sich reklamiert wird. So schwingen oft drei und vier Räder, ergehen widersprechende Entscheidungen und wird eine Menge Doppelarbeit unter Vergeudung von Zeit und Kraft geleistet, die in ihrem Ergebnis verwirrend und schädlich wirken muß. Nirgends macht sich dieser Mißstand aber so fühlbar wie bei dem Auswärtigen Amt. Denn die Gewißheit darüber, in wessen Zuständigkeit innerhalb der inneren Ressorts ein Sache fällt, mit wem sie zu verhandeln und wer daran beteiligt ist, ist die notwendige Voraussetzung seines geordneten und raschen Betriebs. Sind diese Zuständigkeitsfragen einwandfrei geregelt, entfällt auch für das Auswärtige Amt die Versuchung, durch eigene materielle Bearbeitung die Zuständigkeitsfrage zu lösen und im Interesse rascherer Erledigung den umständlichen und zweifelhaften Weg der Zuziehung mehrerer Fachressorts zu vermeiden. Ein solches Verfahren stände aber im direkten Gegensatz zu der geforderten Vereinfachung des auswärtigen Dienstes durch Entlastung von allen Verantwortlichkeiten, die richtiger und besser von anderen Schultern getragen werden, d. h. von allen Aufgaben, die nicht materieller Arbeit oder Mitarbeit des Auswärtigen Amtes bedürfen, sondern bei denen dieses rein vermittelnd sich betätigen soll. Denn die eigentlichen und materiell zu behandelnden Aufgaben des Auswärtigen Amtes beschränken sich auf alle politischen, einen beträchtlichen Teil der handelspolitischen oder wirtschaftlichen und gewisse Fragen des internationalen Staats- und Privatrechts. Der

Digitized by Google

untrennbare Zusammenhang, in dem die politischen und handelspolitischen zueinander stehen, verlangt möglichste Geschlossenheit, die im engeren Zusammenwirken der zwei Abteilungen ihren Ausdruck erhalten muß. Sie sind maßgebend für die Festlegung der politischen und handelspolitischen Richtlinien und deren Einhaltung. Ihnen ist als weitere Abteilung die Presse- oder Nachrichtenabteilung anzugliedern zwecks wirksamer Unterstützung und Geltendmachung der einschlägigen Interessen in der Presse des In- und Auslandes. Die meisten der in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes bearbeiteten Gegenstände fallen ihrer Natur nach in den Geschäftskreis der Justizbehörden, so daß es sich fragen kann, ob hierfür eine besondere Abteilung des Amtes überhaupt vonnöten ist. Alle übrigen Geschäfte des Auswärtigen Amtes lassen sich unschwer in einer Verwaltungsabteilung vereinigen.

Mit diesen Vorschlägen würden die elf Abteilungen der Neureform auf höchstens fünf Abteilungen herabgesetzt. Die Unterabteilung der wichtigen politischen und handelspolitischen Abteilungen in homogene Referate unter der Leitung je eines Direktors hat den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß der Betrieb straff konzentriert wird, für den leitenden Minister übersichtlich ist und so elastisch ausgestaltet werden kann, daß er eine glatte und ersprießliche Führung der auswärtigen Politik gewährleistet.

Die vorstehenden Darlegungen haben sich bestrebt, das Auswärtige Amt zu seinen eigentlichen Aufgaben zurückzuführen und dementsprechend eine den Zeitforderungen angemessene einfache und sparsame Organisation an die Stelle der Neuform zu setzen. Doch lassen sie sich nicht abschließen, ohne noch kurz der Spitze des Amtes zu gedenken. Das parlamentarische System bedingt zwar nicht, daß die Minister ausschließlich aus den Reihen der Parlamentsmitglieder entnommen werden; es bildet dies aber die Regel und enthält damit die Wahrscheinlichkeit, daß dem Reichsminister für die auswärtigen Angelegenheiten meistens die erforderliche Kenntnis des diplomatischen Verkehrs mangeln wird. Deshalb hat z. B. in England schon eine jahrhundertealte Parlamentsakte im Interesse der Kontinuität und Stetigkeit der auswärtigen Politik die Einsetzung des „permanent undersecretary of State" eingeführt, d. h. eines erfahrenen und bewährten Fachbeamten, der die Wechsel der Kabinette überdauert, den jeweiligen Minister mit seinen praktischen Erfahrungen berät und unterstützt und für die Aufrechterhaltung des ungestörten und reibungslosen Ganges des Betriebes sorgt. Eine ähnliche Einrichtung anstatt der zwei in der Neureform dem Reichsminister beigegebenen Staatssekretäre würde den Vorzug größerer Einfachheit und Sparsamkeit haben.

II. Organisation des Beamtenkörpers

An die Frage der Gestaltung der Zentrale des Auswärtigen Amtes reiht sich die des Ersatzes, der Vor- und Ausbildung seines Personals. Während bei der Behandlung der ersteren Frage von den der Zentrale unterstellten Behörden im

Digitized by Google

Ausland abgesehen werden konnte, muß der Kreis jetzt weiter gezogen und auf die gesamte Personalorganisation des auswärtigen Dienstes erstreckt werden. Es mag als ein Zeugnis zugunsten der alten Organisation der Zentrale gewertet werden, daß diese selbst kaum je als reformbedürftig angesprochen oder berechtigte Klage gegen sie erhoben wurde. Ganz anders lagen die Dinge dagegen auf dem Gebiete des Ersatzes und der Ausbildung, wo seit langem lebhafteste Erörterungen in Parlament und Presse stattfanden und allgemein Modernisierung verlangt wurde. Wenn bisher der Standpunkt vertreten wurde, daß die Organisation des Auswärtigen Amtes, so wie sie sich in ihrer geschichtlichen Entwicklung gestaltet hatte, praktisch, einfach und sparsam war und daß nur eine reuige Rückkehr zu ihren Grundlinien eine ersprießliche Wirksamkeit der deutschen Politik in der Zukunft sichern wird, trifft dies weder bezüglich der Auswahl noch der Vorbildung der höheren Beamten, mit denen gearbeitet wurde, in gleicher Weise zu. Hier gebrach es an Planmäßigkeit und lag einer der Hauptfehler des alten Systems. Im Zusammenhang mit der Zerlegung der ursprünglich einzigen Abteilung in mehrere hatte sich ein hierarchisches System ausgebildet, das einem geschlossenen Zusammenarbeiten weder dienlich noch förderlich war. Die Entwicklung hatte allmählich zu einer Herausbildung von drei bzw. vier Karrieren geführt: die diplomatische, die konsularische, an welche die Dragomanatskarriere angeschlossen war, und die Karriere in der Zentralstelle. Überall waren die Vorbereitungs- und Aufnahmebestimmungen verschieden. Bei der Aufnahme in den eigentlichen diplomatischen Dienst war der Kreis sehr eng gezogen, schon deshalb, weil sie in der Regel von einem nicht unbeträchtlichen Zuschuß aus eigenen Mitteln abhängig gemacht war. Das Vorrücken vollzog sich nicht gleichmäßig oder nach bestimmten Grundsätzen. Verhältnismäßig ging es am raschesten bei den Diplomaten und den Mitgliedern der Zentralstelle, die sich aus diplomatischen und konsularischen Persönlichkeiten rekrutierte, am langsamsten im Konsulats- und Dragomanatsdienst. Bedenkt man nun, daß ein Übergang von einer Karriere in die andere nicht ausgeschlossen war, daß die Titel der einzelnen Kategorien zum Teil verschiedene Bedeutung hatten, daß selbst in der eigentlichen Amtskarriere, ja sogar innerhalb der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, je nach der Provenienz der betreffenden Beamten aus der diplomatischen oder der Konsulatslaufbahn wieder Differenzen bezüglich des Avancements und der Titulaturen bestanden, daß der Untergebene von heute der Vorgesetzte von morgen sein konnte und umgekehrt, so wird man begreifen, wohin dieser Zustand führen mußte und geführt hat. Dem Taktgefühl und Disziplinbewußtsein aller Beamtenkategorien darf es gutgeschrieben werden, wenn größere Reibungen fast immer vermieden worden sind und die Außenwelt von diesen Vorgängen soviel wie nichts erfuhr.

Ein unbestreitbares Verdienst der Neureform ist es, in diese unerquicklichen Verhältnisse eingegriffen zu haben durch den Versuch, im Wege einer Vereinigung der verschiedenen Karrieren die Hauptnachteile des bisherigen Systems zu beseitigen. In Verfolgung dieses Gedankens war man dazu übergegangen,

Digitized by Google

die diplomatiſchen Poſten anſtatt der infolge des Weltkrieges in ſtattlicher Anzahl zur Dispoſition geſtellten Diplomaten mit zum Teil jüngeren Konſulatsbeamten zu beſetzen und Außenſeiter hereinzunehmen. Beſtimmend hierfür war einerſeits die Erwägung, daß wir, durch den verlorenen Weltkrieg aus der hohen Politik ausgeſchaltet, nur wirtſchaftliche Intereſſen zu vertreten haben und dies durch ausſchließlich wirtſchaftlich orientierte Vertreter am zweckmäßigſten geſchehe, andererſeits, daß Außenſeiter einen weiteren, nicht in der Tradition befangenen Blick beſäßen. Ob dieſe Erwägung zutreffend und ob namentlich die Auswahl immer die richtige war, wird erſt die Zukunft erweiſen. Nach einigen Erfahrungen ſcheint man übrigens neuerdings wieder etwas von dieſer Auffaſſung abzukommen und einzuſehen, daß das Gebiet des auswärtigen Dienſtes beſonderer Stetigkeit bedarf und zum Experimentieren höchſt ungeeignet iſt. Heute ſchon erhebt ſich die Frage, ob man mit der radikalen und willkürlichen Ausſchaltung eines großen Teils der zünftigen Diplomatie klug gehandelt hat. Man hat ſich dabei der nützlichen Erfahrungen, die beſonders die älteren Beamten durch langjährige Auslandstätigkeit geſammelt haben, begeben; man hat auf den Verſuch verzichtet, die abgeriſſenen Fäden, deren Wiederaufnahme überall den ernſteſten Schwierigkeiten begegnet, durch Leute anknüpfen zu laſſen, denen dazu frühere Beziehungen perſönlicher, dienſtlicher und ſozialer Art zu Gebote ſtanden und eine lange Lebenspraxis zuſtatten kam. Wer vieler Menſchen Städte geſehen und ihren Sinn erforſcht hat, der wird ſich in geſpannte Verhältniſſe leichter einfühlen und raſcher einleben, kühler und vorſichtiger beobachten und objektiver urteilen, als wer in dieſer hohen Schule der Menſchenkenntnis noch kein Lehrgeld bezahlt hat.

Wiederholt iſt das homogene Zuſammenarbeiten der politiſchen und handelspolitiſchen Abteilungen als abſolutes Erfordernis bezeichnet worden in der Überzeugung, daß heutzutage unſere politiſchen Intereſſen untrennbar von den wirtſchaftlichen ſind. Iſt es nun nicht paradox, wenn die Neureform ausſchließlich den Konſularbeamten die Fähigkeit zuſpricht, die politiſchen Fragen zu meiſtern, den Diplomaten aber eine ſolche bezüglich der wirtſchaftlichen abſpricht? Hier liegt ein durchaus unbegründetes Vorurteil. Man öffne die Archive und man wird keinen Mangel an gründlichen wirtſchaftlichen Berichten finden, die deutſche Botſchafter und Geſandte erſtattet haben. Es wäre ja auch unnatürlich, wenn Leute, die jahrzehntelang auf den verſchiedenſten Poſten des Auslandes im Mittelpunkt der Geſchehniſſe geſtanden haben und ſelbſt teilweiſe großen ländlichen oder induſtriellen Betrieben entſtammen, gegenüber wirtſchaftlichen Fragen ſtumpf wären. Fürſt Bismarck hatte in ſeiner Rede vom 16. November 1871 der Diplomatie dieſen Weg gewieſen mit folgenden Worten: „Daß unſeren Geſandten die Aufgabe obliegen wird, ſich mehr als in früheren Zeiten derjenigen Tätigkeit, desjenigen Gebiets anzunehmen, das man gewöhnlich als den Konſulaten angehörig betrachtet, liegt in der Natur der Dinge.“ In Befolgung dieſes Gedankens ſind daher jederzeit an die Spitze diplomatiſcher Poſten, auf denen ein handelspolitiſch beſonders geſchärfter Blick wie auf

Digitized by Google

Übersee vonnöten war, hervorragende Generalkonsuln oder erprobte Vortragende Räte der handelspolitischen Abteilung gestellt worden.

Endlich eine dritte Frage: Ist es mit dem so laut gepredigten und leider so wenig beherzigten Sparsamkeitsgrundsatz vereinbar, ungeschulte Kräfte in starker Zahl heranzuziehen und keineswegs abgebrauchte ungenutzt zu lassen und zum Nichtstun zu verurteilen, anstatt sie da zu verwenden, wo ihre Arbeitskraft und ihre Erfahrungen im Dienst des Reiches zweckmäßige Verwendung finden können? Indes abgesehen von solchen Erwägungen ökonomischer Natur, muß anerkannt werden, daß der leitende Gedanke der Neureform, durch Verschmelzung der politischen und handelspolitischen Interessenvertretung eine einheitlichere Behandlung und Berichterstattung rücksichtlich aller einschlägigen Fragen auf den einzelnen Auslandsposten zu erzielen, ein durchaus richtiger ist. Es war einer der Hauptfehler des alten Systems, daß häufig die einander gleichgeordneten diplomatischen und konsularischen Vertretungen ohne die nötige Fühlungnahme nebeneinander her arbeiteten und ersteren manches im Hinblick auf die allgemeinen politischen Beziehungen inopportun erschien, was letztere von ihrem Standpunkt für geboten erachteten — und umgekehrt. Wenn man gegen die Diplomaten den Vorwurf erhoben hat, daß sie sich den konsularischen Kollegen gegenüber zu verschlossen gezeigt und diesen neidvoll keinen oder zu wenig Einblick in ihre Werkstätte gewährt haben, so trägt freilich daran bis zu einem gewissen Grade die geschichtliche und tatsächliche Entwicklung Schuld. Solange die Konsularvertretung des Reichs zu einem großen Teil in den Händen von sogenannten Honorarkonsuln, d. h. von Staatsangehörigen des Landes lag, bei dem der betreffende Diplomat beglaubigt war, konnte von einer Einweihung des Konsuls in die heimische Politik begreiflicherweise keine Rede sein. Als im Laufe der Zeiten die Zahl der Berufskonsuln starke Vermehrung erfuhr, kam dieser Grund zwar in Wegfall, aber die großen räumlichen Entfernungen, die oft zwischen den Amtssitzen der diplomatischen und konsularischen Vertreter lagen, und die Engherzigkeit, mit der bei der Bewilligung von nicht absolut notwendigen Dienstreisen verfahren wurde, erschwerten den häufigen Gedankenaustausch, wie er nützlich und wünschenswert gewesen wäre. Dazu kam, daß, wie schon früher bemerkt, die nötige Fühlung in der Zentrale selbst oft zu wünschen übrig ließ. Es war dies zu einer Zeit, wo nicht bloß die Verbindungen auf diesen Gebieten äußerst lockere waren, sondern wo als der Weisheit letzter Schluß galt, sogar den eigenen diplomatischen Vertretern im Ausland von den Berichten ihrer Kollegen auf anderen Auslandsposten möglichst wenig mitzuteilen, sie von Haus aus so dürftig als möglich zu orientieren und ihnen zu überlassen, wie sie sich mit Hilfe der Tagespresse und aus Unterhaltungen mit fremden Ministern und Kollegen ein Bild der politischen Lage zurechtzimmern wollten. Sie sollten nur die Bienen sein, die den Honig in die heimischen Waben brächten, wo er von der allein kunstverständigen Hand in der Zentrale ausgeschleudert werden würde!

Es liegt auf der Hand, daß bei der ungeheuren Personalvermehrung, mit der die Neureform ins Leben trat, und bei der Hast, mit der sie sich voll-

Digitized by Google

zog, die Erhaltung bzw. Schaffung eines homogenen, fest geschlossenen Beamtenkörpers ein Ding der Unmöglichkeit war, soweit sie den alten nicht überhaupt zerstörte. Das Vorhandensein eines solchen ist aber die Grundbedingung für einen geordneten Geschäftsbetrieb im Innern wie nach außen, die Aufgabe, ihn zu schaffen, aber um so schwerer, als in diesem Staatsberuf gewisse unwägbare Momente maßgebend sind wie in keinem anderen. Schon Heffter sagt in seinem Völkerrecht: „Die Schule der Diplomatie ist das Leben und die Geschichte" und Bismarck bestätigt dies von seinem praktischen Standpunkt aus, wenn er wiederholt in seinen Reden hervorhebt, daß die Politik keine exakte Wissenschaft ist, sondern eine Kunst. Jedenfalls teilt sie mit letzterer das Geschick, daß es so wenig echte Künstler und so viele Dilettanten gibt.

Ehe nun die Lösung der Frage des Ersatzes der Anwärter für den auswärtigen Dienst und ihrer Vorbildung durch praktische Vorschläge versucht wird, ist vorauszuschicken, daß für den diplomatischen und konsularischen Lebensberuf, wenn man all die vielseitigen Aufgaben ins Auge faßt, die an die Beamten im Laufe einer längeren Dienstzeit auf verschiedenen Auslandsposten herantreten, eine Universalität des Wissens und Könnens erforderlich wäre, die nur den wenigsten Menschen zu Gebote steht. Diese Aufgaben liegen auf sprachlichem, privat-, staats- und völkerrechtlichem, auf kulturellem, nationalökonomischem, kaufmännischem Gebiet, verlangen meist detaillierte Kenntnisse und wechseln hinsichtlich ihrer Bedeutung mit jedem einzelnen Posten. Mit den Kenntnissen allein ist es aber nicht getan. „Die Arbeit des Diplomaten besteht" — wie Fürst Bismarck in seiner Rede vom 14. März 1877 sagt — „in dem praktischen Verkehr mit Menschen, in der richtigen Beurteilung von dem, was andere Leute unter gewissen Umständen tun werden, in der richtigen Erkennung der Absichten anderer, in der richtigen Darstellung der seinigen." All das sind Dinge, die sich nicht erlernen lassen und die am Ende doch den Erfolg bestimmen; es gehören dazu Eigenschaften, die in den Menschen stecken und über deren Besitz oder Nichtbesitz beim einzelnen erst eine längere Praxis Gewißheit schafft.

Aus diesen Gründen braucht das Auswärtige Amt Leute, die in irgendeinem Lebensberuf fertig ausgebildet sind. Darauf, welcher Art dieser ist, kommt es viel weniger an als auf den Fonds an allgemeiner Bildung und auf die feste Grundlage, auf der weiter gebaut werden kann. Dazu muß die Fähigkeit treten, sich rasch in fremde Verhältnisse hineinzufinden und die Lücken geschickt auszufüllen, die auf diesem oder jenem Spezialgebiet vorhanden sind. Weit mehr wert als die schönsten positiven Kenntnisse sind Lust und Liebe zur Sache und Festigkeit des Charakters. Ohne ängstliches Lavieren nach oben und unten, in freier Einordnung in eine notwendige straffe Disziplin soll der Auslandsvertreter seinen Aufgaben nachkommen und das Wohl des Vaterlandes und dessen Interesse als ausschließliche Richtschnur seines Handelns sich vor Augen halten. Nur so wird er sich die Achtung und das Vertrauen der fremden Regierung, bei der er tätig ist, und der eigenen Staatsangehörigen erwerben und in letzteren

Digitized by Google

das beruhigende Bewußtsein erwecken, in schwierigen Verhältnissen einen festen Halt und eine sichere Stütze zu haben.

Die Erfahrung hat im allgemeinen gelehrt, daß juristisch oder verwaltungstechnisch vorgebildete Anwärter eben wegen ihrer Vorbildung den Anforderungen des auswärtigen Dienstes am besten zu entsprechen in der Lage sind. Die handelspolitische wie die Rechtsabteilung haben sich darum nahezu ausschließlich aus diesen Berufen rekrutiert, während bei der politischen noch andere, namentlich der Militärberuf eine häufige und, wie Fürst Bismarck wiederholt anerkannt hat, nicht ungünstige Quelle für den diplomatischen Ersatz war. Hier ist es von Vorteil, daß Anwärter, die sich aus irgendeinem Grund in den auswärtigen Dienst nicht einleben können, sei es, daß es ihnen an den erwähnten Imponderabilien mangelt, sei es, daß sie sich die Sache anders vorgestellt haben, als sie in Wirklichkeit ist, wieder in ihre frühere Laufbahn zurückzukehren die Möglichkeit haben. Es liegt mir fern, den Ersatz auf diese Berufslaufbahnen, von denen übrigens heutzutage die militärische von selbst ausscheiden wird, zu beschränken; ich möchte vielmehr die Anwendung des Grundsatzes der offenen Türe zu ernster Beherzigung empfehlen. Je weiter die Kreise gezogen werden, aus denen der auswärtige Dienst sich rekrutiert, desto vorteilhafter für diesen. So habe ich es wiederholt aufrichtig bedauert, daß nie der Versuch gemacht wurde, z. B. hervorragende deutsche Kaufleute, insbesondere solche, die sich an ausländischen Plätzen Achtung und Vertrauen erworben haben, für unseren auswärtigen Dienst als Berufsbeamte zu gewinnen. Es sind mir öfters Fälle aufgestoßen, wo Neigung und pekuniäre Selbstverleugnung vorhanden gewesen wäre.

Wird den obigen Vorschlägen entsprechend abgebaut und die materielle Bearbeitung im Geschäftskreis des Auswärtigen Amtes auf das strikt Notwendige beschränkt, so bietet sich dadurch Gelegenheit, aus den jeweils zuständigen Fachressorts geeignete Kräfte zur vorübergehenden Unterstützung unserer Auslandsvertreter heranzuziehen. Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses, das immer vorhanden, dem aber früher unzureichend genügt war, hat die Neureform weit über das vernünftige Maß hinaus und geradezu verschwenderisch unsere auswärtigen Vertretungen mit ständigen technischen Beiräten und Beratern versorgt oder richtiger belastet. Abgesehen davon, daß ein solcher Apparat unverhältnismäßig kostspielig ist, hat er zur Folge, daß damit Spezialgebiete aus der Tätigkeit des betreffenden Diplomaten oder Konsuls ausgeschieden und dem zugeteilten Beamten zur ausschließlichen Bearbeitung überlassen werden, wodurch sie dem eigentlichen Leiter und seinem Interesse entgleiten. Dagegen ist es im höchsten Grade wünschenswert und förderlich, in Fällen, wo von den Fachressorts oder irgendwelchen heimischen Organisationen, wie Handels-, Gewerbe-, Arbeiterkammern, industriellen Vereinigungen usw. Anregungen und Wünsche geäußert werden, besondere Sachverständige ad hoc mit dem Auftrag an die einzelnen Auslandsvertretungen hinauszusenden, um speziell interessierende Fragen zu studieren und darüber zu berichten. Solche vorübergehende Mitarbeiter werden als wertvolle Hilfe und Entlastung empfunden.

Digitized by Google

Durch die Forderung, nur in einem praktischen Lebensberufe fertig ausgebildete Leute einzustellen, bekenne ich mich gleichzeitig als Gegner einer Amtskarriere. Wenn ich auch zugebe, daß aus der heute noch in Wien bestehenden Konsularakademie ausgezeichnete Berufsbeamte hervorgegangen sind, vermag ich mich doch für einen solchen Bildungsweg schon im Hinblick auf die relativ geringe Zahl der verfügbaren Stellen im auswärtigen Dienst nicht zu erwärmen. Bei dem die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens umfassenden Akademieprogramm werden besonders begabte Menschen, vorausgesetzt, daß ihre Begabung auch den unerlernbaren Imponderabilien des auswärtigen Dienstes gerecht wird, sich zu brauchbaren Beamten entwickeln. Dagegen würde der Durchschnitt — und er ist immer die Mehrzahl — aus Leuten sich zusammensetzen, die wohl vielerlei Kenntnisse, aber nirgendwo ein gründliches Wissen besitzen. Versagen sie nachher im praktischen Dienst, dann werden sie vielleicht aus Erbarmen weiter geschleppt oder scheiden aus und sind in anderen Lebensberufen nur schwer zu verwenden.

Daß die Aufnahme und die Ausbildung des diplomatischen und konsularischen Nachwuchses nunmehr nach einheitlichen Gesichtspunkten erfolgen soll, ist praktisch und zeitgemäß. Es gewährt die Möglichkeit, künftighin jeden auf den Posten zu bringen, für den er sich nach seiner Veranlagung und auf Grund seiner Leistungen eignet. Außerdem ist die Verschmelzung der diplomatischen mit der konsularischen Laufbahn von besonderer Bedeutung für die Stellenbesetzung in der Zentrale, insofern die Auslandsbeamten gleichsam das Reservoir abgeben, aus dem jene zu schöpfen hat. Auch hier kann ich mich wieder auf den Fürsten Bismarck als Gewährsmann berufen, der in seiner Rede vom 24. März 1873 von zwei Vorzügen des regelmäßigen Austausches von Auslandsbeamten und Beamten der Zentrale spricht: „Der Gewähr einer richtigen Beurteilung der auswärtigen Verhältnisse in der Zentrale und der Festhaltung des heimatlichen Bewußtseins bei den Auslandsbeamten." Das erste Moment leuchtet von selbst ein, denn es ist klar, daß persönliche, an Ort und Stelle gewonnene Eindrücke und ein aus eigener Anschauung geschöpftes Urteil eine ungleich wertvollere Grundlage für die Arbeit im Zentrum abgeben als das tiefste Aktenstudium. In letzterer Beziehung möchte ich mich noch auf die Erfahrungen eines unserer klügsten und welterfahrensten Diplomaten beziehen. Nachdem er jahrzehntelang auf exotischen Posten gewirkt hatte, war ihm plötzlich zur allgemeinen Verwunderung ein preußischer Gesandtschaftsposten in einem der Bundesstaaten übertragen worden, auf dem er sich überaus wohl fühlte, trotzdem die hohe Politik in aktiver Betätigung für ihn dort völlig ausgeschaltet war. Als er später wieder eine wichtige Botschaft übernahm, bestätigte er mir, er habe den mehrjährigen Aufenthalt in der Heimat als eine wahre Wohltat empfunden; denn er habe die verloren gegangene Fühlung mit letzterer wieder bekommen, aus eigener Beobachtung die Dinge im Vaterland beurteilen können, sich neue Beziehungen geschaffen und dadurch eine wesentliche Bereicherung für seine fernere Auslandstätigkeit gewonnen. Leider gestatten aber die tatsächlichen und finanziellen

Digitized by Google

Verhältnisse die strikte Durchführung solchen Wechsels nicht. Einmal steht dem entgegen die ungleich größere Anzahl von höheren Auslandsbeamten gegenüber den Ministerialbeamten und dann das Interesse an der Erhaltung der Kontinuität des Geschäftsbetriebes in der Zentrale, der einen häufigen Personalwechsel nicht verträgt. Hinzu kommen die zahlreichen Schwierigkeiten, die im einzelnen mit den Versetzungen der Beamten im auswärtigen Dienst verknüpft sind. Sie entstehen im wesentlichen aus dem Unterschied zwischen dem Leben in der Heimat und dem im Ausland. Darüber ist schon so viel gesagt und geschrieben worden, daß ich mir wohl versagen kann, auch meinerseits ausführlich hier darauf einzugehen. Jedenfalls eines scheint mir sicher zu sein, daß je mehr der Kreis der Anwärter für den Auslandsdienst erweitert wird, desto weniger an der bisherigen Schematisierung der Posten festgehalten werden darf. Die Fragen der Besoldung, der Vertretung, des Umzugs, der Wohnung, der Einrichtung usw. werden bis zu einem gewissen Grad individualisiert und den Lebensnotwendigkeiten des einzelnen Beamten angepaßt werden müssen. Die bisher gestuften Ortszulagen tragen wohl den allgemeinen Verhältnissen des teureren oder billigeren Orts Rechnung, nicht aber denen des Beamten und seiner Familie. Das gleiche trifft zu für den in die Zentrale versetzten Auslandsbeamten, dessen Bezüge denen der Inlandsbeamten seiner Kategorie angeglichen sind. Diese Nivellierung macht dem, der über kein Privatvermögen verfügt, den wünschenswerten sozialen Verkehr mit dem fremden diplomatischen Korps in der Heimat unmöglich und schadet dadurch direkt dem Dienst. Die Gefahr, daß dieser im allgemeinen recht nützliche Verkehr einen ehrgeizigen Beamten zu politischen Intrigen verleiten könnte, ist kaum ernst zu nehmen; jedenfalls ist dem leitenden Minister durch die Bestimmung des § 25 des Reichsbeamtengesetzes eine überaus scharfe Waffe in die Hand gegeben, um einen derartigen Beamten sofort unschädlich zu machen. In allen Fällen, in denen die Harmonie und Geschlossenheit der politischen Führung kompromittiert werden kann, ist diese Bestimmung segensreich. Leider aber hat im Laufe der Zeiten diese wohlmeinende Absicht des Gesetzgebers mitunter eine extensive Anwendung erfahren und zum Deckmantel für Gunst und Haß gedient, um minder genehme Beamte von Posten zu entfernen und diese für genehmere frei zu bekommen. Gewiß ist es nicht leicht, den richtigen Mann stets auf den richtigen Platz zu stellen; es ist auch nicht richtig, denselben Beamten allzulang auf demselben Posten zu belassen, denn die Erfahrung lehrt, daß jede Autorität, mag sie noch so groß sein und noch so viel Vertrauen genießen, mit der Zeit sich abnützt und eine langjährige Wirksamkeit in derselben Umgebung unwillkürlich feste Werturteile erzeugt, deren man sich nur schwer entäußert, während ein klug vollzogener Wechsel in der Vertretung den wechselseitigen Beziehungen förderlich ist. All das vermag aber der leitende Minister, der von der Dauer des Kabinetts abhängig ist, nicht zu übersehen und, da es schließlich doch auf seine Entscheidung bei Besetzung der Posten ankommt, muß ihm ein Organ zur Seite stehen, das Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit mit genauer Personalkenntnis verbindet. Die Belastung

Digitized by Google

eines Einzelnen mit einer solchen Verantwortlichkeit scheint mir zu schwer und anfechtbar, wohl aber dürften die unter dem Vorsitz des Staatssekretärs vereinigten Abteilungsleiter, vorausgesetzt, daß die Abteilungen wieder auf ein vernünftiges Maß reduziert werden, das geeignete Gremium bilden. Sie würden auf Grund ihrer Erfahrungen die Gewähr dafür bieten, daß nur tatsächlich befähigte und tüchtige Männer auf die Posten kämen, für die sie sich nach ihrer Veranlagung und ihren Leistungen eignen.

Wenn wir die vorstehenden Betrachtungen kurz zusammenfassen, so ergibt sich daraus der Schluß, daß im Staats- wie im Privatleben die knappe, einfache und übersichtliche Organisation den glatten und ersprießlichen Betrieb ermöglicht und fördert. Der Erfolg aber hängt, wie uns unsere Geschichte zeigt, nicht von den Maßnahmen, sondern von den Männern ab.

Zukunftsreligion

Von

Professor und Geh. Kirchenrat Dr. Ludwig Lemme (Heidelberg)

Im „Geisteskampf der Gegenwart" habe ich einen Aufsatz veröffentlicht, der die Frage aufwirft: Gibt es Atheisten? Wer nur die Wirklichkeit beobachtet, bejaht nicht nur die Frage, sondern hält sie für gegenstandslos. Anders aber liegt die Sache für die Psychologie der Religion; nach ihr ist jeder Mensch — ohne seinen Willen — religiös von Natur, er kommt von der Religion gar nicht los. Was ist der Mensch als ein Stäubchen im All? Sich seiner selbst bewußt werden, heißt, sich seiner gliedlichen Zugehörigkeit zum All bewußt werden. Kein Mensch ist ohne die Idee der Welteinheit, und die Welteinheit nennt der Fromme Gott. Für ihn ist der Atheismus absurd. Die Religion ist die Spiegelung der objektiven Weltverhältnisse im endlichen Bewußtsein. Sich als endliches Wesen wissen, heißt, die Idee der Unendlichkeit haben. Als bedingte Wesen kommen wir vom Unbedingten nicht los. Darum: wo der Bruch mit der bestehenden Religion erfolgt, muß sich unmittelbar der Trieb nach neuer Befriedigung des religiösen Bedürfnisses regen. Daher der Ruf nach Zukunftsreligion.

In einem Badeort verkehrte ich mit einem gebildeten deutschen Juden aus London. Er hatte nichts von jüdischer Religion an sich, er war Spinozist. Meinen Bemühungen, ihn zum Christentum hinzuführen, antwortete er mit der Erklärung, er erwarte eine höhere Synthese über Judentum, Katholizismus und Protestantismus, eine solche Religion müsse kommen, ihr wolle er zufallen. Und wenn sie käme, würde sie nicht eine gegensätzliche werden? Das heißt, würde sie nicht doch nur eine Religionsform neben anderen werden? Der Wunsch ist der Vater des Gedankens, aber nicht der Wirklichkeit. Religion

Digitized by Google

macht man nicht. Früher gaben sich manche Gelehrte der Illusion hin, die neue Religion der Zukunft erwachse mit der Arbeit der Religionsphilosophie. Aber daß aus religionsphilosophischen Bemühungen keine lebensfähige Religion entspringen kann, haben die meisten Religionsphilosophen eingesehen. Aus der Philosophie erwächst Religionstheorie, aber keine Religion. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Religionen entstehen ausschließlich durch schöpferische religiöse Persönlichkeiten. Und diese erzeugt kein Wunsch. Es sind Persönlichkeiten göttlicher Sendung. Am wenigsten erzeugt sie die Eitelkeit. Propheten eigener Berufung treten unaufhörlich auf. Sie können vorübergehende Bewegungen veranlassen; diese bleiben Stürme im Glase Wasser.

Gar keine Aussicht haben die Programme, die wie aus heiler Haut etwas schlechthin Neues vorhaben oder zu schaffen vorgeben. Alle großen Religionen hatten ihre Wurzeln in den gegebenen historischen Verhältnissen. Buddhas Mönchsreligion war nur eine unter den gleichartigen Bestrebungen weltverneinender Askese Indiens. Zarathustra knüpfte an die altarische Religion an. Mani fußte auf dem Parsismus. Mohammeds Werk beruhte auf dem altsemitischen Monotheismus und stand in Wechselwirkung mit dem Judenchristentum. Und zuletzt — das Christentum hat seinen Mutterboden in der prophetischen Religion Israels. So eignet allen weltgeschichtlich bedeutsamen Religionen Historizität. Reine Neubildungen sind nie Erzeugnisse des religiösen Bewußtseins, sondern stets Erzeugnisse der Reflexion, also in sich lebensunfähig.

Das gilt sowohl von der philosophischen wie von der naturwissenschaftlichen Religion. Was ist aus Eduard v. Hartmanns Programm monistischer Zukunftsreligion geworden? Das Christentum, das er nach seiner darwinistischen Geschichtsanschauung, weil es vor 1900 Jahren entstanden sei, als längst überholt ansah, beweist seine dauernde Lebenskräftigkeit. Und wenn er in der Religion Volksmetaphysik sah, so hat sich seine monistische Philosophie nicht als fähig zur Schaffung von monistischer Religion erwiesen. Und nun gar naturwissenschaftliche Religion! Wenn sich die Naturwissenschaft in vielen ihrer Vertreter einbildete, auf dem Thron der Metaphysik zu sitzen, lag es da nicht bei der häufigen Verwechslung von Religion und Weltanschauung nahe, daß manche Naturforscher wähnten, über einen Ersatz für Religion zu verfügen? Im Grunde genommen hatte doch schon Spinoza seine intellektuelle Liebe zu Gott so verstanden. Was Wunder, daß auch Häckel und Ostwald sich diesem Wahn hingaben? Man versuche einmal, in Ostwalds Sonntagspredigten sich religiöse Weihestunden zu verschaffen! Und man wird von monistischer Religion genug haben. Lilienfein hat von der naturwissenschaftlichen Religion in seinen „Idealen des Teufels" eine köstliche Persiflage gegeben, und zwar keine ungerechte.

Trotz aller tatsächlichen Beweise des Gegenteils kommen viele Aufklärungskreise von der Ansicht nicht los, daß die von ihnen gewünschte Menschheitsreligion mit der Aufklärung da sei. So feiert Fritz Mauthner in seinem Buche über Spinoza diesen als den ersten Bekenner der neuen Religiosität.

Digitized by Google

Aber wo ist sie? Das Geschick des Theophilanthropismus (1797), der trotz aller Begünstigung der französischen Regierung nach wenigen Jahren der Auflösung verfiel, könnte jeden über die Lebensfähigkeit der Aufklärungsreligion belehren, der überhaupt belehrt sein will. In Deutschland hat sich diese in den freien Gemeinden und im Deutschkatholizismus eine Organisation gegeben. Aber Max Maurenbrecher, der in Mannheim, mit glühender Begeisterung die Arbeit aufnehmend, eine solche Gemeinde vorwärts zu bringen suchte, mußte bald die Ergebnislosigkeit seiner Bemühungen einsehen und trat in die Landeskirche zurück, weil er nur auf ihrem Boden ersprießliche religiöse Tätigkeit ausüben zu können hoffte. Aufklärung hat ihre Kraft in der Kritik. Und darin liegt ihre geschichtliche Sendung und Bedeutung. Aber sie ist nicht schöpferisch. Sie kann sektenhafte Absplitterungen von den bestehenden Kirchen losreißen. Aber sie kann keine großen geschichtlichen Bildungen ins Leben rufen. Das Nationale ist nie das durchschlagend Religiöse. Zu eindrucksvoller und siegender Religion gehört das die Gemüter mit sich fortreißende Irrationale, das wie mit aus der Ewigkeit stammender Urgewalt die Geister elektrisiert und in Verbindung mit dem absoluten Urgeist setzt.

Auch der Nationalismus durfte unter den Bemühungen um Zukunftsreligion nicht fehlen. Je zersetzender die Vaterlandslosigkeit wirkte, desto berechtigter erschien die Fortbildung des Patriotismus zur Deutschtümelei. Deutsche Religion! Ist das was anderes als deutsche Mathematik? Man griff auf Wodan zurück und suchte ihn der Götterdämmerung zu entreißen. Aber schließlich war er doch ein polytheistischer Einzelgott. Und den Polytheismus zu erneuern — obwohl auch das befürwortet ist — duldete doch das moderne Welteinheitsbewußtsein nicht. Also griffen einzelne dazu, das Deutschtum selbst zum Gegenstande der Religion zu machen. Aber damit würde man in den Totemismus zurücksinken. Und das war denn doch zu abgeschmackt.

Wo man einsah, daß sich neue Religion nicht aus dem Boden stampfen läßt, sondern die historischen Bedingungen gewahrt werden müssen, griff man zum Schlagwort der Fortbildung der Religion. Schon der alte Rationalismus hatte von der Perfektibilität des Christentums gesprochen. Alle großen Neubildungen hatten Reinigung des Bestehenden erstrebt. Konnte man nicht die vorhandene Religion so von den Schlacken säubern, daß das gewünschte Neue wie von selbst aus der Umschmelzung heraustrat? In diesem Sinne vertraten Männer wie Adolf Harnack und Friedrich Delitzsch das Programm einer geistig-sittlichen Weltreligion. Aber nicht bloß auf dem Boden des Christentums regten sich solche Bestrebungen. Auch im Judentum glaubten manche noch die Kräfte zur Bildung der Weltreligion zu finden — abgesehen vom Christentum, das ihnen zu altern und seinem Absterben entgegen zu reifen schien. Der Marburger Philosophieprofessor Cohen, der Judentum und Kantsche Philosophie kombinierte, sah in dem kantisch aufgefaßten Judentum die normale Universalreligion. Die meisten Juden sehen doch klar, daß das Judentum Volksreligion ist und zur Menschheitsreligion ungeeignet. Aber um so eifriger

Digitized by Google

verfechten manche Reformjuden die Idee, das seiner nationalen Eigenart und seiner statutarischen Schranken entkleidete Judentum zur umfassenden Weltreligion zu erweitern. Man kann diesen Gedanken verstehen, wenn man beobachtet, wie auch viele christliche Theologen nichts weiter als Aufklärungsmonotheismus zu vertreten haben. Dort monotheistische Gottesidee, hier monotheistische Gottesidee! Kann man sich wundern, wenn in Köpfen, die in der Religion wesentlich die Gottesidee sehen, der Traum auftaucht, in ihrer Gemeinsamkeit könnten sich Menschen brüderlich in die Arme sinken! Als wenn es sich in der Religion nicht noch um anderes handelte als um die Gottesidee! Die farblose, nicht geschichtlich begründete Gottesidee vermag keinen Menschen zu begeistern. Gott an sich, in unanschaulicher Abstraktheit, beschäftigt das philosophische Denken; aber die Religiosität fordert einen lebendigen Gott, der irgendwie durch geschichtliche Bekundung das Vertrauen der Hinwendung weckt. Eine neue Religion des zur Weltreligion erweiterten Reformjudentums befürwortet Max Brod (Heidentum, Christentum und Judentum. München 1921), indem er die kirchliche Religion Europas und Nordamerikas als eine aus Heidentum und Christentum gemischte Zwitterkultur verurteilt. Er empfiehlt eine jüdische Religion des Diesseitswunders. Er sollte mit diesem Gemisch von Judentum, christlichen Elementen und Aufklärungskritik zunächst auf seine Stammesgenossen Eindruck zu machen suchen; daß er dort Anklang findet, ist mir mehr als zweifelhaft.

So sehr auch jüdische Schriftsteller durch den Eifer für religiöse Neuerungen die Religionskräftigkeit ihres Stammes bewähren — vorwiegend haben die Bemühungen um Zukunftsreligion ihre Heimat doch auf dem Boden des Protestantismus. Durchweg bewahren sie literarisches Gepräge. Wo sie aber aus innerlicher Frömmigkeit mit dem Ernst der Verwirklichung hervorgehen, lenken sie, wenn aus ihnen etwas wird, in Sektenbildung ein. Allerdings bietet ja den fruchtbarsten Boden für Sektenbildung die morgenländisch-orthodoxe Kirche Rußlands. Aber die russischen Sekten haben meistens den Blick rückwärts in die Vergangenheit gerichtet. Dagegen die protestantischen Sekten haben den Blick meistens in die Zukunft gerichtet. Und die Vertreter von Zukunftsreligion haben im allgemeinen den Wunsch, ihre Religion zu umfassender Weltreligion zu erweitern. Aber in dieser befinden sie sich in vollendeter Unbehilflichkeit gegen die Wirklichkeit. In der Tschecho-Slowakei sind neuerdings Hunderttausende aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten. Viele sind der Konfessionslosigkeit verfallen, viele der romfreien tschechischen Kirche beigetreten, viele zum Protestantismus gegangen, nicht wenige haben sich der Brüdergemeinde angeschlossen. Warum sind hier die modernen Religionsstifter nicht auf den Plan getreten? Wenn nach ihrer Meinung das Bedürfnis nach ihrer Religion so stark ist, warum suchen sie es nicht in der Wirklichkeit zu befriedigen? Weil sie in dem Wahn leben, Gedankenkonstruktion sei Wirklichkeit. Man vergegenwärtige sich einmal die Vorstellung, Jesus hätte, statt sein Werk tatkräftig zu beginnen, einen literarischen Entwurf seiner Religionsstiftung in die Welt

Digitized by Google

hinausgesandt! An dieser literarischen Schattenexistenz kranken die modernen Zukunftsreligionen. Jesus hat kein Wort irgendeiner Aufzeichnung hinterlassen, sondern er hat das neue Geistesleben geschaffen, mit dessen Begründung die neue Weltreligion da war. Dagegen moderne Religionsstifter postulieren vielfach eine neue Zukunftsreligion, ohne für sie einen Inhalt zu haben. Indem z. B. Houston Stewart Chamberlein (Mensch und Gott, München 1921) die Kirchenlehre in Gegensatz zur Religion Jesu stehen sieht, möchte er eine Gemeinschaft entstehen sehen, die sich nicht in Gegensatz zu dem Bestehenden stellt, sondern die Tilgung der Gegensätze von einem höheren Standort aus bewirken soll. Erstrebt er so die Weiterbildung des Kirchentums zur reinen Gotteserkenntnis in Form von Gemeinschaftsbildung, was kann denn anderes als eine neue Sekte dabei herauskommen? Auch die irvingianische Sekte ist unter diesem Titel begründet, über den geteilten Kirchen, deren Gegensätze aufgehoben werden sollten, eine höhere Einheit zu begründen.

Nicht eine umfassende Weltreligion, auch nicht ein Überschreiten des Christentums will Joachim Kurd Niedlich, sondern Einschmelzung des Christentums in deutsches Wesen. Nicht Christus schafft also Christen, sondern jeder trägt sein persönliches Jesusbild im Herzen. Wenn aber jeder Einzelne sich seinen Jesus macht, wo kommt denn dann der gemeinsame deutsche Jesus her? Das ist natürlich der Niedlichs. Und wenn hundert andere hundert andere Jesusbilder haben? Schlimm genug für sie! Und wenn Niedlichs Jesusbild den Tatsachen des Lebens Jesu widerspricht? „Um so schlimmer für die Tatsachen." Jedenfalls muß sich germanische und christliche Welt zur deutschen Religion verschmelzen, sonst kommt es zu keiner Wiedergeburt des deutschen Volkes, zu deren Anbahnung doch schon ein „Bund für deutsche Kirche" zusammengetreten ist. (Niedlich, Jahve oder Jesus? Leipzig 1921.) Und zugleich verkündigt ein katholischer Philosoph, der von Halle aus für seine Weltphilosophie Reklame macht, daß das deutsche Volk nicht gesunden könne anders als durch seine „Vollendete Philosophie". Armes deutsches Volk! Sein Ruhm ist, den größten Reformator der Weltgeschichte hervorgebracht zu haben. Aber sein Mißgeschick ist die Überproduktion an kleinen Reformatoren, die sich Luther anreihen möchten.

Zukunftsreligionen schießen wie Pilze aus der Erde, so daß es unmöglich ist, einen Überblick zu gewinnen. Einige Beispiele mögen genügen, um gewisse Typen zu zeigen. Die allerverkehrtesten, die darum nur kurz erwähnt seien, sind doch die atheistischen Religionen. Die Religion ist ihrem Wesen nach Beziehung des endlichen Subjekts zu einer übersinnlichen, geistigen Macht. Das Leben im Übersinnlichen bildet ihre Eigenart. Atheistische Religion ist also ein hölzernes Eisen. Einem Philosophen wie Natorp mag man die Ausschaltung jeder Transzendenzbeziehung aus der Religion zugute halten. Philosophen machen manchmal Konstruktionen, die jedes Verhältnisses zur Wirklichkeit entbehren. Kants Vorstellung von der Religion als eines Anhängsels der Moral findet in der ganzen Religionsgeschichte kein Beispiel. Warum sollte also auch Natorp nicht eine Religion ohne Überwelt konstruieren? Aber anders

Digitized by Google

liegt doch die Sache bei solchen, die eine Zukunftsreligion ohne Gott anstreben, wie Karl Becker. Da entsteht doch die Frage nach dem Inhalt der Religion; worin soll dieser bestehen? Karl Becker will eine Religion des höheren menschlichen Seelenlebens. „Das religiöse Leben der Zukunft ist unabhängig von allen kosmologischen und naturwissenschaftlichen Fragen, es liegt nichts in ihm, was auf irgendeiner Welterklärung beruhte oder mit ihr in Widerspruch stehen könnte." Mir scheint, es liegt auch nichts darin, was Geist und Gemüt beschäftigen und anziehen könnte. (Religion in Vergangenheit und Zukunft. Berlin 1915.)

Weltreligion der Zukunft fordert eine mächtige, überwältigende, in der Ewigkeit lebende Persönlichkeit, die dem Einzelnen festen Halt gibt, ein Weltverständnis, das die Frage nach dem Sinn des Lebens beantwortet und dem Leben ein Ziel steckt, einen Gehalt, der, über die Existenz des Sinnenwesens erhebend, in ein höheres Geistesleben versetzt, und eine wirklich religiöse Gottesanschauung, die Vertrauen weckt und Hingebung beflügelt und das Gebet belebt. Denn was das Atmen für den Organismus ist, das ist das Gebet für die Religion.

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49

Herausgegeben und erläutert

von

Professor Dr. Manfred Laubert

Der Verfasser der hier abgedruckten Briefe, Eduard Heinrich Flottwell,[1]) wurde am 23. Juli 1786 zu Insterburg als Sohn eines Kriminaldirektors geboren. Er studierte in Königsberg Rechtswissenschaft und wurde durch Kant und den Nationalökonomen Christian Kraus, einen Anhänger von Adam Smith, stark beeinflußt. In der ostpreußischen Heimat reiften seine politischen Anschauungen heran, die man als reformerisch-konservativ bezeichnen darf, in einem Kreis von Männern, die frei von reaktionärer Engherzigkeit mit streng monarchischem und protestantischem Gefühl ein lebhaftes Empfinden für die Anforderungen der heraufziehenden neuen Zeit vereinigten. Diese Anschauungen haben sie auch 1848 vertreten und sich rückhaltlos auf den Boden der konstitutionellen Monarchie gestellt.[2])

Flottwell machte unter Leitung des 13 Jahre älteren Theodor v. Schön, unterstützt durch ein ansprechendes Äußeres, scharfen Verstand und eisernen

[1]) Nähere Nachrichten in meiner bei der Preußischen Verlagsanstalt Berlin erschienenen Biographie Flottwells.

[2]) Eine sehr anschauliche Schilderung dieser ostpreußischen Verhältnisse bei Herre, Von Preußens Befreiungs- und Verfassungskampf. Aus den Papieren des Oberburggrafen Magnus v. Brünneck. Berlin 1914.

Digitized by Google

Fleiß, schnell Karriere. Bereits 1808 bestand er die dritte, große Staatsprüfung, das heutige Assessorexamen. Nach anfänglicher Beschäftigung im Justizdienst wurde er 1812 von Schön an die Regierung zu Gumbinnen gezogen, siedelte aber 1816 mit jenem als Oberpräsidialrat an die zu Danzig über. 1814 hatte er nach dem frühen Tode seiner ersten Gattin die Witwe des Regierungsdirektors Schulz, eine Berliner Predigerstochter, Auguste Lüdecke, geheiratet. 1825 treffen wir ihn als Regierungspräsidenten in Marienwerder. Doch schon 1830 wurde er kurz nach Ausbruch des Warschauer Novemberaufstandes durch ureigenste Wahl des Königs auf den damals besonders wichtigen Posener Oberpräsidentenposten berufen. Das Jahrzehnt seiner dortigen Wirksamkeit hat Flottwells Namen weiten Kreisen und der Nachwelt bekannt gemacht, haben sich doch Freund und Feind, freilich unter vielfacher Verkennung seines wahren Wesens, daran gewöhnt, ihn als Träger einer straffen, bahnbrechenden Germanisationspolitik zu betrachten, der mit eiserner Faust das widerspenstige Polentum zu entwurzeln versuchte. Als solcher wird er noch heute von den deutschnationalen Kreisen gefeiert. Obwohl Flottwell in Wirklichkeit nur die politischen Absonderungsbestrebungen von Adel und Klerus bekämpfte, dagegen die Bevölkerung beider Nationalitäten durch materielle Wohltaten, vor allem durch Übertragung der Stein-Hardenbergschen Reform auf die zurückgebliebene Provinz, zu loyalen Staatsbürgern zu erziehen trachtete, wurde seine Posener Stellung nach dem schroffen Wechsel, der sich bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. in der Haltung der preußischen Regierung gegenüber ihren polnischen Untertanen vollzog, doch schwer erschüttert. Im Frühjahr 1841 mußte er deshalb seinen Posten mit dem des Oberpräsidenten von Sachsen vertauschen. 1844 übernahm er die Leitung des Finanzministeriums, ging aber zwei Jahre später, da er eine von ihm als notwendig betrachtete Umgestaltung seiner Behörde nicht durchzusetzen vermochte, als Oberpräsident nach Westfalen.

Bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung von sieben Kreisen als ihr Vertreter ausersehen, entschloß sich Flottwell zur Annahme der Berufung für Quedlinburg, den 5. Wahlkreis der Provinz Sachsen. Schweren Herzens, aber von ehernem Pflichtgefühl getrieben, betrat er die parlamentarische Laufbahn, denn er fühlte selbst, daß ihm dazu Neigung und Begabung fehlten. Er ist daher auch in der Paulskirche als Redner und Kämpfer wenig hervorgetreten. Größer mag sein Einfluß bei den vorbereitenden Sitzungen seiner Partei und in dem Ausschuß zur Prüfung der Anträge in bezug auf die Zentralgewalt gewesen sein. Dagegen war er ein gewissenhafter Beobachter aller Vorgänge, und regelmäßig hat er über seine Eindrücke Rechenschaft abgelegt in den Briefen an seinen Schwiegersohn Immanuel Hegel.[1]) Dieser,

[1]) Vgl. über ihn: Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin 1891. — Die vorliegenden Briefe sind mir von seiner zweiten Gattin, Flottwells fünfter Tochter, Klara, zur Benutzung freundlichst überlassen worden, wofür ich auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Digitized by Google

ein Sohn des großen Philosophen, war 1844 als Assessor bei dem neu begründeten Handelsamt unter dem Präsidenten v. Roenne eingetreten. 1845 heiratete er Flottwells vierte Tochter Friederike. Nach Wiederaufhebung jener Behörde wurde er von dem Handelsminister Milde 1848 in sein Bureau übernommen und im Juli durch Rudolf v. Auerswald als Hilfsarbeiter in das Bureau des Staatsministeriums berufen, so daß er Gelegenheit fand, fortdauernd mit den maßgebendsten Berliner Persönlichkeiten in Berührung zu treten. Er folgte dem Staatsministerium auch nach Brandenburg a. H. Erst 1865 schied Hegel aus dem Staatsministerium und wurde Konsistorialpräsident in Berlin.

Flottwell trat im Februar 1849 in die Erste preußische Kammer, führte 1849/50 provisorisch die Oberpräsidialgeschäfte der damals vereinigten Provinz Preußen, wurde dann Oberpräsident von Brandenburg und nach dem Regierungsantritt des Prinzregenten von diesem mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut. Bei seinem hohen Alter hatte er sich jedoch die Rückkehr in seine frühere Dienststellung vorbehalten, in der er bis 1862 ausharrte. Dann nahm er den Abschied und siedelte nach Berlin über, wo er am 25. Mai 1865 starb.

In Frankfurt hielt sich Flottwell mit Radowitz, Graf Schwerin usw. zur Rechten, der von Georg v. Vincke, dem Vertreter für Hagen, geführten, gegen 40 Mitglieder zählenden konstitutionell-erbkaiserlichen Gruppe des Steinernen Hauses bzw. des späteren Café Milani, wie sie nach ihrem abendlichen Versammlungslokal benannt wurde.[1]) Aber er verschrieb sich nicht der Parteidoktrin, sondern urteilte nur nach persönlicher Überzeugung. Vielfach beeinflußt wurde er auch durch seinen Nachbarn in den Sitzungen,[2]) den ihm

---

[1]) Das sich allmählich herausbildende Parteiverhältnis ergab im Dezember etwa folgendes Bild (nach Wilh. Rob. Heller: Brustbilder aus der Paulskirche. Leipzig 1849, S. 189):

Mehrheit		Minderheit	
Altes Steinernes Haus	17 Stimmen	Linkes Zentrum (Württemberger Hof)	45 Stimmen
Café Milani	40 „	Westendhalle, vom linken Zentrum abgezweigt nach links	50 „
Rechtes Zentrum (Hirschgraben, später Kasino)	136 „	Nürnberger Hof	12 „
Mainlust, später Landsberg, vom rechten Zentrum abgezweigt nach links	44 „	Deutscher Hof	50 „
Augsburger Hof, vom linken Zentrum abgezweigt nach rechts	40 „	Linke (Holländischer Hof, später Donnersberg)	40 „
	277 Stimmen.		197 Stimmen.

Dazu kamen die Österreicher, Bayern, westdeutschen Katholiken, Welfen usw. mit etwa 32 Stimmen. Sie tagten in der Sokratesloge, später im Pariser Hof. Etwas abweichende Zahlen bei Eisenmann, Die Parteyen der teutschen Reichsversammlung usw. Erlangen 1848.

[2]) Die Abgeordneten nahmen ihre Plätze nicht nach bestimmten Parteiverhältnissen, sondern anfangs ganz nach der Laune des Zufalls ein; vgl. Wichmann, Denkwürdigkeiten aus dem ersten deutschen Parlament. Hannover 1890, S. 27.

Digitized by Google

von Posen her befreundeten damaligen Oberst und späteren militärischen Sachverständigen der Opposition während der Konfliktszeit, v. Stavenhagen, der sich zum rechten Zentrum rechnete. Vor allem trat Flottwell kräftig für die Wahrung der Ansprüche Preußens ein. Der Sorge um die dortige Entwicklung und den unaufhörlich gerade von dieser Seite sich immer wiederholenden Enttäuschungen ist ein großer Teil der Briefe gewidmet. In der Paulskirche zeigt er sich als Anhänger der deutschen Einheitsbestrebung unter hohenzollernscher Führung, auf verfassungsmäßig-monarchischer Grundlage.

Die im folgenden mit geringen Kürzungen unverändert in ihrem oft schwerflüssigen und verschachtelten Stil zum Abdruck gelangenden Briefe enthalten weiter eine vortreffliche Charakteristik ihres Schreibers mit seiner persönlichen, trotz aller sachlichen Differenzen nie wankenden Paladinstreue gegen seinen König, mit seinem unerschütterlichen Gottvertrauen, das sich fast bis zum lähmenden Fatalismus steigert, und mit der auch unter den heftigsten seelischen Erschütterungen stets wieder durchbrechenden Liebe und Anhänglichkeit des sorgenden Familienvaters, der ohne den Jungbrunnen der beständigen Berührung mit den Seinigen sich den Aufregungen des politischen Kampfes nicht gewachsen fühlt.

Zwei dunkle Schatten legten sich während der Frankfurter Zeit auf Flottwells Leben. Einmal die im Januar 1849 zum Tode führende Erkrankung seiner Tochter Elise. Der Reflex seiner seelischen, nur durch den warmen Glauben gemilderten Niedergeschlagenheit macht sich in den Briefen durch rührende Klagen Luft. Dann aber eine jähe Unterbrechung seiner beruflichen Tätigkeit, da er sich etwas übereilig dazu hatte verleiten lassen, ohne Rücksicht auf seine amtliche Stellung eine von der Linken eingebrachte Petition gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen mit zu unterschreiben. Diese Parteinahme gegen den Klerus machte seine Position in dem katholischen Münster unhaltbar. Der König war in hohem Grade aufgebracht. Eine Flottwells Entlassung verfügende Kabinettsorder wurde nur durch den Ministerpräsidenten R. v. Auerswald unterdrückt.[1]) Doch monatelang blieb die Zukunft des Oberpräsidenten völlig ungewiß. Er mußte sich beim Kölner Dombaufest zu einer Art Bittgang entschließen und vorher die hohen geistlichen Würdenträger um ihre Fürsprache bei Friedrich Wilhelm IV. angehen, eine Demütigung, die natürlich ohne Nutzen war. Auch diese Angelegenheit wird in der Korrespondenz häufig berührt und Hegels Rat und Vermittlung erbeten.[2])

Einen besonderen Reiz erhalten die Briefe zweifellos durch die mancherlei Anklänge, die sie an die Gegenwart bieten. Nach gewaltigen Erschütterungen und der Sprengung des alten Rahmens gilt es auch damals einen Kampf um die Gewinnung neuer geordneter Formen. Dabei springt in der kritischen Zeit

---

[1]) Vgl. Herre a. a. O., S. 459.

[2]) Die Einzelheiten über diesen Punkt habe ich als belanglos mehrfach gekürzt.

Digitized by Google

auf Schritt und Tritt der Mangel an führenden Persönlichkeiten in die Augen. Das deutsche Volk erweist sich seiner Schicksalsstunde nicht gewachsen. Vermehrt wird das Übel noch durch den sich allenthalben regenden Partikularismus, durch allerlei ultramontane Quertreibereien und durch die vielfach tief eingewurzelte Abneigung gegen Preußen, die, sachlich vielleicht nicht immer unberechtigt, doch das Hauptziel, das Wohl des Ganzen, in bedauerlicher Weise außer acht läßt. Nicht bloß persönliche Vorliebe, sondern auch scharfer politischer Blick hat Flottwell und seine Gesinnungsgenossen für die Führerrolle des Preußentums eintreten lassen, dessen Beamtenschaft mit ihrer Pflichttreue, Sparsamkeit und Unermüdlichkeit er in ihren besten Formen repräsentiert.

Flottwells Ausscheiden aus der Nationalversammlung erfolgte vor Abschluß der Beratungen, und so brechen auch die Briefe vorher ab. Aber die Kämpfe entwickeln sich noch so weit vor unseren Augen, daß der Sieg der kleindeutschen monarchischen Partei wahrscheinlich wurde.

1. An Auguste Flottwell. Minden, 20. März 1848.

„Jetzt ist ohne Zweifel die furchtbare Kunde von den Ereignissen in Berlin auch schon zu Euch gedrungen, welche das Blut in meinem Herzen erstarrt und Tränen aus meinen Augen gepreßt haben. In Warendorf schon erzählte man die zum Teil allerdings sehr übertriebenen Nachrichten, welche man von Reisenden vernommen hatte; in Rheda gab man mir aber die Proklamation des Königs wegen der früheren Einberufung des Landtags,[1]) und ich begrüßte sie mit frohem dankerfülltem Herzen und hielt nun allen Kampf für beendigt; auf dem Bahnhofe bei Bielefeld aber traf ich den Kölner Abgeordneten v. Wittgenstein[2]) auf seiner Rückreise von Berlin, wo er Augenzeuge der entsetzlichen und bis jetzt noch unaufgeklärten, ja fast unerklärlichen Ereignisse gewesen war; hier habe ich nun Zeitungen und Briefe gelesen, welche leider alles bestätigen, ja noch viel mehr enthalten als die Zeitungen. Die Truppen sind gänzlich aus Berlin entfernt und die Bürgerwachen haben auch das Schloß besetzt, wo gestern noch Hunderte von Leichen gelegen haben, welche vom Volke als Opfer des Märtyrertums für Freiheit und Recht betrachtet und geehrt werden, so daß man jedermann, selbst die höchsten Personen nötigt, vor ihnen den Hut abzuziehen. Die Erbitterung gegen mehrere Personen, vorzugsweise gegen den Prinzen von Preußen (welcher zuerst den Befehl zum Schießen gegeben haben soll) ist aufs höchste gestiegen, ja man soll sogar seine Entsagung der Thronfolge gefordert haben. Jetzt ist Ruhe, aber eine Ruhe, wie auf dem Schlachtfelde und innerlich kocht noch das Blut, so daß man noch nicht weiß, wie es endigen wird. — Der arme, arme König! Ich habe keine Worte, welche

[1]) In der Nacht zum 18. März erlassen.

[2]) Rittergutsbesitzer Karl Freiherr v. W. (1809—65), Abg. zum ersten vereinigten preußischen Landtag.

Digitized by Google

meine Gefühle auszusprechen vermögen, wenn ich daran denke, was ihm am Abende des Tages, an welchem er mit stolzem Bewußtsein sich für den wahren König seines Volkes, ja für den Retter Deutschlands halten konnte, zuteil geworden ist. Gott möge über diejenigen richten, welche diese entsetzliche Wendung der Dinge, mit oder ohne Absicht, und wenn auch nur in hochmütigem Leichtsinn, herbeigeführt haben. Aber ich vertraue Ihm, der die Schicksale der Völker lenkt, auch in diesem furchtbaren Augenblick, Er wird auch der Schutz des Königs und unseres Vaterlandes bleiben. — Die Veränderung des Ministeriums[1]) habe ich erwartet, und sie ist fast ganz so eingetreten, wie ich erwartete; mögen die gewählten Männer nur als wahre Freunde des Königs ihm zur Seite stehen.

Hier ist großer Jubel!!! Und man macht eben Anstalten zu einer allgemeinen Illumination, die man leider nicht verbieten kann, wiewohl mir das Herz dabei blutet. — Ich will nur noch morgen die ferneren Nachrichten aus Berlin abwarten und hier die Ruhe zu erhalten suchen; morgen schreibe ich, wann ich zurückkehre; wahrscheinlich schon Donnerstag oder spätestens Freitag mittag, denn ich bin hier wohl ebenso nötig als in Münster, und Gott wacht ja überall über den, der seine Pflicht erfüllt. Sei also nur ganz getrost und ruhig und danke Ihm, daß unsere Kinder in Berlin fern von dem gräßlichen Schauplatz geblieben sind. — General Pfuel soll ganz wohl sein; dagegen ist General v. Prittwitz auf dem Platz geblieben;[2]) so wie viele arme Offiziere, nach denen man vorzugsweise gezielt hat. Ich muß schließen; morgen mehr!

Gott mit uns allen und mit unserem armen Könige! Dein Eduard."

2. An die Familie Hegel. Minden, 20. März 1848.

„Auf meiner heutigen Reise hierher habe ich die entsetzliche Kunde von den Ereignissen in Berlin erhalten, die mich aufs tiefste erschüttert, meine Augen mit Tränen des Schmerzes und des tiefsten Mitleidens mit unserem Könige gefüllt haben! Ich kann noch zu keiner Fassung gelangen und bitte Euch, meine innig geliebten Kinder, uns doch nur posttäglich mit Nachricht von Euch zu versehen, um uns wenigstens die Beruhigung zu gewähren, daß Friederike durch Schaden und Angst nicht gelitten hat.[3]) Wohin kann das alles noch führen! — Denn ich glaube nicht, daß wir schon am Ende des furchtbaren Dramas sind, das sich vor unseren Blicken enthüllt hat. Gott möge über diejenigen richten, welche durch Absicht oder Leichtsinn diese Wendung der Dinge herbeigeführt haben. Ich fürchte, die Schuld trifft nicht bloß die Angreifenden, und das Blutvergießen mag wohl auch in den höheren Regionen seine Quelle

---

[1]) Entlassung des Ministeriums Bodelschwingh und Bildung des neuen Ministeriums durch Graf Arnim, Alfred v. Auerswald und Graf Schwerin.

[2]) Karl Ludwig v. Prittwitz, seit 1843 Kommandeur der gesamten Gardeinfanterie. Am 18. März wurde ihm der Oberbefehl über sämtliche in und um Berlin versammelten Truppen übertragen. — Die Nachricht von seinem Tode bestätigte sich nicht. — Ernst v. Pfuel war Gouverneur von Berlin.

[3]) Sie sah ihrer demnächstigen Entbindung entgegen, vgl. Brief Nr. 8.

Digitized by Google

finden! — ... Auch hier ist es sehr unruhig, und ich bin nicht ohne Sorge für den heutigen Abend, an welchem man eine allgemeine Illumination veranstaltet, also ein Jubel, bei welchem mir das Herz blutet! — Gott mit Euch!"

3. An Hegel. Münster, 29. März 1848.

„So wenig Zeit mir auch zu Privatschreibereien jetzt übrigbleibt: so kann ich es doch unmöglich länger anstehen lassen, Ihnen, mein teurer lieber Immanuel, meinen herzlichen Dank für Ihre Mitteilungen über die Entwicklung der Verhältnisse und des öffentlichen Lebens in Berlin auszudrücken. Sie treffen in Ihren Bemerkungen und Beobachtungen so ganz und gar meine eigenen Überzeugungen, welche ich dem ungeheueren Umschwunge der bisherigen politischen Lehren abgewonnen habe, daß ich mich dieser Übereinstimmung nur innig erfreuen kann. Ich beklage vieles von dem, was unseren Augen vorübergegangen ist, ja ich bin von tiefem Schmerz über die Erniedrigung unseres Königs durchdrungen worden und habe ihm viele Tränen gewidmet; aber ich halte dennoch an dem Glauben und an der Hoffnung fest, daß ein großer und segensvoller Erfolg für die Zukunft unseres Vaterlandes sich an jene schreckensvollen und schaudererregenden Tage knüpfen wird; ob ich sie noch erleben werde? Das möchte ich fast bezweifeln, denn noch ist der chaotische Zustand zu trübe und dunkel, und der Meister, der diese Elemente abklären und in eine schöne Harmonie vereinigen soll, ist noch zu fern, als daß in den nächsten Jahren schon diese Zeit eintreten könnte; aber die Erfolge werden Euch, der jüngeren Generation, aber vielleicht noch nach manchen stürmischen Phasen, doch gewiß noch zur Tat werden. Für jetzt stimme ich nur Ihrem Wunsche völlig bei, daß unserem Könige ein Ratgeber zur Seite stehen möge, der ihn vor den unseligen phantastischen Abschweifungen, die ihn an den Rand des Abgrunds geführt haben, bewahren, ihm dagegen in der festen und konsequenten Durchführung des konstitutionellen Prinzips zur Seite stehen, ihm aber den Mut verschaffen möge, den noch täglich an ihn gelangenden, ebenso unsinnigen als anmaßenden Forderungen exaltierter oder noch schlimmerer Radikalen, nunmehr mit derjenigen Festigkeit und Entschiedenheit entgegenzutreten, zu der ihn seine Proklamationen (wenigstens der verständige Kern derselben) und die Zusammenberufung des Landtags berechtigen. Von dem letzteren erwarte ich doch mit Vertrauen ein verständiges und gemäßigtes Wahlgesetz, und mehr bedürfen wir vorläufig nicht, damit nur eine neue Volksvertretung so bald als möglich ihre Wirksamkeit beginne und in dieses Chaos einen Organismus hineinbringe, der uns vor der Anarchie schützen muß, der wir sonst entgegensehen. In dieser Provinz ist eine eigentlich politische Opposition nicht vorhanden, wohl aber ein noch viel üblerer und verderblicher Kampf, nämlich der, welchen die Besitzlosen mit den Besitzern beginnen; noch habe ich die hervorgetretenen Symptome desselben immer rasch und glücklich bekämpfen können, und wenn die Gemeinden so fortfahren wie sie begonnen haben, sich durch eigene und bewaffnete Schutzwachen gegen diese

Digitized by Google

Angriffe auf Eigentum und Person zu schützen: so wird es auch ferner gelingen; ich kann diesen Zustand nur mit einem Bierrausch vergleichen, der in seinen Ausbrüchen roh, wüst und zerstörend tobt, aber auch der Erschlaffung und Abspannung unterliegt. Leider aber fehlt es auch nicht an gerechten Anlassen zur Unzufriedenheit in dieser Richtung; unsere verdrehte Gemeine Ordnung mit Amtmännern, welche die Gemeinden besolden müssen und welche die Regierung ihnen aufdringt; die retrograden Gesetze, welche die alten Feudalrechte wieder hervorrufen und so manches andere haben die unteren Volksklassen längst erbittert, und dies sind Veranlassungen zur Auflehnung geworden, welchen man die Gewalt der Waffen nicht entgegenstellen, die man nur durch besonnene und wohlwollende Vorstellungen und mit der Vertröstung auf eine neue und bessere Gesetzgebung beseitigen kann. — Lebt wohl, geliebte Kinder, Gott sei mit Euch und uns allen! Tausend Grüße der Mutter und allen Freunden, besonders Skalley[1]) von Eurem Vater."

4. An Hegel. Münster, 24. April 1848.

[Dank für den soeben eingegangenen zweiten Brief Hegels, und Freude darüber, daß hiernach die Besorgnisse wegen dessen Zukunft nach Aufhebung des Handelsamtes durch seine Übernahme in das Handelsministerium beseitigt sind.]

„In Ihrem Anerbieten, auf von mir Euerem Haushalt gewährten Zuschuß Verzicht leisten zu wollen, erkenne ich mit bewegtem Herzen Eueren beiderseitigen kindlichen Sinn; ich hoffe jedoch, von einer solchen Verzichtleistung niemals Gebrauch machen zu dürfen, wenigstens würde diese Beschränkung in meinen Ausgaben gewiß die letzte sein, zu welcher ich mich entschließen könnte ... Auch scheint mir zu der von Ihnen geäußerten Vermutung, daß mein Diensteinkommen gekürzt werden könnte, noch kein Grund vorzuliegen ... Allgemeinen Anordnungen und Maßregeln müssen wir uns natürlich alle unterwerfen; aber zu einer exklusiven gegen mich dürfte doch keine Veranlassung sein, wenigstens würde ich sie dann ruhig und mit dem Bewußtsein meines guten Rechts immer erwarten können. Teilen Sie mir ja mit, was Ihnen in dieser Beziehung zu Ohren kommt."

[Es folgt die Besprechung einer geplanten Reise Frau Flottwells nach Berlin und die Aufforderung, sie auf dem Rückwege zu begleiten und einige Wochen „in unserem friedlichen Hause" zu verbringen, „wo Euch liebende Herzen und offene Arme erwarten".]

„Über unsere politischen Zustände schreibe ich nichts weiter, als daß ich mich Euern Hoffnungen und Wünschen gern und von Herzen anschließe und nur in Beziehung auf Posen ganz davon abweiche, vielmehr in diesen Zuständen einen Keim furchtbarer Spaltungen und zerstörender Kämpfe erblicke.

---

[1]) Geheimer Oberfinanzrat und intimer Freund Flottwells.

Digitized by Google

Die Zukunft wird lehren, ob ich darüber aus langer Erfahrung und aus meiner genauen Kenntnis des polnischen Charakters nicht richtiger geurteilt habe als diejenigen, welche verblendet genug waren, einen Mann wie Willisen zur Lösung einer solchen Aufgabe zu wählen[1]) und ihm den alles in rosenfarbenem Lichte anschauenden Stavenhagen zum Gehilfen zu geben. Gott gebe, daß ich mich irre, ich will dann gern eine Ehrenerklärung geben, zu welcher ich aber heut noch keine Veranlassung sehe.

Hier bringen die Wahlen manche Bewegung hervor, aber ich hoffe doch ein gutes Resultat; die wühlerischen Umtriebe finden hier keinen rechten Boden, und das republikanische System dürfte sein Grab wohl in Heckers und Struves Unternehmungen gefunden haben.[2]) Aber es bliebe noch viel anderes ungelöset, was mich mit Sorgen erfüllt und zu dessen Lösung mir die Persönlichkeit unserer Minister kein Vertrauen einflößt; namentlich ist Auerswald doch so lauwarm, daß ich beinahe wünschen muß, er wäre in diese Stellung nie getreten. Eigentlich ist Camphausen[3]) wohl der einzige, der durch seine Persönlichkeit einiges Vertrauen erweckt, ob er aber auch die erforderliche Tatkraft besitzt?? — Grüßt mir usw."

5. An Auguste Flottwell. Frankfurt a. M., 19. Mai 1849.

„Gestern, nachmittags 3 Uhr, wurde das deutsche Parlament zunächst im Kaisersaal des Römers versammelt, wo der Alterspräsident ermittelt und die vier jüngsten Mitglieder der Versammlung (worunter auch der junge Treskow aus Grocholin)[4]) zu einstweiligen Sekretären bestimmt wurden. Dann zog die ganze Versammlung (etwa 380 an der Zahl, denn noch fehlen viel Mitglieder) in feierlicher Ordnung unter dem Geläute aller Glocken und Kanonensalven durch ein von dem wirklich sehr glänzenden Bürgermilitär gebildetes Spalier und unter dem Zujauchzen und Hurrageschrei einer unzählbaren Menschenmenge zwischen den mit unendlich vielen Fahnen geschmückten Häusern nach der Paulskirche, welche zum Versammlungslokale für das Parlament recht würdig und schön eingerichtet ist. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mich dieser großartige Akt, der Beginn einer ganz neuen Zukunft unseres gesamten deutschen Vaterlandes, Preußen mit eingeschlossen, erschütterte und bewegte;

---

[1]) General Wilh. v. Willisen hatte sich als Offizier in Posen durch seine Haltung und sein Entgegenkommen die Sympathien des polnischen Adels zu erwerben versucht (vgl. Deutsche Revue 1902 in den Briefen Wrangels) und wurde nun vom König entsandt, um an Ort und Stelle die geplante Reorganisation der Provinz durchzuführen. Willisen setzte sich dabei zwischen zwei Stühle, und seine Mission ist kläglich gescheitert. Als Nachfolger wurde Pfuel geschickt.

[2]) Gemeint ist der republikanische Aufstandsversuch in Baden.

[3]) Ludolf Camphausen hatte nach Arnims Rücktritt am 29. März den Vorsitz im Ministerium übernommen.

[4]) Karl Julius v. Treskow, geb. 10. Juni 1818 auf Grocholin (Kr. Schubin), auch Mitglied des Café Milani.

Digitized by Google

meine Augen füllten sich mit Tränen, und mein Herz war von Gefühlen durchdrungen, die sich zwischen Hoffnung und banger Ahndung teilten, unter denen aber doch ein festes Vertrauen auf eine weise höhere Leitung der Geschicke unseres Vaterlandes, den Sieg behielt, so daß ich mit wahrer Erhebung den Sitzungssaal betrat. — Dort wurde nun freilich diese Erhebung bald herabgestimmt, ja, ich darf sagen, vernichtet, teils durch die totale Unfähigkeit des sogenannten Alterspräsidenten (eines Dr. Lang aus Verden, welcher dort schon den Präsidentenstuhl bekleidet hatte und sich nun einbildete, daß er dies auch in seinem 72. Lebensjahre in der großen deutschen Nationalversammlung noch ebensogut imstande sei)[1]) und hauptsächlich durch den zu einem Höllenlärm ausartenden Streit und Zank, der sich ohne alle parlamentarische Ordnung unter den Mitgliedern über bloße Trivialitäten, die nicht des Kampfes wert waren, erhob und wirklich zu einem Grade stieg, der alle Augenblicke die völlige Auflösung der ganzen Versammlung herbeizuführen drohte. Endlich ward dann die Ruhe wiederhergestellt und die Wahl eines provisorischen Präsidenten zum folgenden Tage und zugleich die vorläufige Annahme eines bereits ausgearbeiteten und den Mitgliedern mitgeteilten Geschäftsreglements, mit Vorbehalt einer näheren Prüfung desselben durch eine Kommission, und die Versammlung trennte sich endlich nach vierstündiger Sitzung, ohne daß ich und gewiß eine große Zahl von Mitgliedern ein befriedigendes Gefühl mit sich genommen hätte. — Abends besuchte mich noch der Geheime Regierungsrat Abegg, dessen hiesige Wirksamkeit durch die Auflösung der 50er Versammlung (welche der Eröffnung der Nationalversammlung voranging)[2]) aufgehört hat und der nach Preußen zurückkehrt, da er von keinem Wahlbezirk gewählt worden ist, und teilte mir denn ein Bild der hiesigen, unserem Preußenlande leider sehr abgeneigten Stimmung mit, welche nun teils durch die Zurückberufung des Prinzen von Preußen und teils durch die Einberufung der Nationalversammlung in Berlin[3]) noch gesteigert ist, so daß wir hier gleich im Anfange einige sehr unangenehme Angriffe auf unsere Regierung zu erwarten und zu bekämpfen haben werden. Es ist nämlich davon die Rede und auch bereits ein Antrag in dem Sinne eingebracht worden, daß die Berliner Versammlung sich mit dem eigentlichen Konstitutionswerk gar nicht beschäftigen dürfe, sondern sich nur auf die inneren Bedürfnisse des Landes durch eine den-

[1]) Die Unfähigkeit Langs wird auch von anderer Seite bestätigt, z. B. von dem Breslauer Historiker Stenzel (vgl. G. A. H. Stenzels Leben. Von K. G. W. Stenzel. Gotha 1897, S. 326). Im übrigen vgl. den stenographischen Bericht der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben von Wigard. Leipzig 1848/49. 7 Bde.

[2]) Der vom Vorparlament gewählte 50er Ausschuß hatte seit dem 2. April mit Anerkennung durch den Bundestag und die Regierungen in Frankfurt getagt. Bruno E. Abegg, Geheimer Regierungsrat im Finanzministerium und königlicher Kommissar bei der oberschlesischen Eisenbahn in Breslau, war von dort in das Vorparlament entsandt worden und war Vizepräsident des 50er Ausschusses gewesen.

[3]) Die preußische Nationalversammlung trat am 22. Mai zusammen.

Digitized by Google

selben entsprechende Gesetzgebung und Organisation zu beschränken habe. Ich hoffe, daß dieser Antrag siegreich bekämpft und die Selbständigkeit Preußens in Beziehung auf seine eigene Verfassung gewahrt werden wird; aber der Kampf, der Montag beginnen und in einer Versammlung der preußischen Abgeordneten heute abend vorbereitet werden soll, wird jedenfalls heftig werden. Gott möge ihn zum guten Ziele führen!

Gestern[1]) war die erste ordentliche Versammlung des Parlaments, in welcher Herr v. Gagern[2]) (hessen-darmstädtischer Minister, ein ausgezeichneter, edler und begabter Mann) zum Präsidenten und Herr v. Soiron[3]) aus Mannheim (auch sehr bekannt und voll Talent und wie es scheint auch von gemäßigter Gesinnung) zum Stellvertreter erwählt und demnächst die Teilung der ganzen Versammlung in 15 verschiedene Abteilungen zur Prüfung der Legitimation der Abgeordneten und zur Prüfung der Geschäftsordnung vorgenommen wurde; ein sehr langweiliges Werk!

Dann traten noch diese Abteilungen zusammen, um ihre Präsidenten zu wählen; ich bin in der fünften, deren Präsident Mittermaier[4]) ist. Abends war noch eine Versammlung der preußischen Abgeordneten, welche aber nur vorbereitender Natur war und heute fortgesetzt werden soll; noch habe ich nirgends gesprochen, werde aber wohl heute dazu gelangen. — Gestern frühe war eine auf die Wahl des Präsidenten des Parlaments Bezug habende Vorversammlung, in welcher Dahlmann[5]) und Dr. Pagenstecher[6]) aus Elberfeld vortreffliche Reden zugunsten Gagerns hielten, der dann auch mit 320 Stimmen unter 380 Mitgliedern, also mit ungeheurem Applaus gewählt worden ist.[7])

Von Preußen befindet sich bis jetzt unter unseren Bekannten hier Graf Arnim,[8]) der hier sich Terrain zu verschaffen sucht und es mit Ehren auch gewinnen wird, Präsident Scheller aus Frankfurt[9]) usw., Vincke dagegen noch nicht, was ich gar nicht begreife; er wird hier übrigens nicht sehr populär werden. — Mehrere Abgeordnete aus dem Großherzogtum Posen sind recht

---

[1]) Von hier ab am 20. Mai geschrieben.

[2]) Heinr. Wilh. August Freiherr v. Gagern, 1799—1880, Führer des rechten Zentrums.

[3]) Alexander v. Soiron, Obergerichtsadvokat und Vorsitzender des 50er Ausschusses.

[4]) Karl Mittermaier, Professor an der Heidelberger Universität, Präsident des Vorparlaments, Abgeordneter für Rastatt und Baden, Mitglied des linken Zentrums.

[5]) Professor an der Bonner Universität, gewählt für den 6. holsteinischen Wahlbezirk, Führer des rechten Zentrums.

[6]) Mitglied des rechten Zentrums.

[7]) Genau 305 von 397 Stimmen.

[8]) Adolf Heinr. Graf v. Arnim-Boitzenburg, vom 19. bis 29. März preußischer Ministerpräsident, legte nach 14 Tagen auch sein Frankfurter Mandat für Prenzlau nieder, vgl. Wichmann a. a. O., S. 36/37.

[9]) Oberlandesgerichtspräsident in Frankfurt a. O., Mitglied des rechten Zentrums.

Digitized by Google

brave, gutgesinnte Männer, z. B. Schlotheim,[1]) Saenger,[2]) Graf Goltz[3]) usw., aber zum Anbeißen ist keiner, wiewohl sie alle gern möchten.

Ich habe noch nicht Zeit gehabt, einen anderen Weg in Frankfurt zu machen als von Hause nach dem Sitzungssaal und zum Gasthofe, wo ich und Arnim essen, und dann zu den Abendversammlungen, wo man vor Hitze, Tabakdampf und Biergeruch ohnmächtig werden möchte und von denen man doch nicht ausbleiben darf . . ."[4]) (Fortsetzung folgt)

Die Medizinmänner und ihre besondere Veranlagung

Von

Dr. Karl Schmiz (Bonn)

Bei den meisten primitiven Volksstämmen, die wir gewohnheitsmäßig Naturvölker nennen, finden wir einen Stand, der als Priester, Zauberer, Wahrsager und Arzt fungiert. Die Kaffern nennen solche Leute Igquira, die Sibirier Schamanen, die Eskimos Angakok. Wir selbst pflegen von den Medizinmännern der Indianer zu reden. Auf ärztlichem Gebiete besitzen alle diese Medizinmänner sicher auch erfahrungsmäßig erprobte echte Kenntnisse, sind uns doch noch in der Gegenwart aus ihrem Heilschatze Drogen zugeflossen, so beispielsweise die südafrikanische Ruhrwurzel Uzara. Sie führen bisweilen Heilhandlungen aus, bei denen wir den ärztlichen Instinkt anerkennen müssen, und bei den Indianern wenigstens finden sich Medizinmänner, die ihre Kranken mit Hingebung behandeln und pflegen. In dieser Beziehung ist der Medizinmännerstand ein Bild unseres Ärztestandes. Aber in der Mehrzahl der Fälle geht doch bei den Naturvölkern die Möglichkeit rationeller Hilfe weit über ihre Einsicht hinaus. Da scheint also eine ärztliche Hilfe unmöglich, und vollends in seinen Eigenschaften als Zauberer, Prophet und Wettermacher kann der Medizinmann überhaupt nicht auf wahrhaft wirksame Mittel zurückgreifen. Wir würden an seiner Stelle ganz hilflos sein. Der Medizinmann aber erledigt alle diese Aufgaben mit einer psychischen Technik, die ärztlichen Aufgaben mit einer

---

[1]) Jerome Napoleon v. Schlotheim, Landrat, Abgeordneter für Wollstein, Mitglied des Café Milani. Vgl. für die Posener Abgeordneten: Niebour in Hist. Monatsblätter f. d. Prov. Posen, XII.

[2]) Karl v. Saenger, Rittergutsbesitzer, Abgeordneter für Wirsitz, Mitglied des Kasinos.

[3]) Gustav Graf von der Goltz, Abgeordneter für Czarnikau-Kolmar i. P., Mitglied des Kasinos.

[4]) Diese wichtigen, allmählich zu Fraktionssitzungen sich auswachsenden abendlichen Zusammenkünfte der Abgeordneten schildert anschaulich Stenzel a. a. O., S. 380. Bei den Zusammenkünften der Rechten ging es später sehr förmlich zu, ohne Zigarre und Erfrischungen, vgl. Wichmann a. a. O., S. 130.

Digitized by Google

psychischen Therapie, und er erledigt sie zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber. Die Vorstellungen, auf denen sich diese Technik und Therapie aufbauen, können nun einfach magisch-zauberischer Natur sein, dann glaubt man, daß gewisse geheime Handlungen von bestimmten großartigen, vielleicht übernatürlichen Folgen begleitet werden, in den meisten Fällen aber wird ein dämonischer Zusammenhang angenommen, d. h. der Medizinmann bringt durch die Hilfe übersinnlicher Personen, der Geister, Wirkungen zustande, die sonst dem menschlichen Unvermögen versagt zu sein scheinen. Der Medizinmann ist also das Mitglied des Stammes, das die Aufgabe hat, sich mit der vorausgesetzten Geisterwelt in Verbindung zu setzen. Und da diese Aufgabe eine Technik voraussetzt, eben darum sehen wir bei den Naturvölkern einen und nur diesen Stand mit einer eigenen Erziehung abgegliedert.

Zwei Beispiele mögen nun zeigen, wie der Medizinmann arbeitet; das erste ist aus dem medizinischen Aufgabenkreis entnommen. Die Eingeborenen Australiens glauben,[1]) daß feindliche Mächte überirdischer Natur das Nierenfett des Menschen rauben können. Da sie diesen Körperteil für ein wichtiges Organ, vielleicht für eine Art von Seelensitz halten, so befällt das Opfer eines solchen Verlustes größte Niedergeschlagenheit und der äußerste Grad körperlicher Schwäche, ja solche Menschen scheinen dem Tode nahe zu sein. In dem Falle, von dem uns ein englischer Reisender, Thomas, berichtet hat, wurde ein berühmter Medizinmann zu Hilfe gerufen. Er traf nach Anbruch der Dämmerung ein; der ganze Stamm war in lautloser Stille versammelt. Ein Feuer brannte in lichtloser Glut und ebenso mehrere kleine Feuer nach der Richtung hin, wo der Unfall sich ereignet hatte. Der Medizinmann verschwand im Dunklen, man hörte Baumzweige rauschen und brechen, denn nach der Meinung des Volkes flog er nun zum Himmel empor, um den Räuber zu suchen. Zu Anfang vernahm man noch seine unverstandenen Rufe, die das Volk wiederholte, dann nichts mehr. Dreiviertel Stunden mußten die Versammelten in ängstlicher Spannung ausharren, ehe das Knacken und Rauschen der Zweige die Rückkehr des Medizinmannes anzeigte. Dieser kam schweigend herbeigeeilt, stürzte sich über den Patienten, den er rieb, stieß und schlug, wobei er vorzugsweise die Nierengegend bearbeitete. Hierauf erklärte er die Heilung für glücklich vollbracht, das Volk jubelte laut, der Patient erhob sich und zündete seine Pfeife an; er fühlte sich genesen. Niemand zweifelte an dem Geisterfluge durch die Luft, ja, viele erklärten, sie hätten gesehen, daß der Medizinmann im Augenblick der Rückkehr noch mit schwarzen Federn bedeckt gewesen sei!

Wenn wir — ganz im Vorübergehen — hier die Frage nach der Möglichkeit derartiger Heilungen aufwerfen, so müssen wir diese Möglichkeit im geschilderten Falle unbedingt zugeben; es wurde ja eine eingebildete Krankheit durch die Mittel des Glaubens, durch eine wirkungsvolle Suggestion geheilt. Darüber hinaus kann man sagen, daß viele nervöse und funktionelle Leiden, auch

[1]) Bartels, M., Die Medizin der Naturvölker. Leipzig 1893. S. 204.

Digitized by Google

in unserem Kulturkreise, sicher durch das gleiche Mittel geheilt worden sind. Ja, wenn man ganz ehrlich sein will, so muß man zugeben, daß bisher noch niemand die Grenze der Einwirkung des Psychischen auf das Physische im Organismus sicher ausgemessen hat. Auch die echte, medizinische Behandlung des Medizinmannes wird wohl immer von seinem Publikum als übernatürlich aufgefaßt und wirkt darum nicht nur chemisch oder physikalisch, sondern psychisch.

Das zweite Beispiel für die Arbeit des Medizinmannes ist aus der magischen Technik gewählt und zeigt, wie der Medizinmann sich in den Stand setzt, Prophezeiungen zu geben. Mein Beispiel ist aus dem Leben der sibirischen Tungusen genommen. In einer Fellhütte war ein Kreis von schwarzen Schaffellen um ein düster brennendes Feuer gelegt[1]) und auf ihm bewegte sich langsam und rhythmisch der Medizinmann. Gekleidet war er in seine Amtstracht, einen langen Talar aus Fellen, der mit Amuletten und allerlei Wunderlichkeiten behangen war. Die Haare hingen ihm über ein gedunsenes rotes Gesicht mit glühenden Augen. In der rechten Hand hielt er seine Zaubertrommel, in der linken seine Schußwaffe, den Bogen. Als die Flamme erloschen war, warf sich der Medizinmann zu Boden und brach in Stöhnen und unterdrücktes Schreien aus, das so klang, als ob es von mehreren Stimmen herrührte. Die Anwesenden waren in gespannter Erwartung; das Feuer wurde angeschürt, der Medizinmann sprang auf, stellte seinen Bogen mit einem Ende auf dem Boden fest und stützte seine Stirn auf das obere Ende des Bogens. In dieser Stellung begann er nun, erst langsam, dann immer schneller, um den Bogen herumzulaufen, bis dem Autor des Berichtes vom bloßen Zusehen wirbelig wurde. Dann richtete er sich auf, rührte die Trommel und zuckte in Gliederkrämpfen und magischen Bewegungen. Er war nun in Ekstase, die er durch gierigen Genuß von Tabak und Alkohol noch zu steigern suchte. Es gelang, plötzlich stürzte er zu Boden, mußte aufgehoben und auf seine Füße gestellt werden. Er schien nun steif, mit blutrotem Gesicht und vorgetriebenen Augäpfeln, völlig unbesinnlich zu sein, doch rührte er noch mechanisch seine Zaubertrommel. Dann warf er dieses Instrument von sich, und dies war seinen Landsleuten ein Zeichen, daß es nun erlaubt sei, die Fragen an ihn zu richten. Alle Fragen beantwortete der Medizinmann sofort, ohne Überlegung oder Besinnung, dabei waren die Antworten in einem echten Orakelstil gehalten, der Unklarheiten genug ließ, um den Inhalt nach eigenen Wünschen zu deuten.

Als Ergänzung zu diesen ausführlichen Proben sei kurz angeführt, daß die Medizinmänner anderer Stämme in abgeschlossener Medizinhütte die Besuche von Geistern empfangen; das ganze Volk draußen vernimmt die Stimmen der Geister. Andere Medizinmänner vollbringen, hinter einem Schirme verborgen, hellseherische Leistungen, und wieder andere geben genau Kunde vom Geisterreiche, wissen das Verborgene, sehen und handeln in die Ferne. Ein sehr verbreitetes Ereignis ist es auch, daß die Geister sich des Medizinmannsleibes selbst

[1]) Lehmann, Alfr., Aberglaube und Zauberei. Stuttgart 1908. S. 27.

Digitized by Google

bedienen, daß ein Wechsel der Persönlichkeit, eine Besessenheit des Medizinmannes stattfindet.

Diese Zusammenstellung führt wohl zwingend auf den Gedanken, daß eine Verwandtschaft der Medizinmänner mit den spiritistischen Medien unseres Kulturkreises besteht, und in der Tat sind die Erscheinungen und Leistungen ganz gleich. Man findet hier wie dort die Neigung, in einer erträumten Welt zu leben, die Fähigkeit, in einen fremdartigen geistigen Zustand zu verfallen, der die bewußte Überlegung zurücktreten und dafür die Kräfte des unterbewußten Geisteslebens zur Wirkung kommen läßt; auch körperlich geistige Übereinstimmungen fehlen nicht, sie sind in den Zuständen der Starrheit, der Krämpfe und der Gefühllosigkeit, in den Visionen, den Wahrnehmungs- und Erinnerungsfälschungen bei beiden Gruppen gegeben. Und gemeinsam ist auch die ungeheure Suggestionskraft, mit der Medien und Medizinmänner auf den Kreis ihrer Gläubigen wirken; sie beruht meines Erachtens darauf, daß schon ein gemeinsames Gefühl, der Wunsch, das Wunder zu erleben, Gemeinde und Wundertäter durchzieht. Mit Anlehnung an Nietzsche kann man sagen, der ist Medizinmann oder Medium, der die vom ganzen Kreise geglaubte Geisterwelt in sich zum Leben und Handeln zu bringen vermag. Dieser Gedankengang zeigt auch, daß bewußter Trug erst in zweiter Linie in Frage kommt, er schädigt die Suggestionskraft, weil er das Band gemeinsamer Gefühle durchschneidet.

Mit der Einführung der Mediumität ist eine Gruppe von Erscheinungen gewonnen, die von Ärzten und Psychologen besser durchforscht werden konnte, als die Arbeit der Medizinmänner. Besonders seit man die Hypnose kennt und verwertet, hat sich ein helles Licht über den Charakter der Mediumität ergossen. Diese Studien haben zwei wichtige Ergebnisse gehabt. Einmal, daß eine besondere geistig-körperliche Veranlagung für ein gutes Medium in Frage kommt. Es sind immer Leute von „nervöser", neuropathischer, psycholabiler Art, solche Menschen, die als Patienten zur Hysterie oder Epilepsie (in einem weiteren Sinne) rechnen würden. Zweitens hat sich gezeigt, daß derartige Menschen oft spontan, ja willkürlich in den fremdartigen geistigen Zustand hinübergleiten. Bei der großen Ähnlichkeit zwischen Medien und Medizinmännern läßt sich vermuten, daß auch die Medizinmänner der Naturvölker Psychopathen sein werden, und nun erhebt sich die interessante Frage, haben die Naturvölker Mittel und Wege, um aus dem Kreise der Volksgenossen Neuropathen herauszufinden, um aus ihnen den Nachwuchs ihrer Medizinmänner zu ergänzen.

Es ist ein Hinweis auf die dunkle Erkenntnis von einer besonderen Veranlagung der Medizinmänner, daß dieses Amt in einer Reihe nordamerikanischer und südafrikanischer Stämme in bestimmten Familien erblich ist. Wissen wir doch, daß die neuropathischen Veranlagungen fast immer familiär auftreten. Das gleiche Gefühl bringt wohl die sibirischen und kafferischen Stämme dazu, gelegentlich auch den Töchtern aus Medizinmannsfamilien die Standeswürde zuzugestehen. Diese Ausnahme wiegt schwer bei der sozial gedrückten Stellung der Frau bei den meisten Naturvölkern, sie stimmt aber gut zu der Tatsache,

Digitized by Google

daß auch in unserem Kulturkreise die berühmtesten Medien Frauen gewesen sind. Häufig leitet ein fremder Medizinmann Lehre und Ausbildung des Kandidaten, denn die allzugroße familiäre Nähe ist dem ehrfurchtsvollen Schauder vor dem Amte ungünstig, der für den besten Medizinmann notwendig und charakteristisch ist. Vielleicht darf ich hier den Gegensatz aufweisen, daß die frühen und die primitiven Ärzte- und Chirurgenfamilien, die Erfahrungen und nicht Ekstasen zu geben haben, selbst die Söhne in die väterliche Kunst einführen. Entsprechend dem fremdartigen Charakter des Seelenzustandes bei der Arbeit der Medizinmänner haben in den Augen der Naturvölker diejenigen Menschen einen Vorsprung, die fremdartige Geisteszustände aufweisen. Ein Bericht von den Tungusen erzählt uns, daß eine ihrer Medizinfrauen früher als Geisteskranke in ihrem Stamme gegolten habe, und auf der Insel Nias bei Sumatra empfiehlt man sich durch Simulation von Geisteskrankheit zum Amt. Der Grund der Wertschätzung liegt in der leichten Erreichung des besonderen geistigen Zustandes der Entrücktheit, den auch diese Kranken zeigen, dann aber auch in einer primitiven Theorie der Geisteskrankheit, die in den Irren Besessene sieht, also Menschen, die bereits mit dem Geisterreiche in inniger Beziehung stehen.

Wenn also die Geisteskranken zum Amte berufen erscheinen, so haben einige Stämme Verfahren gefunden, um aus einer Reihe von Kandidaten die geeigneten auszuwählen, die schlecht veranlagten auszuscheiden. Es ist dies Verfahren durchaus den psychologischen Eignungsprüfungen gleichzusetzen, wie sie jetzt gerne für Motorfahrer, Maschinenbauer usw. in der Industrie angewandt werden, nur daß es sich in unserem Falle, entsprechend einem psychischen Berufe, auch um eine psychische Eignungsprobe handelt. Bei mehreren amerikanischen Indianerstämmen werden Knaben von acht bis zehn Jahren zur Probe ausgewählt, und zwar wird ihnen aufgetragen, in einer einsamen Hütte oder allein im Freien zu schlafen. Hierbei muß man bedenken, daß die Primitiven, ganz gegen unsere Vorstellungen von Naturmenschen, eine ausgesprochene Scheu vor Einsamkeit und Urwald haben, weil sie sich überall von übersinnlichen Gefahren umgeben glauben. Die geforderte Probe ist daher eine ganz gehörige Aufgabe für Mut und Selbstüberwindung. In dieser Nacht hat nun der junge Kandidat den Besuch eines großen hilfreichen Geistes zu erwarten, der als Bär, Adler oder Büffel erscheint und ihm wichtige Belehrungen gibt. Am Morgen berichtet der Junge dem Medizinmann, was er erlebt hat, und dieser beginnt den Unterricht damit, daß er das Kind lehrt, den hilfreichen Geist herbeizurufen, damit er ihm bei seinen Unternehmungen Beistand leiste. Das heißt also doch, daß der Lehrmeister den Lehrling unterweist, den halluzinatorisch-visionären Zustand, den Erwartung und Angst zuerst ausgelöst haben, willkürlich hervorzubringen. Unsere Psychologen haben ebenfalls gefunden, daß der uns wohlbekannte verwandte Zustand der Hypnose durch Übung immer leichter und sicherer eintritt. Erhält aber einer der Knaben keine Erscheinung, so wird der Versuch nach scharfem Fasten wiederholt. Aus der medizinischen Erfahrung kennt man die Hungerdelirien, und auch die religiös-ekstatische Literatur unseres

Digitized by Google

Kulturkreises sieht im Fasten das beste Mittel zur Erlangung erhöhter Seelenzustände. Unser Bericht sagt nicht, was geschieht, wenn Gemütsruhe und Nerven des kleinen Kandidaten auch dem zweiten Versuche trotzen; vermutlich wird er als untauglich mit Schande ausgeschieden. Auf Sumatra erprobt man die Eignung eines Menschen für übernatürliche Leistungen so, daß man ihn in einem Hängekorbe an der Zimmerdecke aufhängt, gerade wie Aristophanes in den „Wolken" es spottweise dem großen Sokrates andichtet. In diesem Korbe bleibt das Opfer seines Ehrgeizes tagelang bei knapper Ernährung und eintönigem, einschläferndem Gesang, und zu diesen Unannehmlichkeiten kommt noch eine gezwungene, starre Muskelruhe, denn wenn der Korb zu schwanken beginnt, so glauben die Volksgenossen, nun sei der erwartete Geist gekommen und habe dem Prüfling die Gabe der Unverwundbarkeit gebracht. Sie stechen daher im Bewährungseifer mit Stöcken und Schwertern in den Korb und seinen lebendigen Inhalt. Es ist daher begreiflich, daß der Korb sich erst dann bewegt, wenn ein hypnotischer Zustand dem Novizen die Kontrolle seiner Muskelaktion nimmt und ihm dafür die Schmerzunempfindlichkeit beschert, so daß auch dieser Hängekorb eine brauchbare Auslese der Beanlagten darstellt.

Die jungen Leute, deren gute Veranlagung durch irgendeine Probe feststeht, haben danach noch eine oft langjährige, entsagungsreiche und teure Lehrzeit bei einem Meister durchzumachen. Dieser lehrt sie zunächst die Hilfsfächer des Berufs; er zeigt ihnen etwa die heilsamen und narkotischen Pflanzen und teilt ihnen die magischen Vorsichtsmaßregeln mit, die man bei ihrem Sammeln anwenden muß. Das meiste aber lernen sie aus der Praxis, denn sie begleiten und unterstützen ihren Meister bei seinen Amtshandlungen, bei denen sie zunächst die Musikbegleitung mit Gesang, Rassel oder Trommel übernehmen. So prägt sich ihnen der allgemeine Gang der Handlung fest ein, später lernen sie auch die Gebärden, die Krämpfe und Tänze des Meisters, oft durch langsame, geduldige Nachahmung. Aber auch an den Umgang mit den Geistern werden die Kandidaten allmählich gewöhnt. In Nias wird der Lehrling in Wäldern, auf Bergen, an der Seeküste immer mit den Lokalgeistern vertraut gemacht, die er sich allmählich gewinnen muß; bei den Zulus erlangt er erst nach und nach die Herrschaft über einen Fetisch, deren sein Meister sich wohl zehn untertan macht, und bei den hinterindischen Völkerschaften schenkt der Lehrmeister seinem Schüler im Laufe der Ausbildung Geisterscharen, die so zahlreich sind, daß sie militärisch in Regimenter gegliedert gedacht und durch Papierpuppen dargestellt werden. Bei den Nordamerikanern bestand unter den Medizinmännern eine Gesellschaft, deren Mitglieder logenartig in Grade geteilt waren; nach den Hochgraden strebten manche Mitglieder unter geistigen Übungen ihr ganzes Leben. Die Lehre eines Medizinmannes kostet oft beträchtliche Summen, auch der Eintritt in die genannte Gesellschaft und in ihre Hochgrade soll oft mit fast unerschwinglichen Geldopfern erkauft worden sein. Wenn die Lehre zu Ende ist, so wird der Novize Meister; es hängt von der Stufe der Gesittung der einzelnen Stämme ab, in welcher Form dies geschieht. Meist wird es wohl nur die Erlaubnis und

Digitized by Google

der Segen des Lehrmeisters sein, der den jungen Mann zu selbständigem Handeln ermutigt, bald ist es eine Kollegiatshandlung, die ihn feierlich approbiert, und in jenen Stämmen, wo der Medizinmann neben dem Häuptlinge zu einer wichtigen, öffentlichen und politischen Person geworden ist — und welche Kräfte demagogischer Art liegen nicht in einem solchen Amte verborgen! —, dort wird oft die Freisprechung eines Medizinmannslehrlings zu einer feierlichen Staatshandlung, mit einer Art von Examen, mit dem Befähigungsnachweise des Kandidaten durch die erfolgreiche Kur an einem Kranken.

In seltenen Ausnahmefällen finden wir bei den Zulus und, wie es heißt, auch bei den Tunguſen Medizinmänner, deren Begabung und Berufung so groß ist, daß sie ohne Anleitung den Weg zu den magischen Kräften ihrer Seele gefunden haben. Die jüngste Neuzeit hat uns mit einem autobiographischen Berichte eines Eskimomedizinmannes beschenkt, der ebenfalls als Autodidakt seinen Weg gefunden hat. Dieser höchst wertvolle Bericht, den uns der nordische Forscher Knud Rasmussen[1]) übermittelt hat, gibt nicht nur von dem äußeren Werdegang und von der magischen Technik Kunde, sondern er läßt uns auch einen Einblick tun in die inneren Erlebnisse eines sich gut beobachtenden Medizinmannes. Vorausbemerkt sei, daß die Eskimos überhaupt als nervöses und psycholabiles Volk gelten. Sie sind häufigen Halluzinationen ausgesetzt, spricht man doch vom Kajakfimmel als einer ihrer bekannten Eigentümlichkeiten, und in den langen Nachtzeiten erzählen sie sich hauptsächlich Geister- und Zaubergeschichten. Man führt diese Veranlagung des Volkes auf die ungeheuren Entbehrungen und Strapazen zurück, die diese im rauhesten Teile der Erde lebenden Menschen beständig im Kampfe ums Dasein aufwenden müssen. Andererseits mag diese Veranlagung und diese Geistesrichtung, die die Schrecken der Natur nicht nur ahnt, sondern in einem ganzen Geisterreiche personifiziert, und die sich beständig mit den Mitteln magischer Technik beschäftigt, es erklären, daß ein Mensch überhaupt ohne spezielle Belehrung zum Meister magischer Kunst heranreifen kann.

„Schneehühnchen" war ein Waisenknabe. Sein Vater, ein Walfischfänger, war auf der Jagd umgekommen, und so war der Knabe plötzlich ganz arm geworden. Sein Schicksal bedrückte ihn, so daß er immer weinte und die Gesellschaft fröhlicher Kinder vermied; so wurde er ganz einsam. Eines Tages kam ein alter Medizinmann zu ihm, verwies ihm seine ständige Trauer und machte ihm den Vorschlag, er solle auch Medizinmann werden. Der Knabe schauderte vor dem unheimlichen Beruf zurück, aber sein Ratgeber versicherte ihm, es sei nichts zum Fürchten an der Sache, und dann wies er dem Knaben den ersten Schritt auf seinem Weg. Er solle sich einen genau beschriebenen Stein am Meeresufer suchen, mit ihm ins Gebirge gehen (das heißt in Grönland, woher der Bericht stammt, in die völlige Einsamkeit), sich an einem Bergsee niederlassen und den gefundenen Stein mit der Hand kreisförmig streichen, immer in der Richtung, die die Sonne am Horizonte an-

[1]) „Frankfurter Zeitung" vom 20. Februar 1920, Morgenblatt.

Digitized by Google

gebe. In dieser Beschäftigung solle er nicht nachlassen, auf Hunger und Durst dürfe er nicht achten, sondern solle geduldig erwarten, was sich ereignen werde. Der erforderliche Stein aber sollte flach und an der einen Seite weiß, an der anderen schwarz sein. Wenn man über einen derartigen Stein kreisförmig und gleichmäßig mit dem Finger hinfährt, so verdeckt man bald die weiße, bald die schwarze Seite, und so entsteht bei intensiver Aufmerksamkeit ein einförmiger Sinnesreiz, etwa wie das Ticken der Taschenuhr oder wie beim Anstarren eines Glasknopfes, das bei den Hypnosekünstlern beliebt ist, wenn auch die Ärzte heute meist andere Methoden zur Erreichung der Hypnose vorziehen. „Schneehühnchen" folgte dem Rate des alten Medizinmannes, aber einen ganzen Tag lang strich er vergebens über seinen Stein; erst am folgenden Tage, nach einer durch Aufregung und Enttäuschung schlaflos verbrachten Nacht, hatte er Erfolg. Hier muß man erinnern, daß Übermüdung und Überwachtsein ebenfalls zu Halluzinationen disponieren. Da sah er den See aufkochen und aus dem Wasser hob sich ein riesiger Geist in Bärengestalt empor. Der Knabe wollte fliehen, aber er konnte kein Glied rühren, die kataleptische Starre war über ihn gekommen. Nun kam der Bär auf ihn zu, zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich, der Junge spürte seinen heißen Atem und dann einen Biß in den Nacken; darüber verlor er das Bewußtsein. Zweimal noch hat er dieses Erlebnis wiederholt und dadurch, daß er lebendig vom Geiste verschlungen und so mit dem Geiste vereinigt wurde, wurden seine Augen aufgetan für Dinge, die anderen nicht sichtbar sind, und sein Gemüt wurde angetrieben, sich die Herrschaft über alle Geisterreiche zu gewinnen und so ein großer Medizinmann zu werden. In zehnjähriger mühsamer und geheimer Arbeit entwickelt er nun seine okkulten Anlagen. Er geht so vor, daß er überall, am Meere, im Gebirge und auf dem Eise die Geister der Natur zur Erscheinung ruft, bis er sie körperlich sieht. Dann gewinnt er ihren Beistand dadurch, daß er sie mit der Hand berührt, in ihren Schatten tritt oder ihren Ruf und Laut wiederholt, also doch wohl so, daß er jede Scheu vor ihnen überwindet und sich ihnen vertraut macht, soweit es ihm möglich ist. Bald braucht er sie nicht mehr zu rufen; auf allen seinen Wegen stellen sich ihm furchtbare und grauenhafte, aber ihm immer wohlgesinnte Geister in Zwergen-, Riesen-, Tier- und symbolischen Fabelgestalten entgegen. Er gewinnt alle traditionellen Hilfsgeister des Medizinmannes, Hilfsgeister begleiten ihn, sie schwimmen unter der Erde durch die Felsen, wie die Fische durchs Wasser schwimmen. Auch Tote gewinnt er sich zur Hilfe, denn wenn er an die Gräber der Verstorbenen tritt, so kehrt das Leben in die Gebeine zurück, die Toten schleudern Erde und Steine von sich, geben ihm Antwort und folgen seinem Befehl. Endlich besucht er die Meergötter in ihren submarinen Palästen, die Wettergottheit im Mond, er kundschaftet das Seelenreich im Jenseits aus, wo die Verstorbenen das irdische Leben in Seligkeit fortsetzen.

In diesem Berichte kann man die Entwicklung der seelischen Zustände eines werdenden Medizinmannes gut verfolgen. Mit Depression und Einsam-

Digitized by Google

keit hebt es an; die halluzinatorische Gabe hat er aus seinem Volkstum, er hatte sie auch schon vor der Autohypnose bewährt. Die Übungen mit dem schwarzweißen Stein versetzen ihn in einen ekstatischen Zustand, verhelfen ihm zu einer großartigen Halluzination, die in Katalepsie und Ohnmacht ausläuft. Durch fortgesetzte Übungen treten die Halluzinationen immer leichter und häufiger ein, und die Bewußtlosigkeit geht in einen Dämmerzustand über, in dem er Handlungen und Ortsbewegungen vornimmt, von denen er nichts weiß und die er der Wirkung der Geister zuschreibt. So hat ihn einmal, als er auf hoher Klippe saß, ein Geist an den Meeresstrand hinuntergetragen, wo er sich dann zu seiner Verwunderung vorfand. Endlich treten noch Lichtausstrahlungen und Gehörswahrnehmungen begleitend zu seinem Erleben und Handeln hinzu, ein Beweis, daß nun auch die Sinnesfelder der Großhirnrinde an dem Reizzustand Anteil nehmen. Dieser Geisteszustand wird nun konstitutionell, es ist eine wahnhafte Weltanschauung wie bei der echten Verrücktheit, die aber sein praktisches tägliches Leben nicht beeinflußt. Er lebt halb auf der Erde seiner Volksgenossen, halb in seiner selbstgeschaffenen höheren Welt, der Geisterwelt.

Interessant ist es auch, wie unser Medizinmann sich seinem Volke offenbarte. „Schneehühnchen" war in der Stille schon zum fertigen Medizinmanne gereift, da erwachte er eines Morgens mit furchtbaren Kopfschmerzen und lebhafter Unlust. Ihm war zumute, als ob sein Gehirn schwelle, als ob es den Schädel sprenge und als ob alle seine Kenntnisse und inneren Erschütterungen nach außen drängten; es mußte eine befreiende Tat geschehen, sollte nicht der Wahnsinn bei ihm ausbrechen. Da trat er vor seinen Stamm, und in der Art des Medizinmannes rief er sie zum Geisterfeste. Sie glaubten ihm, sie folgten ihm und rüsteten alles nach altem Brauche zum Geisterfeste. Der Medizinmann wird bis zur Hilflosigkeit gefesselt, er wird in die Geisterhütte gelegt, eine Zaubertrommel ihm zur Seite, dann werden die Lampen gelöscht. Und dann fing es an! Erst nur Seufzen und Stöhnen, dann begann die Trommel von selber zu klingen, und bald tönte sie, als ob tausend Geister auf sie losschlügen, dann wurde die Trommel von unsichtbaren Händen so gehalten, daß sie des Medizinmannes Ferse berührte, und da stieg es wie Dämmerung vor seinen Augen auf; als sie seine Hüfte berührte, verschwand das Dunkel, seine Augen durchdrangen den Raum, und als die Trommel auf seiner Schulter stehen blieb, da erschien die Sonne vor seinen Augen, beleuchtete alle Länder der Welt, die alle vor seinen Blicken lagen. Der Medizinmann war allwissend geworden in seiner ersten Amtshandlung! Alle Stammesgenossen schöpften aus dieser Bewährung die frohe Gewißheit, daß ein neuer großer Magier unter ihnen aufgestanden sei.

Digitized by Google

Wissenschaft und Leben[1])

Von

Prof. Dr. Otto Wiener (Leipzig)

Es ging ein freudiges Aufmerken durch unsere Reihen, als wir hörten, daß eine Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität sich zu bilden im Begriff stehe, eine Vereinigung, die hauptsächlich aus Männern zusammengesetzt sei aus Kreisen der Technik, des Verkehrs und der Industrie, kurz, aus dem Leben, und die es sich zur Aufgabe gestellt hat, dem Stillstand Einhalt zu gebieten, zu dem unsere wissenschaftliche Tätigkeit durch die neuere Entwicklung der Dinge verurteilt zu sein schien. Haben wir diese Fürsorge, diese Gesinnung verdient? Sind wir nicht Männer der reinen Wissenschaft? Unpraktische Leute, die für das Leben nicht taugen? Hat man nicht immer und immer wieder gehört, daß die Theorie zwar das und jenes behaupte, die Praxis aber etwas ganz anderes ergebe? Freilich konnte man auch gelegentlich vernehmen, daß die Wissenschaft besonders während des Krieges nicht unnütz gewesen sei, aber inwiefern sie nütze, inwiefern sie etwas leisten könne, was die Praxis aus sich heraus nicht ebensogut schaffen könne, das blieb doch meistens unklar.

Als mir daher die hohe Ehre zuteil wurde, aufgefordert zu werden, hier vor Ihnen zu sprechen, faßte ich den Plan, über Wissenschaft und Leben zu reden, über Theorie und Praxis. Zu meiner großen Freude hat nun vor kurzem während der Universitätswoche mein Kollege Litt über denselben Gegenstand vorgetragen, und zwar, wie es ihm als Philosophen geziemt, von allgemeinsten Gesichtspunkten aus. Mir, als Vertreter der Physik und Naturwissenschaften, gestatten Sie, mehr induktiv zu verfahren und zu versuchen, an einzelnen Beispielen deutlich zu machen, wie sich die Wechselwirkungen gestalten, wobei ich selbstverständlich die Beispiele hauptsächlich aus den mir naheliegenden Wissenschaften entnehmen werde.

Eines der merkwürdigsten und lehrreichsten Beispiele für die Beziehungen zwischen Lehre und Anwendung, Theorie und Praxis liefert die Entwicklung des Mikroskops. Solange man von dem Mikroskop keine allzustarken Vergrößerungen erwartete, war es den Mechanikern und Optikern nicht schwer, Befriedigendes zu leisten. Als aber Medizin und Biologie Mikroskope von immer stärkeren Vergrößerungen verlangten, da traten erhebliche Schwierigkeiten auf. Das erste, was von einer scharfen Abbildung gefordert werden muß, ist, daß Strahlen, die von einem Punkt ausgehen, wieder in einem einzigen Bildpunkte vereinigt werden. Wenn das nicht der Fall ist, spricht man von räumlicher Abweichung oder sphärischer Aberration. Auch mußte verlangt

[1]) Vortrag, gehalten in der Festsitzung der Vereinigung von Förderern und Freunden an der Universität Leipzig am 9. Juli 1921 in der Aula der Universität.

Digitized by Google

werden, daß die verschiedenen Farben in demselben Punkt vereinigt würden, weil sonst farbige Ränder entstehen. Man spricht dann von farbiger Abweichung oder chromatischer Aberration. Daneben war es erforderlich, daß nicht bloß der in der Achse des Mikroskops gelegene Punkt, sondern auch die daneben gelegenen Punkte, kurz, ein ganzes Flächenteilchen richtig abgebildet würde. Und endlich mußte verlangt werden, daß das Bild dem Gegenstand ähnlich sei. Allen diesen Forderungen zu gleicher Zeit gerecht zu werden war außerordentlich schwierig; denn die einfachen Linsengesetze gelten nur für Strahlen, die wenig von der Achse abweichen. Man half sich durch zusammengesetzte Linsen, bei denen die zweite Linse die Fehler der ersten aufheben sollte, und kam so schließlich zu ganzen Linsensystemen. Allgemeine Regeln aber, die Fehler zu vermeiden, gab es nicht. Das Verfahren, das man einschlug, bestand darin, daß man durch geeignetes Abschleifen der Linsen probeweise die Fehler verbesserte. War irgend zufällig eine gute Zusammenstellung von Linsen gefunden, so hielten sich die Nachfolger an diese Zusammenstellung. Sollte die Vergrößerung mit Nutzen gesteigert werden, so verstärkte man die Krümmungen im selben Verhältnis und verbesserte dann die wieder auftretenden Fehler von neuem durch weitere Versuche: ein außerordentlich mühevolles Verfahren. Aber es war damals die fast einstimmige Ansicht von Optikern und Naturforschern, „Mikroskope könnte man nicht theoretisch berechnen, und wenn man es könnte, wäre es nutzlos, weil man sie nach der Berechnung nicht herstellen könnte.“ [1])

Da kam die Kunde aus Jena, daß die Werkstätte Carl Zeiß doch den rechnerischen Weg beschritten hätte, und die anderen Werkstätten, die ihren Ruf erhalten wollten, erklärten, ihre Gläser wären durchaus nicht nach dem „gewagten“ Jenaer Verfahren hergestellt. Und erst als die Jenaer Instrumente sich anschickten, die Welt zu erobern, da wurde von der anderen Seite betont, daß auch dort die Mikroskope nach denselben Formeln berechnet seien, wie die von Zeiß.

Es wäre aber weit gefehlt, anzunehmen, daß dieser Übergang des planlosen Versuchens zu der vorausschauenden Rechnung eine einfache Sache gewesen wäre. Es war ein dornenvoller Weg, den der Jenaer Optiker Carl Zeiß, der Besitzer einer kleinen optischen und mechanischen Werkstätte, beschritt, als er, entmutigt durch die Umständlichkeit des versuchsweisen Verfahrens, daran ging, sich mit der Theorie zu beschäftigen. Bei der Art seiner Vorbildung und seinem Alter kam er bald zur Überzeugung, daß das seine eigenen Kräfte weit überstieg. Er wandte sich zunächst an einen Mathematiker in Jena, der aber zu keinem Erfolg kam. Zeiß ließ sich dennoch nicht entmutigen und suchte weiter. Er wandte sich jetzt an einen jungen Privatdozenten der Physik, der schon seit langem in seiner Werkstätte verkehrte, Ernst Abbe, und fragte ihn, ob er geneigt sei, die Arbeit zu übernehmen.

Abbe ging darauf ein und untersuchte zunächst in mühevoller Weise die verschiedenen Fehler der Mikroskope, die er auch rechnerisch entwickelte. Dabei

[1]) Vgl. „Ernst Abbe“ von F. Auerbach. Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft. 1918.

Digitized by Google

gelangte er zu einer ganz neuen Beziehung für die Bedingung, daß nicht nur in der Achse, sondern auch neben der Achse liegende Punkte scharf abgebildet würden, und er prüfte an den besten damals vorliegenden Instrumenten, ob seine Bedingung erfüllt sei, und siehe da, sie zeigte sich um so genauer erfüllt, je besser das Mikroskop war.

Man erkennt an diesem Beispiel, wie eine rein versuchsweise vorgehende Technik unbewußt zu Ergebnissen gelangen kann, die die bewußte Theorie hinterher als richtig erkennt, genau wie auch die unbewußt schaffende, der Auswahl im Kampf ums Dasein unterliegende Natur in hohem Grade Gebilde schaffen kann, als ob sie mit bewußter Absicht Zweckmäßiges erzeugen wollte. Aber es stellte sich heraus, daß jene Bedingung im allgemeinen einer anderen Bedingung widersprach, die ebensosehr wie die Schärfe der Abbildung Erfordernis ist, nämlich die Ähnlichkeit der Abbildung. Und nur für schwach geöffnete Strahlenbüschel waren die Bedingungen miteinander übereinstimmend. Die damaligen Mikroskope benutzten aber ziemlich weit geöffnete Objektive, d. h. nicht abgeblendete verhältnismäßig große Linsen bei geringem Abstand des Gegenstandes. Abbe ging also daran, ein Mikroskop von geringer Öffnung herstellen zu lassen, dessen Linsensystem nach seiner Theorie berechnet war. Die damit erzeugten Bilder waren zwar recht scharf, aber sie waren leer, sie zeigten nicht so viele Einzelheiten, wie die alter Mikroskope. Man kann sagen, ihr Auflösungsvermögen war nicht so groß als das jener, wobei man unter Auflösungsvermögen die Fähigkeit des Mikroskopes verstehen muß, feine Einzelheiten erkennen zu lassen, also etwa zwei dicht nebeneinander liegende Striche auch getrennt abzubilden. Dieses Auflösungsvermögen ist etwas ganz anderes als die Vergrößerung. Wenn man ein Bild, in dem das ganze Gesicht nur durch einen Tupfen dargestellt ist, noch so stark vergrößert, so wird man keine Nase darin entdecken können. Ist also das Auflösungsvermögen gering, so hilft auch keine noch so starke Vergrößerung, und in diesem Auflösungsvermögen stand also das neue Mikroskop dem alten erheblich nach. Es war ein vollständiger Fehlschlag. Nach zweijähriger mühevoller rechnerischen und ausführenden Arbeit in der Werkstätte stellte sich ein vollständiger Mißerfolg ein.

Hier trat nun eine neue Eigenschaft von Abbe zutage. Er war nicht bloß Gelehrter, er war auch ein Mann, d. h. eine Persönlichkeit, die sich von einem vorgesetzten Ziel, das man für erreichbar hält, nicht abschrecken läßt und mit Mut und großer Zähigkeit neue Wege aufsucht. Und Zeiß stand ihm in diesen Eigenschaften nicht nach; er vertraute seinem Mitarbeiter. Es handelte sich für Abbe darum, festzustellen, worin diese rätselhafte Wirkung der Strahlen bestand, die durch den Rand des Mikroskops hindurchgingen. Um Brechung an den Teilchen des betrachteten Gegenstandes konnte es sich nicht handeln, das zeigte der Versuch. Abbe griff zu einem denkbar einfachen Fall. Er benutzte ein aus feinen Strichen bestehendes Gitter. Er entfernte das Okular, um zu sehen, was im Mikroskop vor sich ging, und siehe da, er entdeckte farbige Beugungsbilder, die dem Physiker nicht unbekannt waren und die jedermann

Digitized by Google

um den Mond herum erkennen kann in Form eines Hofes, wenn er sich in einem duftigen Schleier befindet. Diese Beugungserscheinung spielte eine grundsätzliche Rolle bei der Abbildung. Entfernte man die Beugungsbilder, so verschwand jede Einzelheit im Bild. Man erblickte dann eine gleichförmig graue Fläche. Diese Beugungsbilder waren also für die Abbildung durchaus nötig, und das war der Grund, weshalb man weit geöffneten Strahlenbüscheln den Zugang in das Mikroskop gestatten mußte. Der dem früheren entgegengesetzte Weg mußte also eingeschlagen werden. Das Mikroskop mußte eine möglichst große Öffnung erhalten, die teils durch die Größe der Objektivlinse, teils durch das Zusammenbrechen mit Hilfe von Flüssigkeitstropfen, die sogenannte Immersion, erzielt wurde. Und jetzt kehrte sich das Verhältnis von Theorie und Praxis um. Die nach den neuen Grundsätzen gebauten Mikroskope übertrafen die alten an Schärfe und Auflösungsvermögen bei weitem. Abbe erkannte, daß weitere Vervollkommnung möglich sein mußte, wenn es gelänge, andere Glassorten herzustellen. Er verband sich mit dem Chemiker und Glastechniker Otto Schott, um nun in planmäßiger Weise Schmelzen durchzuversuchen und ihre optischen Eigenschaften festzustellen, und die Forderung erfüllen zu können, womöglich jede gewünschte optische Eigenschaft durch irgendeine geeignete Schmelze zu erzielen. Und nun entstanden bald Mikroskope, die das Vollkommenste darstellten, was je geleistet wurde, so daß bald die Grenze des überhaupt zu Erreichenden wirklich erreicht wurde, und die Theorie lehrte, welches die überhaupt erreichbare Grenze sei.

Und was lernen wir aus diesem Beispiel? Die Theorie konnte nicht zum Ziele führen, solange nicht die sämtlichen Einflüsse bekannt waren, die auf die Eigenschaften des zu bauenden Gegenstandes oder Apparates Einfluß nehmen. Sobald aber diese Einflüsse bekannt sind, ist die Theorie in der Tat überlegen. Sie erzielt Wirkungen, die bisher noch gar nicht erzielt werden konnten und die von der reinen, auf dem Versuchsweg vorangehenden Praxis, wenn überhaupt, so doch erst nach außerordentlich langwierigen und überaus kostspieligen Versuchen hätten erzielt werden können. Die Aufnahme einer richtigen Theorie in die Technik bedeutet demnach eine Abkürzung des Weges und Ersparnis an Zeit und Mitteln.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß die ursprünglich kleine Werkstätte Carl Zeiß heute zu einer großen Fabrik geworden ist, die über einen ganzen Stab von wissenschaftlichen Mitarbeitern verfügt, deren Leistungen Weltruf besitzen und die im Kriege eine reiche Fülle von wichtigen Apparaten für das Heer zur Verfügung gestellt hat.

Wir haben jetzt einen Fall betrachtet, wo die Praxis zur Theorie kam, oder wenn Sie wollen, das Leben zur Wissenschaft, und die Wissenschaft hat dem Leben geholfen. Es ist dies nur ein Fall von vielen gleichartigen. Aber auch das Umgekehrte ist häufig vorgekommen, daß nämlich die Wissenschaft ihre eigenen Wege ging und dann auf einmal in das Leben überströmte und ungeahnte Dinge, man möchte sagen, kaum für möglich gehaltene Märchen zur Wirklichkeit machte.

Digitized by Google

Fast die ganze Elektrizitätslehre gehört zu dieser Gruppe von Einwirkungen. Sie ist im wesentlichen in den Laboratorien vereinzelter oder im Dienste von Hochschulen stehender Forscher erwachsen. Der allermerkwürdigste Fall dieser Art ist aber die Erfindung der drahtlosen Telegraphie. Sie wäre unmöglich gewesen ohne die Hertzsche Entdeckung der elektrischen Wellen, und diese wieder hat ihre lange Vorgeschichte. Sie geht zurück auf eine rein theoretische, man möchte fast sagen, philosophische Frage. Seit Newton wußte man, daß die Himmelskörper einander anziehen mit Kräften, die umgekehrt verhältig sind den Quadraten ihrer Entfernung. Sie wurden lange Zeit gedacht als reine Wirkungen in die Entfernung, und nach dem Vorbild dieser Urkraft dachte man sich auch die elektrischen Kräfte, von denen Coulomb das gleiche Entfernungsgesetz wie das Newtonsche nachwies. Der englische Forscher Faraday, der nicht von der Schulphysik herkam, und in außerordentlicher Unbefangenheit den Naturkräften gegenübertrat, konnte sich nicht vorstellen, wie irgendeine Wirkung in die Entfernung stattfinden könne. Welch geheimnisvolle Fähigkeit besitzt die Erde, daß sie zu wissen scheint, wo die Sonne steht, um sich immer genau nach ihr hin zu bewegen. Und die gleiche Frage mußte aufgeworfen werden für elektrisch geladene Körper. Faraday konnte sich den Sachverhalt nicht anders vorstellen, als daß er annahm, in der Umgebung der geladenen Körper müsse irgend etwas verändert sein, was bestimmend für die Bewegung sei. Ist diese Umgebung nun wirklich maßgebend, dann muß durch ihre Änderung eine Änderung der elektrischen Kraft zu erwarten sein. Die Versuche, die Faraday daraufhin anstellte, führten in der Tat zu diesem Ergebnis, zu dem Einfluß des zwischen den elektrischen Körpern liegenden Mittels, des von ihm so genannten Dielektrikums.

Unsichtbare Fäden mußten also bestehen zwischen den sich anziehenden Körpern. Diese nannte Faraday Kraftlinien, und an Hand dieser Vorstellungen hat er seine großartigste Entdeckung gemacht, die Entdeckung der Induktionsströme. Für die Technik war damit der Weg zur Erzeugung elektrischer Ströme von ungeahnter Stärke gewiesen, den später Werner Siemens durch den Bau seiner dynamoelektrischen Maschine betreten hat.

Aber die Vorstellungen Faradays waren noch nicht ohne weiteres fähig zur rechnerischen Bearbeitung. Diese große und schwierige Aufgabe unternahm Maxwell und gelangte zu einem Gebilde von Beziehungen, die unter dem Namen der Maxwellschen Gleichungen bekannt geworden sind und aus denen hervorgeht, daß elektrische Störungen an irgendeiner Stelle des Raumes in Luft oder im luftleeren Raum Änderungen hervorbringen müssen, die sich in Wellenform ausbreiten, und dies zwar mit einer Geschwindigkeit, die nach Maxwell der Lichtgeschwindigkeit gleichkommt, d. h. mit 300000 Kilometern in der Sekunde. Ja die Lichtwellen selbst sollten danach nichts anderes als elektromagnetische Wellen sein. Diese kühne Lehre, die zwei bis dahin getrennte Gebiete, der elektromagnetischen und der Lichterscheinungen, verschmolz, wurde von Maxwell Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts veröffentlicht,

Digitized by Google

aber nur wenige waren es, die sie verstanden. In Deutschland vor allem waren es zwei hervorragende Theoretiker, Boltzmann und Helmholtz. Helmholtz veranlaßte gelegentlich die Stellung einer Preisaufgabe, die sich auf diesen Gegenstand bezog, und die sein Schüler Hertz bearbeitete und die in ihm den Stachel zurückließ, bei nächster Gelegenheit diese grundsätzlich wichtige Frage experimentell weiter zu verfolgen. Und neun Jahre später hatte er das Ziel erreicht. Es gelang ihm durch die Funkenentladung zweier elektrisch geladenen Leiter elektrische Schwingungen zu erzeugen, die in der Tat sich wellenartig in der Luft ausbreiteten, und deren Fortpflanzungsgeschwindigkeit er gleich der Lichtgeschwindigkeit fand. Diese Wellen konnten irgendwo im selben Zimmer oder in Nachbarzimmern an einem Empfänger aufgefangen werden und machten sich durch Fünkchen bemerkbar, die zwischen den benachbarten Enden eines zum Kreis gebogenen Drahtes übersprangen. Es war das bereits eine drahtlose Telegraphie, die freilich erst wenige Meter überspannte. Und abermals neun Jahre später gelang es Marconi, diese Wellen bereits auf mehrere Kilometer zu übertragen. Es war das eine durchaus eigenartige Leistung. Denn die Übertragung von kleinen auf große Maßstäbe ist keineswegs eine selbstverständliche Sache und erfordert stets die Überwindung neuer Schwierigkeiten. Aber die fabelhafte Entwicklung der drahtlosen Telegraphie, die jetzt dazu geführt hat, daß man um die ganze Erde herum auf einmal drahtlos telegraphieren kann und auf Tausende von Kilometern drahtlos zu telephonieren vermag, wäre nicht möglich gewesen ohne die Mitarbeit der experimentellen und theoretischen Physik, die mit allen ihren Hilfsmitteln des Experiments und der Rechnung, und besonders mit Hilfe der von der Physik vorher entdeckten Kathodenstrahlen und der darauf beruhenden Verstärkerröhre der Technik zu Hilfe kam.

Nur eine andere wissenschaftliche Entwicklung, die gerade jetzt beginnt, ins Leben überzuströmen, möchte ich Ihnen noch schildern. Es handelt sich um die Vorausberechnung des Wetters. Schon lange bemühen sich die Meteorologen um diese Aufgabe. Aber die dazu benutzten Verfahren waren sehr unsicherer Art und blieben mehr an der Oberfläche der Erscheinungen hängen. Die Genauigkeit der Wettervorhersage war unter diesen Umständen lange Zeit kaum größer, als sie wäre, wenn man für morgen das gleiche Wetter vorhersagt, wie es heute ist. Da erwuchs den Meteorologen ein neuer Bundesgenosse in dem norwegischen theoretischen Physiker Wilhelm Bjerknes. Auch er kam von der reinen Theorie und von denselben großen Aufgaben, die durch Faraday, Maxwell und Helmholtz bearbeitet worden waren. Er übernahm von seinem Vater, dem Mathematiker Carl Bjerknes, die Fragestellung, ob es nicht möglich sei, daß die elektrischen Kräfte, die im leeren Raume, oder wie die Physik nach meiner Ansicht auch heute noch mit Recht sagt, im Äther sich ausbreiten, sich rein mechanisch durch die Flüssigkeitsnatur des Äthers erklären ließen. Er hatte schon seinem Vater geholfen, ein Modell zu bauen, bei dem in Wasser pulsierende Körper ähnliche scheinbare Fernekräfte aufeinander ausüben wie elektrisch geladene Körper, und die Aufgabe, die Maxwellschen Beziehungen

Digitized by Google

rein mechanisch zu deuten, führte ihn zu allgemeinen Sätzen der Luftkraftlehre oder Aerodynamik, von denen offenbar wurde, daß sie auch von Wichtigkeit werden würden für Veränderungen der Strömungen der Luft, und so kam er rein theoretisch zur Meteorologie, die er im Verein mit einer Reihe von Schülern zu einer strengen Wissenschaft auszubauen unternahm. Es würde zu weit führen, hier zu schildern, wie schwierig und verwickelt diese Aufgabe ist. Es genügt zu sagen, daß er die Wettervoraussage in Norwegen zugleich unter Errichtung eines bedeutend dichteren Netzes von Beobachtungsstellen, als es bisher der Fall war, zu einer Genauigkeit führte, die bis dahin unerhört war. Daß seine Bestrebungen von den Praktikern, also in diesem Fall von den Seefahrern und Fischern, zunächst mit Mißtrauen aufgenommen wurden, ist ganz begreiflich. Als er gelegentlich einem Seemann die Absicht aussprach, er wolle ihnen den Sturm vorher ankünden, bekam er zur Antwort: „Vielleicht tun Sie besser, von uns zu hören, wann der Sturm kommt." Aber bereits nach einem Jahre beschwerte sich derselbe Herr darüber, daß die Bjerknesschen Telegramme nicht früher einträfen, er möchte doch dafür Sorge tragen, daß der Telegraphendienst in Wettersachen rascher arbeite.

Und was sind nun die Vorbedingungen dazu, daß die Wissenschaft solches leisten kann? Es erfordert vor allem die volle Vertiefung des Gelehrten in seinen Gegenstand, eine liebevolle Hingabe ohne irgendwelche Nebenabsichten auf Nützlichkeit oder eigenen Gewinn. Die Dinge des Lebens sind gewöhnlich viel zu verwickelt, um wissenschaftlich im ganzen erfaßt werden zu können. Es handelt sich darum, einzelne Teile der Erscheinungen auszusondern und sie gesetzmäßig zu erforschen. Einfachheit der Aufgabe und Einheitlichkeit oder Reinlichkeit der Verfahren sind erstes Erfordernis. Ganz allmählich wachsen die Gedanken in der Stille. Und wie es bekannt ist, daß die großen Religionsstifter, bevor sie in die Öffentlichkeit traten, in die Wüste gingen, um ganz ihren Gedanken zu leben, so ist es für den Gelehrten unbedingt nötig, sich zeitweilig völlig von der Außenwelt abzuschließen. Und wenn er keine Wüste hat, so bemerkt doch vielleicht mitunter seine Umgebung, daß er sie für eine solche zu halten scheint.

Ja, wenn besonders wichtige neue Entdeckungen winken, überfällt den Forscher eine derartige Leidenschaft, daß alle anderen Glücksgüter der Erde ihm in ein Nichts versinken. Der von mir schon erwähnte englische Physiker Faraday, der größte Experimentator, den die Erde wohl bisher gesehen hat, hätte nach Aussage seines Geschichtschreibers Tyndall leicht vielfacher Millionär werden können. Er ist, die Angebote der Industrie verschmähend, als armer Mann gestorben. Die Präsidentschaften an der Royal Society und der Royal Institution in London hat er abgelehnt.

Aber viele seiner Landsleute sind glücklicher gewesen als er. Der alte Reichtum in England ermöglichte es vielen Abkömmlingen begüterter Familien, in aller Stille der Wissenschaft zu leben. Einer der größten Männer dieser Art ist Charles Darwin, der nach seiner großen Weltreise leicht hätte wissenschaftliche Stellungen annehmen können, es aber vorzog, auf seinem Landsitz allein

Digitized by Google

der Entwicklung seiner großen Lehre zu leben. Bei dem weit geringeren und jüngeren Reichtum in Deutschland gibt es hier nur wenige Männer solcher Art. Dazu gehört unser jüngst verstorbener Leipziger Mitbürger Dr. Feddersen, der durch die Entdeckung der elektrischen Schwingungen eine wichtige Vorarbeit zu den Untersuchungen von Hertz geliefert hat. Weniger günstig war die Lage eines anderen Leipzigers, Dr. Viktor Schumann, den als Angestellten und späteren Mitinhaber einer kleinen Fabrik die Entdeckerleidenschaft überfiel. Da ihm die zehnstündige Fabrikarbeit tagsüber nur wenig Zeit ließ, begann er oft morgens schon vor Tagesgrauen und endete erst spät gegen Mitternacht seine Tätigkeit. Ja, die einstündige Mittagspause füllte er noch mit seinen photographischen Arbeiten aus. Er entdeckte die nach ihm benannten im Ultravioletten gelegenen Schumannstrahlen. Die lange Zeit hindurch andauernde Überanstrengung von Körper und Geist büßte er mit frühzeitigem Siechtum.

Während so die wissenschaftliche Arbeit oft volle Weltabgeschlossenheit beansprucht, erfordert das Leben von den Männern der Technik, der Industrie, des Verkehrs oder des Staates ein Verhalten ganz anderer Art. Freilich werden auch sie manchmal die Erfahrung machen, wie vorübergehende gewollte oder erzwungene Ruhe wichtige neue Gedanken und Pläne entstehen läßt. Und selbst ein Bismarck wollte nicht, wenn er es irgend konnte, wichtige Entschlüsse sofort fassen. Er wollte erst den anderen Tag abwarten, um Zeit zu gewinnen und in Ruhe zu überlegen.

Aber im allgemeinen fordert das Leben von dem mitten darin stehenden Manne rasches Handeln. Höchst verwickelt sind die Aufgaben, denen er gegenübersteht. Es ist eine eigene Kunst, gegenüber solch verwickelten Aufgaben fast instinktiv sofort den richtigen Weg einzuschlagen. Nicht eine Seite des Gegenstandes darf allein betrachtet werden, das Ganze muß in Rücksicht gezogen sein, genau die entgegengesetzte Aufgabe wie die des Gelehrten. Und häufig entscheidet weniger die vernunftgemäße sorgfältige Überlegung, als der rasche Entschluß, der tatkräftige Wille und das zähe Festhalten am eingeschlagenen Weg.

Wo die Zusammenhänge dunkel sind, muß der Versuch entscheiden. Ein einheitliches Verfahren wird nicht beabsichtigt. Hundert verschiedene Möglichkeiten werden ins Auge gefaßt und ausgeprobt. Kein Wunder, daß auch auf diesem Wege häufig überraschende Ergebnisse erzielt worden sind und daß das Leben oder die Technik der Wissenschaft vorangeht. Viele Fälle gibt es so, wo die Technik der Wissenschaft vorausgegangen ist und sie vor neue Aufgaben gestellt hat. So wäre die rasche Entwicklung der Flugtechnik nicht möglich gewesen ohne das kühne Zugreifen beherzter Männer. Aber auch hier hat die Verbindung zwischen planmäßigem Versuch und Theorie die raschere Vollendung gebracht. So sind Wissenschaft und Leben tausendfältig aufeinander angewiesen und befruchten einander. Und alle Übergänge vom einsamen Gelehrten bis zum Mann der reinen Erfahrung und des Lebens kommen vor. So ist es auch zweckmäßig, diese Übergänge planvoll auszubauen und an Universitäten entsprechende Lehrstühle zu errichten für die Anwendungen, wie angewandte Physik, technische

Digitized by Google

Chemie und angewandte Psychologie, ebenso wie man an Technischen Hochschulen dazu übergegangen ist, auch allmählich die reine Theorie mehr auszubauen. Und es ist heute die Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, die technischen Fächer sich an der Universität entwickeln zu lassen, so daß wir einheitliche Hochschulen hätten.

Aber daran muß festgehalten werden, daß es irgendwo im Staate Stellen geben sollte, wo Wissenschaft allein den Aufgaben der Wissenschaft lebt, unbekümmert um die Möglichkeit sofortiger Anwendung, und das wird um so leichter möglich sein, wenn eben zugleich auch Stellen für angewandte Fächer an denselben Hochschulen vorhanden sind. Die Vertreter wirken dann gewissermaßen wie Verbindungsoffiziere, während die in der Technik angestellten Gelehrten die Verbindungsoffiziere auf der anderen Seite darstellen.

Ich habe bisher meine Beispiele in erster Linie aus meinem eigenen Fach, der Physik, entnommen. Es ist unmöglich, in kurz abgemessener Zeit die Fülle von Wissenschaften und Einzelfächern, die an der Universität vertreten sind, in den Kreis der Erörterung zu ziehen. So gestatten Sie mir nur, einen kurzen Streifzug zu unternehmen in die weiteren Gebiete. Da steht vorerst die Chemie der Physik besonders nahe. Und ich brauche kaum ausführlich darzulegen, wie sehr die gesamte chemische Technik auf wissenschaftlicher Erkenntnis aufgebaut ist. Es ist kein Zweifel, daß gerade in der chemischen Technik, ebenso wie in der Elektrotechnik, die Deutschen vor dem Kriege führend gewesen sind. Denn das sind die Gebiete, die eine wissenschaftliche Vertiefung am allermeisten erfordern, so daß die Länder, die mehr auf rein erfahrungs- und versuchsmäßige Weise, durch reine Praxis diese Gebiete der Technik entwickelten, nicht so leicht sich auf gleiche Höhe emporheben konnten.

Als angewandte Naturwissenschaft kann auch die Medizin gelten. Auch ihre hohe Entwicklung in Deutschland führt sich zurück auf die tiefen Wurzeln, mit denen sie ihre Verfahren und Einblicke aus den exakten Wissenschaften aufsaugt: aus Physik und Chemie einerseits, aus der Biologie mit Botanik und Zoologie andererseits, und überall haben sich Sondergebiete abgespaltet, die ordnungsgemäß durchforscht werden, wie die Bakteriologie, die der Medizin zu ungeahnten Erfolgen auf dem Gebiete der ansteckenden Krankheiten verholfen hat.

Während es nun die Naturwissenschaften und ihre Anwendungen mehr mit der äußeren Erfahrungswelt zu tun haben, so ist die innere Erfahrungswelt der Gegenstand der sogenannten Geisteswissenschaften. Hier haben für die Allgemeinheit eine besondere Bedeutung die Staatswissenschaften, die Volkswirtschaft und die Geschichte, sowohl die politische als auch die Kulturgeschichte, die wieder zur Voraussetzung hat die Möglichkeit des Eindringens in die Kulturen der einzelnen Völker, wozu die Sprachwissenschaften unumgängliche Vorbedingung sind. Wohl dem Volke, das sich seiner Eigenart und seiner Geschichte stets treu bewußt ist. Es wird sich nicht vermessen, mit rauher Hand in das feine Uhrgetriebe des Staates zu fahren, unter Verkennung des geschichtlich

Digitized by Google

Gewordenen und der Gründe des Bestehenden. So ist denn das konservativste Volk unter den Völkern, das englische, zu gleicher Zeit das am meisten politische, das am allermeisten stets ans Alte anknüpfte, es erweiterte und den neuen Bedürfnissen immer wieder angepaßt hat, ohne auf einmal alles von Grund aus umstürzen und ändern zu wollen. Es ist bekannt, welch tiefe geschichtliche Studien Bismarck getrieben hat, bevor er als Staatsmann in die Geschichte Deutschlands eingriff.

Und wie die Deutschen von jeher fremde Kulturen mit besonderer Vorliebe und Verehrung, vielleicht gelegentlich mit allzu großer Weitherzigkeit beachtet haben, so bilden unsere Universitäten doch auch zugleich einen Mittelpunkt der Pflege deutschen Geistes und deutscher Kultur, deutscher Philosophie und Künste, und insbesondere deutschen Schrifttums. Und gerade heute, wo wir zu unserem großen Leidwesen erfahren, daß große Teile des Volkes gar nicht wissen, was sie an deutscher Kultur haben, ist es nötig, diese Seite unserer Tätigkeit zu vertiefen und ausströmen zu lassen ins ganze Volk.

Und wohin steuert nun dieses ganze Meer von Wissenschaften und Bestrebungen? Lassen Sie mich zuletzt noch einen Blick auf allgemeinste Entwicklungszusammenhänge werfen. Seit Darwin und Haeckel wissen wir, daß die Menschheit durch stete Entwicklung aus dem Tierreich herausgewachsen ist. Was ist der Grund für die erstaunlich raschere Entwicklung, die die Menschheit über das Tierreich hinaus gewonnen hat?

Fragen wir nach der einfachsten Art, mit der wir die Leistungen eines Lebewesens kennzeichnen können, so können wir sagen, es handelt sich um die Aufnahme der Außenwelt durch unsere Sinne, ihre innerliche Verarbeitung, sei es im Nervensystem der niederen Lebewesen, sei es im geistigen Erfassen der höheren und endlich in der Rückwirkung auf die Außenwelt durch die Gliedmaßen. Was nun die Menschheit unterscheidet gegenüber der langsamen Art der Entwicklung im Tierreich, das ist die künstliche Erweiterung ihrer Betätigungsvermögen. Was ich damit meine, können Sie aus einem einfachen Beispiel entnehmen. Wenn eine Augenlinse durch den Star undurchsichtig geworden ist, so können wir sie entfernen und durch eine klare Glaslinse ersetzen. An Stelle der natürlichen Linse ist die künstliche getreten, aber wir können noch die Glaslinsen zusammensetzen und bekommen auf diese Art Fernrohre und Mikroskope, die uns dann eine gewaltige Erweiterung des Sehsinnes darstellen. Während das Auge unmittelbar vielleicht höchstens zwei Striche von ein Vierzigstelmillimeter trennen kann, vermag das ein Mikroskop noch, wenn sie nur ein Zehntausendstelmillimeter voneinander abstehen. Durch das Ultramikroskop können wir noch Teilchen wahrnehmen von fünf Milliontelmillimeter Durchmesser. Ja, es gibt Verfahren, die kleinsten elektrischen Träger, die Elektronen sichtbar zu machen, deren Masse etwa dem quadrillionsten Teil eines Milligramms gleichkommt, das ist eine Masse, die sich zu der eines Pfennigstückes so verhält, wie dies zur Masse der ganzen Erde. So stellt jedes Instrument eine Erweiterung der menschlichen Sinne dar und die ganze Elektrizitätslehre ist ein Beispiel dafür,

Digitized by Google

wie wir unseren Sinnen ein ganz neues Gebiet zugängig machen können durch künstliche Instrumente, für das wir ein natürliches Sinneswerkzeug überhaupt nicht besitzen.

In ähnlicher Weise stellen die künstlichen Werkzeuge und Maschinen eine Erweiterung unserer natürlichen Gliedmaßen dar. Man denke nur an die Riesenkrane, die Gewichte von Tausenden von Zentnern zu heben vermögen, und gegen unsere schwachen natürlichen Arme künstliche Riesenarme sind.

Aber auch das dritte Gebiet der Betätigung, die geistige Verarbeitung, hat durch den Menschen eine gewaltige Erweiterung erfahren in den Wissenschaften. Nicht als ob der Gelehrte einen anderen Verstand besitze als der Ungelehrte. Aber die Wissenschaft hat Verfahren ausgearbeitet, die in Kürze das zu leisten gestatten, was ohne solche Verfahren nicht möglich wäre. Man denke nur an die kleinen Rechenrätselaufgaben, über die der Unerfahrene sich vielleicht einen Tag lang abmühen kann, während schon der Mathematikschüler imstande ist, die Aufgabe in Form einer Gleichung zu bringen, die die gesuchte Größe auf einfachste Weise in wenigen Minuten zu ermitteln gestattet. Und unsere Bücher stellen gewissermaßen ein künstliches Gedächtnis dar, so treu und umfangreich, daß ihm das der ganzen Menschheit ohne diese nicht gleichkommt. Und so könnte man die ganzen Wissenschaften, samt Universitäten und sonstigen geistigen Anstalten als ein erweitertes Gehirn bezeichnen, das berufen ist, die lebenswichtigen Zusammenhänge zu überdenken und sie für die Anwendung jederzeit zur Verfügung zu stellen.

So können wir schließlich fragen, was wohl das Ziel dieser ganzen Entwicklung sein möchte. Kein Zweifel, die Veredelung des Menschen und seine Emporführung zu immer höheren Formen der Kultur. Freilich hat man die Frage aufgeworfen, ob uns diese höhere Kultur glücklicher macht. Aber ist denn das behagliche Glück des Philisters wirklich allein das erstrebenswerte Ziel? Wenn wir es nicht schon gewußt hätten, die letzten Jahre hätten uns eines Besseren belehrt. Ewiger Kampf ist das Los des Menschen, und der Stärkere wird siegen. So lehrt schon Darwin. Aber während im Tierreich und beim vorgeschichtlichen Menschen vorwiegend die körperliche Stärke entschied, kommt es jetzt auch auf die Stärke der geistigen Fähigkeiten, des Gemütes und des Willens an, auf den Geist einer allgemein verbreiteten staatsmännischen Gesinnung und den Geist des völkischen Zusammenhaltens, des Selbstbewußtseins vom Werte des eigenen Volkstums. Immer größere Einheiten wirft das Dasein in den Kampf. Erst war es in der Tierwelt der Einzelne gegen den Einzelnen, aber auch da schon hat sich das Zusammenhalten der Einzelnen zu Stämmen entwickelt und bewährt. Und aus dem Kampf der Stämme hat sich die Einheit der Völker entwickelt, und nun stehen wir an dem Zeitpunkt der Weltgeschichte, wo die Völker untereinander den Kampf ausfechten und ihre Daseinsberechtigung kundtun müssen. Wohl mag hier das Ziel einer schließlichen Vereinigung der Völker winken, wie ja der Kampf unter den Einzelnen im Volke durch die Einführung des Rechtes seine Grenze gefunden hat. Aber dieses Ziel winkt, wenn

Digitized by Google

überhaupt erreichbar, erst in weiter Ferne, und wehe dem Volke, das vorzeitig glaubt, sich selbst für die Gemeinschaft der Völker opfern zu dürfen. Und so begrüßen wir es, daß unsere bemittelten Mitbürger ihre Mittel nicht dem trügerischen Traume einer Völkerverbindung zur Verfügung stellen, sondern der Stärkung der Wurzeln des eigenen Volkes. Auf Glück und Unglück hat uns das Schicksal zusammengeschmiedet und wir müssen verderben, wenn wir an dem Glauben des eigenen Wertes und unserer Zukunft irre werden. So nehmen wir Ihre Gabe an, die Wissenschaft vom Leben, und ich komme, wenn auch auf anderen Wegen, so doch zum selben Schlusse wie vor wenigen Tagen mein Amtsbruder Litt an dieser Stelle:

Ohne sich von ihm streng absondern zu wollen, dient doch die Wissenschaft dem Leben am besten, indem sie nach der in ihr selbst liegenden Gesetzlichkeit weiterwächst und immer höhere Blüten und Früchte emportreibt, die sie willig dem Leben überläßt.

Einfluß Bacons auf Shakespeare?

Von

Rudolf Imelmann (Rostock)

Es ist eigentlich nicht recht höflich, zeugt sogar von etwas ungezogener Pedanterie, wenn man eine freundliche Frage erst kritisiert, anstatt sie gleich nach bestem Wissen zu beantworten. Deshalb muß ich um die Nachsicht der Schriftleitung bitten, daß ich den von ihr gewünschten kleinen Aufsatz über Lord Bacon und seinen Einfluß auf Shakespeare, ehe ich ihn schreibe, zunächst einmal für unmöglich erkläre. Rein äußerlich will mir schon das Nebeneinander der beiden Namen in einem Satze nicht einleuchten; es gibt Zusammenstellungen, die einen Schein des Rechtes für sich haben, aber in Wirklichkeit irrige Meinungen sowohl verkörpern wie unterstützen. Bacon nannte derlei Idola specus, Höhlenidole: der Mensch neigt dazu, das Tatsächliche zu trüben, indem er etwa die Ähnlichkeiten zwischen den Dingen allzusehr herausarbeitet; in der Sprache Shakespeares heißt das:

> Bitter und süß sind all derlei Sentenzen,
> Die so gebraucht an Recht und Unrecht grenzen.

Die beiden Männer ähneln sich nun gewiß darin, daß sie Zeitgenossen und daß sie hervorragend waren, und ihr Engländertum ist ihnen überdies gemeinsam, aber im übrigen sind sie durch Welten getrennt und es spricht von vornherein nichts dafür, daß sie einander beeinflußt oder auch nur gekannt haben müßten. Ich habe einmal geschrieben, manchem Biographen des alten englischen Dichters Chaucer ziehe sich das Italien des 14. Jahrhunderts räumlich so zusammen, daß Chaucer auf seinem Boden sogleich Arm in Arm mit Boc-

Digitized by Google

caccio und Petrarca wandelt, als ob da kein Platz für persönliche Unbekanntschaft war; unendlich viel leichter noch konnten die Größen des 16. Jahrhunderts aneinander vorüber leben, zumal wenn sie sich in ganz verschiedenen Lebens- und Gedankenkreisen bewegten — etwa wie Einstein und Rilke! Der Jurist, Naturforscher, Philosoph Bacon stammte aus vornehmer Familie und gehörte dem akademischen Bezirk an, der sich in üblicher Weise gegen die Außenseiter abschloß. Die Universitäten Oxford und Cambridge hielten nichts von der hauptstädtischen Volksbühne, die damals ihre höchste Blüte feierte, und ließen es sich Geld kosten, Aufführungen der Truppen Londons bei sich zu verhindern. Bacon persönlich hatte keine Ahnung von Art und Größe der dramatischen Leistungen Shakespeares oder eines seiner zahlreichen Mitstrebenden. Er nennt einmal des Volkstheaters disciplina plane neglecta (d. h. er vermißt darin alle Moral) und sah im Berufstheaterspiel eine Infamie; noch heute geht ja der wirklich Gebildete Englands nicht ins Theater. Zwar bot es zu jener Zeit, unter starker Einwirkung der Renaissance, mehr und mehr Philosophie, und Shakespeares Stücke sind seit Ausgang des 16. Jahrhunderts damit gesättigt, doch war für Bacon kein Anlaß, da Anregung zu holen noch zu geben. Was er in seinen Essays von Montaigne aufgenommen hat, stammt unmittelbar von dem Franzosen, der auch auf Shakespeare wirkte, und seine eigene naturwissenschaftlich gerichtete, auf Zukunftswirkung abgestellte Philosophie lag weit ab von dem, was die Bühne ihrem Kreise bringen wollte. Es war Shakespeare fern, die Dinge wissenschaftlich ergründen zu wollen, sich eine Weltanschauung zu erarbeiten und sie seiner Zeit als Wegweiser aufzurichten, und insofern er fast durchgängig überlieferte Stoffe mit den ihnen einwohnenden gedanklichen Voraussetzungen gestaltet, könnte er auf Bacon den Eindruck eines rückständigen Mannes gemacht haben. Tatsächlich erscheint selbst Bacons Sprache dem heutigen Englisch etwas näher, Shakespeares weniger fortgeschritten, auch nicht frei von gewissen Dialektspuren, die sich aus der provinzialen Herkunft des Dichters erklären. Im Alltagsgespräch konnten sich die beiden Männer natürlich ohne weiteres verständigen, denn da hat Shakespeare nicht jenen gesteigerten Ton anstimmen können, der seit Aristoteles als guter Ton des Dramas galt und bis 1889 erklang, wo Hauptmanns Sonnenaufgangsdrama kam. Aber Shakespeares Stil war auch in der Praxis des Lebens besser als Bacons und konnte daher von ihm nichts lernen; man hat gefunden, daß alle Dramen Shakespeares das Wort also „auch" nur 22mal brauchen, während es genau so oft auf vier sich folgenden kleinen Seiten der New Atlantis vorkommt; und auch manche sonstige Gewohnheiten Baconscher Rede können Shakespeare nicht sich zur Nachahmung empfohlen haben. In geschäftlichen Dingen bedurfte er keines Vorbildes, denn alle Zeugnisse lassen ihn als im höchsten Maße geschäftsfähig erscheinen, dazu aber auch solider als Bacon. Daß im „Kaufmann von Venedig" das Zinsengeben als verwerflich gebrandmarkt wird, ist nur die Spiegelung des mittelalterlichen Zinsverbots, das zum Stoff gehörte; hätte Shakespeare im

Digitized by Google

„Julius Cäsar" Anlaß gehabt, Brutus in der Rolle eines Geschäftsmannes zu schildern, so würde er ohne Mißbilligung die Tatsache vermerkt haben, daß der Tyrannenmörder 48 Prozent Zinsen nahm. In Sachen ihres Patriotismus stehen sich der Dichter und der Philosoph nahe durch die Höhe ihrer Begeisterung für Britanniens Größe und Zukunft, was schon damals selbstverständlich war; aber während Shakespeare auch Worte findet für die Art und Weise, wie schnöder Vorteil im Namen des Christentums das Volk in Kriege hetzt, hat Bacon ein System solcher Kriegsmacherei ausgearbeitet, das seine prosaische Natur beflügelte und zur Wertschätzung der allegorischen Dichtung führte: in ihr ließe sich so viel Brauchbares nur für die Berufenen sagen. Shakespeare hat sie völlig auf sich beruhen lassen und unterscheidet sich dadurch auch von den führenden Schriftstellern der Zeit wie Sidney, Spenser, denen die Poesie fast das bedeutete, was die Prosa dem Diplomaten. Er hat zwar früh gemeint, „Ja, viel kann Poesie, das Himmelskind", aber doch nie geglaubt, die Politik damit machen zu können; unser Jakob Balde war darin tüchtiger, der kurz vor 1648 durch ein Buch Gedichte, das dem französischen Gesandten in Münster gewidmet war, „nicht ohne Erfolg" das Ende des Dreißigjährigen Krieges betrieb!

Nach so kräftigem Verweilen bei den Verschiedenheiten der Dinge wollen wir nun aber doch auf die Frage der Ähnlichkeiten zurückkommen, um nicht in der Höhle der Idole gefangen zu erscheinen. Wenn Bacon und Shakespeare auch noch so unvergleichbar sind, in der Sphäre des Denkens wie des äußeren Daseins, so war ein Gemeinsames ihrer Kreise doch trotz allem vorhanden und damit die Möglichkeit persönlicher Berührung, ja Beeinflussung: es bestand in dem Juristentum Bacons wie Shakespeares. Der Dichter hatte die Fragen des Rechts in den Fingerspitzen, so wie es in jener Zeit als in der Ordnung galt, und sein Beruf als Theatermitbesitzer ebenso wie manche sonstige Lage brachte ihn überaus oft in Berührung mit den Gerichten; zugleich schrieb er seine Stücke auch für ein feines Publikum, wie es bei Hofe und im Zuschauerraum der Londoner Rechtsfakultäten sich versammelte. Der Philosoph gehörte in den neunziger Jahren der Fakultät Gray's Inn an und seit 1597 wirkte er als Queen's Counsel bei Gericht. Es kann sein, daß Bacon mitmachte, als die „Komödie der Irrungen" im Rahmen längerer Feste, Masken usw. Anfang 1595 (neuen Stils) vor diesen Akademikern aufgeführt wurde. Shakespeare war nicht dabei, aber er hat sich über die Aufführung geärgert, wie das der Schlußakt der „Liebesmühe" mit der Anspielung auf Moskowitische Masken zeigt, und wird so den Herren von Gray's Inn nicht gedankt haben. Ein paar Jahre später aber hatte er Grund, dem „Right worshipful Mr. Francis Bacon" dankbar zu sein. Ende 1598 hatte Cuthbert Burbage das „Theatre" in Finsbury Fields abgebrochen, weil der Besitzer des Grundstückes, Giles Alleyn, es sonst auf amtlichen Befehl getan hätte, transportierte aber das ganze Material nach der anderen Themseseite, wo es neu erstand. Giles Alleyn, der schon früher mit den Besitzern auf gespanntem Fuß gestanden hatte, führte nun weitere Prozesse

Digitized by Google

gegen die Gesellschaft von Shakespeare, Hemyngs, Philipps, Pope, Kemp und zwei Burbages. In einem dieser Fälle entschied Bacon in der Sternkammer, daß Alleyns Klage nicht ausreichend begründet sei. Hier liegt also ein „Einfluß" Bacons auf Shakespeare vor, wenn auch nicht der Art, wie man es erwartet hätte. Es ist der einzige, von dem die Forschung bis heute weiß, und seine unliterarische Natur stimmt zu dem allgemeinen Bilde, das unsere bisherige Kenntnis der beiden Persönlichkeiten ergeben hatte. Wer will, kann behaupten, daß mit dieser Entscheidung Bacon das neue, schnell berühmte Globustheater auf seinen Schultern trug, so wie der Herkules, das Wahrzeichen des Theaters, den Globus selber; aber keiner von beiden wußte von seiner Last.

Robert Dohme †

Erinnerungen an Kaiser Friedrich

Mitgeteilt von

Dr. jur. et phil. Max Springer

(Fortsetzung.)

Am Geburtstage des Kronprinzen in Baveno begann eine neue Verschlechterung. Allein ihm selbst war sie doch so wenig zum Bewußtsein gekommen, daß er mir auf meinen Gratulationsbrief unmittelbar vor der Abreise von Baveno ausführlich antwortend schrieb:

Baveno, Lago maggiore, 23. Oktober 1887.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre guten Wünsche aus Anlaß meines Geburtstags, den ich gleichzeitig auf die rührige Tätigkeit ausdehne, welche Sie in meinen Angelegenheiten entwickeln. So freudig ich die Gelegenheiten zu Unterredungen und zu Besprechungen mit Ihnen begrüße, so betrübt bin ich, derselben auf längere Zeit noch entbehren zu müssen, da ich den Winter an der Riviera zubringen werde. Ich glaube eine Hauptpflicht dadurch zu erfüllen, daß ich gegenwärtig nur an meine Gesundheit und deren Herstellung denke, trotz all der Fragezeichen, die ein Winter mit sich bringt. Da nun die Ärzte sagen, daß die langsam aber stetig vorwärtsschreitende Genesung durch das Klima Italiens gefördert wird, muß ich hier bleiben — trotz der Ungnade unserer Zeitungen, die meinen Geburtstag mit ausgesucht frechen, groben Artikeln über meinen Zustand, wie über den englischen Arzt feierten, und sogar die offiziellen Notizen des Staatsanzeigers anzweifelten. Sehr dankbar bin ich für die außerordentliche Teilnahme, die sich allenthalben kundgibt; es ist aber etwas ganz anderes, wenn man beständig zu hören bekommt: die mich behandelnden Ärzte wären mit ihrer Hilfe zu Ende — denn in diesem Stil erhalte ich seit Wochen fortgesetzt Briefe, welche unglaubliche Mittel empfehlen.

Digitized by Google

Könnten Sie mir wohl — aber ganz unter der Hand — einen kleinen, leicht per „Feldjäger" einmal herzusendenden Grundriß des Jagdschlosses „Grunewald" nebst Gebäuden zukommen lassen! Dabei fällt mir ein, daß ich vor einiger Zeit eine Abhandlung über dasselbe las, in welcher auf die im Küchenraum befindlichen Mauern einer der ältesten Kapellen der Mark hingewiesen wurde, die man noch deutlich erkennen könne? Meine Muße sowie das Gebot des Stillschweigens möchte ich gern benutzen, um unseren Plänen vorzuarbeiten. Befindet sich in meiner Bibliothek Seeleys englische Biographie Steins oder hatte ich vielleicht zurzeit des Erscheinens ein anderes Exemplar in Händen; sollte eine eben angekündigte Übersetzung ins Deutsche von Emil Lehmann erworben werden?

Sind unter des eben verstorbenen v. Malorties historischen Schriften einige der in dem beifolgenden Ausschnitt enthaltenen Angaben der Mühe wert, angesehen zu werden, so möchte ich selbige wohl einsehen. Doch hege ich Zweifel, daß der Verfasser von „Küche und Kellerei-Büchern" historisch viel zu liefern vermochte, zumal er in einer Periode und an einem Hofe schrieb, wo die freie Forschung und Sprache am letzten zu suchen wäre.

Welchen Wert haben die kürzlich in der Bibliothek zu Halle (Universität) aufgefundenen Briefe von Leibnitz für die Wissenschaft?

Mit den Gesinnungen aufrichtiger Anhänglichkeit

Ihr wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm.

Er fühlte sich durchaus hoffnungsvoll für die Zukunft. — Bald darauf brach die Katastrophe herein, die aller Welt die Augen öffnete. Vielleicht ist nie eine die ganze Nation in ihren Tiefen aufwühlende Kunde so jäh, so rückhaltlos in die Welt geschrien worden, wie die Details dieser Krankheit. Und doch lebte der Kronprinz nicht nur, sondern war verhältnismäßig wohl. Es war also nur natürlich, daß er die Zeitungen las, in denen sein Todesurteil in rohester Weise verhandelt wurde. — Man muß die „Nationalzeitung" und Konsorten in diesen Tagen gelesen haben, um es zu glauben, was man einem Lebenden über seinen Zustand sagen konnte. Nur der großen Sorgfalt der Kronprinzessin gelang es in den 14 schlimmsten Tagen, ihm die Zeitungen vorzuenthalten — später ließ er sie sich doch noch geben und hat hinter unser aller Rücken, ohne sich je mit einer Miene zu verraten, alles gelesen! —

Allmählich erholte sich der Prinz von seiner Attacke, er fühlte sich kräftig und frisch auf; er verlangte nach Unterhaltung und Anregung. So erhielt ich durch eine Depesche den Befehl, nach San Remo zu kommen als Passagier auf meine Kosten zum Besuch.

Herzlich von Graf Seckendorff aufgenommen, meldete ich mich am 21. November in der Villa Zirio durch Einschreiben, sah aber bei einer flüchtigen Begegnung mit dem Hofmarschall Graf Radolinski, daß dieser mein Kommen mit argwöhnischem Blick verfolgte. Später hat er mir erzählt,

Digitized by Google

daß er glaubte, ich sei da, um den Privatsekretär des Kronprinzen Major v. Kessel zu verdrängen, den er, Graf Radolinski doch in diese Stellung gebracht habe. Am Nachmittag um 3 Uhr wurde ich zum Prinzen befohlen. Vor Aufregung zitternd ging ich hinüber; wie würde ich ihn finden? ihn, die Hoffnung des Landes, todkrank wiedersehen zu sollen! Das Arbeitszimmer der Villa, der Mittelraum des ersten Stockes, ist ein mächtiger Saal, wohl 35 bis 40 Fuß lang. Als ich eintrat, stand der Prinz in der Diagonale in der anderen Ecke des Zimmers mit der Prinzeß. Eilig schritt er mit kräftigem Schritt mir entgegen, die Hände ausstreckend. Nach der Begrüßung, bei der er wohl sehen mochte, wie meine sorgende Spannung sich verlor, fragte er: „Nun wie finden Sie mich?" „Könnte unser ganzes Volk durch meine zwei Augen sehen! Ich kam hierher mit dem Gefühl, dem todkranken Kronprinzen gegenüber zu treten, ein Krankenlager glaubte ich zu finden, und sehe Ew. K. Hoheit blühender, frischer, jünger wie seit Jahren!" Und so war es in der Tat. Er sah vortrefflich aus, fühlte sich täglich frischer. Ich konnte durch die folgenden zwölf Tage das Erstarken seiner Kräfte und damit das freudige Wachsen seiner Lebenshoffnungen deutlich beobachten. Ja er legte offenbar Wert darauf, zu zeigen, daß er sich wieder wohl fühle. Kleinere Kraftleistungen, die er früher nie gemacht, gab er jetzt gern zur Schau, trug beispielshalber einen der sehr schweren Armsessel des Zimmers bis in die andere Ecke, um mir einen Sitzplatz zu bringen, suchte in den tiefsten oder höchsten Schubkästen allerlei Gegenstände, wie dies eben ein Mensch tut, der sich der wiedergekehrten Kraft freut. Im ganzen durch 21 Stunden war ich mit ihm in San Remo allein zusammen, fast immer des Nachmittags von 3 bis 5 oder 6 Uhr, die Zeit, wo die Familie spazieren ging und er sonst allein geblieben wäre. Mehrfach war auch die Kronprinzessin bei diesen Unterredungen zugegen. In ihnen wurde noch einmal alles das durchgesprochen, was wir einst für seine Regierungszeit verabredet. Die Kronprinzeß sagte mir, vorsichtig zu sein in bezug auf Zukunftsdinge, da er dann leicht ergriffen werde. Anfänglich war ich sehr ängstlich, wagte nicht von „übermorgen" zu reden. Dann aber ließ ich einmal dem Gedanken an das nächste Frühjahr Raum und er nahm dies ohne Einspruch hin. Nach acht Tagen sprach er selbst wieder voller Lebenshoffnung. Bei einer Gelegenheit trat dies zuerst hervor. Es handelte sich um Kunstangelegenheiten, Erhaltung der Denkmäler usw. Ich entwickelte ihm Ansichten, die er sofort dem Kultusminister mitgeteilt haben wollte. Darauf bat ich ihn, die Sache nicht jetzt schriftlich zu machen, sondern bis zu seiner Rückkehr im Frühjahr zu lassen, um dann die Dinge unter seiner Kontrolle und dauernden Überwachung anzuregen und durchzuführen. Ohne Bedenken ging er darauf ein. Und täglich wuchs seine Lebenszuversicht in jenen Tagen des ausgehenden November — denen ja sobald schon wieder ein Rückschlag folgen sollte. Nach dem Frühstück um $2^1/_2$ Uhr ging die Familie spazieren; der Kronprinz blieb zu Haus, arbeitete und erwartete die nach 3 eingehende Post. Um 4 oder später kehrte dann die Kronprinzeß zurück, n i e ohne dem Gemahl Blumen oder sonst ein Liebes-

Digitized by Google

zeichen mitzubringen. Überhaupt war es rührend zu sehen, mit welch inniger Liebe, welch hingebender Sorge sie den Patienten umgab. Während er recht gut, ja äußerlich blühend, aussah, war sie sehr gealtert; rote dicke Augen zeugten von vielem Weinen, die grau gewordenen Haare von schweren Nächten. Sie sprach mir davon, wie schwer es ihr geworden, das gemeinsame Schlafzimmer aufgeben zu sollen. Sie sprach auch von den schweren Kümmernissen, welche die Hofintrigen ihnen bereiteten, die das Leid, welches sie getroffen, so grausam vergrößerten. „Wir sind umgeben von Spionen und Treulosen." „Ja, aber, K. Hoheit, wenn Sie das empfinden, warum senden Sie die Menschen nicht weg?" „Weil wir nicht können: sie sind uns bestellt als Aufpasser. Man will den Kronprinzen zur Abdankung zwingen; unser eigener Sohn stellt sich auf die Seite der Bewegung. Sein Hiersein (vor wenigen Wochen) war furchtbar; er trat als der Herr auf; wir waren bereits zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken; man wollte mit uns nicht mehr zählen." Bei einer anderen Gelegenheit sprach sich der Kronprinz sehr bitter über den Prinzen Wilhelm aus; da rief die Kronprinzeß, die bis dahin die Erzählungen des in den letzten Wochen Durchlebten durch gelegentliche Einwürfe mit belebt hatte, lebhaft: „Fritz, so sollst du nicht denken: es ist ja unser Kind!" Und halb weggewendet zum Fenster brach sie in Tränen aus: „Er ist ja doch mein liebes Kind, was ich unter dem Herzen getragen, nicht er ist schuld an all den Dingen, die Menschen, die sich zwischen Eltern und Kind drängen, entfremden ihn uns!" — Die Zeit, welche der Kronprinz am Nachmittag allein war, sollte ich nun bei ihm zubringen, sehr zum Verdruß der Adjutanten, die nicht fassen konnten, was wohl zwischen uns verhandelt würde in den langen Zeiten des Alleinseins, die sich dann häufig noch nach der Rückkehr der Kronprinzeß im Dreigespräch bis über den Five o'clock tea fortsetzten. Man argwöhnte allerlei bedenklichen Einfluß. Ich darf aber vor Gott das Zeugnis ablegen, daß ich niemals mich in fremde Dinge, Politik oder Personalien gemischt. Zunächst referierte ich was immer auf dem Gebiet der Kunstinteressen seit Sommer passiert war; dann legte ich mir täglich ein Thema zurecht aus dem Gebiet derselben Interessen oder allgemeiner Kulturinteressen, in denen ich mich sachlich zu Hause fühlte, um ihm darüber zu sprechen. Ihn interessierte alles; selbst über die beamtliche Organisation der Verwaltungen dieser Gebiete in den einzelnen Ländern ließ er sich eingehend unterrichten. Wenn dann gelegentlich etwas vorkam, worüber er bereits eingehend durch Berichte aus Berlin unterrichtet war, dann ging er mit einem Gesichtsausdruck liebenswürdiger Freundlichkeit, ich möchte fast sagen, der Freude selbst, mehr als gegeben wurde bieten zu können an seinen Schreibtisch, holte den betreffenden Bericht hervor und gab ihn mir zum Lesen.

Besonders ergriffen war er von der Teilnahme des Landes an seinem Leiden und den Hoffnungen, die man bei der scheinbaren Besserung hegte. Noch bei meinem Abschied trug er mir ausdrücklich auf, „Jedem, den ich erreichen könne, zu sagen, wie herzlich ihm das allgemeine Mitgefühl wohlgetan!" Einst zeigte er auf einen Stoß von derartigen Depeschen und sagte: „Ich sammle

Digitized by Google

da eine Dankesschuld auf, die, wenn Gott mir das Leben gibt, ich nie gut machen kann; aber nie werde ich sie vergessen. Welch große Verantwortung legen mir diese Beweise allgemeiner Liebe auf!" — Als die Depesche des Reichstags kam, gab er sie mir tief ergriffen. „Was mache ich darauf? Ich muß doch antworten!" — „Ja, K. Hoheit, entgegnete ich, und recht bald. Ich komme ja eben aus der Heimat; ich weiß, wie das ganze Land nach einem direkten Wort von Ihnen lechzt, den es auf dem Krankenlager liegend denkt, während Sie hier vor mir wie ein Gesunder sitzen." (Diese Gespräche wurden an seinem Schreibtisch sitzend geführt, da er das meiste schrieb, viel aber auch flüsternd sprach.) Er nahm Papier und überlegte: „Was soll ich schreiben?" — „Antworten Sie mit einem Wort über Ihr augenblickliches Befinden, sagen Sie, wie Sie sich fühlen, daß Sie voll Arbeitslust und Arbeitshoffnung, auch gottlob voll Kraft und Frische trotz allem Durchgemachten sind." — So kam eine Depesche zustande, in der er davon sprach, daß er hoffe, im Frühjahr genesen seine Pflichten wieder aufzunehmen. Ich erzählte dies nachher Seckendorff, da ich nicht heimlich dem Kronprinzen wichtige Depeschen diktieren wollte. Er war betroffen. „Das war unvorsichtig; wir dürfen derlei Äußerungen nicht machen." Es gab Verhandlungen mit der Kronprinzeß und ich glaube auch Winterfeldt, so daß ich nicht weiß, ob jene Fassung schließlich nicht noch geändert wurde. Eines Tages war die Kronprinzeß im Zimmer. Da rief mir der Kronprinz mit lauter, nur etwas rauher Stimme aus der einen Ecke des Zimmers, wo er an seinen Papieren in einer der stets von ihm mitgeführten Kassetten beschäftigt war, etwas zu. Ich beachtete diesen Umstand nicht; als die Kronprinzeß mit einer Stimme, in der sich etwa das Glück einer aus dem Fegefeuer ins Paradies getretenen Seele malte, rief: „Der Kronprinz spricht wieder!" Ich sah sie verwundert an. Und wieder ging es: „Er spricht ja laut! Er kann sprechen! Es ist das erstemal, daß ich es höre!" Und sie eilte ihm in die Arme!

Roheit trat unter der militärischen Begleitung hervor. Am Geburtstag der Kronprinzeß saß ich zur Abendtafel neben General v. Winterfeldt, „dem ältesten Herrn" des Kronprinzen, der selbst durch irgendein Halsleiden seine Stimme verloren hatte und nur heißer und halblaut krächzte. Wir saßen dem Kronprinzen um einen Platz aus der Achse geschoben gegenüber; er konnte also ganz gut hören, was wir sprachen, wenn wir nicht flüsterten. Mich ergriff der schweigend dasitzende, blühend aussehende, so geliebte Mann mächtig; ich flüsterte deshalb Winterfeldt zu: „Wenn ich den Kronprinzen so vor mir sitzen sehe in all der scheinbar blühenden Kraft und Schönheit, so kann ich nicht an die Natur seines Leidens glauben." Darauf Winterfeldt mit seiner rauhen, aber nicht zum Flüstern gedämpften Stimme: „Was wollen Sie, das ist ein toter Mann; warten Sie das Frühjahr ab." Dies Wort, bei dieser Gelegenheit, zu dieser Stunde! Ein Symbol der Isoliertheit, in der sich die Herrschaften unter ihrem militärischen Gefolge befanden.

In jenen Tagen war der Kronprinz außerordentlich mitteilsam gegen mich. Während anfänglich alle Unterhaltung schriftlich seinerseits geführt werden

Digitized by Google

mußte, sprach er nach 5 bis 6 Tagen, wenn auch in Flüsterstimme, viel. Meine Aufgabe war zunächst, außer daß er mich zu sehen wünschte, daß noch einmal all die für Reorganisation des Hofdienstes getroffenen Bestimmungen durchgesprochen werden sollten und aus den von ihm eigenhändig ins reine geschriebenen Orders das alles zunächst zu streichen (nach vorheriger nochmaliger Durchsprache im einzelnen mit ihm und der Kronprinzessin), was sich doch nicht zunächst ins Werk setzen ließ. Es gab da vielerlei umzuredigieren und der Herr war unermüdlich, die neue Reinschrift zu machen, da er den Glauben hegte, eine ganz durchaus autographe Order von ihm habe größere Autorität. Des Kaisers Ableben erwartete man für nah bevorstehend, wie es ja auch der Fall war. Er selbst war eine so reine Natur, daß er selbst damals des Vaters Leben um keine Stunde kürzer wünschte als das gesteckte Ziel sein sollte, aber bange Stunden hat er durchlebt, wenn er daran dachte, ob es ihm gelingen werde, noch seine Gedanken als Herrscher, wenn auch als kurz regierender Herrscher, zum Ausdruck zu bringen, jene Prinzipien von Gleichberechtigung der Stände, jene Ziele zivilisatorischer Art, kurz die Ideale des Geschlechtes, deren erster Repräsentant er war. Kaiser Wilhelm blieb stets der Mann, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts seine geistige Atmosphäre fand: pflichtgetreu, aber im Herzen partikularistisch, preußisch, nur widerwillig konstitutionell, weil er die Verfassung beschworen, und Soldat; der Kronprinz fußte mit seiner Erziehung und seinen Anschauungen doch auf den 48er Errungenschaften, streng konstitutionell, bürgerlich, kosmopolitisch angehaucht, erst Deutscher, dann Preuße (beides von ganzem Herzen), hohe Kulturziele im Auge, aber Feind alles Chauvinismus und des Vordrängens der Gloireidee. Sein Sohn, ein Kind der großen Erfolge der Kriege seines Großvaters, ganz aufgewachsen im Chauvinismus des jungen preußischen Offiziers, bildet deshalb innerlich einen Gegensatz zum Vater, einen Gegensatz, der so stark ist, daß die mit Kaiser Friedrich denkende Generation heut einfach beiseite gedrückt ist. Unsere Zeit war vorüber, ehe sie recht kam. Mit Lärm und Triumph haben uns die jungen verdrängt, die neue Generation. Sei es zum Heil des Vaterlandes! Ich glaube in kultureller Hinsicht leider nicht daran!

Die Mitteilungen des Kronprinzen, von denen ich eben sprach, bezogen sich zunächst auf seine eigene Vergangenheit. Er klagte über die Unbilden, die er von der Hofkamarilla, den streng Konservativen, habe stets erleiden müssen; wie man ihn absichtlich gereizt und mit seinem Vater auseinander zu bringen bestrebt gewesen. Nach seiner Rede in Danzig, als er die Preßverordnung des Ministeriums Bismarck öffentlich getadelt, habe seine Verhaftung an einem Haar gehangen. Das schlimmste aber seien die schändlichen Verfolgungen, denen seine Frau stets ausgesetzt gewesen. Die Kronprinzessin war zugegen. Ich entsinne mich nur des einen Details, das sie selbst erzählte. In Stettin war großes Diner, an dem der Kronprinz und Gemahlin teilnahm. Es war von irgendwelchem Vorkommnis die Rede, wo Damen sich ungeschickt benommen hatten. Die Kronprinzeß: ich verstehe das Betragen der Damen

Digitized by Google

nicht, worauf General v. Manteuffel ihr laut über Tisch sagte: Das werden Ew. K. Hoheit auch nie verstehen, denn Sie sind keine Deutsche, sondern eine Engländerin. Sie sei noch jung gewesen; die Beleidigung, dies der preußischen Kronprinzeß, der künftigen Landesmutter, ins Gesicht zu sagen, habe sie aber auf das tiefste gekränkt. Deshalb habe sie erwidert: „General, Sie vergessen, daß Sie zur Tochter eines deutschen Vaters, zur Gattin eines preußischen Prinzen, zu Ihrer, will's Gott, künftigen Landesmutter reden! Ich war redlich bemüht, täglich mehr Deutsche und Preußin zu sein; aber hüten Sie sich, durch solche Reden mich daran zu erinnern, daß in England dergleichen nicht vorkommen würde!"

Die militärische Umgebung des Prinzen, auch der Hofmarschall Graf Radolinski (später Fürst Radolin, wirklich verehrter Chef!), waren über mein Kommen empört. Man mißtraute mir, glaubte an allerlei Intrigen, namentlich sah der Korrespondenzsekretär Major v. Kessel seine Stelle als durch mich gefährdet an. (Kessel war arm und das Amt brachte ihm 7500 Mark.) In Berlin bereits hatte ich mehrfach zu empfinden gehabt, daß Kessel gegen mich aufzutreten bemüht war. Doch das sind kleine Dinge! Die Kronprinzeß erzählte mir selbst von der Wut gegen mich. „Ja, aber K. Hoheit, was hat man gegen mich; ich bin mir wahrlich keines noch so kleinen Unrechts bewußt. Ich gehe still meinen Weg, kümmere mich um nichts als meine Pflicht." — „Sie dienen uns treu und wir haben Sie lieb; Sie sind einer unserer wenigen Getreuen," erwiderte der Kronprinz selbst; „genug, daß man Sie anfeindet!" Wiederholt sprach mir hier der Kronprinz auch von Mackenzie, und ich bin es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß der hohe Patient selbst von dem später so arg kompromittierten Arzt in den allerwärmsten Ausdrücken der Anerkennung sprach: „Mackenzie hat an mir gehandelt wie ein Vater." Jetzt begreife ich, daß man sagt, die Nähe des Arztes sei dem Patienten bereits eine Wohltat usw. Er war sehr entrüstet über die Anfeindungen der deutschen Ärzte gegen den Mann seiner Wahl.

Die Zeit, welche ich mir in San Remo zu bleiben vorgenommen, ging zu Ende. Ich fühlte, daß ich den Vorrat des Mitteilungswerten erschöpft hatte und nun langweilig geworden wäre, und bat deshalb um Urlaub. Der Kronprinz wollte davon nichts hören, ebensowenig sie; auch Prinz Heinrich sagte mir: „Sie sollten nicht gehen; Ihr Hiersein macht meinem Vater Freude, also bleiben Sie doch!" — „Ja, K. Hoheit, ich erkenne die Gnade des Kronprinzen dankbar an, aber ich möchte sie deshalb auch nicht verscherzen. Ich kam hierher ohne jede Vorbereitung. Ich fürchte, mein gutes Renommee als dem Kronprinzen werter Unterhalter zu verlieren, wenn ich länger bleibe." So erhielt ich Urlaub mit dem Beding, im März wiederzukommen! Der Abschied war überaus herzlich, von beiden Herrschaften. Kaum war ich am Vorabend vor einer halben Stunde aus der Villa geschieden, so brachte mir der Leibjäger eine große Photographie des Herrn, die letzte Aufnahme mit eigenhändiger Dedikation unter Nennung meines Namens auf dem Blatt.

Digitized by Google

Die Kronprinzeß war in der Frühstunde meiner Abreise schon auf und beschied mich vom ersten Frühstück fort noch einmal zu sich. —

So ging ich bester Hoffnungen voll nach der Heimat zurück. Den greisen Kaiser Wilhelm sah ich zuletzt am Ordensfest. Ich schrieb damals schon an Graf Seckendorff, daß er wie eine wandelnde Leiche aussähe; es müsse mit ihm in Bälde zu Ende gehen. Der Anblick hatte etwas Tiefergreifendes. Der alte Herr hielt es für seine Pflicht, wenigstens auf eine Stunde die neuen Ritter zu begrüßen, so tat er es, so qualvoll ihm die Leistung war. Jeder von uns, der ihm seinen Orden vorführend sich verbeugte, muß, meine ich, dies als eine Abschiedshuldigung an den greisen Mann, dem das Vaterland so viel verdankt, angesehen haben . . .

Die Zeit war da, die viele so heiß ersehnt, ich mit ihnen. Aber völlig anders ließ sie sich an, als erwartet. Von Anfang an zeigte sich eine in Preußen unerhörte Opposition, ein vorerst passiver Widerstand gegen den neuen Kaiser. Seine Ordres von San Remo wurden zum Teil, weil sie nicht von Ministern gegengezeichnet waren, nicht für voll anerkannt; andererseits unterließ man es, ihm nach San Remo hin Ordres für die nächsten Dinge, die geschehen mußten, zu unterbreiten. So wußte niemand für die Beerdigung des Toten ein noch aus.

In San Remo war verabredet worden, daß beim Tode des Kaisers der neue Kaiser die sogenannten Königskammern im Alten Schloß als sein Repräsentations- und zum Teil auch Wohnquartier beziehen wollte. Für gewöhnlich solle das Palais seine Wohnung bleiben, aber alle Empfänge, Diners usw. sollten im Schloß stattfinden. Der Bau des neuen Schlosses in Bellevue, eine alte bereits im Plane fertige Idee der Herrschaften, sollte angesichts der Krankheit des Prinzen unterbleiben, dagegen die Königskammern umgehend fertiggestellt werden. (Auch plante man den Ausbau des Schlosses Grunewald, um den kranken Herrn von Sonnabend abend bis Montag früh etwa in die gesunde Waldeinsamkeit übersiedeln zu können.) Ich hatte Order, mit dem Architekten Ihne diese Dinge zu besprechen und vorzubereiten. Das war geschehen. Aber die schwerere Erkrankung des Prinzen änderte diese Pläne wieder. Von San Remo aus überlegte man, wo ein Schloß zu finden, in dem der kranke Herr die etwa sich bietenden vereinzelten Frühlingsstunden mit Sonnenschein genießen könne, und verfiel auf Charlottenburg. Theoretisch war das ganz richtig. Aber die Praxis! — Das Schloß war seit Friedrich Wilhelms IV. Tagen nicht bewohnt gewesen; alljährlich wurden nur 9000 Mark für seine Unterhaltung aufgewendet; so war es in einem verwahrlosten Zustande. Die Fenster schloßen nicht, die Feuerungen waren unweltlich, die Tapeten fielen zum Teil in Fetzen von den Wänden, so im späteren Salon der Kaiserin, was nie geändert wurde. In den Erdgeschoßräumen mischten sich Reste der Einrichtung Friedrich I. mit späteren Dingen zu einem unglaublich geschmacklosen und verschliffenen Ensemble. Oben hatten die Meininger Herrschaften einige Zimmer innegehabt; in deren armselige

Digitized by Google

Möblierung wurde der Kaiser untergebracht. Das kunstsinnigste und kunstgewerbeliebendste Fürstenpaar, das wir in Deutschland gehabt, kam in Räume, die den Verfall — und die Verwahrlosung — auf der Stirn trugen. Denn — das sei hier eingeschoben — der alternde Kaiser Wilhelm war sparsam geworden, seine Architekten waren kurzsichtige Männer ohne wahre Liebe zur Sache, so verwahrlosten unter ihm alle Schlösser. Das Prinzip seiner Verwaltung war: viel Schlösser; ihr Zustand war gleichgültiger. Kaiser Friedrich proklamierte: Beschränkung der Zahl der Schlösser; die vorhandenen aber auf das sorgfältigste behandeln.

Als der telegraphische Befehl aus San Remo für Herrichtung von Charlottenburg kam, waren nur noch zweieinhalb (wenn ich recht erinnere) Tage bis zur Ankunft des Kaisers. Die elenden Heizvorrichtungen wurden mit Macht in Anspruch genommen. Das Wasser floß von den Wänden der durchkälteten eisigen Räume; noch sechs Stunden vor seiner Ankunft war es eisig kalt und in seinem Schlafzimmer stellte man eiserne Öfen auf, um nur etwas bewohnbare Temperatur zu schaffen. Von einer Änderung des Mobiliars war keine Rede. Die alte Verwaltung war auch zu böswillig dazu. Die Beleuchtung der Höfe und Zugänge war über alles Maß traurig. Man hatte den Eindruck, in ein Totenhaus zu kommen. Ich ging deshalb zu Siemens & Halske und erlangte von ihnen in Anbetracht des Zieles, dem es galt, die Zusage, daß sie auf Befehl eine Lokomobile aufstellen und noch in der kurzen Zeit 24 elektrische Bogenlichter einrichten wollten. Mit diesem Versprechen ging ich ins Hofmarschallamt, da ich wußte, welchen Wert der kranke Fürst gerade auf solche helle Einfahrt bzw. Beleuchtung der Haupträume legte. Ich wurde mit groben Worten abgewiesen. — Die Einfahrt des Kaisers bei Schneesturm, Kälte und Dunkelheit war wie eine symbolische Todesfahrt! Und man konnte es so leicht ändern, wenn man wollte! So trat er in ein Schloß, von dessen Wänden die Nässe, durch das starke Heizen erst recht hervorgetreten, in Strömen niederfloß. Das Wetter, bis dahin erträglich, schlug fünf Stunden vor Ankunft des neuen Kaisers in ein furchtbares Schneetreiben um. Dennoch ertrug er die Reise und die ersten Tage, ja selbst Wochen seines Berliner Aufenthaltes besser als man erwarten konnte. Die Ärzte hatten ihm als Regime vorgeschrieben, täglich ein bis anderthalb Stunden Empfang bzw. Arbeit mit den Ministern, dann ein bis anderthalb Stunden Spaziergang im Freien, wenn es das Wetter erlaubte, oder in der durchwärmten, nicht gerade sehr geschmackvoll eingerichteten langen Orangerie, in der die Orangenbäume überwintert wurden. Dinge, die ihn belebten und persönlich interessierten, wurden während dieser Promenaden abgemacht: so wurden die neuen Ankäufe der Museen, Baupläne des Staates usw. hier aufgestellt und er nahm während des Gehens hier Vortrag darüber entgegen. Nachmittags von $2^1/_4$—$3^1/_4$ sollte er schlafen, und zwar, damit dies Gebot nicht überschritten wurde, im Bett. Die Stunden änderten sich im Lauf der Zeit vielfach. Sonst war der Nachmittag auch Arbeiten gewidmet.

Digitized by Google

Am ersten Mittwoch, den der neue Kaiser in Berlin zubrachte, ich entsinne mich zufällig des Tages, erreichte mich ein Brief des Grafen Seckendorff, die Kaiserin wünsche mich um 6 Uhr zu sprechen. — Ich muß hier einschalten, daß in San Remo und seit Jahr und Tag schon die Rede davon gewesen, daß die damalige Kronprinzeß ein Schloß als persönlichen Besitz erhalten solle. Der Prinz wollte es ihr schenken, damit sie, unabhängig vom Krongut, ihr Eigentum in ihrem Sinne und Geschmack schaffen, mit ihren Kunstsachen ausstatten, als ihren Witwensitz benutzen und schließlich als Legat vermachen könne, wem sie wolle. In San Remo war viel von der Marksburg am Rhein die Rede gewesen, ein Ort, gegen den ich mit aller Energie gesprochen hatte. Man wußte damals nicht recht, wofür sich entscheiden, deshalb riet ich, der Prinz solle in seinem Testament der Gattin ein Legat von mindestens 500000 Mark zum Ankauf eines Besitzes ihrer Wahl machen. Denn an ein größeres Gut dachte man nie. Ich folgte dem Befehl, der mich ins Schloß rief; es war ein trübes Wiedersehen. Welch Kaiserinnengemach! In Fetzen hing der alte verschlissene rote Damast! Ein Mobiliar und Gemälde der schlimmsten Art; verbogene Armleuchter, Schmutz: schlechter als in einem der italienischen (venezianischen) Hotels, die sich mit altem Palastgerümpel ihr Mobiliar zusammenstoppeln. Die Begrüßung war sehr herzlich, und da ich das Gefühl hatte: hier drängen die Dinge sich in kurze Zeit zusammen, man darf nicht viel mit Vorverhandlungen verlieren, sagte ich: „Majestät, nach dem, was wir in San Remo gesprochen und was Sie nach meiner Abreise erlebt, muß ich sagen, so schmerzliches ich im Herzen trage, ich danke Gott, daß die Kaiserkrone noch auf Ihre beiden mir so verehrten Häupter gekommen." Die Kaiserin hatte offenbar eine ähnliche Wendung gewollt. „Ja", sagte sie, „ich will unsere Gespräche aus San Remo aufnehmen. Sie kennen mich und meine Lage. Gott gebe dem Kaiser Gesundheit! — Aber Mackenzie sagt mir, ich muß jeden Augenblick auf alles vorbereitet sein. Nun ist für meine Zukunft gar nichts geschehen!" — „Ein Testament wird doch da sein, Majestät?" — „Nein!" — „Dann, Majestät, ist es heilige Pflicht, daß der Justiz- und der Hausminister dafür sorgen. Darin vermag ich selbstverständlich nichts; aber Ihre Kavaliere, der Graf Radolinski, der Ihnen aufrichtig ergeben ist, müssen und werden dafür sorgen." Die Kaiserin sprach dann davon, daß von dem Erwerb eines Gutes für sie nicht wieder die Rede gewesen. Es fehle immer noch das wünschenswerte Objekt. Deshalb erscheine ihr mein Vorschlag, eine Summe zu fixieren, der richtige. Sie wolle und könne dem Kaiser das aber schwer sagen und habe niemand, dem sie diese Kommission übergeben möchte, die Sache könne leicht falsch verstanden werden. Es blieb mir nichts übrig als mich zu erbieten, die Aufgabe zu übernehmen. Ich durfte es deshalb vielleicht am ehesten, weil ich noch nie für mich oder andere etwas erbeten hatte. Es war $6^3/_4$ Uhr geworden, als plötzlich der Lakai den Kaiser meldete. Er hatte bis dahin geschlafen. Er erschien wie gewöhnlich im Interimsuniformrock, der offen

Digitized by Google

war, eine leichte schwarze Mullbinde verbarg die Kanüle. Etwas magerer, angegriffen, aber immer noch viel besser als ich gefürchtet. Als er mich sah, blieb er nach seiner Art in der Tür einen Augenblick stehen, breitete beide Arme aus, als wollte er mich aus der Entfernung umarmen. Ich eilte ihm entgegen; mit kräftigem Schritt ging er durchs Zimmer, streckte mir die Hand entgegen, die ich küßte, dann zog er mich, mit dem rechten Arm mich umfassend, an seine Brust und stand so, mich innig wie ein Vater an sich drückend, ein paar Sekunden vor der Kaiserin, deren herzlicher Blick die außergewöhnlich gütige Behandlung, die ich erfuhr, guthieß. Oft habe ich in den späteren Tagen, da mir die folgende Regierung Argwohn aller Art entgegenbrachte, an diesem Moment mich aufgerichtet: Kaiser Friedrich und seine Gemahlin haben mir Vertrauen und Liebe entgegengebracht, sie haben nicht nur den Beamten, sondern auch den Menschen gern gehabt, an seine Brauchbarkeit, seine Ergebenheit, sein Herz geglaubt. Ihnen gehöre ich mit vollem Herzen zu. Es ist das gekommen, weil wir gegenseitig die Kulturbedürfnisse der Zeit in gleicher Weise empfanden. Vielleicht ist die neue Zeit viel mehr im Recht; ich weiß es nicht. Mein Herz gehört den Idealen Kaiser Friedrichs. Nach einer kurzen allgemeinen Unterhaltung, die der Kaiser durch Gesten, kleine Notizen, oder, indem er sich die Kanüle zuhielt, durch geflüsterte Worte mit führte, nahm er mich mit in sein Arbeitszimmer, da noch einiges an den Erlassen über Reorganisation des Hofdienstes geändert werden solle. Es sollte nämlich ein bereits eingetragener Name für den Vorstand der Gartenabteilung (Freiherrn v. Ompteda, K. Kammerherr in Wiesbaden) vorerst wieder beseitigt werden. Der Name stand so fest und dick in der vom Kaiser eigenhändig gemachten Reinschrift. Ein Ausradieren war unmöglich. Durchstreichen wollte der Kaiser nicht, da man dann doch immer noch gesehen hätte, wer gemeint war. Ein Zuschmieren mit Tinte hätte das Papier durchfressen. Was machen? Ich erbot mich zur Abschrift des Blattes oder eventuell des ganzen Erlasses. Beides wollte der Kaiser nicht. Darüber trat die Kaiserin ins Zimmer und erzählte mir erklärend, daß zunächst Graf Perponcher (Louis oder Wilhelm) im Amt erhalten werden solle. Sie hätten durch ihre Hofdame, die Tochter desselben, gehört, daß es doch im Familieninteresse sehr wünschenswert sei. Ich war nicht wenig erschreckt über dies Vermischen persönlicher und sachlicher Interessen; allein jetzt bei dieser Gesundheitslage des armen Kaisers und den wichtigeren Geschäften, die ihn in Anspruch nahmen, schienen mir Gegenvorstellungen nicht richtig. So schlug ich vor, mit dicker chinesischer Tusche den Namen zu decken. Weder die Kaiserin noch Seckendorff hatten welche. Ich versprach deshalb, sofort nach meiner Heimkehr durch einen Boten ein Stück nebst Pinsel und Tuschnapf senden zu lassen.

Als wir wieder allein waren, fragte mich der Kaiser, wie ich ihn aussehend fände, und ich sagte ihm wieder, daß ich doch erstaunt sei, ihn relativ so gut zu sehen; ich hätte nach allem, was er seit Dezember durchgemacht,

Digitized by Google

ihn schlechter erwartet. Er nahm das fast übel, wies auf Gesicht und Hände und ließ mich verstehen, daß er sich recht wenig gut fühle. Zugleich wies er seufzend auf einen Stoß Akten, die alle noch unterschrieben sein müßten bis morgen früh. Ich fragte, ob er denn dem Kronprinzen nicht das Unterschreiben der vielen völlig indifferenten Akten, wie Patente, Ernennungen, Urlaube usw. überlassen wolle. Er schüttelte mißmutig den Kopf. Er stand offenbar noch unter dem ersten Zauber der Macht, wollte auch die ihr zukommenden Pflichten alle selbst erfüllen, solange es anging. Später trat ja bekanntlich eine Änderung darin ein. (Schluß folgt)

Die Familienorganisation als Grundlage des privaten und öffentlichen Lebens in China

Eine kulturgeschichtliche Untersuchung

von

Dr. F. E. A. Krause (Heidelberg)

(Schluß)

Wir wenden uns zu den inneren Fragen des Familienlebens, zur Betrachtung von Ehe, Hochzeitsbrauch, Scheidung, Adoption und Witwenrecht.

Im Gegensatze zu anderen Völkern, bei denen in der Urzeit die Endogamie weit verbreitet war, und auch zu uns, die wir ja bis heute teilweise Endogamie haben, ist in China die Exogamie streng durchgeführt.

Diese Konsequenz hat der chinesischen Gesellschaft ihre Zähigkeit gegeben. Die Exogamie gilt für alle Personen, die den gleichen Familiennamen führen. Diese Beschränkung ist eine sehr weitgehende, da es in dem großen Lande nur etwa 500 Familien gibt. Seit ältester Zeit wurde die verbotene Heirat innerhalb des eigenen Clans als Incest bestraft.[1]) Bei Heiraten eines Mannes und einer Frau mit gleichem Familiennamen — t'ung-hsing — erhielten nach dem Staatsgesetz beide Teile 60 Bambushiebe und die Ehe wurde getrennt.

Zweck der Ehe ist Kindergeburt, und zwar Geburt von Söhnen, da Töchter ja der Familie verlorengehen.

Der Mädchenmord existiert in China tatsächlich bis heute. Bei armen Leuten lohnt die Erziehung einer Tochter nicht gegenüber der Summe, die sie bei ihrer Verheiratung an ihr verdienen. Töchter sind eben für die Familien-

[1]) Ein vielerörterter Fall wird schon von dem halbmythischen Kaiser Mu-wang aus dem 10. Jahrhundert berichtet. Lun-yü VII., 30 und Shih-ki 67 erzählen, daß Chaokung von Lu eine Frau aus dem Fürstenhause von Wu heiratete, die nach alter Abstammung den gleichen Familiennamen Chi hatte, und dies verdeckte, indem er sie Wu Mêng-tse nannte.

Digitized by Google

idee wertlos. Ihr Mord ist nach der in China geltenden patriarchalischen Auffassung ein unbestreitbares Recht der Eltern. Die Tötung von Söhnen dagegen wäre ganz undenkbar. Denn zahlreiche Söhne geben ja dem Familienverbande Stärke und Ansehen und gewährleisten die sorgsame Pflege der Ahnen.

Namentlich in Südchina kommt der Mädchenmord häufig vor. Sie werden unmittelbar nach der Geburt ertränkt. An den Wasserläufen sind oft Tafeln angebracht mit der Aufschrift: chin-ni-nü — „Mädchenertränken verboten!" Besondere Vereine machen sich den Kampf gegen die Unsitte durch Traktate und Moralpredigten zur Aufgabe, worin sie von den fremden Missionen unterstützt werden.

Ausgesetzte Mädchen werden in Findelhäusern, die von reichen Chinesen gestiftet und dotiert sind, erzogen und später als Konkubinen verkauft. Arme Eltern treten ihre jungen Töchter auch gegen eine Geldentschädigung an Bordelle ab.

Die Eltern ziehen es aber oft vor, ihre Töchter gleich zu töten, statt sie später aus Armut verkaufen zu müssen oder nicht verheiraten zu können. Das Gesetz kümmert sich nicht darum, denn es greift nicht in interne Dinge der Familie ein. Der Familienvater hat unumschränkte Gewalt und auch unangefochtenes Recht über das Leben der Kinder nach Belieben. Es ist zu erinnern, daß die gleiche patria potestas im republikanischen Rom bestand und daß auch das Gesetz des Solon die Tötung Neugeborener erlaubte.

*

In ältester Zeit mußten die Söhne Töchter aus anderen Familien, die der eigenen feindlich waren, rauben. Bei allmählicher Besserung der nachbarlichen Verhältnisse trat an die Stelle des Frauenraubes der Frauenkauf. Praktisch werden die Frauen in China bis heute gekauft, wenn dies auch von Chinesen den Europäern gegenüber meist abgeleugnet wird. Die Kaufsumme wird als ein zeremonielles Geschenk oder als eine Vergütung für die Erziehungskosten der Braut erklärt.

Eine wichtige Rolle bei der Eheschließung spielt der Vermittler — mei —.[1])

Jede Heirat ist eine Angelegenheit der beiden beteiligten Familien, die Eheleute selbst haben dabei nichts zu sagen, die Familie verfügt über sie. Der Sohn muß die ihm von den Eltern bestimmte Frau heiraten ohne eigene Wahl. Sie ist meist unwissend und nimmt am geistigen und geschäftlichen Leben des Mannes nur geringen Anteil.

Nach Abschluß der Verhandlungen wird vom Vermittler, der bei allen Zeremonien die Hauptrolle spielt, ein Kontrakt — hun-shu — aufgesetzt, der reine Privatsache der beiden Familien ist und keiner staatlichen Kontrolle

[1]) „Wie zum Spalten des Holzes ein Beil nötig ist, so ist der Abschluß einer Heirat ohne Vermittler unmöglich." (Shih-king I, 8, 7).

Digitized by Google

unterliegt. Mit der Auswechslung dieses Vertrages ist die Heirat — p'ing — perfekt. Rücktritt von einer Heiratsabrede — li-yin — ist nur im vollen Einverständnis beider Familien möglich.

Zu den Hochzeitsriten gehören noch heute zwei Zeremonien, die unmittelbar das Wesen der Heirat als Brautkauf dartun. Die gekaufte Ware muß bezahlt und abgeliefert werden.

In feierlichem Aufzuge erfolgt die prunkvolle Übersendung der Hochzeitsgeschenke — p'ing-li —, wobei die gesamte Familie als Zeugen des Kaufgeschäftes zugegen ist. Die Höhe der Kaufsumme — hun-yin-ts'ai-li — ist durch den Vermittler vorher genau festgesetzt.

Die Ablieferung der Braut — ying-ch'in — erfolgt ebenfalls in feierlicher Prozession. Hierfür wird ein glückbringender Tag und Stunde ausgewählt. Der Zeitpunkt muß genau eingehalten werden. Ein Brautzug darf ebensowenig wie ein Leichenzug aufgehalten werden. Selbst hohe Beamte weichen ihm aus, um nicht schuld zu sein an einem durch Verzögerung und Versäumen der günstigen Stunde verursachten Unheil.

Auf die Zeit des Frauenraubes geht die Sitte zurück, daß die Braut bei ihrer Abholung sich verstecken, sich sträuben und weinen muß. Die Freunde des Bräutigams nehmen sie mit Gewalt fort, woraus sich oft ein richtiges Kampfspiel entwickelt. Wir kennen analoge Sitten bei vielen Völkern, z. B. bei Südslawen.

Nach der Einführung der Braut in das neue Haus folgt eine Art Brautschau — chien-ch'in-niang —, bei der die junge Frau im Vorhause oder auf offener Straße allen Verwandten und Freunden gezeigt wird. Die Freiheit dieser Brautschau wird oft zu derben Späßen mißbraucht.

Die Hochzeitskleider sind mit vielem symbolischem Schmucke versehen, wodurch die Einflüsse böser Geister vertrieben, der Segen der guten Naturkräfte gesichert werden soll.

Die chinesische Sprache hat verschiedene Ausdrücke für „heiraten", vom Standpunkte des Bräutigams und der Braut, die bezeichnend sind: der Mann nimmt eine Frau — ch'ü —, die Frau tritt in ein neues Haus ein — chia —.

Im Gegensatze zur japanischen Auffassung wird in China auf die virgo intacta unbedingter Wert gelegt. Eine junge Frau, die sich nicht als Jungfrau erweist, wird ihren Eltern unter Rückforderung der Hochzeitsgeschenke umgehend zurückgeschickt. Zum Hochzeitsbrauch gehört das weiße Tuch, das nach Vollzug der Ehe mit dem Beweise der Virginität den Brauteltern zugeschickt und im Familienarchiv aufbewahrt wird.

*

Die chinesische Ehe ist zugleich monogam und polygam.

Daß möglichst jeder Chinese heiratet, ist seine Pflicht gegen die Ahnen. Denn er muß für Fortsetzung ihres Dienstes durch Nachkommen sorgen. Keine Kinder zu haben ist die größte Pietätlosigkeit gegen die Familie.

Digitized by Google

Mit der Ausdehnung der Familie wächst ihre Stärke. Je mehr Nachkommen vorhanden sind, desto fester ist der Ahnenkult gesichert. Die Ahnen aber beschützen aus Dankbarkeit für ihre Pflege wiederum die Lebenden. Diese Wechselbeziehung zwischen Lebendigen und Toten ist ein Grundzug der chinesischen religiösen Anschauungen. Das Zentrum des Stammeslebens ist der Ahnentempel, die Familie hat ihre religiöse Grundlage im Ahnenkult.

So groß die Fruchtbarkeit des Volkes ist, so groß ist auch die Kindersterblichkeit in China. Es wird also jeder Chinese so viele Kinder zu erzeugen bestrebt sein, als er ernähren kann, und dazu so viele Frauen heiraten, als er irgend bezahlen kann. Das ist vollkommen selbstverständlich. Der anständige Mensch ist in China stets verheiratet und die Polygamie ist lediglich eine Geldfrage. Unverheiratet bleibt nur, wer das Heiratsgut nicht aufbringen kann. Die Polygamie der Reichen, die sich mehrere Frauen kaufen können, verursacht aber einen Mangel an Frauen und treibt die Kaufpreise in die Höhe. Daher gibt es in China nur sehr wenig unverheiratete Frauen.

Während das Mädchen wenig gilt, wird die Frau durch die Ehe gehoben. Aber erst als Mutter erlangt sie Einfluß. Völlig selbständig ist sie nie in ihrem Leben.[1]) Erst als Witwe erlangt sie wirkliche Autorität. Als Tochter und Gattin ist die Frau eine Sache. Daher trauern die Eltern und der Mann nicht bei ihrem Tode. Die Kinder aber sind der Mutter den gleichen Respekt wie dem Vater schuldig, und als Witwe tritt sie teilweise in die Rechte des Vaters. Bei des Vaters Lebzeiten dauert die Trauer um die Mutter für die Kinder nur ein Jahr, nach des Vaters Tode aber drei Jahre. Der Trauerkodex, der in China auf das Genaueste beobachtet wird, unterscheidet fünf Stufen je nach dem Grade der Verwandtschaft. Die Trauer um die Eltern, den Vater oder die verwitwete Mutter, dauert bis ins dritte Jahr — san-nien-sang — (nicht volle drei Jahre, sondern siebenundzwanzig Monate). In dieser Zeit dürfen die Kinder kein öffentliches Amt bekleiden, keine Hochzeit schließen, kein Festmahl feiern.

*

Die Struktur der chinesischen Familie aber kann selbstredend nur eine vollberechtigte Hauptfrau — ch'i — anerkennen. Weitere Frauen, die einfach als Hilfsmaschinen zur Erlangung zahlreicher Nachkommenschaft anzusehen sind, haben nur den Rang von Nebenfrauen — ch'ieh —.[2])

Alle Kinder von Nebenfrauen gehören der Hauptfrau. Die Kinder von der Hauptfrau — ti-tse — und von den Nebenfrauen — shu-tse — sind unter

[1]) „Die Frau ist ein abhängiger Mensch (in dreifacher Weise): Jung von ihrem Vater oder den älteren Brüdern, verheiratet von ihrem Manne, nach des Mannes Tode vom (ältesten) Sohne." (Li-ki, Abschnitt chiao-t'ê-shêng).

[2]) Gegen die Familiensitte heiratete der Kaiser Shun in mythischer Zeit die beiden Töchter des Kaisers Yao (Shu-king, Kapitel Yao-tien am Schluß). Er hatte also zwei Hauptfrauen. Auch in Roman Yü-Chiao-Li heiratet der Held die beiden Nichten. — Kaiser Shun verstieß auch gegen die Sitte, indem er heiratete, ohne die Eltern zu befragen. (Mêng-tse, lib. III, 2, Kap. 26).

Digitized by Google

ſich gleichberechtigt. Legitime und illegitime Geburt macht keinen Unterſchied im Erbrecht und Ahnendienſte.

Eine Nebenfrau wird genau wie die Hauptfrau durch Zahlung eines Heiratsgutes gekauft, die feierlichen Hochzeitszeremonien aber fallen fort.

Eine Frau der beſſeren Stände bringt ihrem Manne in der Regel zwei junge Sklavinnen als Konkubinen in den Haushalt mit. Sie leiſten Dienſte in der Wirtſchaft und werden im Harem zu Nebenfrauen auf Nachwuchs erzogen.

Um für Wohlhabende den Kauf von Nebenfrauen zu erleichtern, errichten Vermittler Mädchendepots mit freier Beſichtigung. Dieſe ſind an ſich keine Bordelle, wandeln ſich aber von ſelbſt leicht dazu um. Der Unternehmer kauft junge Mädchen von armen Eltern um geringe Summe auf, bildet ſie aus, um ſie als Konkubinen weiterzuverkaufen oder als Freudenmädchen zu verkuppeln. Heiratsvermittlung und Bordellweſen liegen daher meiſt in einer Leitung. Die Romanliteratur zeigt das Unverfängliche der Bordelle für chineſiſche Begriffe, was ſich ja in Japan noch naiver ausdrückt. Liebe und Ehe gehören in China nicht zuſammen. Die Heirat wird ausſchließlich von Familienrückſichten beſtimmt, Liebesehen ſind ſo gut wie unbekannt, und romantiſche Beziehungen ſpielen in Bordellen.

*

Die Hauptfrau hat meiſt verkrüppelte Füße, die Nebenfrauen dürfen auch den Schönheitsfehler normaler Füße haben. Hierbei iſt jedoch zu betonen, daß die Fußverkrüppelung chineſiſche Sitte iſt, alſo bei den Mandſchu nicht vorkommt, ebenſo wie der Zopf mandſchuriſche Sitte war und erſt 1644 nach der Eroberung des Landes dem ganzen Volke von China als ein Zeichen der Unterwerfung gewaltſam aufgezwungen wurde. In früherer Zeit trug kein Chineſe einen Zopf, und die Revolution hat mit dem Sturze der fremden Dynaſtie auch den Zwang dieſer Haartracht aufgehoben.

Die Bauernbevölkerung braucht arbeitsfähige Frauen, denn in ihren Händen ruht faſt alle Landarbeit. Sie kann ſich alſo den Luxus der Fußverkrüppelung nicht leiſten. Da nun aber jede Mutter wünſchen wird, daß ihre Tochter als Hauptfrau, nicht als Konkubine verheiratet wird, und an einen wohlhabenden Mann, nicht an einen Bauern, ſo wird ſie ſtets, wenn irgend möglich, bei ihrem Kinde die Fußeinſchnürung befürworten. Deshalb iſt dieſe Unſitte trotz vieler Beſtrebungen vernünftiger Chineſen bis heute noch keineswegs ausgerottet. Selbſt kaiſerliche Edikte dagegen erwieſen ſich als fruchtlos.[1])

Die Herkunft dieſer Sitte der kleinen Füße iſt unbekannt, ſie iſt aber ſchon in der T'ang-Zeit als beſtehend nachzuweiſen und ſeit dem 12. Jahrhundert all-

[1]) Der Mandſchu-Kaiſer K'ang-hſi verbot ſie 1665, mußte das Edikt aber 1720 als undurchführbar aufheben. Auch die Kaiſerin-Witwe Tz'u-hſi empfahl die Abſchaffung. Die europäiſchen Miſſionen haben ſich, ebenſo wie ein 1895 in Shanghai begründeter chineſiſcher Verein — t'ien-tsu-hui — ſehr um die Beſeitigung dieſer Mädchenquälerei bemüht, im Landesinnern aber großen Erfolg nicht erreichen können.

Digitized by Google

gemein üblich gewesen. Da verheiratete Chinesen mit ihrer Familie kaum jemals auswandern, Chinesen im Auslande meist fremde Frauen als Nebenfrauen heiraten, ist die Fußverkrüppelung nicht über Chinas eigene Grenzen hinausgetragen worden.

Die Frage der Auswanderung hängt ihrerseits eng mit der Ehefrage zusammen. Die Verpflichtung gegen Eltern und Ahnen fordert, daß jeder heiratet und für Nachkommen sorgt. Wer dazu im Heimatlande zu arm ist, muß ins Ausland gehen, um dort bei höheren Löhnen durch Arbeit und Sparsamkeit so viel Geld zu verdienen, daß er sich bei der Rückkehr nach China eine Frau kaufen kann. Dies ist fast allein der Grund für die starke Auswanderung der Chinesen. Darum sind Chinesen im Auslande stets gute, fleißige, sparsame Arbeiter. Es sind nicht schlechte Elemente, die auswandern, sondern arme Leute, die in einem Lande mit günstigeren Lohnbedingungen die Mittel zum Kaufe einer Frau und Begründung einer eigenen Familie erwerben wollen. Sie werden nur selten länger im Auslande bleiben, als bis sie diesen Zweck erreicht haben.

*

Das Staatsgesetz kümmert sich nicht um die Regelung der häuslichen Verhältnisse. Der pater familias besitzt unumschränkten Absolutismus über seinen Hausstand. Unter seiner Oberherrschaft regiert im Harem die mater familias, d. i. die Hauptfrau, mit absoluter Gewalt. Die Nebenfrauen, Kinder und Schwiegertöchter sind ihr unbedingt unterworfen. Die Nebenfrau betrauert die Hauptfrau bei deren Tode als Mutter.

In einem größeren Harem genießen die Hauptfrau und die jüngste Nebenfrau eine bevorzugte Stellung. Erstere führt das Regiment, letztere besitzt die Liebe des Mannes.

Aus dem Gesagten ergibt sich auch das Schicksal einer Europäerin, die einen Chinesen heiratet. Sie kommt selbstredend unter die Herrschaft der Schwiegermutter, und zwar meist in der Stellung einer Nebenfrau. Es erscheint Pflicht, hierüber aufzuklären.

Bei der häuslichen Erziehung werden die Knaben und Mädchen vom siebenten Jahre ab getrennt. Außerhalb des Hauses soll die Frau ihr Gesicht verschleiern. Die Töchter sollen zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre verheiratet werden. Nur aus triftigen Gründen, wie großer Familientrauer, darf der Termin bis zum dreiundzwanzigsten Jahre hinausgeschoben werden.[1])

Die verheiratete Frau — nei-jen — verbringt ihr Leben im Innern des Hauses. Sie kommt nach der strengen Sitte nur zweimal im Jahre ins Freie, nämlich zum Besuche der Ahnengräber beim Feste des ch'ing-ming und zu

[1]) Nach dem Chou-li sorgte ein besonderer Beamter — mei-shih — von Staats wegen dafür, daß die Männer mit dem dreißigsten, die Mädchen mit dem zwanzigsten Jahre heirateten. Diese Termine erklärt Konfuzius (im Chia-yü, Kap. 26) für die Altersgrenze, die nicht überschritten werden darf.

Digitized by Google

Neujahr. Die neueste Zeit und die Revolution haben manche Beispiele von Frauenemanzipation gebracht, sogar das Auftreten einiger Suffragetten in Shanghai, die für die allgemeine Kulturbetrachtung ohne Belang sind. Auf modernste Reformen, die bisher noch nicht in die breiten Volksschichten gedrungen sind, nehmen wir daher keine Rücksicht.

*

Ein Kind einer Nebenfrau hat also zwei Mütter, seine leibliche Mutter und die Hauptfrau. Praktisch wird dies auch tatsächlich so gehandhabt und kommt z. B. beim Trauerkodex zum Ausdruck.

Besonders zu erwähnen ist noch die Sitte des „Herbeiwinkens eines Schwiegersohnes" — chao-hsü —, jene eigentümliche Form der Ehe, durch die sich eine arme Familie, die nur Töchter hat, für ihren Ahnenkult Nachkommen verschafft. Sie bildet die Umkehrung der sonst üblichen Heiratssitten. Die Tochter verläßt nicht das Haus ihrer Eltern, der Schwiegersohn wird in die Familie der Braut aufgenommen, er wird Eigentum der Brauteltern, und die Kinder gehören der mütterlichen Familie. Da hierbei dem Manne nicht die Frau ausgeliefert wird, braucht er auch keinen Preis für sie zu zahlen.

Diese Eheform stellt also einen Rückschritt zum Matriarchat dar. Wir kennen in Europa analoge Fälle beim Prinzgemahl in Fürstenhäusern mit weiblicher Thronfolge.

In China wird sich zu solcher Eheschließung natürlich seinerseits auch nur ein ganz armer Mensch hergeben, der keine Frau bezahlen kann. Sie kommt daher nur in den untersten Schichten vor. Es wird dabei ein doppelter Zweck erreicht: ein armer Mann bekommt umsonst eine Frau; ein Vater, der nur Töchter hat, erhält Nachkommen für seine Familie, ohne daß er die Kosten für die Adoption eines Sohnes bezahlen muß, die der Reiche im gleichen Falle wählt. Der Schwiegersohn ist dafür, daß er kostenlos eine Frau erhält, verpflichtet, seine Schwiegereltern in allem zu ernähren. Der Schwiegervater belädt also quasi den Mann mit einer Hypothek, nämlich der Tochter. Diese Frau, für die er nichts bezahlt, muß er dann in der Familie abarbeiten. Wenn ein solcher „herbeigewinkter Schwiegersohn" davonläuft, bekommt er nach dem Gesetz, genau wie im anderen Falle die Frau, hundert Bambushiebe.

In den niederen Ständen wird auch häufig eine Tochter schon als Kind in die Familie der zukünftigen Schwiegereltern aufgenommen, wo sie als billige Dienerin ausgenutzt wird.

*

Wir wenden uns nun zur Frage der Ehescheidung. Eine Ehe ist in China nur trennbar von seiten des Mannes, niemals von seiten der Frau. Die Frau selbst ist eine dem Manne gehörige Sache und als solche völlig rechtlos. Eine Frau, gegen die der Mann die Trennung ausspricht, kehrt in ihre ursprüngliche Familie zurück — kuei-tsung —. Die Kinder bleiben unbedingt in der Familie des Mannes. Das Gesetz ist hierin durchaus logisch. Eine Mutter, die

Digitized by Google

der Vater verstoßen hat, wird von ihren Kindern nicht betrauert (eine Ausnahme wird vom Sohne des Konfuzius berichtet).

Für eine Trennung der Ehe mit der Hauptfrau gibt das Chia-yü (Kap. 26) sieben Gründe — ch'i-ch'u — an. Diese sind: 1. Kinderlosigkeit — wu-tse —, weil hierdurch der Zweck der Ehe verfehlt ist, 2. Ehebruch — yin-i —, weil die Frau dadurch das Eigentumsrecht des Mannes verletzt; die Frau kann in diesem Falle vom Mann verkauft werden, damit er sich für das bezahlte Heiratsgut schadlos hält, 3. Ungehorsam gegen die Schwiegereltern — pu-shih-chiu-ku —, wobei nicht der Mann, sondern seine Eltern entscheiden; der Mann muß seine Frau hinauswerfen, wenn sie den Eltern nicht gefällt[1]), 4. Widerspenstigkeit und Schwatzhaftigkeit gegen den Mann — to-yen —, 5. Diebstahl im Hause — tao-ch'ieh —, 6. Eifersucht im Harem — tu —, 7. ansteckende Krankheit — wu-chi —.

Demgegenüber gibt es drei Gründe, die eine Ehescheidung ausschließen — san-pu-ch'ü —. Sie gelten in allen Fällen, außer wenn die Frau diesen Schutz durch Ehebruch verwirkt hat. Sie lauten: 1. Wenn die Frau mit dem Manne eine dreijährige Trauerzeit durchgemacht hat — yü-kêng-san-nien-sang —; die Frau muß natürlich um die Schwiegereltern genau so trauern wie um ihre eigenen Eltern, denn sie gehört seit der Heirat den Schwiegereltern, und wenn diese tot sind, so hat der Mann kein Recht mehr, die Frau fortzuschicken, die für seine Eltern drei Jahre getrauert hat, 2. Wenn der Mann erst arm war und später reich geworden ist — ch'ien-p'in-hou-fu —, 3. Wenn die Frau keine eigenen Angehörigen mehr besitzt, in deren Familienkreis sie zurückkehren kann — wu-tso-kuei —.

Diese Trennungsgründe und Trennungshinderungsgründe werden schon im ersten Jahrhundert post aufgeführt. Nach dem Staatsgesetz der Mandschudynastie ist auch die Trennung im gegenseitigen Einverständnis beider Familien gestattet gewesen; unüberwindliche Abneigung der Ehegatten ist jedoch niemals ein zureichender Scheidungsgrund.

Im allgemeinen sind Scheidungen in China trotz der leichten Möglichkeit doch ziemlich selten, aus Rücksicht auf die Familie der Frau.

Die Hauptfrau, die davonläuft, erhält hundert Prügel und kann von ihrem Manne verkauft werden. Wenn sie wegläuft und sich mit einem anderen Manne verheiratet, so wird sie erdrosselt. Eine Nebenfrau wird milder bestraft, sie erhält im gleichen Falle unerlaubter Entfernung achtzig Prügel, unter dem erschwerenden Umstande anderweitiger Verheiratung hundert Prügel und Verbannung nach Turkestan.

---

[1]) Es heißt im Li-ki, Abschnitt nei-tso: „Wenn der Sohn äußerst gut paßt zu seiner Frau, aber seine Eltern nicht mit ihr zufrieden sind, so soll sie fortgeschickt werden. Wenn dagegen der Sohn nicht harmoniert mit seiner Frau, aber entweder der Vater oder die Mutter sagt: sie ist eine, die es gut versteht, uns zu dienen, so soll der Sohn sich nach dem Brauche zwischen Mann und Frau benehmen, und das soll bis zum Tode gelten."

Digitized by Google

Über Trennung des Mannes von seinen Konkubinen ist im Gesetz kein Wort gesagt. Sie sind Sklavinnen und ganz dem Belieben des Mannes unterworfen. Er kann sie wegschicken, verkaufen, verschenken, wie er will, jedoch nur, solange sie ihm noch keinen Sohn geboren haben. Dadurch erst bekommen sie eine rechtliche Stellung.

Stirbt die Hauptfrau, so kann der Mann eine andere als Hauptfrau heiraten oder auch eine Nebenfrau zur Hauptfrau machen.

*

Adoption kommt bei Naturvölkern sehr häufig vor, und in China ist sie seit ältester Zeit üblich gewesen. Sie dient zunächst ganz allgemein der Vermehrung der Kinderzahl. Hierzu kaufen reiche Familien die Kinder armer Eltern und nehmen sie in ihren Verband auf. Solche Pflegekinder — yang-tse oder i-tse — kommen in eine Art Sklavenstellung, können aber auch erbberechtigt werden.

Die Kaiser haben häufig verdienten Generalen als Auszeichnung erlaubt, den Familiennamen des Kaiserhauses zu führen.[1])

Hiervon zu unterscheiden ist eine religiöse Adoption von Söhnen, wo eigene Söhne fehlen, um Nachkommen zur Ausübung des Ahnendienstes zu gewinnen — ch'êng-ch'ung-tse —. Hierfür kommt zunächst ein Sohn des Bruders in Frage. Dieser kann natürlich nur einen Sohn abgeben, wenn er selbst mehrere besitzt, denn den ältesten braucht er für den eigenen Ahnendienst. Die Weggabe des einzigen Sohnes zu Adoptionszwecken ist im Staatsgesetz verboten.

Ist ein solcher Neffe nicht vorhanden, so kommt ein Enkel des Onkels in Frage. Der zu Adoptierende muß stets in der gleichen Generationsstufe stehen wie der fehlende eigene Sohn. Diese Art der Adoption ist ein Mittel, die Ahnenreihe in gerader Linie fortzusetzen — wei-jen-hou —. Wird dem Adoptivvater nachträglich selbst ein Sohn geboren, so kann der adoptierte Sohn von dessen rechten Eltern zurückgefordert werden.

Solche Adoption ist also einfach eine Verschiebung der Söhne innerhalb der Familie zum Ausgleich von Überfluß und Mangel. Söhne aus anderen Familien sind hierbei ausgeschlossen, da sie den Ahnendienst nicht verrichten könnten.

---

[1]) Von den Kaisern der T'ang-Dynastie wurde der kaiserliche Familienname Li verschiedenen Statthaltern und Truppenführern, sogar Ausländern (z. B. dem „Türken" Li Ko-yung) verliehen. Ein Beispiel bietet auch der bekannte Rebellenführer Chêng Ch'êng-kung, dem der letzte Ming-Prinz, für dessen Sache er focht, seinen Familiennamen beilegte; aus der Bezeichnung kuo-hsing-yeh machten die Portugiesen nach der südchinesischen Aussprache den Namen Coxinga.

In ähnlicher Weise hat auch Japans großer Shôgun Tokugawa Ieyasu mehreren Familien seiner Anhänger den Namen seines Geburtsortes Matsudaira verliehen, den noch heute zwei Fürstenhäuser tragen.

Digitized by Google

Ein Adoptivsohn wird stets als Sohn der Hauptfrau adoptiert, auch wenn er der Sohn einer Nebenfrau ist. Die Hauptfrau hat natürlich das volle Mutterrecht über ihn.

Wenn ein Vater ohne Söhne stirbt, so kann die Familie für ihn noch eine postume Adoption vornehmen. Es hat daher keine Eile damit.

Wenn ein Sohn vor dem Vater stirbt, aber einen Enkel hinterläßt, so ist eine Adoption nicht mehr nötig, weil die Linie des Stammbaumes nicht unterbrochen ist. Der Enkel tritt dann in die Stelle des Sohnes und übernimmt alle seine Pflichten. Der Sohn des ältesten Sohnes geht den jüngeren Söhnen, seinen Oheimen, voran.

*

Solange der Vater lebt, hat die Mutter nach außen nichts zu sagen. Mit dem Tode des Vaters tritt sie als Witwe und Mutter in die höchste Machtstellung, die eine Frau erhalten kann. Sie nimmt nicht eigentlich die Stelle des Vaters ein, denn die religiöse Leitung im Ahnenkult der Familie geht auf den Sohn über, die Witwe-Mutter wird aber nun, durch den Ausfall der väterlichen Gewalt, zu der für die Kinder einzig und absolut maßgebenden Person. Sie hat dann das vollkommene Verfügungsrecht über Person und Besitz der Kinder.

Die Frau ist Eigentum des Mannes und bleibt dies selbstverständlich auch nach seinem Tode. Sie muß auch weiterhin den Schwiegereltern dienen.[1]) Die Witwe darf sich also niemals wieder verheiraten — shou-kua, shou-chieh.

Da die Heirat mit dem Heiratskontrakt abgeschlossen ist, darf auch die Braut, deren Bräutigam vor der Auslieferung gestorben ist, nicht mehr heiraten. Sie wird in das Haus des toten Bräutigams überführt, und zwar vor der Beerdigung, damit die Heirat rite in Gegenwart der Leiche geschlossen wird. Die Familie kann dann für den Toten einen Sohn adoptieren, so daß die Braut Mutter werden kann, ohne jemals verheiratet gewesen zu sein. Beispiele bewiesener Gattentreue werden, wie die hervorragender Elternliebe, durch Errichtung besonderer Tempel geehrt — chieh-hsiao-tz'u —.

Andererseits werden mitunter Witwen von ihren Eltern zu einer zweiten Heirat gezwungen, damit das Brautgeld zweimal verdient wird. In den Konflikt zwischen Gattentreue und Kindesgehorsam greift hier das Staatsgesetz ein, indem es die Eltern, die eine verwitwete Tochter oder Schwiegertochter gegen ihren Willen zur Wiederverheiratung zwingen, mit achtzig Stockhieben bedroht. Entferntere Verwandte trifft im gleichen Falle entsprechend höhere Strafe.

Eine Witwe, die sich gegen die Sitte zum zweiten Male verheiratet, darf natürlich keinen Pfennig Vermögen und keinerlei Besitz mitnehmen. Ihre Kinder erster Ehe bleiben unbedingt in der Familie des verstorbenen Mannes.

---

[1]) „Die Frau hat den Schwiegereltern zu dienen, wie sie ihren eigenen Eltern dient." (Li-ki).

Digitized by Google

Leviratsehen mit dem Bruder des Verstorbenen sind im Gesetz streng verboten.

In China hat jede Beamtenfrau — ming-fu — einen mit dem Range des Mannes übereinstimmenden Titel. Heiratet eine solche wieder, so verliert sie den Titel und alle Vorrechte aus der Stellung des ersten Mannes und wird außerdem zu hundert Stockschlägen verurteilt. Die gleiche Strafe trifft auch jede Frau, die innerhalb der vorgeschriebenen Trauerzeit eine neue Ehe eingeht. Die Frage, wem ein nachgeborenes Kind bei zweiter Ehe der Frau gehört, kann also gar nicht entstehen.

Nach dem Gesagten ist es selbstverständlich, daß ein Chinese nicht gern eine Witwe heiraten wird, weil er damit einen Toten bestiehlt und die Frau verächtlich macht. Die Not zwingt manchen armen Teufel dazu, weil Witwen billig zu haben sind, während er sich eine junge Frau nicht leisten kann.

Ein Heiratskontrakt für eine Witwe wird mit allen Vorsichtsmaßregeln geschrieben, im Freien, damit über das Haus kein Unglück kommt, der benutzte Tisch und Tuschstein werden gesäubert, die Tusche fortgegossen, der Pinsel verbrannt. Um die Witwe, die wieder geheiratet hat, trauern auch ihre Kinder nicht.

Es ist häufig vorgekommen, daß Witwen ihrem Manne in den Tod folgten. Dieser Brauch hängt mit dem allgemeineren des Selbstmordes der Diener für ihren Herren zusammen. Schon das Shih-king berichtet einen Vorfall, wonach sich im Jahre 619 ante drei Minister mit dem Kaiser lebendig begraben ließen und das Tso-chuan erwähnt vier Fälle, wo Staatsbeamte ihren Fürsten in den Tod folgten. Im Li-ki dagegen wird dies verworfen. Die alten klassischen Quellen sind also hierüber nicht einig und die Bewertungen einer solchen Tat sind daher in China bis heute widersprechende gewesen.

Tatsächlich sind im Laufe der Geschichte immer wieder bei Kaiserbegräbnissen Menschenopfer vorgekommen; denn als solche ist die Sache doch letzten Grundes anzusehen. Das freiwillige Opfer ist vom gezwungenen im Wesen kaum verschieden. Mit dem Tyrannen Ch'in Shih-huang-ti wurden seine Schätze und Weiber bestattet. Der erste Han-Kaiser verbot dergleichen. Mehrere Kaiser haben dafür, andere dagegen Stellung genommen. Vor allem handelte es sich immer um das Lebendigbegraben der Konkubinen mit der Kaiserleiche. Aus Edikten von Kaisern, die dies für ihre Person verboten, kann sogar geschlossen werden, daß solche Opfer die allgemeine Sitte waren. Sie wurde besonders von den barbarischen Dynastien nicht-chinesischer Herkunft befolgt, und unter den Mongolenherrschern geschah die Weibertötung massenweise. Auch die ersten Kaiser der Ming-Dynastie erhielten eine größere Anzahl ihrer Konkubinen mit ins Grab, und noch 1436 ließ Kaiser Ying-tsung mit seinem Vater Hsüan-tsung zehn Haremsfrauen lebendig begraben. Aus dem Zeichen, das für diese Sitte angewandt wird — hsün — und dessen Grundbedeutung „heftig nach etwas verlangen" ist, kann geschlossen werden, daß die Witwen die Mitbeerdigung selbst gewünscht und sich um die

Digitized by Google

Ehre gestritten haben. Wir wissen, daß es trotz aller Schritte der britischen Regierung in Indien noch nicht gelungen ist, den „suttiism" auszurotten.

Ein modernes Beispiel haben wir in Japan erlebt in dem vielbesprochenen Selbstmorde des General Nogi und seiner Frau. Nogi folgte seinem Kaiser, weil er als hoher Staatsbeamter sich als unmittelbares Eigentum des Herrschers betrachtete; seine Frau dagegen folgte ihrem Manne, weil sie sich als dessen ehelichen Besitz ansah. Beide haben es sicherlich in ehrlicher Überzeugung getan und gewiß kein theatralisches Schauspiel geben wollen.

Nicht nur bei Kaisern, sondern auch im gewöhnlichen chinesischen Familienleben ist die freiwillige Tötung der Witwe vorgekommen. Erst einem Edikt des Kaisers Yung-chêng (1723—36), das dies energisch untersagte, ist es zuzuschreiben, daß die Sitte heute sehr eingeschränkt, wenn auch nicht ganz beseitigt ist. Als Todesart wurde lebendiges Begraben, Vergiften, Erhängen und Hungertod gewählt. Die Ausführung geschah stets mit voller Überlegung und sorgfältiger Vorbereitung, oft öffentlich auf der Straße oder gar auf einem besonderen Gerüste, wozu die Beamten und das Volk als Zeugen der Tat versammelt wurden.

Besonders verdienstlich ist es, wenn die Witwe erst alle ihre Pflichten gegen den Toten erfüllt und die vorgeschriebene Trauerzeit durchmacht, ehe sie sich das Leben nimmt, auf alle Fälle aber muß sie bis zur Beerdigung des Mannes damit warten.

Obgleich die Witwe durch ihren Selbstmord die andere Pflicht, nach dem Tode des Gatten den Schwiegereltern zu dienen, verletzt, hat sie damit beim Volke fast immer Anerkennung gefunden. Die Regierung hat solche treue Witwen sogar oft durch Ehrenpforten belohnt, auch besondere Tempel sind ihnen errichtet worden.

In jeder Stadt gibt es Vereine zur Unterstützung lediger Witwen. Oft sind Witwen, namentlich Frauen und Konkubinen von Kaisern, auch in buddhistische Klöster eingetreten. Ein anderer Brauch ist, daß die Witwe sich auf dem Grabe des Mannes niederläßt und dort wohnt. Dies kommt auch von Kindern am Grabe der Eltern vor. Schon Mêng-tse erzählt, daß Tse-kung, der Schüler des Konfuzius, auf dem Grabe seines Lehrers wohnte. Bei den kaiserlichen Mausoleen sind zahlreiche Gebäude entstanden für solche, die sich die Pflege der Grabstätten zur Aufgabe machten.

*

Alle hier erörterten Familiengesetze gelten ebenso für die kaiserliche Familie, wie für jede andere Familie des Volkes. Kenntnis der allgemeinen Familienorganisation ist zum Verständnis der Kaisergeschichte unerläßlich. Namentlich die letzte Mandschu-Dynastie bietet in ihrer inneren Geschichte zahlreiche Beispiele, welche die Fragen der Adoption und des Witwenrechtes in eigentümlicher Weise beleuchten. Nur im Lichte der Familiensitten sind die

Digitized by Google

Vorgänge hinter den Mauern des Palastes von Peking in den letzten sechzig Jahren richtig zu verstehen.

Verstöße gegen die Familienvorschriften, wie sie z. B. die Adoption des Kaisers Kuang-hsü aus der gleichen Generationsstufe wie sein Vorgänger T'ung-chih darstellt, haben das fremde Herrscherhaus unpopulär gemacht.

Das Leben der Tz'u-hsi, jener energischen Frau des Kaisers Hsien-fêng, illustriert alle Wechselfälle des Schicksals, die für eine Frau in China möglich sind. Sie war Konkubine und legitime Kaisermutter, Witwe und nachträgliche Hauptkaiserin, Adoptivmutter und -großmutter, Regentin für Sohn und Neffen, und aus Vollmacht des Familienrechtes Alleinherrscherin des Himmlischen Reiches. Nur die Familiengesetze erklären uns die Rolle, die bei den jüngsten Ereignissen in China die Frauen des Kaiserhauses gespielt haben.

Im einzelnen bestehen allerdings für das Kaiserhaus gewisse Ausnahmen von den Familiengrundsätzen, wie z. B. das Recht der Bestimmung des Nachfolgers auf dem Throne ohne Rücksicht auf Erstgeburt. Gründe der Staatsraison waren hierfür maßgebend, ebenso wie auch bei der vielumstrittenen Ernennung des Bruders zum Thronfolger, die in ältester Zeit häufig geschah.

Als nicht-chinesischer Clan hat das mandschurische Kaiserhaus auch gewisse Eigentümlichkeiten seiner Organisation beibehalten, die sich besonders auf Namen und Titel der Prinzen und die Stellung der Prinzessinnen beziehen, in den Hauptgrundsätzen aber hat auch die fremde Dynastie vollkommen die Gesetze der chinesischen Familie angenommen.

Mendelssohn in Leipzig und die Gewandhauskonzerte in damaliger Zeit

Von

Dr. Arthur Prüfer

Als der 26jährige Felix Mendelssohn-Bartholdy im Herbst 1835 seine Stellung als Kapellmeister am Stadttheater zu Düsseldorf aufgab, um die ihm angebotene Leitung der Gewandhauskonzerte in Leipzig zu übernehmen, wurde er durch seine Kunst wie durch seine fesselnde Persönlichkeit alsbald der Mittelpunkt des Leipziger Musiklebens, dessen einstiger Glanz mit seiner Ankunft aufs neue zu leuchten begann. Der altehrwürdigen Handels- und Universitätsstadt hat er zu ihrer Musikberühmtheit verholfen. Leipzig war der Hafen, in den der geniale Künstlergeist einlief, in die letzte Rast auf seiner so früh (1847) vollendeten Lebensfahrt.

Die musikalische Atmosphäre, welche unseren Meister in Leipzig aufnahm, finden wir vortrefflich geschildert in dem Buche von Julius Eckardt über den Konzertmeister David, den treuen Freund Mendelssohns während der

Digitized by Google

Leipziger Jahre. Über Konzerte, Künstler und Publikum heißt es daselbst (S. 65 ff., vgl. auch Br. Schrader, Mendelssohn. Leipzig, Reclam, Nr. 3794, S. 72 ff.): „Seit länger als einem halben Jahrhundert (die Gewandhauskonzerte hatten 1781 ihren ersten Anfang unter Johann Adam Hiller genommen) daran gewöhnt, regelmäßig um die ausgezeichnetsten Schöpfungen deutscher wie ausländischer Tonkunst versammelt und mit nahezu allen hervorragenden Virtuosen des Weltteils bekannt gemacht zu werden, konnte das Leipziger Gewandhauspublikum für das musikalisch gebildetste in Deutschland gelten. Der Besitz eines festen Platzes in dem kleinen, in akustischer Hinsicht unvergleichlichen Saale wurde als Vorzugsrecht angesehen, das vom Vater auf den Sohn überging. Die Töne, welche Donnerstag abends über diese geweihte Stätte gegangen waren, klangen bei den Zuhörern tage- und wochenlang nach, weil das ‚Konzert' den Höhepunkt der Woche bildete, und weil man sich in Lebensgeleisen bewegte, welche Verweilen bei empfangenen Eindrücken, Sammlung und Vertiefung des Gemütslebens begünstigten. Da die meisten städtischen Berühmtheiten entweder dem Konzertvorstande angehörten oder als Musikalienverleger an dem Geschick neu aufgeführter Tonstücke interessiert waren, hatte die Teilnahme an dem städtischen Kunstleben neben der idealen eine nicht unwichtige, materielle Seite, und es verstand sich von selbst, daß zwischen Künstlern und Kunstfreunden neben den sachlichen auch lebhafte persönliche und gesellschaftliche Beziehungen bestanden. Die Erhaltung von Leipzigs musikalischer Weltstellung wurde als eine öffentliche Angelegenheit angesehen, die in die verschiedensten Verhältnisse hineinragte und der auch Musikunverständige eine gewisse Aufmerksamkeit zuwenden mußten. Mochten eitle Wichtigtuerei, kaufmännischer Dünkel, Spießbürgertum und bloß eingebildete Kunstkennerschaft auch hin und wieder störend einwirken — in der Summe war die Zusammensetzung der aus Gelehrten, Beamten, großen Geschäftsleuten und Künstlern bestehenden Leipziger Gesellschaft eine außerordentlich glückliche, in ihrer Weise unvergleichliche. Ihr hatte die Stadt zu danken, daß sie auch in Zeiten knappen Erwerbs, abnehmenden akademischen Besuchs und scheinbaren Rückgangs ihrer kaufmännischen Bedeutung niemals zur bloßen Provinzialstadt herabgesunken, daß sie immerdar ein wichtiger und anerkannter Hauptplatz des deutschen Bürgertumes geblieben war. Dem allgemeinen Zuschnitt entsprach derjenige der Kunstanstalten. Kluge Benutzung der vorhandenen Mittel ermöglichte bedeutende Leistungen bei verhältnismäßig geringem Aufwande. Die Mitglieder des städtischen Orchesters waren auch zum Kirchenkonzert und Theaterdienst verpflichtet. Unterstützt von dem Sängerchor der alten Thomasschule, an dessen Spitze einst der größte Kantor aller Zeiten, Johann Sebastian Bach gestanden, hatten sie allsonntäglich kleinere, an den Hauptkirchenfesten größere Aufführungen zu veranstalten, wie sie seit vorreformatorischer Zeit üblich waren. Donnerstags fanden während der Herbst- und Wintermonate die bekannten Abonnements-(Gewandhaus-)Konzerte statt, welche sorgfältige Vorbereitung und wiederholte Proben bedingten und denen sich Sonnabends Kammermusikabende oder Privatkonzerte anzureihen

Digitized by Google

pflegten. Dazu war seit dem Jahre 1817 der angreifende und ermüdende Theaterdienst gekommen, der sich nicht nur auf Opernaufführungen, sondern auch auf die leidigen Zwischenaktsmusiken erstreckte, die bei keiner Trauer-, Schau- oder Lustspielvorstellung fehlen durften und insbesondere für die älteren Musiker eine böse Plage bildeten."

Das erste Abonnementskonzert, durch welches sich Mendelssohn dem großen Publikum in Leipzig vorstellte, war am 4. Oktober des Jahres 1835. Eine erwartungsvolle Menge erfüllte den kleinen Saal und empfing den berühmten Meister mit rauschendem Beifall. „Meeresstille und glückliche Fahrt" eröffnete das Konzert, Beethovens B-Dur-Symphonie beschloß es. Dieses Stück war noch nie in Leipzig so exakt und doch genial schwungvoll wiedergegeben worden. Das fiel allgemein auf. Auch war es neu, daß Mendelssohn das Werk selbst dirigierte, denn bis dahin waren die Symphonien in Leipzig nur vom Konzertmeister, und zwar von dessen Pulte aus geleitet worden.

„In diesem Institute (dem Gewandhause) herrschte," so berichtet auch Richard Wagner ergötzlich („Mein Leben", Schriften, Volksausgabe, Band 13, S. 77), „damals noch große Gemütlichkeit: Die Instrumentalwerke wurden von keinem Dirigenten geleitet, sondern einfach vom Konzertmeister Mathäi am Pulte mit der Violine vorgespielt"; nur sobald der Gesang hinzutrat, erschien der Typus aller gemütlichen, dicken Musikdirektoren, der in Leipzig außerordentlich beliebte Pohlenz, mit einem sehr ansehnlichen, blauen Stabe am Taktierpult usw. Doch dankte der junge „Musikstudent" Wagner dem Konzertmeister Pohlenz die Aufführung einiger Ouvertüren und seiner C-Dur-Symphonie im Gewandhause. Leider begann aber auch seit dem Rücktritt des Musikdirektors Pohlenz die Ausschließung der Werke Wagners aus den Gewandhauskonzerten. Ein neuer Geist hielt seinen Einzug in das alte Haus, „der durch das persönliche Auftreten Mendelssohns als Orchesterleiter eine an und für sich und namentlich für den Leipziger Musikgeschmack bedeutungsvolle Epoche eröffnete" (R. Wagner, a. a. O.).

„Die Leipziger jubelten nach jedem Satz der Symphonie," so berichtet Mendelssohn selbst, der nach dem Konzerte auf dem Orchester eine Menge von Gratulationen und Huldigungen entgegennehmen mußte. Man hatte eben im Publikum gefühlt, daß für Leipzig eine neue Ära musikalischen Glanzes im Anbrechen war. Auch das Orchester war begeistert. „Es war eine Aufmerksamkeit und Spannung" in seinen Mitgliedern, wie sie Mendelssohn nie zuvor bemerkt hatte — „sie paßten auf wie die Schießvögel, hätte Zelter[1]) gesagt". Das bemerkte der Meister schon in den Proben: „Mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit diese Leute meine Bemerkungen aufnehmen und augenblicklich befolgen, das war mir ordentlich rührend." Über Mendelssohns Direktionsweise wollen wir zwei Ohrenzeugen anführen. Der eine von ihnen, v. Wasielewski, berichtet in seinem Buche: Aus siebzig Jahren (Stuttgart-Leipzig 1897, S. 59 ff.):

[1]) Sein Berliner Lehrer.

Digitized by Google

„In der Regel gab Mendelssohn den Orchestermitgliedern seine Anweisungen in freundlicher Form, öfters unter Anbringung eines Scherzwortes. Er konnte aber auch ungehalten über Versehen sein und dann sich demgemäß äußern. Ein solcher Fall kam vor, als einem zweiten Geiger am Schlusse des ersten Satzes von Schumanns B-Dur-Symphonie im Eifer das Mißgeschick passierte, in eine Pause kräftig hineinzustreichen. Mendelssohn wurde vor Erregung darüber sofort leichenblaß, und als das Stück beendet war, ging er an den betreffenden Spieler heran und sagte erregt, wenn auch nur halblaut, so etwas dürfte im Gewandhauskonzert nicht vorkommen.

„Einen Gegensatz zu dieser Szene bildete Mendelssohns Verhalten auf einer Probe, in welcher ein neues Musikstück vorgenommen wurde. Der Paukenschläger Pfundt, ein in musikalischer Hinsicht sehr zuverlässiges Mitglied des Orchesters, hatte sich verpaustert, wollte es aber, als Mendelssohn ihn darauf ansprach, nicht zugeben. Beim Wiederholen der fraglichen Stelle zeigte sich's dann aber, daß Pfundt tatsächlich gefehlt hatte, worauf der Meister bezüglich der ersten Szene im ‚Freischütz', wo Kilian den Max durch den Meisterschuß übertrifft, lächelnd sagte: ‚Sehen Sie, lieber Pfundt, da ist mal wieder der Bauer über den Jäger gekommen.' Die feine Ironie, welche in diesem Zitat lag, wurde natürlich bemerkt und erregte allgemeine Heiterkeit.

„Mendelssohn besaß das feinste rhythmische Gefühl. Die leiseste Schwankung wurde von ihm in den Proben mit dem Zuruf: ‚Tempo, Tempo, meine Herren!' tadelnd bemerkt. Im Tutti entging ihm keine Ungehörigkeit, auch kein falscher Ton, und auf die pünktliche Befolgung der vom Komponisten vorgeschriebenen Vortragszeichen hielt er mit größter Strenge. Seine Art, ein Stück für die Aufführung vorzubereiten, war durchaus zweckmäßig. Zunächst ließ er es einfach nur durchspielen, worauf er darin speziell die einzelnen Stellen durchnahm, welche Anlaß zur Verbesserung gaben. Bei diesem Verfahren konnte er im Gegensatz zu jenen Dirigenten, welche die Sache nochmals und abermals von Anfang bis Ende wiederholen lassen, um ihre Bemerkungen zu machen, in verhältnismäßig kurzer Zeit viel erledigen. Die Mitwirkenden waren für jede ihnen ersparte Wiederholung erkenntlich und um so mehr bemüht, ihren Führer möglichst zu befriedigen. Wie gewissenhaft Mendelssohn übrigens als Dirigent verfuhr, beweist der Umstand, daß er sich vor jeder Probe die Partitur der aufzuführenden Werke vom Orchesterdiener nach Hause bringen ließ, um sie gründlich durchzusehen, obwohl deren Inhalt ihm genau bekannt war.

„Ab und zu erfreute Mendelssohn das Gewandhauspublikum durch Vorträge auf dem Pianoforte, welches er mit größter Meisterschaft behandelte. Nicht nur stand ihm eine bedeutende Technik zu Gebote, sondern bei schöner, kerniger Tonbildung auch das Vermögen, auf dem Instrument zu singen und eine reiche Tonfarbenpracht zu entfalten. Spielte er öffentlich nach Noten, so durfte ich ihm das Blatt umwenden."

Mit besonderem Bezug auf Haydn und Mozart bemerkt Lampadius, ein anderer Ohrenzeuge, in seiner Biographie des Meisters (S. 214): „Mendels-

Digitized by Google

sohn verstand die Werke der großen Altmeister Haydn und Mozart durch seine geistreiche Auffassung, durch ein hin und wieder etwas beschleunigtes Tempo und durch die feinste dynamische Schattierung mittels piano, crescendo und diminuendo mit den Anforderungen und dem Geschmack der Neueren auf das Sinnigste auszusöhnen." Doch darf gegenüber allen diesen berechtigten Lobsprüchen nicht verschwiegen werden, daß durch Mendelssohns Beispiel später die Richtung jenes eleganten und nobel-nonchalanten Dirigierens aufkam, gegen die dann endlich, besonders in der Art von Hans v. Bülow, ein heilsamer, schulemachender Rückschlag erfolgte. Natürlich ist auch darin wieder den übertreibenden Schülern, nicht aber dem maßvollen Meister der Tadel auszusprechen. Bülow selbst zollte Mendelssohns Dirigentengenie bewundernde Anerkennung (Ges. Schriften, Band 3, S. 335), beklagt indessen auch, daß die Schüler, mit Ausnahme von Rietz und Eckart, gerade darin nichts von ihrem Meister gelernt hätten. — Seltsamerweise war die erwähnte Beethovensche Symphonie auch dasjenige Werk, welches später unseres Meisters Dirigententätigkeit am 11. März des Jahres 1847 in Leipzig und damit auf dieser Welt überhaupt beschloß.

Als Virtuose erschien Mendelssohn, obwohl er als solcher schon vorher an derselben Stätte in einem Konzerte von Moscheles mitgewirkt hatte, erst im vierten der Abonnementskonzerte, in welchem er sein Klavierkonzert in G-Moll vortrug. Am 9. November spielte dann Clara Wieck, die nachmalige Gattin Schumanns, in einem Sonderkonzerte das glänzende Capriccio in H-Moll (Op. 22) mit Orchester, „wie ein Teufelchen," wie der von seinem eigenen Werke entzückte Tondichter — er hatte es bis dahin für ein „sehr dummes Ding" gehalten — an seine Schwester Fanny schrieb. Er selbst beteiligte sich an diesem Abend nur an der Ausführung von Sebastian Bachs Konzert für drei Klaviere in D-Moll, und zwar mit Franz Liszt, der damals auf seiner Künstlerfahrt Leipzig besuchte. Ein musikalisches Fest war dem Gefeierten bereitet worden, das Liszt selbst, wie allen Anwesenden, wohl ein unvergeßliches geblieben sein wird. „Der Festgeber," so berichtet Robert Schumann in seiner neuen Zeitschrift für Musik, „hatte lauter dem Gaste noch unbekannte Kompositionen zur Aufführung gewählt: die Symphonie von Franz Schubert, die Schumann eben erst 1840 in Wien wieder aufgefunden hatte, den Psalm „wie der Hirsch schreit", die Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt", drei Chöre aus „Paulus", und zum Schluß das D-Moll-Konzert für drei Klaviere von Sebastian Bach. Letzteres spielten Liszt, Mendelssohn und Hiller. Es schien alles wie aus dem Augenblicke hervorgewachsen, nichts vorbereitet; drei glückliche Musikstunden waren's, wie sonst Jahre nicht bringen. Zum Schluß spielte auch Liszt noch allein, und wundervoll genug. In freudiger Erregung trennte sich die Versammlung, und der Glanz und die Heiterkeit, die sich in aller Augen spiegelte, möge dem Geber ein Dank sein für die Huldigung, die er dem berühmten Kunsttalente eines anderen an jenem Abende darbrachte."

Aus der reichen Amtstätigkeit, welche der Meister gleich in diesem ersten Winter entfaltete, wollen wir nur noch einiger Ereignisse gedenken, die für die damalige

Digitized by Google

und spätere Zeit von Bedeutung waren, nämlich einer Aufführung von Beethovens heute so populärer, neunter Symphonie (11. Februar 1836), die Mendelssohn besonders ans Herz gewachsen war, sowie seiner Ernennung zum Dr. phil. ehrenhalber durch die Universität Leipzig 1836, ferner der Begründung des Konservatoriums der Musik zu Leipzig, das sich bald zu einer Pflanzstätte ersten Ranges für musikalische Talente entwickelte (1843). Wiederholte Versuche des Königs Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Mendelssohn nach Berlin zu ziehen, erzielten einen nur vorübergehenden Erfolg (Aufführung seiner Musik zu Sophokles Tragödie „Antigone" nach seiner Ernennung zum Königlich Preußischen Generalmusikdirektor). Durch den unerwarteten Tod seiner geliebten Schwester Fanny Hensel erschüttert, folgt Felix Mendelssohn ihr nur wenige Monate später, am 4. November 1847, im Tode nach, nicht durch seinen Vornamen „der glückliche" (Felix) allein, auch durch das frühe Hinscheiden des Sechsunddreißigjährigen abermals den Spruch der Alten bewährend, daß die Götter ihre Lieblinge in der Blüte der Jahre dahinraffen.

Die Alkoholfrage

Von

Professor Gaupp (Tübingen)

Der Kampf gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, gegen das alte deutsche Erbübel der Unmäßigkeit hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewisse Erfolge zu verzeichnen, die aber bei dem zunehmenden Wohlstand Deutschlands angesichts der Größe des Übels bescheiden genannt werden mußten. Die Mahnungen mancher Ärzte, Sozialhygieniker und Volkswirte wurden nicht ernst genug genommen, solange der allgemeine Eindruck der maßgebenden Kreise der war, daß Deutschland das fleißigste und wirtschaftlich erfolgreichste Volk Europas sei. Die eigenartige Entwicklung der Alkoholfrage in Amerika und in einzelnen nordischen Staaten blieb von der Masse des Volkes und seiner Regierung wenig beachtet. Gelegentliche Äußerungen führender Männer (Graf Häseler, Kaiser Wilhelm) brachten als vereinzelte Vorkommnisse keine nachhaltige Wandlung der Trinksitten der gesellschaftlich führenden Kreise. Im Kasino der Offiziere, auf den Kneipen der akademischen Jugend, in den Bierpalästen der großen Städte spielten Bier und Wein nach wie vor eine beherrschende Rolle; in den dumpfen Kneipen des Nordens und Ostens in Deutschland wurde der billige Schnaps nur langsam vom Bier verdrängt; im obstreichen Süden wurde der Most (Apfel- und Birnenwein) nach wie vor als unentbehrlicher Bestandteil der Ernährung jedes arbeitenden Menschen betrachtet und wer dem entgegentrat, bekam stets die Antwort zu hören: „Ohne meinen Most kann ich nicht schaffen." Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung wurden mit Skepsis

Digitized by Google

hingenommen, die Forderung völliger Enthaltsamkeit gar als fanatische Schrulle oder als Ausfluß hypochondrischer Ängstlichkeit mitleidig belächelt. Den Erfahrungen der Kriminalpsychologen und Psychiater, daß der Alkoholmißbrauch die wichtigste Ursache der Verbrechenshäufung und der Zunahme der Geisteskrankheiten sei, konnte man zwar wenig entgegenhalten; denn diese Erfahrungen ruhten auf sicheren statistischen Unterlagen. Man gab den Schaden zu und betonte die Pflicht, eben nicht mehr zu trinken, als man vertragen könne. Die Erziehung im Offizierskorps und in den studentischen Kreisen strebte die Selbstbeherrschung im angetrunkenen Zustande an, man mußte lernen, „etwas zu vertragen," seinen „Rausch zu führen"; die akademische Sitte (Bierkomment) bestrafte den Störer der Ordnung im geselligen Kreise mit dem Zwange vermehrten Trinkens und steigerte dadurch natürlich die Gefahr der Entgleisung. In der Erörterung der Alkoholfragen fand man selten jenen nachdrücklichen Ernst, der diesem wichtigen Gebiete entgegengebracht werden sollte. Über das unwürdige Benehmen des Berauschten wurde gelächelt, der akademischen Jugend wurde das Recht des Sichaustobens bereitwillig zugestanden, und da die unteren Schichten zu allen Zeiten in ihren Lebensgewohnheiten das taten, was ihnen die oberen Schichten vorlebten, so drang der Alkoholmißbrauch im Laufe der letzten drei Jahrzehnte vor dem Kriege in immer weitere Kreise des Volkes ein. Ein ungeheueres Kapital arbeitete in der Produktion geistiger Getränke und brachte überreiche Verzinsung; als es sich in seiner Profitrate bedroht sah, schritt es zur Abwehr gegen die Bestrebungen der Alkoholgegner und gewann durch kluge Maßnahmen die Hilfe weiter Kreise. — Der Weltkrieg brachte eine Änderung der Verhältnisse. Mit großer Energie ging Rußland voran, das während des Krieges bei seinem ganzen Heere jeden Genuß geistiger Getränke aufs strengste verbot und dieses Verbot auch durchführte. In Deutschland vollzog sich die Mobilmachung alkoholfrei in bewundernswerter Ordnung und anfangs bestand überhaupt das Bestreben, das Heer von den Schäden des Trinkens möglichst ferne zu halten. Es ist bei diesem Bestreben leider nicht geblieben. Das Telegramm des deutschen Kronprinzen vom September 1914 war von verhängnisvoller Bedeutung. Der lange und mühevolle Schützengrabendienst wurde durch den Genuß geistiger Getränke erträglicher gemacht. In der Etappe wurde viel gesündigt. Die letzte große Offensive im Sommer 1918 hat durch den Gefechtsausfall betrunkener Angriffstruppen namentlich vor Armentières schweren Abbruch erlitten. Die Franzosen hatten in guter Kenntnis der deutschen Schwäche dafür gesorgt, daß die Deutschen in den verlassenen französischen Gräben reichliche Mengen starker Getränke vorfanden, deren rascher Genuß viele kampfunfähig machte.

Die Heimat war während des Krieges infolge äußeren Zwanges dem Alkohol immer ferner gerückt. Die Herstellung geistiger Getränke von hohem Alkoholgehalt war sehr eingeschränkt worden, das Bier wurde immer ärmer an Alkohol, der Preis für den Wein stieg rasch sehr hoch. Die Nahrungsmittelknappheit zwang zur Rationierung der vorhandenen Vorräte an Getreide,

Digitized by Google

Kartoffeln und Zucker. Trotzdem wurden z. B. während des Krieges im Gebiet des Deutschen Reiches noch immer 54¾ Millionen Zentner Gerste und über 160 Millionen Zentner Kartoffeln an die Brauer und Brenner zu unrationiertem Verbrauch abgegeben, während gleichzeitig wohl über 600 000 Menschen an den Folgen der Unterernährung zugrunde gingen. Nach Abschluß des Krieges blieb Not und Hunger der Gast des deutschen Volkes. Aber das Alkoholkapital war nicht länger gewillt, sich in seinem Gewinn beeinträchtigt zu sehen. Es schloß sich zu machtvollem Vorstoß zusammen und die oberflächliche Genußsucht der Massen kam diesem Wunsche nur allzu willig entgegen. Der Verbrauch geistiger Getränke ist zurzeit in raschem Anstieg begriffen. Unter dem Hohngelächter des Auslandes importieren wir für Milliarden und Abermilliarden Mark teuere Spirituosen aus den feindlichen Staaten und lassen gleichzeitig unsere Kinder von den abstinenten Quäkern Englands und Amerikas ernähren, weil wir nicht Mittel genug haben, um für sie nach den bitteren Jahren der Not des Krieges selbst genügend zu sorgen. Ein elegantes Weinrestaurant Berlins hat vor einigen Monaten zwei Eisenbahnwagen französischen Kognaks, die Flasche zu 270 Mark, bezogen, den Tadel aber, der ihm darob öffentlich ausgesprochen wurde, mit der Mitteilung abgelehnt, diese Einfuhr sei mit Wissen und Zustimmung der deutschen Regierung erfolgt. Mit schlechter Valuta kaufen wir zu enormen Preisen Getreide im Ausland und verwenden einen erheblichen Teil davon für die Herstellung deutschen Vollbiers, nach dem es den deutschen Philister schon lange wieder gelüstete und ohne das ja in Deutschland keine Zufriedenheit des Volkes zu denken ist. Indessen hat der einzige Sieger im Weltkrieg, die Vereinigten Staaten von Nordamerika durch das Gesetz vom 16. Januar 1920 die Erzeugung, den Verkauf, die Einfuhr, die Ausfuhr und den Transport aller geistigen Getränke über ½ Prozent Alkohol verboten. Das europäische und amerikanische Alkoholkapital macht zwar die krampfhaftesten Anstrengungen, durch irreführende Mitteilungen die Wertlosigkeit oder gar Schädlichkeit dieses Verbotes darzulegen. Naive Leser glauben die von den Brauern und Brennern unter großem Geldaufwand mitgeteilten Berichte; der schlechte Stand der deutschen Mark erschwert uns die eigene Nachforschung nach der tatsächlichen Wirkung des neuen Gesetzes. Aus vielen unmittelbaren amerikanischen Nachrichten habe ich jedoch den bestimmten Eindruck gewonnen, daß der Erfolg in wirtschaftlicher und gesundheitlicher Beziehung ein sehr guter ist. Ich werde über diese Frage demnächst an anderer Stelle eingehend berichten. („Münchner Med. Wochenschrift", 1922.)

Deutschland wird im Jahre 1921 voraussichtlich etwa zwanzig Milliarden Mark für geistige Getränke ausgegeben haben, und kaum weniger für Tabak. Amerika, ohne das Europa nicht leben kann und dessen Bürger schon jetzt die Kranken und Schwachen unseres Volkes mit Geld und Nahrung unterstützen, hat die Hoffnung ausgesprochen, es werde seinem tatenfrohen Werben gelingen, bis zum Jahre 1930 auch Europa „trocken zu legen". Deutschland aber, das am Abgrund dahinwandelt, in flacher Genußsucht sein Unglück vergißt und

Digitized by Google

seinen Stolz und seine Würde preisgibt, sieht die Ausgaben für geistige Getränke von Monat zu Monat anwachsen; es nimmt seinem mitleidlosen westlichen Nachbar für mehrere Milliarden Mark von seinen Weinen und Likören ab, verwendet einen erheblichen Bruchteil seiner Nahrungsmittel zur Herstellung geistiger Getränke, sieht seinen Mittelstand, den Träger seiner Kultur, in Armut und Not untergehen, läßt seine akademische Jugend von abstinenten Quäkern mit Geld und Nahrung unterstützen, gewährt aber der gleichen Jugend das Recht, für Alkohol und Tabak erhebliche Summen zu verschwenden.

Die Alkoholfrage ist für uns Deutsche heute keine Frage des subjektiven Ermessens, kein nur gesundheitliches oder gar ästhetisches Problem. Sie ist in erster Linie eine nationale Frage geworden. Wir haben unsere Freiheit verloren, wir sind in die Knechtschaft geraten. Der Weg zur Freiheit führt durch ein langes dunkles Tal; größte Sparsamkeit, größter Arbeitsertrag, äußerste Anspannung aller körperlichen und seelischen Kräfte sind die Mittel zum Wiedergewinn der verlorenen Freiheit. Daraus ergibt sich für jeden denkenden Deutschen, was wir zu tun haben.

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Meister der Politik

Wer das Wesen unseres Zeitalters zu umschreiben sich bemüht, wird zunächst den Willen zur Philosophie feststellen müssen oder richtiger gesagt, den Willen zu einer umfassenden und zusammenfassenden, so ordnenden wie deutenden Betrachtung des natürlichen und des geschichtlichen Weltbildes: sich und seinem Buche hat Oswald Spengler, weil er diesen Willen teilte und zu befriedigen schien, die zahlreichen Freunde gewonnen, mehr durch die zeitgemäße Form als durch den Inhalt seiner Lehren. Scheint doch auf fast allen Gefilden der Wissenschaft der Enzyklopädist den Spezialisten ablösen und erst das Korn, um dessen Reifen sich dieser gewissenhaft und erfolgreich bemüht hat, in Garben binden, dann eine neue Saat ausstreuen zu sollen: wenn nicht alles trügt, steht das Abendland geistig an einer Wende der Zeiten.

Auch in der Historie regt sich schon seit Jahren der Wunsch nach einer Überschreitung der Grenzen, die bald hier bald dort die klare Erkenntnis nicht so sehr wissenschaftlicher Möglichkeiten als augenblicklicher wissenschaftlicher Erfordernisse gezogen hat. Die neue Sehnsucht führte zu einer Verschiebung der Marksteine in die Grenzgebiete hinein, da Recht und Wirtschaft und Kunst und Gottesgelahrtheit und Weltweisheit sich mit der eigentlichen Geschichte berühren. Zur selben Zeit wie die räumliche Erweiterung begann, zum mindesten als Desiderandum, eine zeitliche Vertiefung: in den Bereich des Erstrebenswerten trat neben einer universaleren die universale Geschichte.

Die „Meister der Politik", herausgegeben von Erich Marcks und Karl Alexander v. Müller (Stuttgart-Berlin 1922, Deutsche Verlags-Anstalt, 2 Bde. geb. M. 250.—) sind „eine weltgeschichtliche Reihe von Bildnissen" geworden; nicht nur die „mächtigsten handelnden Männer", sondern auch „die entscheidenden Stunden der Ge-

Digitized by Google

schichte und die Eigenart der großen weltbestimmenden Nationen und Kulturkreise" erlebt, wer sie betrachtet; ich wenigstens kenne kaum ein Sammelwerk, in dem der Wunsch der Herausgeber so zur Wirklichkeit geworden wäre. Wenn auch nicht die ganze Weltgeschichte, so stellen die beiden mächtigen, vortrefflich ausgestatteten Bände doch die Weltgeschichte eindringlich dar, die gerade dem unpolitischen Deutschen „nützlich und gut zu lesen" wäre. Denn mehr noch als die Wirtschaft wird die Politik unser Schicksal sein.

Von sechsunddreißig „Helden", die in diesen Büchern an uns vorüberschreiten, gehören sieben dem Altertum an: Perikles (von Ernst Hohl), Alexander der Große (von Julius Kaerst), Hannibal und Scipio (von Eduard Meyer), Cäsar und Augustus (von Matthias Gelzer), Constantin (von Eduard Schwarz); fünf dem früheren und späteren Mittelalter: Karl der Große und Otto der Große (von Karl Hampe), Gregor VII. und Innocenz III. (von Johannes Haller), Karl IV. (von Fritz Vigener); vierzehn der neueren Zeit: Sulejman (von Franz Babinger), Calvin (von Hans v. Schubert), Loyola (von Eberhard Gothein), Karl V. (von Erich Brandenburg), Philipp II. (von Erich Marcks), Richelieu (von Willy Andreas), Gustav Adolf (von Hans Schulz), Cromwell (von A. O. Meyer), Colbert (von Friedrich Wolters), Prinz Eugen (von Wilhelm Schüßler), Peter der Große (von Karl Stählin), der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. (von Georg Küntzel); zehn der neuesten Zeit: Jefferson und Lincoln (von Friedrich Luckwaldt), Napoleon (von Adalbert Wahl), Metternich (von Heinrich Ritter von Srbik), Freiherr vom Stein (von Ernst Müsebeck), Cavour (von Richard Sternfeld), Gladstone (von Felix Salomon), Lassalle (von Hermann Oncken), Bismarck (von A. v. Brauer), Fürst Ito (von Ludwig Rieß): eine bunte Fülle von Menschen, Männern, Politikern, jeder von jedem verschieden und doch jeder jedem geheimnisvoll verwandt, anderen Temperamentes, aber ähnlicher Begabung; irgendwie tragen sie alle das Meisterzeichen einer und derselben Zunft.

Nicht alle Bildnisse sind rechtzeitig fertig geworden; wie die Herausgeber mitteilen, waren ursprünglich auch die großen Hohenstaufen, dann Pitt d. Ä., Gambetta, Cecil Rhodes und Chamberlain geplant. Wären sie vollendet, so wären — und diese Feststellung ist vielleicht nicht ohne völkerpsychologisches Interesse — neben zwei Griechen und einem Punier vier Römer, neben einem Türken, einem Schweden, einem Russen, einem Japaner, drei Italiener, drei Spanier, fünf Franzosen, sieben Angelsachsen und dreizehn Deutsche gestanden, wobei Prinz Eugen den Deutschen, Napoleon den Franzosen, die Päpste den Italienern zugerechnet sein mögen. Allerdings wird wohl fast jeder Historiker in dieser Liste der Meister der Politik den einen oder den anderen Staatsmann vermissen. So sollte meines Erachtens ein dritter Band außer den ursprünglich geplanten auch Theoderich und Justinian behandeln, dann Mohammed, Ludwig IX. von Frankreich, den Deutschen Orden und die Hanse als Persönlichkeiten, ferner Rudolf von Habsburg, Elisabeth von England, Maria Theresia, endlich Mazzini, Gortschakow, Disraeli, Leo XIII. und Eduard VII.: für die Verfasser ist es, denke ich, nicht das schlechteste Lob, wenn man die Reihe ihrer Werke vermehrt sehen möchte.

Da eine allgemein gefaßte Kritik der einzelnen Beiträge schulmeisterlich klingen, eine detaillierte den verfügbaren Raum erheblich überschreiten würde, sei hier nur festgestellt, daß fast alle Essays der deutschen Wissenschaft zur Ehre gereichen, gut, oft vortrefflich geschrieben sind und fast durchweg in den Rahmen passen, den die Herausgeber ihnen bestimmt haben. Statt des üblichen Sammelwerkes ist so wirklich ein einheitliches Buch entstanden, das man, fast ohne zu stocken, von einem Aufsatze zum anderen weiterlesen kann: die Linie bleibt, mag sich die Farbe auch verändern.

Aber — und wenigstens dieses grundlegende Problem sei hier zwar nicht erschöpft, so doch gestreift — darf man überhaupt die „Meister" so in den Vordergrund geschichtlichen Werdens rücken, wie es in den „Meistern der Politik" geschieht? Vor wenigen Jahren erst hat ein bekannter Historiker behauptet, die Entwicklung der italienischen Malerei würde nicht wesentlich anders verlaufen sein, „auch wenn Raffael nie gelebt

Digitized by Google

hätte ... und auch ohne Goethe würden wir unsere klassische Literatur haben"; in etwas milderer Formulierung hat diese These im Zeitalter der materialistischen Geschichtsphilosophie sich eine lange Reihe von Anhängern geworben. In schroffem Gegensatz zu ihr steht die berühmte Behauptung Thomas Carlyles: „For, as I take it, Universal History, the history of what man has accomplished in this world, is at bottom the History of the Great Men who have worked here." Begreiflicherweise wird man von einem Buch wie den „Meistern der Politik" erfahren wollen, wer von beiden recht hat. Es hat sich denn auch fast jeder Mitarbeiter mit diesem großen Problem irgendwie auseinandergesetzt, sei es auch nur durch den Raum, den er dem Menschen hier, der Welt und der Zeit dort zubilligen zu müssen geglaubt hat. Wenn ich mich nicht sehr täusche, ist meist ein Mittelweg beschritten worden. Wenigstens macht in seiner schönen Biographie Karls des Großen der Heidelberger Historiker Karl Hampe (von dem wir am liebsten eine Geschichte des ganzen Mittelalters besäßen) gegen die modernen Kritiker seines Helden geltend, es sei „die Vorbedingung einer gerechten Würdigung, daß man erkennt, wie sich in das Zwangsläufige der Gesamtentwicklung der persönliche Einschlag einfügt, der sie vorwärtstreibt, hemmt oder abwandelt". Auf dieses „Vorwärtstreiben, Hemmen oder Abwandeln" kann ein stärkerer oder schwächerer Akzent gelegt, aber ausgeschaltet darf der persönliche Einschlag nicht werden, nicht einmal sub specie aeterni. Seine Wichtigkeit lassen die „Meister der Politik" durch ihr historisches Wirken erkennen. Verschwindet doch, selbst in der Geschichte des Papsttums, dieser „scheinbar unwillkürlichen Entfaltung einer einzigen großen Idee", wie Johannes Haller feststellt, „der Charakter des Ungewollten, Naturnotwendigen" in dem Augenblicke, da der Historiker sich den Trägern der Idee zuwendet. Und was wären Reformation und Gegenreformation ohne Calvin, ohne Loyola! Möglicherweise hätte der Protestantismus sich auch ohne den Franzosen erhalten und über die Welt verbreitet, der Katholizismus sich auch ohne den Spanier verteidigt und erholt. Aber wer aus solchen Möglichkeiten geschichtsphilosophische Schlüsse zieht, treibt im Grunde doch nur zwecklose Gedankenspielerei. Die Wirklichkeit war wie sie war, und sie war mit und durch Cäsar und Goethe; hätte das Schicksal die Helden nicht gebraucht, so hätte es sie nicht geschaffen. Wie die klassische Literatur nicht nur äußerlich mit dem Namen, sondern innerlich mit dem Werk und der Persönlichkeit Goethes, so hängt die römische Weltmacht mit Scipio und Cäsar, das germanische Kaisertum mit den großen Kaisern, das englische Imperium mit den Reichsbildnern geheimnisvoll zusammen. Sie bestimmen zum mindesten den Rhythmus des Geschehens, den zu unterschätzen unhistorisch wäre, selbst wenn er ein gewisses Zeitmaß nicht überschreiten kann. „Der Mensch," hat Otto v. Bismarck einmal gesagt, „kann den Strom der Zeit nicht schaffen und nicht lenken, er kann nur auf ihm fahren und steuern; mit mehr oder weniger Erfahrung den Schiffbruch vermeiden." Dieses Fahren- und Steuernkönnen bedeutet mehr als der Stümper meint: kein Handwerk, das man erlernt, sondern eine Kunst, die den Meister mit übermenschlichen Kräften erfüllt. Es wäre mehr als Torheit, wollte man glauben, die Meister mit einem Federstrich beseitigen zu können; man würde — und darin hat Carlyle recht — der Weltgeschichte die „Seele" rauben.

Dr. Fritz Endres.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Festlicher Werktag. Von Ernst Lissauer. Aufsätze und Aufzeichnungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 35.—.

Gleichsam Tagebuch, ohne Tagebuchcharakter, und großenteils innerlich verbunden mit Dichtwerken Lissauers, bilden diese teils bekenntnishaften, immer erkenntnisreichen Niederschriften eines Schaffenden das edle, von reinem Willen beseelte Nachbild der hohen Beispiele seiner Gattung: von Goethes Maximen und Reflexionen und Hebbels Tagebüchern. Man kennt und schätzt den Lyriker Lissauer als einen Versdichter von Rang; er lebt, denkt, fühlt in Mythen, Legenden, Gesichten. Als Kunstbetrachter, als dichterisch hochgestimmter und angespannter Kritiker, als ein Schöpfer und Meister des Worts stellt sich Lissauer neben die wenigen Kritiker von Bedeutung, die Deutschland zurzeit besitzt. Was er mit diesen Aufzeichnungen (über das Glück des Reisens, zum Preise der Musik, über Menschen — vor allem über den Künstler — über Goethe, Schöpfertum und Schaffen, zuletzt über Pfingsten und den Pfingstgeist) bietet, ist schöpferische, gestaltende, aufbauende Lebensbetrachtung. Jede Seite ist reich an fördernden Einsichten, überraschenden Folgerungen. Lissauer stellt einmal den Satz auf: „Es gibt Katholiken von Natur und Protestanten von Natur, jene unter den Protestanten, diese unter den Katholiken, beides unter den Juden." Lissauer ist Jude, Jude vom Geiste Hiobs (wie Luther ihn erfühlt hat als eine große Natur voll Sturm und Glaubenskraft); er ist dem deutschen Protestantismus wahlverwandt. Seine Aufzeichnungen wirken, um ein gut geprägtes Wort Lissauers auf ihn selbst anzuwenden, „als Zeichen und Siegel eines Menschen, der sich selbst besitzt". M. L.

Meyers Handlexikon. Achte, gänzlich veränderte und neubearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Diese neue Auflage des einbändigen Konversationslexikons verdient uneingeschränktes Lob. Es ist bewundernswert, mit welcher Kürze und doch Schärfe und Vollständigkeit der ungeheure Stoff in einen Band zusammengedrängt ist. Erst bei planmäßigem Lesen in dem Buche stellt man fest, wie unendlich viel mehr es enthält, als man in ihm sucht, und wie sehr es geeignet ist, für den alltäglichen Gebrauch die großen Nachschlagewerke zu ersetzen. Sein Wert wird durch den schönen und klaren Druck und die zahlreichen Bilder und Karten im Text und außerhalb desselben wesentlich erhöht. Ueberall findet man den Beweis, daß das Buch tatsächlich bis auf den Tag des Erscheinens fortgesetzt und durchgearbeitet ist. Im Anschluß hieran verdient der in demselben Verlag in diesem Jahre erschienene Meyers Kleiner Handatlas lobende Erwähnung. Die in handlichem Format gehaltenen überaus klaren und deutlichen 42 Karten entsprechen überall der Veränderung der politischen Gestaltung und ermöglichen es mehr wie manches große Kartenwerk sich die neue politische Einteilung der Erdoberfläche einzuprägen, was sicher auch vielen sonst Gebildeten noch reichlich nottut. D. A. L.

Heinrich von Plate. Der Roman eines Privilegierten. Von Eduard von der Hellen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Nach zwei dramatischen Arbeiten, einem Familienstücke „Die Sünden der Väter" und einem, in scharf pointierter und überzeugender Weise die kommunistischen Theorien ad absurdum führenden Zukunftstraumbild „Hyazinth" veröffentlicht jetzt von der Hellen, der in der literarischen Welt längst als einer unserer gründlichsten und verdientesten Goetheforscher bekannt ist, einen Roman, dem er das Wort Goethes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", als Leitwort gegeben hat. Schon dies Leitwort wie auch der Untertitel des Buches deutet an, daß „Heinrich von Plate" ein Entwicklungsroman ist. Aber nicht chronologisch, mit bedächtiger Schnelle, begleitet er seinen Helden von der Wiege zur Bahre oder doch bis zum Abschluß seiner inneren Bildung, sondern er greift zwei Abschnitte aus dem Jugendleben Heinrichs heraus, indem er uns den Abkömmling einer norddeutschen adeligen Gutsbesitzersfamilie zuerst als Neunzehnjährigen, vor dem Eintritt ins Universitätsleben, dann, nach Vollendung seiner Studien, auf einer ersten Station seines selbständigen Lebensweges zeigt. Dem Leser ergänzt sich aber alles Zurück- und Dazwischenliegende aus der Perspektive jener beiden Wegpunkte, so daß wir das ganze Werden und Wesen eines Menschen in einige knapp umrissene Bilder gefaßt, überblicken. Im ersten Teil fesselt uns vor allem die wie ein meisterhaft getroffenes Bildnis wirkende Gestalt des alten Herrn v. Plate. Köstlich ist der junge

Digitized by Google

Heinrich in seiner „Tumbheit", mit liebevoller Ironie so charakterisiert, daß wir in dem teils schüchternen, teils selbstüberzeugten Jüngling doch schon alle Anlagen zum Tüchtigen keimen sehen. Mit feinem Humor und viel Takt sind im zweiten Teil der Herzog, in dessen Residenz Heinrich ein paar Monate verbringt, und sein Hof geschildert: unschwer erkennen wir in diesem Herzog Karl Anton das wegen seltsamer Aeußerlichkeiten oft so gröblich mißverstandene Urbild des „Serenissimus". Aber die Darstellung hält sich von den Unarten des Schlüsselromans frei und führt in straffen, raschen Zügen den angehenden Dichter und Historiker, den die Liebe zu einer schönen, bedeutenden Schauspielerin zum Manne reift, seiner eigentlichen Bestimmung, der Uebernahme des väterliches Gutes, zu, wo er im praktischen Leben sich der Vorrechte würdig erweisen kann und wird, die seine Geburt ihm gewährte. —ss—

Altmünchen im Spiegel des Humors. Von Dr. A. Dreyer. München, Verlag Parcus & Co.

Der Verfasser ist ein genauer Kenner des Altmünchener Lebens und seines Humors. Das vorliegende Buch desselben wird allen Lesern und Beschauern der sehr humoristischen illustrativen Beigaben eine Freude und angenehme Stunden bereiten. Wir hatten schon früher auf andere Schriften des Verfassers aufmerksam gemacht und glauben auch dieses neue Buch unseren Lesern zur Beachtung empfehlen zu können.

Es ist Zeit. Tiroler Aufstand 1809 von Georg Freiherrn v. Ompteda. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 45.—.

Omptedas Buch durchdröhnt bewußt, wenn auch ohne kennzeichnende Anspielungen der Kanonendonner des Weltkriegs. Dies unmittelbare Erleben bringt die Tragik der historischen Ereignisse des Tiroler Bauernaufstands von 1809 uns Heutigen ganz nahe. Diese treuherzigen, stiernackigen, erdverwachsenen Burschen, die in den Kampf ziehen, um Gut und Blut, um Kaiser und Reich — sie sind wirklich unsere Brüder. Sie atmen unsere Luft. Andreas Hofers zwingender Wille leitet die vertrauensvoll um ihn Gescharten zum Sieg, zu Tod und Verderben. Wenn im schlichten Schlußbild ergreifend ein Aufschluchzen das Land durchzieht, so mahnt es eindrucksvoll an eine Einigkeit des Empfindens bei den Vätern, die den Enkeln leider verloren ging. Mit sicherem Stilempfinden knetet der Dichter den Stoff zu knappen, markigen Sätzen, geeint in kurzen Kapiteln. Dramatisch steigert sich, in kantige Worte gebunden, dumpfes Murren der Geknechteten zu blutigem Heldenkampf. In eindrucksvollem Gegensatz zum lauten Toben des Menschenhasses steht das vereiste Schweigen der Berge, die unnahbar auf den Schauplatz herabblicken, an dem selbst ein so ungebändigter Wille, wie der Andreas Hofers, zerschellt. Das ganze Buch atmet hingebendste Vaterlandsliebe. Es ist kernhaft deutsch in Sprache und Empfindung — ein hohes Lied der Standhaftigkeit und Treue. Sp.

Die deutschen Militärapotheker im Weltkriege. Ihre Tätigkeit und Erfahrungen. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen. 8°. X und 388 S. Berlin, J. Springer. Geh. M. 36.—, geb. M. 44.—.

Wir müssen dem Herausgeber danken, daß er sich der mühsamen Arbeit unterzogen hat, gemeinsam mit seinen Fachgenossen ein Bild der gesamten Tätigkeit der Militärapotheker, die sich auf so zahlreiche, wichtige und verantwortungsvolle Gebiete erstreckte, zu entwerfen, besonders da nur so die mannigfaltigen Erfahrungen und Beobachtungen auf militärpharmazeutischem und chemischem Gebiete aufbewahrt und weiterer Verwertung nutzbar gemacht werden konnten. Sehr verschiedenartig waren die Aufgaben, die im Laufe des Krieges an die Militärapotheker herantraten — man lese nur die 400 Nummern des Sachverzeichnisses —, aber man darf ruhig sagen, daß sie sich allen Anforderungen gewachsen gezeigt haben. Gerade aber wegen seiner Vielseitigkeit darf das Buch, das zugleich ein Ruhmesblatt des Apothekerstandes ist, damit rechnen, nicht nur bei den Fachgenossen und Militärs, sondern auch in weiteren Kreisen der Aerzte und Chemiker seine Leser zu finden. —ei—

Das alte System. Von Curt Amend. Ein politisches Volksbuch. 8°. VIII und 180 S. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei. Geh. M. 7.50.

Verfasser nennt seine Schrift selbst ein Volksbuch und danach ist es auch zu werten. Von dem heutigen Standpunkt der demokratischen Parteien aus mit leicht süddeutscher Färbung gibt der Hauptschriftleiter der „Karlsruher Zeitung" eine Kritik der außen- und innenpolitischen Vorgänge vom Regierungsantritt Wilhelms II. an bis zur Umwälzung 1918, wobei natürlich die Persönlichkeit des Kaisers eine besonders eingehende Würdigung erfährt. Ohne gerade besonders tief zu dringen, weiß er doch die wichtigsten Punkte in den einzelnen Kapiteln: Der Kaiser, die Diplomatie, die Bureaukratie und endlich der Weltkrieg, herauszuheben und die Fehler

Digitized by Google

des alten Obrigkeitsstaates zu beleuchten. Allerdings ist besonders die Betrachtung der außenpolitischen Lage zu stark Oberflächenarbeit, zumal der Verfasser der geschichtlichen Entwicklung Preußens und Deutschlands in ihrem Verhältnis zum Ausland zu wenig gerecht wird. Sodann vermisse ich ein anschließendes positives Kapitel, das nun auch in kurzen Zügen das herausgearbeitet hatte, was uns jetzt not tut; die Demokratie allein kann uns auch nicht aus dem Sumpf herausholen; der Geist ist es, der die Verhältnisse schafft, nicht die Form, mag sie auch noch so schön sein. Vielleicht ist es dem Verfasser möglich — gerade weil sein Buch eine wichtige Aufgabe erfüllt — in einer späteren Auflage diese positive Ergänzung hinzuzufügen. Dann könnte es sein Ziel, ein Volksbuch zur Erziehung zur Demokratie zu werden, noch besser erfüllen. Schneider.

Handbuch der Politik. 4. Band. Der wirtschaftliche Wiederaufbau. Berlin, Walter Rothschild.

Der vierte Band schließt das ganze Sammelwerk, dessen erste drei Bände vor ganz kurzem an dieser Stelle ausführlich besprochen sind, in würdigster Weise ab. Sein Inhalt läßt sich am kürzesten als eine Beschreibung des wirtschaftlichen Körpers des neuen Reichs in geschichtlicher, rechtlicher und politischer Hinsicht bezeichnen. Der Schwierigkeit des hier behandelten Stoffes ist offenbar die Darstellung durchweg gewachsen. Die Finanzfragen, ebenso wie diejenigen der Gütererzeugung in Landwirtschaft und Industrie, der Güterumsatz und die Tätigkeit der freien Berufe finden im Zusammenhang mit den an sie sich anknüpfenden Problemen für den deutschen Wiederaufbau in den einzelnen Aufsätzen eine Erläuterung, die wissenschaftliche Tiefe mit verständlicher Darstellung zu vereinigen weiß. Einzelne Aufsätze, wie etwa derjenige von Brinckmann über die Förderung der landwirtschaftlichen Erzeugung können als Muster angesprochen werden. Es ist zu wünschen, daß gerade der vorliegende Band möglichst allgemein als Lesebuch für alle Gebildeten dienen möge. Dr. A. L.

Ausklang. Ein Straßburger Roman aus dem Ende der deutschen Zeit von Niklaus Bruck. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 45.—.

In seinem ersten Straßburger Roman, dem rasch in weiten, auch außerelsässischen Kreisen bekannt und beliebt gewordenen „Ich warte", hatte N. Bruck ein Bild der letzten Wochen vor und der ersten Wochen nach dem Ausbruch des Weltkriegs gegeben. Der zweite Straßburger Roman des Dichters ist ein schmerzliches Abschiednehmen von der „wunderschönen Stadt" geworden, eine bei aller Verhaltenheit ergreifende Klage über die Zerstörung so vieler schöner menschlicher Beziehungen, so manchen Bandes „von Herzen zu Herzen". Noch einmal schwelgt N. Bruck mit dem Behagen des echten Epikers, mit der Liebe des im Elsaß festgewurzelten Deutschen in der Schönheit und den Eigenheiten des unvergleichlichen Stadtbildes, noch einmal vertieft er sich, bald mit freundlich nachsichtigem Humor, bald mit schmerzlichem Kopfschütteln, in die so komplizierte Seele der Straßburger Bevölkerung, noch einmal knüpft er mit der Erfindergabe und der Freude des Romandichters Fäden der Sympathie, der Liebe, gemeinsamen Erlebens zwischen Altdeutschen und Ur-Elsässern. Aber Glück und Existenz der Einzelnen, soweit sie eigenen Wert und echten Gehalt haben, werden von der Katastrophe, die zuletzt hereinbricht, mit zertrümmert. In den erschütternden Untergang muß der einzelne Mensch mithineingerissen werden. Diese schmerzliche Einsicht ist der „Ausklang" des Kampfes um das Elsaß; ein Ausklang voll tiefer Tragik, in die nur die Würde stolz trauernder Entsagung, nicht passive Unterwürfigkeit einen Ton versöhnender Größe mischen kann. Solche Würde lehrt uns das Buch Niklaus Brucks; schon darum verdient der Roman, der sich von aller Sentimentalität ebenso frei hält, wie von jeder Beschimpfung des Feindes, als ein das Volk der Besiegten ehrendes literarisches Zeugnis volle Anerkennung und weiteste Verbreitung.

Gustav Mahlers Symphonien. Von Paul Bekker. Berlin, Schuster & Loeffler. 360 Seiten Quart. Mit vielen Notenbeispielen.

Der Verfasser jenes Beethoven-Buches, dem Schuster & Loeffler ihren ergiebigsten Bildschmuck zu Beethovens Leben und Schaffen einverleibten, sieht in der Folge, die von Beethoven zu Mahler führt, keinen Widerspruch, sondern „die natürliche Weiterführung einer Linie, die vom Heros der Symphonie zum Menschlichsten seiner Nachfolger führt". Bekker will also nicht das Entweder-Oder, sondern das ruhige Sowohl-Als auf das Verhältnis zwischen Beethoven und Mahler angewendet wissen. Auch wer ihm hierin nicht beipflichten kann, wird anerkennen müssen, daß der Verfasser die unumgängliche Kenntnisnahme der Symphonien Mahlers in seinem mit Beispielen ganz durchsetzten Werke auf eine zweckmäßige Art ermöglicht. Wir sind zwar keine Anhänger der blühenden und schmückenden Redeweise, der Bekker auch hier zur Führung durch die oft rätselvollen Pfade der Mahlerschen Orchestermusik nicht entraten zu können glaubt; jedoch

Digitized by Google

übertrifft das Werk die Arbeiten Stefans, Adlers, Specht's so stattlich an Umfang und Ausführlichkeit, daß es seinen Einfluß auch im Wettbewerb mit dem bisherigen reichhaltigen Mahler-Schrifttum geltend machen wird. Dem Anreize, auf die einzelnen Werke Mahlers einzugehen, müssen wir uns an diesem Ort und in Anbetracht des knappen Raumes versagen. Merkwürdig bleibt immer die geheimnisvolle Anziehungskraft der Neunzahl: außer Mahler haben auch Spohr und Bruckner nach Beethovens Vorgange neun Symphonien geschrieben.

Dr. Karl Grunsky.

Geschichte meines Lebens von Andrew Carnegie. 1835—1919. Leipzig, K. F. Köhler. Halbleinenband M. 40.—. Ein interessanter Plauderer, erzählt Andrew Carnegie mit erfreulicher Sachlichkeit seinen Lebenslauf. Als smarter Junge sieht er mit offenem Blick, wo es zu lernen und — zu verdienen gibt. So arbeitet sich der Sohn des armen schottischen Leinewebers in Amerika in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem der reichsten Männer der Welt empor. Seine eigentlich nur für einen engen Kreis Nahestehender berechneten Aufzeichnungen, fesseln durch ihre einfache und doch nicht mit Bescheidenheit prahlende Darstellung. Mit einem, bei seinem stark entwickelten Geschäftssinn erstaunlichen sozialen Verständnis begabt, hat Carnegie seinen ungeheuren Reichtum in zahllosen Stiftungen der Allgemeinheit nutzbar gemacht. Wie er ihn erwarb und anlegte, welche Männer von Bedeutung seinen Weg kreuzten, wie endlich auch ihm der Krieg einen seelischen Zusammenbruch brachte, das erzählt er alles sehr reizvoll und sehr persönlich. Sein letztes Wort war leider ein Irrtum. Er nennt als Hoffnung der Welt den Präsidenten Wilson. Damit bricht das Buch ab. Sp.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Amalthea-Almanach 1922. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag. Geh. M. 10.—, geb. M. 14.—.

Aus reußischen Archiven. Heft 1: Aus den Tagen Heinrichs XXII. souv. Fürsten Reuß ä. L. (1867—1902). Aktenstücke, Aufzeichnungen und Briefe herausgegeben von Dr. Friedrich Schneider. Greiz i. V., Kommissionsverlag H. Bredts Nachf. Ernst Seyfert. Geh. M. 30.—.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Heft 74: Neubert, Theodor, Italiens Erwachen. Zehn Jahre italienischer Politik. Geh. M. 1.80. Heft 75: Schubert, Harold, Die Weltpresse als Wertmesser der Weltgeltung. Geh. M. 8.—. Dresden und Leipzig, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

geschichte. Geh. M. 8.—. Nr. 225: Ebner-Eschenbach, Marie v., Margarete. Geh. M. 4.—. Nr. 226: Rosner, Karl, Spione. Skizzen aus Frankreich. Geh. M. 3.20. Nr. 227: Sudermann, Hermann, Jons und Erdme. Eine litauische Geschichte. Geh. M. 5.—. Nr. 228: Gildemeister, Otto, Von Reichtum, Höflichkeit und anderem. Ausgewählte Essays. Geh. M. 7.50. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Cottasche Handbibliothek. Hauptwerke der schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nr. 224: Anzengruber, Ludwig, Der Sternsteinhof. Eine Dorf-

Das Bodenseebuch des Jahres 1922. Herausgegeben von Norbert Jacques. Neunter Jahrgang. Konstanz (Baden), Reuß & Itta.

Davis, Elmer, History of The New York Times 1851—1921. Illustrated. New York, The New York Times.

Der Aufstieg. Neue Zeit- und Streitschriften. Nr. 21/22: Kammerer, Paul, Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Mit 8 Abbildungen. Nr. 23/24: Goldscheid, Rudolf, Frauen-Freiheit und Friede. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky.

Dunin-Borkowski, Stanislaus v., S. J. Führende Jugend. Aufgaben und Gestalten junger Führer. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 14.—, geb. M. 18.—.

Förster, Henriette Clara v., Die Rose von Tilsit. Vaterländisches Drama in vier Akten. Berlin, DOB-Verlag des Deutschen Offizier-Bundes. Geh. M. 7.50, geb. M. 15.—.

Goldschmidts Bildertafeln für den Unterricht im Spanischen. 37 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Uebungsbeispielen, einem Abriß der Grammatik und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. — **Goldschmidts Bildertafeln für den Unterricht im Polnischen.** 34 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text und Uebungsbeispielen, einem Abriß der Grammatik und einem systematisch

Digitized by Google

geordneten Wörterverzeichnis. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. Kart. je M. 20.—, geb. je M. 24.—.

Groß, Joh., Biographisch-literarisches Lexikon der deutschen Dichter und Schriftsteller vom 9. bis zum 20. Jahrhundert. Leipzig, Otto Hillmann. Geh. M. 39.—, kart. M. 42.—, geb. M. 45.—.

Hagener, Hermann, Die Schuld am Weltkriege. Geh. M. 6.50. Die Schmach der Welt. Der Friedensvertrag von Versailles in seinen wesentlichsten Teilen wiedergegeben und erläutert. Geh. M. 5.—. Berlin, Hafen-Verlag G. m. b. H.

Helfferich, Karl, Georg v. Siemens. Ein Lebensbild aus Deutschlands großer Zeit. Erster Band. Berlin, Julius Springer. Geh. M. 42.—, geb. M. 52.—.

Historische Zeitschrift. 2. Heft, 3. Folge, 29. Bd. Herausgegeben von Fr. Meinecke und Fr. Vigener. München, R. Oldenbourg. M. 20.—.

Huldermann, Bernhard, Direktor der Hamburg-Amerika-Linie Albert Ballin. Oldenburg, Gerhard Stalling. In Halbleinen M. 65.—.

Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. Begründet von Ferd. Avenarius. Geleitet und in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten und Sachverständigen zum elften Male bearbeitet von Wolfgang Schumann. München, Verlag von Georg D. W. Callwey. Geh. M. 45.—, geb. M. 55.—.

Nelke, Pastor W., Montevideo, Das Deutschtum in Uruguay. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Bd. V.) Stuttgart, Ausland und Heimat Verlags-Aktiengesellschaft. Geh. M. 35.—, geb. M. 40.—.

Oertzen-Fünfgeld, Margarete v., Die Sümpfe von Trollenhagen. Roman. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. M. 26.—, geb. M. 32.—.

Oncken, Prof. Hermann, Aus Rankes Frühzeit. Mit den Briefen Rankes an seinen Verleger Friedrich Perthes und anderen unbekannten Stücken seines Briefwechsels. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. Geh. M. 14.—, geb. M. 20—.

Ponten, Josef, Die Insel. Novelle. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 6261.) Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun.

Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Herausgegeben von Karl Stählin. 1. Heft: Stählin, Karl, Jacob v. Stählin. Ein biographischer Beitrag zur deutsch-russischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 2. Heft: Meyer, Karl H., Die Fahrt des Athanasius Nikitin über die drei Meere. Reise eines russischen Kaufmanns nach Ostindien 1466—1472. 3. Heft: Stählin, Karl, Der Briefwechsel Iwans des Schrecklichen mit dem Fürsten Kurbskij (1564—1579). 4. Heft: Radischtschew, A. N., Reise von Petersburg nach Moskau (1790). Aus dem Russischen übersetzt von Arthur Luther. Leipzig, Historia-Verlag Paul Schraepler.

Rehmke, Dr. Joh., Ethik als Wissenschaft. Ein Vortrag. (Aus den Schriften der Rehmke-Gesellschaft.) Greifswald, Ratsbuchhandlung L. Bamberg.

Riebesell, Dr. P., Steuer-Mathematik. Die Fehler in den Reichssteuertarifen. Mit 16 Abbildungen. Hamburg, Henri Grand. M. 9.—.

Rochs, Dr. Hugo, Ober-Generalarzt z. D., Schlieffen. Ein Lebens- und Charakterbild für das deutsche Volk. Mit einem Bildnis und zwei Uebersichtsskizzen. Berlin, Vossische Buchhandlung. Geh. M. 11.—, geb. M. 14.85, in Ganzleinen M. 17.60.

Schoch, G. v., General der Infanterie a. D., Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England vom Ausgang des Mittelalters bis zum Jahre 1815. (Bücherei der Kultur und Geschichte, Bd. 20.) Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder. Geh. M. 22.—.

Wächter, Siegfried v., Der Kampf um die Währung. Die wichtigsten Währungsreformen der letzten Jahrzehnte und das Valutaproblem der Gegenwart. Mit einer Kurstafel und zahlreichen Tabellen. Berlin-Grunewald, Dr. Walther Rothschild. Geh. M. 24.—, geb. M. 36.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Siebenundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

April 1922

Preis vierteljährl. M. 36.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

CALIFORNIA
OF THE
UNIVERSITY
LIBRARY

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Eugen Budde: Gedanken über die Sozialisierung 1

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Berlin: Papst Benedikt XV. 6

Briefe Jakob Burckhardts an seinen Freund Friedrich v. Preen 1864 bis 1893. Mitgeteilt von Emil Strauß 10

J. Schreiber (Königsberg i. Pr.): Über die Angst vor der Impfung 27

Dr. Gottfried Fittbogen: Der Prozeß gegen Adolf Ludwig Follen. Ein Beitrag zur Geschichte der Demagogenverfolgungen. Mit Benutzung der Akten des Geheimen Staatsarchivs 34

Prof. Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten: Brahms und Bruckner 43

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49. Herausgegeben und erläutert von Professor Dr. Manfred Laubert (Fortsetzung) 47

Prof. Dr. Wilhelm Westphal, Privatdozent an der Universität Berlin: Die großen Entdecker in der Physik 59

Robert Dohme †. Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Mitgeteilt von Dr. jur. et phil. Max Springer (Schluß) 73

Arnold Eucken: Die Bedeutung der Wissenschaft für die deutsche Industrie 84

Generalmajor Freiherr v. Dalwigk (Weimar): Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges 89

Literarische Berichte 92

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 96

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1922

Preis des Jahrgangs Mark 130.50

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand:
1 Milliarde 700 Millionen Mark.
Neue Tarife mit niedrigen Prämien.
Versicherung ohne Untersuchung.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Unlängst erschien:

ERNTE

Jahrbuch der Halbmonatsschrift

Das literarische Echo

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Dritter Band 1921

In Pappband M 42.—, in Leinen gebunden M 50.—

Die Jahrbücher des literarischen Echos haben sich bei allen Literaturfreunden rasch eingebürgert. Aus der verwirrenden Fülle der literarischen Erscheinungen eines Jahres heben sie das hervor, was bleibend ist oder als Zeiterscheinung Beachtung verdient. Wir empfehlen den Jahrgang allen Bücherfreunden als vorzügliches Nachschlagewerk.

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Siebenundvierzigster Jahrgang. Zweiter Band

April bis Juni 1922

Stuttgart und Leipzig 1922 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVII

(April bis Juni 1922)

Seite

Eugen Budde: Gedanken über die Sozialisierung 1
Dr. J. Lulvès, Archivrat in Berlin: Papst Benedikt XV. 6
Briefe Jakob Burckhardts an seinen Freund Friedrich v. Preen 1864 bis 1893. Mitgeteilt von Emil Strauß 10
J. Schreiber (Königsberg i. Pr.): Über die Angst vor der Impfung 27
Dr. Gottfried Fittbogen: Der Prozeß gegen Adolf Ludwig Follen. Ein Beitrag zur Geschichte der Demagogenverfolgungen. Mit Benutzung der Akten des Geheimen Staatsarchivs 34
Prof. Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten: Brahms und Bruckner 43
Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49. Herausgegeben und erläutert von Prof. Dr. Manfred Laubert 47. 212. 267
Prof. Dr. Wilhelm Westphal, Privatdozent an der Universität Berlin: Die großen Entdecker in der Physik 59
Robert Dohme †. Erinnerungen an Kaiser Friedrich. Mitgeteilt von Dr. jur. et phil. Max Springer (Schluß) 73
Arnold Eucken: Die Bedeutung der Wissenschaft für die deutsche Industrie 84
Generalmajor Freiherr v. Dalwigk (Weimar): Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges 89
Prof. Dr. v. Pistorius, Staatsminister a. D.: Unsere wirtschaftliche Lage 97
Universitätsprofessor Dr. Oscar Loew (München): Über Ernährungskrankheiten 115
Prof. Dr. Hans v. Arnim, Geh. Regierungsrat: Entstehung und Anordnung der römischen Elegien Goethes 121
Briefe des † Reichskanzlers v. Caprivi. Mitgeteilt von Prof. Dr. Max Schneidewin, Oberlehrer a. D. 136. 247
Dr. Alexander Scharff: Die Weisheit der Ägypter 148
Prof. Dr.-Ing. Robert Weyrauch (Stuttgart): Intellektuelle und soziale Wirkungen der Technik 154

Digitized by Google

Seite

Prof. Dr. J. Rehmke (Greifswald): Die Seele des Menschen und die Willensfreiheit 175
Ernst Grohne: Jacob Burckhardt und Rembrandt 180
Prof. Dr. G. Berndt: Die Bedeutung der technischen Messungen für das öffentliche Leben 183
Wirklicher Geheimer Rat Wahnschaffe: Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und die preußische Wohlreform 193
Dr. C. R. Hennings: Nationalität und Naturalisation in England 204
Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Geschäftsträger in Paris (1871). Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 213
Professor H. v. Baeyer (Heidelberg): Aus dem Bereich der heutigen Orthopädie 231
Prof. Dr. J. Wittig: Das erste Kirchenbild 240
Dr. Georg Wolff: Die Fermente und ihre Beziehungen zu den Lebensvorgängen 258
Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Dibelius (Bonn): Eine neue Shakespearebiographie 274

Kleine Revuen

Literarische Berichte 92. 186. 280
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 96. 191. 284

Digitized by Google

Gedanken über die Sozialisierung

Von

Eugen Budde

Die Bilanz der deutschen Volkswirtschaft in den letzten drei Jahren ist gerade nicht sehr erhebend für den die Dinge rein nüchtern nach nationalökonomischen Grundsätzen abwägenden Kritiker.

In dem Lager derjenigen, die — einerlei, aus welchen Gründen — die „Sozialisierung" als das Allheilmittel der Zukunft priesen und häufig genug mit Gewalt durchzusetzen versuchten, ist es merkwürdig still geworden. Daher erscheint es gerade jetzt geboten, unbehindert durch etwaige politische Rücksichten, in sachlicher, den (wertvollen) Erkenntnissen der letzten Jahre gerechtwerdender Weise auf dieses, trotz des augenblicklichen Schweigens so heiß umstrittene Thema einmal wieder einzugehen. Über ein Menschenalter lang ist der deutschen Arbeiterschaft in einer Unmasse von Broschüren, größeren Werken, Volksversammlungen und Reichstagsreden immer wieder das ins Hirn gehämmert worden, was in dem Erfurter Programm von 1891 am besten wohl durch folgenden Satz, der das Evangelium der deutschen Sozialdemokratie geworden ist, zum Ausdruck kommt:

> „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion, kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger, harmonischer Vervollkommnung werde."

Der 9. November 1918 gab der Sozialdemokratie die politische Macht, ihre bis dahin mit allen Mitteln der Demagogie propagierte Forderung nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel in die Praxis umzusetzen. Der deutschen Arbeiterschaft winkte — so glaubte sie wenigstens mit Hinblick auf die ihr so häufig von ihren sozialdemokratischen Führern gemachten gleißenden Versprechungen — ein Paradies auf Erden. Es kam anders. All ihre märchen-

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

haften, utopischen, das Leben verkennenden und deshalb unbeachtenden Träume zerschellten an der nackten Wirklichkeit. Und doch wird der Gedanke der Sozialisierung nicht zur Ruhe kommen. Die über fünfzig Jahre lang den Arbeitern versprochene grundlegende Änderung der bestehenden Wirtschaftsordnung, die sich, wenigstens in der von den Sozialisten verlangten Form, als unausführbar herausgestellt hat, ist wie ein zündender Funke in die Gedankenwelt der Arbeiterschaft gesprungen. Über diese Tatsache wird man sich bei dem weiteren Aus- und Umbau der deutschen Wirtschaft nicht hinwegsetzen können. Denn das darf nicht verkannt werden: Der Kern der Sozialisierungspläne war nicht zuletzt der, daß der Mißbrauch des Eigentums an Produktionsmitteln und Geld verhütet, die Geldweltherrschaft soweit wie eben möglich eingeschränkt werden müsse. Jedoch wäre es eine Anmaßung der Sozialdemokratie, die Vaterschaft dieser auf das Wohl der Gesamtheit hinauslaufenden Bestrebungen allein für sich in Anspruch nehmen zu wollen. Dieselben Ansichten werden von jedem vernünftig denkenden, nicht ausschließlich dem eigenen Vorteil nachjagenden Menschen gebilligt, geteilt und verfochten werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Kreis dieser Menschen im Grunde genommen nicht noch größer ist als die irregeleiteten sozialistischen Massen, die zu einem sehr großen Prozentsatz den Schrei nach dem Wohl der Gesamtheit nur deshalb erheben, um dadurch um so unauffälliger ihre zum Teil rein egoistischen Ziele verwirklichen zu können.

Denn von dem Gemeinsinn, dem Streben, in allem seinem Tun dem gemeinsamen Wohl aller Volksgenossen zu dienen, ist man gerade heute mehr denn je entfernt. Von der unbedingten Voraussetzung einer etwaigen Sozialisierung: der Genossenschaftlichkeit der Gesinnung ist nicht viel zu merken. Im Gegenteil. Qualitativ und quantitativ geringen Leistungen entsprechen um so höhere Lohnforderungen. Die Unökonomie eines solchen Vorgehens treibt mit Notwendigkeit dem Verfall der deutschen Wirtschaft zu. Schon im Kriege und noch mehr seit Kriegsende hat sich überall eine ganz erschreckende Arbeitsunlust gezeigt, die nur langsam und nur unter großer Mühe wieder verschwinden will. Der Grund dafür ist: jahrelange Arbeitsentwöhnung der zum Militärdienst eingezogenen Männer, und zwar gerade derjenigen, die früher als die leistungsfähigsten in der deutschen Volkswirtschaft galten, ferner die durch die englische Hungerblockade unausbleibliche Folge der Unterernährung eines nur allzu großen Teiles der deutschen Bevölkerung, und nicht zuletzt auch die mannigfachen psychischen und physischen Kriegs- und Revolutionsfolgen.

Daß gegen all diese der gesamten deutschen Wirtschaft in höchstem Maße schädlichen Erscheinungen etwas getan werden muß, war und ist jedem Nationalökonomen völlig klar. Nur ist man sich immer noch nicht einig, welche Wege zur wirtschaftlichen Gesundung beschritten werden sollten. Sozialistisch orientierte Kreise schwören mit konstanter Beharrlichkeit auf die ihrer Ansicht nach unbedingt notwendig gewordene Sozialisierung. Nur mit ihrer Hilfe sei es möglich, die deutsche Wirtschaft und ihre Leistungsfähigkeit wieder auf den

Digitized by Google

Vorkriegsstand und darüber hinaus zu bringen. Leider rechnen die sozialistischen Führer, unter denen es immerhin einige gibt, denen man sicher nicht ihre ideale Gesinnung absprechen kann, trotzdem oder gerade deshalb nicht mit den Menschen wie sie wirklich heute noch sind, träge, egoistisch, arbeitend nur um leben zu können, in den wenigsten Fällen aus Liebe zur Arbeit, aus Freude an ihrem Beruf; sondern mit den Menschen, wie sie sie für ihre Pläne brauchen. Das birgt eine große Gefahr in sich, die häufig genug schon in der Praxis aufgetaucht ist: die Arbeiterschaft verliert die Erkenntnis ihrer Leistungsgrenzen. Nicht selten ist sie der Meinung, sie allein wäre das bedeutendste, wirkendste Moment der deutschen Wirtschaft; der Unternehmer, der Erfinder, der Ingenieur, der Kaufmann nur sie „ausbeutende" Bourgeois, die mit Hilfe des von der Arbeiterschaft mühselig erzeugten „Mehrwertes" ein Leben herrlich und in Freuden führten. Es mag an dieser Stelle zugegeben werden, daß in früheren Jahren häufig Ungerechtigkeiten bei der Zumessung des Lohnes für die Arbeiter mit Hinblick auf die von dem Unternehmer erzielten Gewinne vorgekommen sind. Die deutschen Arbeiter werden aber nicht bestreiten können, daß es, allgemein betrachtet, ihnen von allen Arbeitern der Weltindustrie wohl am besten ergangen ist, und daß es gerade der deutsche Unternehmer, der deutsche Kaufmann gewesen sind, die durch ihre rastlose Tätigkeit dem deutschen Arbeiter seine im Vergleich z. B. mit dem amerikanischen Arbeiter so auskömmliche und gesicherte Existenz geschaffen haben, mag auch hier und da vielleicht einmal Not geherrscht haben. Das kommt überall im menschlichen Leben vor. Ehe man also zur Sozialisierung schreitet, d. h. der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zum gemeinwirtschaftlichen Vorteil, müssen die Arbeiter erst einmal genau erkannt haben, welche Funktionen dem einzelnen Unternehmer, dem Arbeiter, dem Kaufmann, Erfinder, Ingenieur usw. zukommen und vor allem, welche Bedeutung diese einzelnen Funktionen wiederum für den gesamten Wirtschaftsverlauf haben, zwei Momente, die umgekehrt auf Unternehmerseite in viel höherem Maße beachtet werden, als gemeinhin wohl angenommen wird. Die Unternehmer, durch das vielfach angewandte Mittel des Streiks auf seiten der Arbeiter bedroht, wissen, daß sie der Hilfe der Arbeiterschaft bedürfen, um ihre Pläne in die Praxis umsetzen zu können. Den Arbeitern dagegen fehlt vorläufig noch die vollständige Erkenntnis von der Bedeutung der Unternehmerschaft: ein Unternehmerstreik, der ihnen diese Bedeutung vielleicht einmal hätte klar machen können, ist bisher noch nicht dagewesen.

Zusammenfassend gesagt: die deutsche Wirtschaft ist schwer krank und jedes nach seiner Wirkung hin noch nicht erprobte Experiment kann unheilbare Wunden schlagen. Das mögen die sozialistischen Führer wohl selbst gedacht haben, als ihnen die politische Macht in den Schoß fiel, auch mochten ihnen wohl dieselben Bedenken über die psychische Geeignetheit der Menschen zur Durchführung der Sozialisierung aufgestiegen sein. Kurzum: eine sofortige Sozialisierung der Revolutionsmachthaber unterblieb. Zwar wurde schon

Digitized by Google

Anfang 1919 von den in Berlin vereinigten Arbeiter- und Soldatenräten der Antrag auf Sozialisierung des Bergbaus angenommen: aber schon damals war man sich über die Wege dazu nicht einig. Infolge der wilden Sozialisierungsversuche im Ruhrgebiet wurde dann bereits am 20. Januar 1919 eine Neunerkommission zur Sozialisierung des Steinkohlenbergbaus eingesetzt. Auch wurden zur Besänftigung der erregten Bergarbeitermassen schon im Januar 1919 „bis zur gesetzlichen Regelung einer umfassenden Beeinflussung des gesamten Bergbaus durch das Reich (Sozialisierung) sofort für die einzelnen Bergreviere Reichsbevollmächtigte ernannt mit weitgehenden Befugnissen zur Überwachung des Absatzes und der Verwertung der Kohlen".

Weiterhin wurden als Vorläufer der Betriebsräte Zechenräte geschaffen, die als Ventil des Ausgleichs dienen sollten. Am 23. März erfolgte das Sozialisierungsgesetz, das die Regierung ermächtigte, auf gesetzgeberischem Wege gegen Entschädigung

1. für eine Vergesellschaftung geeignete wirtschaftliche Unternehmungen, insbesondere solche zur Gewinnung von Bodenschätzen und zur Ausnutzung von Naturkräften, in Gemeinwirtschaft zu übernehmen,
2. im Falle dringenden Bedürfnisses die Herstellung und Verteilung wirtschaftlicher Güter gemeinwirtschaftlich zu regeln.

Kurz darauf rief das Gesetz zur Regelung der Kohlenwirtschaft den Reichskohlenverband und den Reichskohlenrat ins Leben. Die im Januar 1919 zusammengetretene Sozialisierungskommission gab nach langer unfruchtbarer Arbeit im April der Reichsregierung ihren Auftrag unerfüllt zurück, nachdem sie am 15. Februar einen „vorläufigen Bericht" veröffentlicht hatte. Als es dann im März 1920 infolge des Kapp-Putsches zu einem großen spartakistischen Aufstand kam, glaubte die Regierung, aus innerpolitischen Rücksichten mit den radikalen Sozialisten die berüchtigten „Bielefelder Verhandlungen" führen zu müssen, in deren Verlauf ohne Berücksichtigung der wirtschaftlich außerordentlich schwierig gelagerten Verhältnisse aus rein politischen Gründen die sofortige Sozialisierung des Kohlenbergbaus zugesichert, eine neue Sozialisierungskommission gebildet, einberufen und am 15. Mai vom Reichspräsidenten bestätigt wurde. Das Ergebnis der Beratungen wurde am 31. Juli 1920 durch den „Bericht der Sozialisierungskommission über die Frage der Sozialisierung des Kohlenbergbaus" bekanntgegeben. Es verlohnt sich, etwas näher auf die in ihm enthaltenen Gedankengänge einzugehen. Sowohl die sozialistisch wie auch die mehr demokratisch orientierten Kommissionsmitglieder gaben je einen Bericht ab, die ersteren den Vorschlag I, die letzteren den Vorschlag II. Der erste wurde von den Herren Ballod, Braun, Hilferding, Hué, Kaufmann, Kautsky, Kuczinski, Lederer, Umbreit, Werner und außerdem von Herrn Lindemann unter Vorbehalt seines Sondervotums unterzeichnet, der zweite von den Herren Baltrusch, Cohen, Melchior, Neustedt, Rathenau, Wissell und außerdem von den Herren v. Batocki, v. Siemens, Vogelstein, Weber unter Vorbehalt ihrer Sondervoten, sowie von Herrn Kraemer unter Vor-

Digitized by Google

behalt seiner Stellungnahme zu den Einzelheiten im Reichswirtschaftsrat. Von den Unterzeichnern des Vorschlages I erklärten die nachstehenden Herren, daß sie im Falle der Nichtannahme ihres Vorschlages dem Vorschlag II beitreten wollten: Hué, Kaufmann, Lindemann, Umbreit, Werner. Nur in dem Punkte der Ausschaltung kapitalistischer Gewinne — v. Siemens erklärte „unberechtigter" kapitalistischer Gewinne — stimmten die beiden Parteien überein. Hier muß eingeschaltet werden, daß unter den 23 Kommissionsmitgliedern sich allein schon 9 sozialistische Theoretiker befanden, dagegen nur 4 Mitglieder aus Unternehmerkreisen. Dem Kohlenbergbau gehörten von der Arbeitnehmerseite nur die Herren Hué und Werner an; doch sind auch diese schon seit Jahren nicht mehr im Bergbau selbst tätig. Dem Kreise der Kohlenbergbauunternehmer war kein einziges Mitglied entnommen. Deshalb mußte man mit einiger Vorsicht an die Vorschläge I und II herantreten. Vorschlag I fordert die sofortige Enteignung des gesamten Kohlenbergbaus zugunsten der neu als Person öffentlichen Rechts zu schaffenden „Deutschen Kohlengemeinschaft". Demgegenüber verlangte Vorschlag II, der die Bedeutung der schwer zu ersetzenden Unternehmerinitiative klar erkannte, nur eine allmählich einsetzende, in längstens 30 Jahren zu beendende Enteignung unter fortschreitender Tilgung der Werkswerte aus den erhofften Überschüssen. Ferner war beiden Vorschlägen gemeinsam der Gedanke einer Umwandlung der heutigen Erwerbs- oder Produzentenauffassung, d. h. der Wirtschaftsgesinnung in eine harmonische Gemeinschaftsgesinnung. Besonders stark tritt dieser Gedanke, der heute von der Wirklichkeit noch sehr weit entfernt ist, in Vorschlag II hervor, bildet doch gerade die Gemeinschaftsgesinnung eine durch nichts zu ersetzende Voraussetzung der Gemeinwirtschaft.

So mußte es denn als sehr zweifelhaft erscheinen, ob die Durchführung der Vorschläge I und II dem deutschen wirtschaftlichen Wiederaufbau dienlich sein würden. Die Besprechung der beiden Sozialisierungsvorschläge im Plenum des Reichskohlenrates führte zu heftigen Auseinandersetzungen, desgleichen in dem aus 15 Reichswirtschafts- und 15 Reichskohlenratsmitgliedern zusammengesetzten großen Sozialisierungsausschuß. Wesentlich Neues in den Verhandlungen dieser neuen Sozialisierungskommission brachten nur die Ausführungen von Hugo Stinnes, der sich unter Beibringung verschiedener Beispiele mit sachlicher Schärfe gegen eine zentralistische Gemeinwirtschaft aussprach und empfahl, Interessengemeinschaften zwischen Kohlenbergbau und weiterverarbeitender Industrie im Sinne wechselseitiger Förderung zu schaffen. Dennoch konnten auch jetzt noch nicht die zutage getretenen Gegensätze überbrückt werden, sondern drohten vielmehr, sich noch weiter zu verschärfen.

Aus diesem Grunde folgte die Bildung einer sogenannten „Verständigungskommission aus sieben Mitgliedern, die vom 4. bis 6. November 1920 in Essen tagte und ihre Beratungen in dem „Siebener-Gutachten" zusammenfaßte, auf das sich sechs seiner Mitglieder einigten. Der große Sozialisierungsausschuß nahm am 12. November 1920 zu diesem Gutachten Stellung. Die Grund-

Digitized by Google

gedanken waren folgende: Aufteilung der Kohle nach Verbrauchergruppen, Gewinnbeteiligung der Arbeiter, Dividendenbeschränkung der Gesellschaften, Besteuerung der Bergbauerträgnisse zum Nutzen der Allgemeinheit. Das Gutachten fand Anerkennung vom Standpunkt der Planmäßigkeit der Wirtschaft, dagegen Tadel vom Standpunkt der Vergesellschaftung, indem dies nicht hinreichend berücksichtigt sei. Jedoch glaubte man durch Verstärkung des Siebener-Ausschusses um weitere, zum größten Teil den Verbraucherkreisen entnommene sieben Mitglieder diesem Mangel abhelfen zu können. Am 1. Dezember sollte die Arbeit fortgesetzt werden. Bisher ist über die Ergebnisse dieser Vierzehner-Kommission weiter nichts bekannt geworden, als daß im Laufe der Verhandlungen ein neuer grundsätzlicher Vorschlag zur Erörterung gestellt wurde, der die Eigentumsverhältnisse auf eine neue Grundlage stellt.

Dabei dürfte es sich im großen und ganzen um ähnliche Gedankengänge handeln, wie sie bereits in dem Essener Siebener-Gutachten zum Ausdruck kamen, und wie ich sie bereits schon früher in einem Aufsatz „Die Organisation der deutschen Wirtschaft" („Deutsche Nation", April-Heft 1921) behandelt habe. Schon damals behauptete ich, daß „eine solche harmonische, je nach den Bedürfnissen getroffene vertikale Verknüpfung und horizontale Gliederung der deutschen Wirtschaft die höchste Ausnutzung der Produktionsmittel im gesamtwirtschaftlichen Interesse ermöglichen, weiterhin gewährleisten und imstande sein würde, in friedlicher Arbeit dem deutschen Volke den Platz in der Welt zurückzuerobern, der ihm gebührt: den Platz an der Sonne!"

All unsere Pläne können aber nur zum Ziele führen, wenn ein jeder von uns sich mit allen Kräften bemüht, seiner sittlichen Pflicht zu genügen, die ihren Ausdruck findet in dem Wort:

Salus publica — suprema lex!

Papst Benedikt XV.[1])

Von

Dr. J. Lulvès, Archivrat in Berlin

Von kleiner Statur, schmächtig und leicht gebückt, also äußerlich unscheinbar, doch die Physiognomie lebhaft, die Augen hinter der goldenen Brille geistvoll und scharf, so erschien in seinem Äußeren der so plötzlich am 22. Januar 1922 abberufene Papst Benedikt XV. dem Besucher in der Audienz. Mit den ersten Worten nahm er den Gast gefangen, und zwar gleich völlig. Glaubte man zuerst einen Mann der Wissenschaft, einen Gelehrten vor sich zu sehen, so kam doch bald der weltgewandte Politiker, der feine Diplomat zum Vorschein, der

[1]) Anmerkung der Redaktion: Durch Verzögerungen infolge des Eisenbahnerstreiks konnte die Aufnahme dieses Beitrags in das Märzheft nicht mehr ermöglicht werden.

Digitized by Google

Schüler und einstige Mitarbeiter des großen Kardinal-Staatssekretärs Rampolla. Und dann, wie schnell gelangten bei diesem vielseitigen, fein gebildeten und fein empfindenden Kirchenfürsten die Gefühlsmomente zu ihrem Rechte! Er war ein Papst, der sein Amt, seine Mission vor allem christlich-menschlich auffaßte. Dazu sollte sich ihm eine traurige Fülle geeignetster Gelegenheiten in dem furchtbaren Weltkriege bieten, der eben entbrannt war, als das Konklave, nach dem Tode Pius X., am 3. September 1914 mit der Erhebung des Erzbischofs von Bologna, des Kardinals Giacomo della Chiesa aus Pegli bei Genua (1854 geboren), geendet hatte. Gleich von seiner ersten Kundgebung, „An die Gläubigen des ganzen Erdkreises", am sechsten Tage seines Pontifikats an nahm er Veranlassung, die in wilder Kampfwut sich schädigenden und zerfleischenden Völker zum Frieden zu ermahnen, ihren Oberhäuptern und Regierungen, seiner Ansicht nach, annehmbare Ideen und Vorschläge für eine Verständigung und Versöhnung in strenger Neutralität vorzulegen.

Es war umsonst! Daß sogar sein großes Friedensmanifest vom 1. August 1917 nicht den erhofften Erfolg zeitigte, hat Benedikt XV. wohl am tiefsten bedrückt. Dagegen waren seine unermüdlichen und vielseitigen Bemühungen um möglichste Linderung der Kriegsnot von nachhaltigem Erfolge gekrönt!

Unauslöschlich in den Herzen vieler Kriegsteilnehmer und ihrer Angehörigen wird das Andenken an ihn fortleben wegen seiner humanitären Anregung zur Internierung verwundeter Kriegsgefangener in der Schweiz und zum Austausch der kampfuntauglich gewordenen Kriegsgefangenen zwischen den kämpfenden Mächten; und auch sonst hat Benedikt, wo es galt, durch Kriegsunglück Leidende zu unterstützen oder ihre Unterstützung anzuregen, es nie an sich fehlen lassen.

Seiner Kirche dürfte er ein wesentliches Moment innerer Befestigung gegeben haben durch die unter ihm vollendete und durch ihn zu Pfingsten 1917 promulgierte Neukodifizierung des gesamten katholischen Kirchenrechts.

Und die äußere Stellung der Kirche und des Papsttums?

Von vielen ist der Mißerfolg der großen Friedensnote vom 1. August 1917 als ein Zeichen für den Niedergang des Papsttums angesehen worden. Doch nicht mit Recht! Denn gerade auf politischem Gebiete hatte der verstorbene Papst, ganz im Sinne der Tradition von Leo XIII. her, dem einst Bismarck den Schiedsspruch in einem Streite zwischen zwei großen Staaten (zwischen Deutschland und Spanien über die Karolineninseln 1885) anvertraut hatte, eine Reihe unleugbarer Erfolge zu verzeichnen!

Fraglos in erster Linie in Rücksicht auf die über den ganzen Erdkreis reichenden wichtigen Beziehungen des Vatikans, hatten bereits in den ersten Monaten seines Pontifikats das neutrale Holland und vor allem England, nach jahrhundertelanger Pause, aus eigenem Antriebe die diplomatischen Beziehungen mit der Kurie wieder angeknüpft. Selbstverständlich sprachen bei England — das hiermit auch ein Gegengewicht, ja eine Kontrolle gegenüber dem Einflusse der Zentralmächte beim päpstlichen Stuhle haben wollte — noch kühl rechnende Erwägungen bezüglich der katholischen Iren, Kanadier und Australier

Digitized by Google

mit. Dem Beispiele der Niederlande und Großbritanniens folgten bzw. beabsichtigten zu folgen Finnland, die neugeschaffenen Randstaaten Österreichs, China, das aber vorerst durch Frankreich behindert wurde; dieses selbst hat es ebenfalls vorgezogen, die seit mehr als anderthalb Jahrzehnten abgebrochenen Beziehungen mit dem einst so geschmähten und beleidigten Vatikan wieder aufzunehmen.

Sicherlich ein bedeutsamer Erfolg! Ob er nicht durch einen anderen auf analogem Gebiete noch gar übertroffen wird, können wir zur Stunde nicht mit Sicherheit beurteilen. Daß eine Verständigung von dem vollkommen national empfindenden Italiener Benedikt XV., bei aller diplomatischen Reserve, wie sie sich für das Oberhaupt der Kirche ziemt, mit seinem Geburtslande angestrebt wurde, war bekannt, ebenso daß die Annäherung langsame, aber sichere Fortschritte machte. Ein viel besprochenes Zeichen dafür war Benedikts Entgegenkommen hinsichtlich der bis dahin verpönten feierlichen Rombesuche katholischer Staatsoberhäupter in seiner Friedensenzyklika vom 23. März 1921. Der Theorie sollte gerade jetzt die Praxis folgen: der erste offizielle Besuch eines katholischen Souveräns, des Königs Albert von Belgien, im Vatikan und Quirinal.

Es ist nun Tatsache, daß anläßlich des Hinscheidens des Papstes alle öffentlichen Gebäude in ganz Italien, voran die königlichen Paläste, die Ministerien, die Kammer, der Senat in Rom, auch die Schiffe der Kriegsmarine Halbmast geflaggt, daß die Schulen den Unterricht, Theater die Vorstellung ausgesetzt haben. Doch soll das schon einmal der Fall gewesen sein, und zwar 1878 beim Tode Pius IX., als die italienische Regierung in der erst siebenundeinhalb Jahre zuvor besetzten Papststadt Rom sich unanfechtbarer Korrektheit zu befleißigen suchte. Tatsache ist ferner, daß zwei italienische Minister im Amte, Mauri und Rodinò, dem Kardinalkollegium ihr Beileid ausdrückten. Daß das aber nicht im Auftrage der italienischen Regierung geschehen, ist von einem ihrer Mitglieder, Bevione, nachdrücklich zum Ausdruck gebracht worden. Beide Minister gehörten der italienischen Zentrumspartei (Partito Popolare) an. Jedenfalls wird aber diese Partei, die sich erst unter Benedikt XV., nach der Zulassung der Katholiken zur Teilnahme an den politischen Wahlen (Aufhebung des „Non expedit") ausgebildet hat und immer mehr an Einfluß gewinnt, wohl ihr möglichstes tun, daß, wie auch die Papstwahl ausfalle, der Weg der Verständigung zwischen Vatikan und Quirinal weiter beschritten werde. Somit würde eine Lösung der viel umstrittenen „Römischen Frage" gefunden werden, möglicherweise auch, statt einer wirklichen Lösung, nur ein neuer Modus vivendi zwischen den beiden Parteien. Sicherlich war Benedikt in dem Punkte mit der italienischen Regierung einig, daß sich in der Regelung jener Frage keine fremde Macht hineinmischen dürfe. Das verbot ihm entschieden sein italienisch-patriotisches Gefühl!

Trotz dieses stets in ihm wachen nationalen Gefühls hat Benedikt doch in den schwierigen Lagen während des Weltkrieges, im internationalen Verkehr überhaupt, eine exemplarische Neutralität beobachtet, wie sie dem Oberhaupte einer viele Millionen von Gläubigen zählenden Universalkirche zusteht. In erster Linie entstammte seinem Gerechtigkeitsgefühl und seinem tiefen Menschlichkeits-

Digitized by Google

empfinden das so oft betätigte Mitgefühl für unser niedergerungenes deutsches Volk, weniger einer im eigenen Innern verankerten Zuneigung für dasselbe, da er, wie gesagt, zu stark national-italienisch fühlte und dachte. Um so höher ist sein Eintreten für unser Wohl und unsere Interessen anzuschlagen, mag auch dabei die Erinnerung mit wirksam gewesen sein, daß die Angehörigen der katholischen Kirche bei den Herrschern Deutschlands stets nachgiebiges Wohlwollen gefunden haben — sehen wir von der bismarckschen Kulturkampfepisode ab —, nachgiebiger, als beispielsweise bei verschiedenen Regierungen Frankreichs.

Vor allem verurteilte Benedikt XV. entschieden den Gewaltfrieden von Versailles, der allen seinen Bestrebungen, Mahnungen und Vorstellungen so völlig zuwiderlief. Bereits vorher hat er sich wiederholt für die Aufhebung der Blockade und für Erwirkung von Lebensmittelsendungen an das deutsche Volk bei den Bischöfen und Regierungen verwandt. Für die Freilassung der deutschen Kriegsgefangenen, besonders aus Frankreich, ist er unermüdlich tätig gewesen; wie auch sonst verfolgte er dabei, ohne sich durch Mißerfolge abschrecken zu lassen, den Weg, den er einmal für richtig befunden hatte, in dem ihm eigenen rastlosen Tätigkeitsdrange.

Von gleichem Gerechtigkeitssinn getragen war sein energisches Auftreten in der empörenden Auslieferungsfrage, sowie in der Schuldfrage überhaupt, vor allem durch die aufsehenerregenden Artikel seiner Presseorgane. Rührend sein opferfreudiges Eingreifen zum Wohle der notleidenden Kinder in Zentraleuropa, besonders in Deutschland. Seine volle Zustimmung und Unterstützung fand in Oberschlesien der Kardinal-Fürstbischof Bertram von Breslau gegen die deutschfeindlichen Übergriffe der Polen.

Schon äußerlich sind die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland stärker unterstrichen worden durch die Erhebung der preußischen Gesandtschaft am Vatikan zur Botschaft des Deutschen Reichs einerseits, durch die Einrichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Berlin andererseits. Die von der Entente bedrohten und beiseite geschobenen deutsch-katholischen Missionen nahm der Papst unter seinen besonderen Schutz!

Daß die Teilnahme und das Wohlwollen des Oberhauptes der katholischen Kirche für das deutsche Volk keineswegs konventionell, sondern wirklich aufrichtig waren, fühlte der Schreiber dieser Zeilen unmittelbar bei einem längeren Gespräche mit dem Papste heraus, anläßlich einer Privataudienz, die ihm im September 1920 gewährt wurde. Unvergeßlich bleiben mir die Gefühlswärme und die Resignation, mit der Benedikt es lebhaft beklagte, daß so vieles, was er während des Weltkrieges und auch nachher angestrebt hatte, nicht zu dem von ihm gewünschten Ergebnis gediehen sei. Mit Recht machte er dafür die traurigen Zeitumstände verantwortlich. Wiederholt ließ er seine volle Sympathie für Deutschland durchblicken, über dessen Zustände er sich recht vertraut zeigte und sich ein zutreffendes eigenes Urteil gebildet hatte. Hierbei brachte er seine Bewunderung für die Arbeitskraft unseres Volkes und eine feste, von

Digitized by Google

herzlichen Wünschen durchwobene Überzeugung zum Ausdruck, daß es bald, schneller als andere Nationen, wirtschaftlich und politisch gesunden werde.

Hoffentlich bleiben uns Gelegenheiten erspart, angesichts des wohl auch im bevorstehenden Konklave vorherrschenden Einflusses Frankreichs, uns nach einer zielbewußten energischen Gegenkraft in der Kurie zurückzusehnen, wie sie an ihrer Spitze der edle, gerecht und warmherzig fühlende Menschenfreund, Benedikt XV., auch für uns verkörpert hat.

Briefe Jakob Burckhardts an seinen Freund Friedrich v. Preen 1864—1893[1])

Mitgeteilt von

Emil Strauß

Basel, 8. Januar 1870.

Ihre Neujahrsepistel hat mich wahrhaftig beschämt. Also mitten im Trouble der neuen Einrichtung und des Jahreswechsels haben Sie die Zeit gefunden, meiner zu gedenken. Nehmen Sie dafür meinen herzlichen Dank.

Von Ihrer Schilderung Bruchsals bewegt mich ein Zug, Sie wahrhaft zu beklagen, das sind die Steinkohlen. In einer solchen Stadt könnte ich schon nicht mehr mit Genuß leben, und wenn ich auch stets fließendes Grellinger Wasser zum Händewaschen in meiner Stube hätte. In London empörte mich das Zeug beständig, nicht so sehr wegen der Schmiererei, als weil es ein wahres Symbol alles widerlich modernen Lebensbetriebes ist und einen dabei auf Schritt und Tritt verfolgt. Die Steinkohle ist das Moderne in seiner Zudringlichkeit. Und

[1]) Bei der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart) erscheint demnächst ein neuer Band Briefe aus der Feder Jakob Burckhardts. Der Adressat war der im Jahre 1822 geborene, 1893 in Karlsruhe als Stadtdirektor verstorbene Friedrich v. Preen, der Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Oberamtmann in Lörrach die Bekanntschaft des großen Basler Humanisten gemacht hatte. Die Briefe, in denen sich die persönliche Bekanntschaft, durch öftere Besuche und andere Beziehungen (besonders durch die Söhne des Herrn v. Preen) immer aufs neue aufgefrischt, fortsetzte, umfassen fast drei Jahrzehnte und geben vor allem von der Teilnahme am politischen Leben seiner Zeit, aber auch von dem beschaulichen Gelehrtenleben des alternden Burckhardt und seiner immer jugendlichen Liebenswürdigkeit und Geistesfrische ein höchst anziehendes Bild. Auch von dem Empfänger, dessen eigene Briefe leider verloren sind, gewinnt man aus der Art, wie Burckhardt schriftlich mit ihm verkehrt, das Bild einer vielseitig gebildeten und anregenden, eines solchen Korrespondenten durchaus würdigen Persönlichkeit. Wir veröffentlichen die nachfolgenden Briefe, die auch die Eigenart dieses neuen Bandes gegenüber den früher veröffentlichten Briefen an Paul Heyse, Allioth und Geymüller deutlich erkennen lassen, mit freundlicher Zustimmung des Herausgebers Emil Strauß, der vielen unserer Leser schon als Verfasser des „Freund Hein" und anderer Romane und Novellen von wahrhaft klassischer Vornehmheit und Lebensfülle bekannt ist.

Digitized by Google

wenn es dann einmal heiß wird und der Straßenstaub mit der schwarzen Mixtur gesättigt erscheint, so macht es mich desperat.

An den Zeitungen haben Sie inzwischen nicht viel verloren, mit Ausnahme Frankreichs, und was dort vorgeht, werden Sie inzwischen wohl „nachgeritten" haben.

Wie sich der dortige Herr zu helfen weiß, das gehört doch zum Ergötzlichsten, was in unseren flauen Tagen vorkommt. L'ingratitude est l'indépendance du cœur, die Präfekten, welche bei allem Wahldruck so viele Jahre für ihn durch dick und dünn gegangen sind, läßt er einfach fallen, den Haußmann an der Spitze. Und nun steht er in verjüngter Engelsgestalt als korrekter monarque constitutionnel vor der Nation da, und ist ihm gar nichts anzuhaben; die Orleans aber sind geflemmt. Ich bin nur froh, daß Charras diese Metamorphose nicht mehr hat erleben müssen. Ändern könnte er nichts und mithalten auch nicht. „Les 3% n'iront jamais à 75 sous ce gouvernement!" hieß es früher, und jetzt kann's doch jeden Tag geschehen. Gar merkwürdig wieder nun, wenn das corps législatif die römische Frage vornimmt und dem Konzil nach Herzenslust bange macht, worauf vielleicht der Herr „in edelster Weise" seine Vermittlung anbietet.

Ihre architektonische Schilderung Ihres Quartieres in Bruchsal hat doch eigentlich etwas Lockendes. Man müßte eben den allmählichen Entschlüssen einer Reihe von alten Bischöfen von Speyer nachspüren, wovon wahrscheinlich jeder, wie das in Wahlmonarchien nie anders war, die Entrepriſen und Bauten seines Vorgängers perhorreszierte und seine speziellen Ideen und Protégés hatte. Ein Bischof war vielleicht mehr fürs Reiten, der andere fürs Fahren. Sind denn aber gar keine Reste von Luxusräumen da? Schön stuckierte oder noch geschnitzte Decken? Boiserien? Kamine? Majestätstreppen? Und ich habe eine närrische Lust an solchen Sachen aus den letzten Jahrhunderten, überhaupt werde ich allgemach mir einer wahrhaft reaktionären Denkweise bewußt. Und da ich gegenwärtig viel Griechisch lese, komme ich leicht in einen wahren Hohn gegen unser Säkulum und dessen Prätensionen. Aber ich will mich bessern.

Durch Wackernagels Tod haben wir einen großen (nicht so sehr persönlichen als akademischen) Verlust erlitten, über dessen Tragweite wir uns nicht täuschen. Er war eine in ihrer Art gewaltige Figur, deren Konturen wir nun vermissen.

Einstweilen freue ich mich darüber, daß der infamen Kälte, welche gegen Silvester hin sich einzunisten begann, das Genick eingetreten ist; sie mag auf Tage wiederkommen, aber sie kann sich nicht mehr zusammenaddieren. Und ein Wort in Ihrem Brief lautet ganz besonders tröstlich: Der Frühling ist nur drei Monate von uns entfernt!

Leben Sie recht gesund in diesem neuen Jahre und bleiben Sie gewogen

Ihrem getreuen

J. Burckhardt.

Digitized by Google

Basel, 20. Juli 1870.

Auf Ihren herzlichen Gruß noch eine ebenso herzlich gemeinte Antwort, bevor die Grenze gesperrt wird! — Unter welchen Auspizien werden wir uns dereinst wieder begrüßen? — Für unsere Erkenntnis soll, was irgend kommt, inzwischen nicht verloren sein: es ist gut, daß du Erdenkind, selbst bei leidlicher Gesundheit und guter Situation in der Welt, wissest, auf welchen Abgründen du wandelst usw. — so predige ich mir selber vor. Und dann will mir scheinen, daß dieser Krieg, weit entfernt, einzelnen Verdrüssen zu entstammen, nicht eigentlich in den Tiefen der Völkernaturen (welche nur eine höhere Potenz der Menschennaturen sind) seine Wurzel, Berechtigung und Unvermeidlichkeit hat. Die letzten Szenen deuten auf ein langes Vorspiel hin.

Zuletzt erfuhr L. N., was zwischen A. und W.[1]) in Ems vorgegangen war, und die Russen sind mir nicht zu gut dazu, es ihm selber geoffenbart zu haben. Dann ging der Ballon d'essai Gotthardfrage in die Höhe, und hier spielten die französischen Minister noch ganz meisterlich die Ignoranten, doux comme les agneaux. Darauf dachten die anderen: aha! er wagt nichts, und lanzierten die spanische Thronkandidatur. Und als sie draußen auf dem Glacis waren, ließ er das Fallgatter herunter und war gar nicht mehr zu bewegen, es wieder heraufzuziehen. Den Rest werden wir nun durchzuleben haben. Ich sage wir, denn ich glaube wenig an die dauernde Neutralität von Österreich, und mit dieser sinkt unfehlbar auch die unsrige. — Werte Landsleute von Ihnen flüchten ihre Habe hierher — ich frage leise: wozu?

Es gibt einen leichten geschichtsphilosophischen Trost: wasmaßen ein großer Krieg für lange Zeit Frieden, d. h. die deutliche Proklamation der wahren, dauernden Hauptkräfte mit sich bringe. Ich will nicht geltend machen, daß es gerade bei den letzten Kriegen hieran fehlte, sondern wirklich einen großen Krieg mit folgendem dauerndem Frieden voraussetzen. Aber um welchen horrenden Preis muß man das kaufen! Denn nur ein langer und zerstörender und das Innerste der Nationen (das jetzt trotz aller Entrüstung noch lange nicht an den Tag getreten ist!) aufrührender Krieg schafft jenes Resultat.

Das letzte Ende könnte doch wieder (freilich erst wenn wir tot sind) ein Imperium romanum sein, nachdem es zuerst mehrere Assur, Medien, Persien gewesen sein werden. Eine Dynastie hat ein solches Imperium, wie wir wissen, nicht mehr, sondern nur noch eine Zentralverwaltung und (vermöge der Soldaten) eine beata tranquillitas. Die heutigen Menschen haben allmählich in großen gesellschaftlichen Schichten schon unbewußt der Nationalität entsagt und hassen eigentlich jede Diversität. Sie opfern, wenn es sein muß, alle ihre speziellen Literaturen und Kulturen gegen „durchgehende Nachtzüge" auf.

Was ich hier schreibe, klingt jetzt wohl wunderlich, und ist doch gründlich wahr.

---

[1]) Louis Napoleon — Alexander II. — Wilhelm I.

Digitized by Google

Ach! wenn mit Seufzen und Sehnen das Unabwendbare abgewandt werden könnte! Aber wir selber sind jeder ein Stück des allgemeinen Schicksals. Oh, was für gewaltige Lichter strahlt jetzt der Philosoph[1]) aus.

Nun leben Sie wohl! Ich nehme Ihre Andeutung wegen des künftigen Wiedersehens als gutes Augurium auf. Wenn man ein Recht behält im allgemeinen Durcheinander, so ist es dasjenige eines tröstlichen Aberglaubens. Eine in ihrer Art tröstliche Lektüre kann jetzt der Simplizissimus werden, in welchem das Fortleben der edlen Menschennatur unter den greulichsten Umständen das eigentliche Thema ist. — Wie wehmütig sehen uns jetzt in den Zeitungen die aufgesparten Artikel aus den letzten Tagen vor der Kriegsgefahr an! So gestern und vorgestern in einem hiesigen Blatt ein Aufruf zur Gründung eines Vereins für Kanarienvögelzucht!

An meinen guten Wünschen für Sie, verehrtester Herr und Freund, zweifeln Sie nicht, wie ich nicht an den Ihrigen für mich. Gebe es der Himmel!

*

Basel, 5. März 1871.

Seit zwei Monaten habe ich Ihren köstlichen Brief vom 6. Januar nicht beantwortet. Derselbe hat mich orientiert durch das, was er sagt und was er erraten läßt, und meine Stimmung war die, daß ich am liebsten gleich auf die Eisenbahn gestiegen wäre, um eine Stunde aus Ihrem angestrengten Leben für mich zu erschnappen. Nun, zwar nicht im Frühling, aber irgendwann im Sommer klopfe ich gewiß bei Ihnen an.

Vorvorgestern kam endlich die Abstimmung von Bordeaux, und von morgen an beginnt der Abschub unserer 85000 Franzosen. Es wird Ihnen vielleicht kaum glaublich erscheinen, daß die weit und laut vorherrschende Stimmung hier zu Lande es jetzt für ein bares Glück hält, daß die preußischen Generale uns diese Leute über die Grenze mitten in unser Dasein hineingeworfen haben. Wunderbar! in der Art, wie man sich sogleich in die Sache zu schicken wußte, verriet sich nicht nur unser praktischer Sinn, sondern noch extra unwiderstehlich ein gewisses Gefühl.

6. März. Hier wurde ich gestern unterbrochen, und nachmittags ging ich über Land wie alles, was sonst noch Beine hatte, und zwar nach Liestal, welches über diese Zeiten große Sonntagspraxis gehabt hat. Heute hat mir aber der Barbier erzählt, man sei auch wieder massenhaft nach dem lange gemiedenen Lörrach geströmt, wohin ich übrigens immer gegangen sein würde, wenn nicht der Abendzug von 7 Uhr 36 Minuten wäre eingestellt worden. Das wird nun Monate dauern, bis nur alle Eisenbahnen gehen wie vor Zeiten. Man wird sich überhaupt wundern, wie man den Zustand der letzten Monate in mancher Beziehung hat aushalten können.

Mein ganzes und einziges Sehnen geht nach den großen Reaktionen in Geist und Gemüt der beiden Völker. Ich weiß, das Wünschen wird uns mehr

[1]) Gemeint ist Schopenhauer.

Digitized by Google

als einmal zum Narren halten und wir werden Licht zu sehen glauben, wo uns nur die Augen flimmern, aber kommen muß es doch. Und zwar um so gewisser und kräftiger, je weniger der Mensch in den beiden Staatstümern seine Heimat finden wird. Der große Haufen wird natürlich mit den bloßen Genüssen der Abspannung sich zufrieden geben, aber eine große Schar wird eben doch Besseres und Neues verlangen.

Einstweilen wollen wir sehen, wie die viri eruditi auf deutschen Geschichtskathedern, vielleicht nicht ohne Winke von oben, ihre Gesichter in andere Falten legen als in den letzten vier bis fünf Jahren. Wenn man es wieder einmal einzig mit Talent und Fleiß und nicht mehr mit der Begeisterung zwingen muß? Denn die Zuhörer, seien sie mit im Felde gewesen oder nicht, werden inzwischen einen starken Gärungsprozeß durchgemacht haben und was Zukunft war, ist jetzt Vergangenheit. Alle Taufscheine lauten anders als vor acht Monaten.

Auch andere törichte Ideen kommen mir bisweilen; unter anderem wie wäre es, wenn eine illustrierte Zeitung die Probe machte, schon von heute an gar nichts mehr von Krieg, Sieg, Militär usw. vorzubringen? ich dächte, die Spekulation wäre keine von den schlechten.

Auch träumte mir neulich, der König von Bayern könne wegen Verringerung seiner Zivilliste den Richard Wagner nicht mehr honorieren und dieser ziehe schmerzlich von dannen ... nach Berlin.

Überhaupt all die veränderten Gesichter zu den faktisch veränderten Positionen! Zwar manche sind darin geschickt, sich ins Neue zu fügen, aber es kommt ihnen doch sauer an, und es stehen Leute daneben und sehen zu ...

Was denken Sie von dem alten Juden Crémieux, der sich mit 100000 Franken an die Spitze einer Subskription stellt, um die 5000 Millionen sogleich abzubezahlen? Wenn 50000 Menschen von seiner Fortune (und diese mögen in Frankreich vorhanden sein) ähnlich dächten, so wäre die Sache möglich. Mir machte die Sache einen ganz großartigen Eindruck, und vielleicht zieht es. Der Bürgerkrieg ist vielleicht den Franzosen doch gänzlich erspart worden durch das Gambettaregiment, während sie mit irgendeinem Frieden von Sedan jetzt im tiefsten Dunkelrot sitzen würden. Die heimkehrenden Armeen werden jedenfalls kein Element der Unruhe sein und auch ihre Offiziere nicht, da sie die opinion publique gegen sich haben und nicht wie nach Anno 15 der Bonapartistische „Offizier auf Halbsold" elegisch wirken können.

Ach, ich hätte so vieles zu sagen, was nicht ins Archiv des Oberamtes von Bruchsal kommen darf! Wenn ich einmal bei Ihnen vorspreche und Ihnen etwa zu französisch scheine, so waschen Sie mir den Kopf, von Ihnen will ich es annehmen.

*

Basel, 2. Juli 1871.

Nachdem die entsetzlichen Tage, unter deren Eindrücken Ihr werter letzter Brief abgefaßt ist, nun einen Monat von uns entfernt liegen, gibt mir, was Sie sagen, sehr von neuem zu denken. Ja, das Petroleum in den Kellern des

Digitized by Google

Louvre und die Flammen in den übrigen Palästen sind auch eine Äußerung dessen, was der Philosoph „Willen zum Leben" heißt; es ist der letzte Wille verrückter Teufel, einen großen Eindruck auf die Welt zu machen; nach allem was man seither in aufgefangenen Papieren usw. liest, war das Herostratische im Grunde die Haupttriebfeder. Und nun bauen Sie Schulhäuser. Die, welche jene Geschichten in Szene setzten, konnten alle lesen, schreiben, sogar Zeitungsartikel und sonstige Literatur verfassen. Und die, welche in Deutschland ähnliches vorhaben mögen, sind gewiß nicht weniger „gebildet". — Ach, sehen Sie nur England, welches vor Reichtum birst und dabei von analogen Elementen in heimlichem Belagerungszustand gehalten wird! Bis jetzt, zweihundert Jahre lang, glaubte man in England alles mit der Freiheit überwinden zu können, und immer die Gegensätze sich durch ihr freies Gegeneinanderspiel korrigieren zu lassen. Aber nun?

Das große Unheil ist im vorigen Jahrhundert angezettelt worden, hauptsächlich durch Rousseau mit seiner Lehre von der Güte der menschlichen Natur. Plebs und Gebildete destillierten hieraus die Doktrin eines goldenen Zeitalters, welches ganz unfehlbar kommen müßte, wenn man das edle Menschentum nur gewähren ließe. Die Folge, wie jedes Kind weiß, die völlige Auflösung des Begriffes Autorität in den Köpfen der Sterblichen, worauf man freilich periodisch der bloßen Gewalt anheimfiel. In den intelligenten Schichten der abendländischen Nationen war inzwischen die Idee von der Naturgüte umgeschlagen in die des Fortschritts, das heißt des unbedingten Geldverdienens und Komforts mit Gewissensbeschwichtigung durch Philanthropie. — Vorgestern aber hat das siegreiche Preußen in Königshütte Belagerungszustand zu verhängen für nötig befunden.

Die einzige denkbare Heilung wäre: daß endlich der verrückte Optimismus bei groß und klein wieder aus den Gehirnen verschwände. Auch unser jetziges Christentum genügt hierzu nicht, da es sich seit hundert Jahren viel zu stark mit diesem Optimismus eingelassen und verquickt hat. Kommen wird und muß die Veränderung, aber nach Gott weiß wieviel Leiden.

Einstweilen bauen Sie Schulhäuser — es ist doch etwas, was man vor Gott verantworten kann — und ich instruiere meine Schüler und Zuhörer. Vor den Studenten mache ich aus meiner Weltanschauung kein sonderliches Geheimnis; die Gescheiten verstehen mich, und da ich zugleich das positive Glück — so wenig es an sich sein mag —, das die Betrachtung und Erkenntnis gewährt, auf alle Weise zu Ehren zu bringen suche, so kann ich auch jedem etwas Tröstliches mitgeben.

Aus meiner Schwabenreise wird nichts; wahrscheinlich lege ich mich mit einigen Büchern an den Genfersee und komme dann etwa im Oktober an Ihre Tür klopfen. Dann werden vielleicht auch die Züge Ihrer Bahn wieder in Ordnung sein; einstweilen soll im Oberland ein wahrer Jammer herrschen, wenn man fast regelmäßig eine Stunde auf dem Bahnhof verliert, und kein Mensch begreift, warum die wenigen Züge nicht wenigstens auf die Minute fahren können.

Digitized by Google

Neulich sah ich das große photographische Werk vom Bruchsaler Schloß, seufzte wegen der ungenügenden Fonds unserer öffentlichen Sammlung und schwor, den Bau einmal zu sehen. Nun leben Sie wohl, verehrtester Herr und Freund, und kommen Sie jedenfalls recht bald wieder ins Oberland!

*

Basel, 30. Mai 1877.

Nachdem ich dieser Tage zu meinem sechzigsten Geburtstag noch Ihren zweiten Brief bekommen, will ich nicht säumen, Ihnen herzlichst zu danken. Zwar ist der greuliche Regen bei hohem Barometerstand kein Klima zum Briefschreiben und die Sorgen um ein Fehljahr (welche selbst Professoren in ihrer Klasse heimsuchen) können allgemach der besten Stimmung Eintrag tun, aber dennoch sei es. Ich bin seither noch fleißig an Sonn- und Festtagen im Oberland herumgezogen, aber das Mitleben, welches bei Ihnen aus Genuß der Landschaft und Mitwissen ihrer Detailgeschichte besteht, habe ich nicht aufzuweisen. Mein Sinn hat in der Jugend immer nach der Ferne, selbst nach der weiten Ferne gestanden, und erst in den letzten Jahren werde ich hier recht heimisch. Dann aber fehlt mir leider alle und jede Botanik; ich kann an jedem sauberen Pflänzchen Freude haben, aber kennengelernt habe ich nichts und muß daher die Natur so ziemlich en bloc nehmen. Selbst von der edelsten Pflanze des Oberlandes habe ich nur ungenaue Kunde und griff daher letzten Sonntag im „Hirschen" zu Haltingen in ein gewaltiges Wespennest, indem ich gegenüber von Beck den unschuldigen Irrtum aussprach, daß der Isteiner Wein der beste oberhalb vom Schliengener Berg sei. Ich mußte hören, der Isteiner sei nur e ganz e klain Wynli und verdanke seine Überschätzung in Basel nur gewissen alten Herren, welche dabei von denselben Gründen ausgingen, aus welchen andere alte Herren in Italien den sogenannten Pisciatello wertschätzen. — Auch an Liel bin ich seither wieder vorüber. Der Inhaber der dortigen alten Bibliothek interessiert mich doch, selbst das Bild der Angelika Kaufmann könnte immer noch eines von denjenigen sein, in welchen sie die genießbarste von all der Künstlergeneration des schwächlichen Antikisierens ist. Allein ich ahne, daß mir eine dortige Bekanntschaft wieder einen Teil meiner Freiheit kosten könnte, und ich eile künftig noch schneller vorüber. — Daß Ihnen das Straßburger Münster nicht mehr den alten Eindruck gemacht hat, mag wohl an der Absperrung des (an sich nicht schönen) Chores liegen; ich weiß, wie erkältend die damals in ähnlichem Falle befindliche Kathedrale von Troyes (1860) auf mich wirkte, während ich später nach vollendeter Herstellung und Eröffnung des Chores entzückt war. — Im August laufe ich Ihnen möglicherweise zu München über den Weg, was doch recht schön wäre, wenigstens für mich!

Abends.

Der graue Totalregen hat wieder aufgehört; die Sonne scheint schwül und bald fängt's wohl von neuem an, aber man nimmt ja heute jede helle Stunde mit Dank an. — Unsere hiesige allgemeine Stimmung ist wohl kaum eine andere

Digitized by Google

als bei Ihnen und sonst im Okzident. Zwar kracht es mit Bankrotten noch nicht wie in Zürich, wo eine wahre Panik herrscht, aber gut schaut es auch bei uns nicht aus. Und dazu das leichtsinnige Ausgabendekretieren unserer jetzigen Majoritäten und dies Ausnutzen der Stimmung der „arbeitenden" Klassen. (Würde man nur einmal diesen infamen ungerechten Terminus los, es wäre schon viel gewonnen.) Natürlich sind auch bei uns Feste im Anzug. Unter anderem ein eidgenössisches Schützenfest auf 1878, dem man jedoch schon ziemlich allgemein weissagt, es werde zur rechten Zeit den Bach hinabgeschickt werden, indem der Kontrast alles Juchhes mit der wirklichen Lage allgemach zu schreiend geworden ist. Gegenwärtig, da alles Gewerbe, zumal das lebenverbreitendste, elend darnieder liegt, haben wir hier eine brillante Gewerbeausstellung im Musiksaal und in einer kolossalen Hütte auf dem Barfüßerplatz; ich bin noch nicht dort gewesen, da ich am Werktag bei einem sehr angestrengten Semester keine Zeit, am Sonntagmorgen beim Hauptgewühl keine Lust und am Sonntagnachmittag irgendeinen weiten Bummel lieber habe. Einstweilen bezeuge ich Ihnen mein herzlichstes Beileid wegen Ihrer Festhalle; es gibt Dinge, welche einem den Zwiespalt gar zu unerbittlich klarmachen, in welchem man sich gegenüber dem Geschmack seiner weitmeisten Zeit- und Ortsgenossen befindet. Dahin gehört diese liebliche Konsequenz unseres Eisenbahn-Zeitalters: stabile Festhallen. Schade, daß Schopenhauer dergleichen eigentlich nicht mehr erlebt hat! Er würde sich wohl auf seine Manier darüber ausgesprochen haben als über den kondensiertesten Ausdruck des populären Optimismus. Auch die nationale Überhebung (welche bei uns floriert wie anderswo) hätte ihr Teil zu hören bekommen. Indes fängt es doch schon an, in etlichen Gehirnen zu tagen, und wenn man etwas aus diesem Kreise unserer Anschauung äußert, wird man doch nicht mehr so stier angesehen wie ein entlaufener Narr, wie dies noch vor wenigen Jahren zu geschehen pflegte.

Zum jetzigen „öffentlichen Leben" gehört auch so recht die Usurpation von Unterschriften, die man nie auch nur in Gedanken gegeben hat, wie dies mit der Ihrigen geschehen ist. Auch gutartige Leute erlauben sich jetzt wohl dergleichen, in einer sogenannten guten Absicht. Wenn nur nicht ob all diesem Guten die gute Erziehung den Leuten so gänzlich abhanden käme! Die müßte sie doch warnen! — Freilich bin ich so gottlos, mir nur nicht ohne stilles Lächeln Ihre würdige Persönlichkeit als „Schützenbruder" vorzustellen. Nehmen Sie Ihre Revanche, wenn mir, was leicht geschehen kann, ähnliches passieren sollte. Dagegen mein ernstes und herzlichstes Beileid, wenn Sie sollten zum Reden halten genötigt werden. Da fügt sich nicht jeder so in alles wie unser X. (Er ist mit einem Abglanz von Karlsruhe auf dem Angesicht nach Basel zurückgekehrt.)

Die französischen Geschichten sehe ich mit einer sonstigen kleinen Minorität ganz besonders an. Ich glaube, daß Mac Mahon weder von Priestern noch von Bonapartisten ist influenziert worden, sondern daß es sich einfach darum handelt, auf der schiefen Fläche innezuhalten, welche direkt in die dicke Demo-

Digitized by Google

kratie hineinzuführen schien. Daß letztere, sobald sie zu Kräften käme, den tödlichen Kampf gegen den Katholizismus zu einem ihrer Hauptgeschäfte machen würde, versteht sich von selbst. Man hatte aber Ursache, ihr auch sonst Gefährliches zuzutrauen. Mit dem Rachekrieg gegen Deutschland hat Mac Mahons Schritt, wie ich glaube, nichts zu tun, und mit dem russischen Krieg hängt derselbe wenigstens willentlich auch nicht zusammen.

Daß Ihnen Taine gefallen hat, freut mich sehr; Buckles Buch kenne ich nicht und Renans „Origines" habe ich kaum in den Händen gehabt. Von Musik hatten wir im vorigen Jahr auch die Matthäuspassion und nun vor vierzehn Tagen Cherubinis Missa Solemnis (D-Moll) im Münster.

Filium lasse ich bestens grüßen und ihm sagen, er möge Courage fassen.

*

Basel, Sonntag, 8. Dezember 1878.

Ich bin schon ewig lang in Briefschuld und komme nur pater peccavi zu Ihnen sagen. Meine Haupterküse möchte in Ihren Augen darin liegen, daß ich eine ganze Reihe von Sonntagen (also von meinen Hauptbriefschreibtagen) rite im schönen Allamannien von früh bis spät verbummelte.

9. Dezember.

Als ich gestern so weit war, kam ein Besuch, jetzt aber will ich's durchsetzen und fertigschreiben. — In Italien fast sechs Wochen (Ende Juli bis Anfang September) hatte ich gleich schöne und genußreiche Zeiten, aber die Luft war schon so dicht mit revolutionären Miasmen erfüllt, daß man's beinahe mit Händen greifen konnte, auch die Unsicherheit sehr im Wachsen. Mich hat auch deshalb nicht gewundert, was seither geschehen ist, und auch weiteres wird mich nicht wundern. Die enorme Unwahrheit, welche darin liegt, daß Italien eine Großmacht und Militärstaat und ein zentralisierter Staat sein will, muß sich auf Weg und Steg rächen. Zu der höchsten weltgeschichtlichen Ironie, die je vorgekommen, gehört doch die jetzige Lage in Rom, wo einer als freiwilliger Gefangener im Vatikan sitzt und ein anderer im Quirinal als unfreiwilliger! und eine halbe Stunde weit über die Dächer der Stadt hinweg können sie einander sehen und sprechen: Von Ferne sei herzlich gegrüßt! — Wie lange die Dynastie sich noch wird behaupten können, das hängt schon nur noch von einigen wenigen Umständen ab. Man wird eben nicht sicherer, wenn man seinesgleichen verjagt und die Länder erbt!

Bei uns zu Lande weht, wie Sie aus den Zeitungen werden ersehen haben, ein Lüftchen der Mäßigung; und schon dies Wenige desorientiert und erzürnt unsere Radikalen auf das Stärkste. Wir dürfen uns rühmen, daß diesmal die sogenannte „Reaktion" bei uns, und zwar schon seit Mai, begonnen hat, und Basel, das eine kleine antiradikale Majorität in den großen Rat wählte und den Herrn Klein aus der Regierung tat, hat sogar in der Schweiz eine gewisse Priorität. Dann kam eines nach dem anderen und jetzt ist sogar ein Konservativer

Digitized by Google

Präsident des Nationalrates geworden. In Bern ist unter den bisher sich für allein möglich haltenden radikalen Eidgenossen lautes Schimpfen und Heulen, wie behauptet wird. Wir wollen es abwarten, wie lange und wie weit die Besserung sich erstrecken wird. Ehe und bevor mit dem etc.-etc.-etc.-Kulturkampf gründlich gebrochen wird, traue ich nicht.

Mein Wintersemester habe ich mit drei Extraabenden coram publico eröffnet, und zwar predigte ich über Talleyrand, nicht ohne auch die heitere Tonart hin und wieder zu gebrauchen, was das Publikum sehr goutiert haben soll. Aber jetzt ist's genug mit solchen öffentlichen Vorlesungen; ich gehe jetzt ins einundsechzigste und finde, daß dieser Talleyrand ein ganz passender Schwanengesang für mein öffentliches Auftreten möchte gewesen sein. Die Unruhe und die Störung in allen übrigen Studien, die man als Lektürer empfindet, ist gar zu lästig.

In Sachen „Schöner Wissenschaften" weiß ich wenig Neues zu berichten; des Stuttgarter Vischers Roman „Auch Einer" kann auch für Sie interessant sein, da Sie ja viele Schwaben kennen müssen. Ich weiß freilich nicht, ob gewisse, sehr zivilisierte und weltmännisch gewordene Schwaben dem Autor diese Verklärung gewisser Eigenarten der „genialen" Individuen des Stammes sonderlich danken werden. Man hält es heutzutage nicht mehr für sonderlich beneidenswert, als eximierter Charakter zu gelten.

Über Moritz Busch denkt sich jeder sein Teil. Hat der Dominus Einwilligung oder Antrieb zur Publikation gegeben, so läßt dies auf ein Meer von Mißachtung gegen andere und Mißmut in der eigenen Haut schließen. In diesem Falle ist es auch gar nicht möglich, die Sache von der leichten Seite zu nehmen. Es gibt in gewissen Gegenden überhaupt keine „leichte Seite".

Von solchen gepfefferten Sachen wende ich mich, je älter ich werde, um so lieber zu allem Harmlosen und auch zum Altgewohnten. Gestern habe ich mit wahrer Kindeswonne im Theater „Martha" vom ersten bis zum letzten Tone gehört. Es sind ja wohl auch oberflächliche Partien und ordinari Gut mit darin, aber daneben manches ergreifend Schöne. Allmählich habe ich mir eine ganze Bibliothek von Klavierauszügen (Opern, Oratorien, Lieder usw.) um mich herum aufgetürmt und bringe damit die einsamen Abende hin, wenn ich von acht Uhr an nicht mehr arbeiten mag. Es nimmt mich Wunder, ob nicht das Wohlfeilwerden so manches Schönen (zumal durch die Ausgaben Peters) dermaleinst, wenn einer die Geschichte des Geschmackes im neunzehnten Jahrhundert schreibt, als kenntlich und fühlbar in unseren letzten zwei Dezennien wird nachgewiesen werden.

*

Basel, Neujahrstag 1879, abends.

Auf Ihren reichen Brief vom 16. Dezember folgt heute abend noch Ihr gestriger. Tausend Dank für Ihre Freundschaft, die Sie mir auch noch im neuen Jahr erhalten wollen. Wie Sie sich en famille unter anderen Haydn schmecken

Digitized by Google

lassen, so hat mich heute abend ein fünfzehnjähriger Bengel aus unserer Verwandtschaft erfreut, indem er auf der Geige die Ouvertüre der Zauberflöte zu Klavierbegleitung derart vortrug, daß man durchweg inne wurde: er fühlt, was er geigt. Auch wenn man nur Onkel ist, hat man doch große Freude, wenn einer aus dem nachwachsenden Geschlecht seine Sache so macht, wie wir zu unserer Jugendzeit keinen aus unserer Umgebung hätten aufweisen können. Wir haben aber als Onkel auch wohl Kummer und Sorgen, wenn z. B. eine herrlich begabte Nichte und junge Ehefrau durch Puerperalfieber nahe an den Rand des Grabes geraten und kaum wieder auf den Weg der Genesung gebracht worden ist.

Was sonst den Lauf der Welt betrifft, so sind auch meine Ahnungen so wenig erfreulich wie die Ihrigen. Wäre es auch nur die höchst gewaltsame Theorie, womit Staat und Gemeinde den Kräften des Einzelnen zu sogenannten „großen Zwecken" zusetzen — es wäre genug damit. Es tönt von oben und von unten zugleich: das und das wollen wir haben! Es ist eine Schande, daß wir das und jenes noch nicht besitzen; dies und jenes müssen wir, weil andere es auch tun! und so weiter. — Es erinnert mich an etwas, das ich diesen Sommer in Forli sah: an den Straßenhallen und Ecken war hie und da mit Hilfe einer Schablone angeschrieben: vogliamo il Faust! Und darüber eine Lyra. Also wir Forliesen verlangen partout, daß Gounods Faust aufgeführt werde, gleichviel, ob der Impresario die Mittel hat oder nicht. — Staat und Gemeinde haben ihren natürlichen Pflichtenkreis längst enorm überschritten und ihr Programm durch Wünschbarkeiten aller Art auf das Gefährlichste ausgedehnt. Über riesige Weihnachtsbescherungen, wo fünfhundert Kinder, ohne zu wissen von wem, festlich beschenkt werden, denke ich völlig wie Sie, halte sogar auf Bescherungen armer Kinder im kleinen Kreise gar nicht viel und meine, daß dergleichen nur unnütze Wehmut gegenüber dem eigenen Lose pflanze, die dann gelegentlich in Gier umschlägt. Vollends nun eine Kindermassenversammlung, wie unsere dummen Basler Kolossal-Kinderfeste! Wer doch als Kind nur hie und da wahre Freude empfunden hat, weiß, daß dieselbe im großen Haufen nicht gedeihen kann. Aber es ist, wie Sie sagen: man will die Leute beizeiten zu Massenversammlungen erziehen. Es wird dahin kommen mit den Menschen, daß sie anfangen zu heulen, wenn ihrer nicht wenigstens Hundert beisammen sind.

Mit dem Schnee- und Sudelwetter ist nun gerade ein Monat vergangen, ohne daß ich mich aus der Stadt wagen konnte; und mein Verlangen nach einem rechten Bummel steigert sich bald ins Fieberhafte. Mit welchem Verlangen sehe ich der Zeit entgegen, da man in den Bildern der Wirtsstuben wird wiederum die Wellenschläge der Zeiten, respektive der Bildung studieren können, deren Sie so manche mit Pietät verzeichnet haben. — Als Student reiste ich einst durch Böhmen, da war in Metternichs Zeiten das Harmloseste das Zweckmäßigste; weshalb denn auch in der Kneipe zu Culm die vier (sage vier) Weltteile verherrlicht waren in gemalten Campeschen Stichen mit Versen darunter. Bei Afrika hieß es:

Digitized by Google

In diesem Weltteil strömt der weltberühmte Nil,
In dessen Wasser lebt das schlimme Krokodil;
Das Nashorn lebet hier und auch der Elephant,
Und manche Negernation bewohnt das Land.

Französische Kneipen, wo Bilder hängen könnten, gibt es nicht; das Kabarett hat allenfalls zwei Lichtstöcke auf dem Kamin und einen von Fliegen malträtierten Spiegel; wenn sonst irgendwas da ist, werden es barbarische Bilder mit Geschichten Napoleons I. sein. — In Degerfelden hat der Adlerwirt jetzt doch leidlichen Wein; der Lammwirt Xaveri ist brustkrank und speit Blut.

Dieser Tage war von Tübingen aus Student Baumgartner hier; er wächst sich, scheint mir, sehr gut aus, und bereitet sich im stillen vor, hier Privatdozent zu werden.

Was Sie in Karlsruhe für Sorgen ausgestanden haben mögen, als die Verantwortung für die Sicherheit des großen alten Herrn auf Ihren Schultern lag, das habe ich in jenen Tagen oft erwogen. Es verlautete sogar in Zeitungen etwas von besorglicher Stimmung. Nun, das ist jetzt Gott sei Dank vorbei.

Was Sie von den Konservativen im schönen badischen Lande sagen: daß dieselben allen Zusammenhang mit der Vergangenheit verloren haben und von suffrage universel, Opportunismus und Haschen nach Vorteil angesteckt sind, das gilt, Gott sei es geklagt, auch von uns schweizerischen Konservativen. Aber wir können ja nicht mehr anders! Die Gewalttätigkeit des Radikalismus, solange er oben ist und tun kann, was ihm beliebt, ist derart, daß man auf seine Mittel eingehen muß. Er fürchtet bei uns zu Lande nichts mehr als das von ihm selbstgeschaffene Referendum.

Von dem großen Reichssteuerprojekt verstehe ich an und für sich nichts, sehe aber mit größtem Interesse zu, wie sich die Parteien dazu stellen. Es ist ja doch alles Machtfrage. Wie aber die zunehmende Belastung von oben und Genußsucht von unten sich auf die Länge miteinander vertragen werden, ist mir noch nicht klar. Wie herzlos in manchen Familien „aufgegessen" wird und wie die Söhne den ganzen Rest arm machen können, davon wüßte ich ebenfalls Beispiele. Und wie manche Familien sich noch als wohlhabend gebärden statt offiziell arm zu sein (was sie längst tatsächlich sind), das wird bei den nächsten Erschütterungen an den Tag kommen. — In meiner allernächsten Umgebung, nebenbei in den Häusern rings um dasjenige, welches ich bewohne, hat in den letzten Wochen eine spekulative Bewegung stattgefunden folgender Art: A. kauft das Haus des bankerotten B., C. das Haus eines D., E. kauft das Haus des C., F. kauft dem A. das vormals B.sche Haus ab, — und dies ganze Volk ist sich gegenseitig Bürge, kneipt zusammen und zahlt im Verhältnis zu den hohen Ankaufspreisen nur ganz geringe Ankaufssummen; A. hat inzwischen anderswo eine neue Liegenschaft erworben und will dort eine Reiterei und Droschkenanstalt hinverlegen, zu deren Bau er das ganze Holzwerk des im Abbruch begriffenen „Deutschen Hauses" beim ehemaligen Schwibbogen akquirierte. Diese Leute

Digitized by Google

sind nun alle wie im Fieber und verfügen imaginär über die ganze Umgegend; von unserer Wohnung haben sie über diese Zeit gesprochen, als verfügten sie darüber beliebig. Die nahe neue Brücke beginnt überhaupt auch auf die äußere Vorstadt zu wirken ...

In der Hoffnung, wieder ein Jährchen etwa leidlich ungestört weiter trotten zu können, sehe ich dem Weltlauf zu, studiere, was ich für mein Amt brauche, sortiere dabei noch einige unabhängige Gedanken für mich aus und — sehne mich nach den Tagen, da man wieder bummeln kann, ohne die Füße naß zu kriegen.

*

Basel, 16. Juli 1879.

Wie gerne möchte ich auf Ihr Schreiben von gestern recht umständlich antworten! Allein es sind Freunde da, welche mich auf heute abend ins Hotel Euler entboten haben, und so muß ich mich kurz fassen.

Leider und hauptsächlichstens: ich muß schon in den letzten Tagen Juli abreisen, und kann Sie daher nicht sehen. Studienpflichten, die ich schon gar zu lange verschoben, rufen mich auf volle sechs Wochen nach London, einsam in die fünfeinhalbmillionigte „Menschenmenge, große Menschenwüste", wie das alte Demagogenlied sang. — London war mir schon vor neunzehn Jahren unlieb, wie wird's erst jetzt sein! Aber es muß geschehen, und wenn ich noch ein Jahr wartete, so hätte ich gar die Courage nicht mehr. Auf dem Heimweg gedenke ich meine Tugend mit acht bis zehn Tagen Paris zu belohnen. Wer heutigen Tages Kunstgeschichte dozieren will, ist nun einmal zu periodischem Geldverschlagen auf Reisen und so weiter mit Anschaffungen verdammt. Wenn ich aber reich genug wäre, wie gut wüßte ich, was ich täte! Ordinariat samt Besoldung würden niedergelegt und ich bliebe nur Professor honorarius und lese, was mir beliebte, ohne jene schauerliche Hatz, welche mich nötigt, in einem bestimmten Semester einen zeitlich bestimmten Sachinhalt durchzujagen. Diese Eile wird im vorgerückten Alter sehr beschwerlich und man sieht obendrein so gut, wie eitel eigentlich die Mühe wegen der chronologischen Scheinvollständigkeit eines Kurses ist. Ich wundere mich nur immer über mein Gedächtnis, welches wirklich noch ein gutes Tier ist.

*

Basel, 3. Dezember 1880.

Es drängt mich, Ihnen wieder einmal ein Lebenszeichen zu geben, wobei der geheime egoistische Wunsch mitwirkt, gegen Neujahr hin etwas von Ihrer werten Hand zum Lesen zu bekommen. Wir gehen hier unseren gewohnten Trott; das Semester in der Universität zeichnet sich in angenehmer Weise durch erhöhte Frequenz aus — gegen 250 Studenten! Freiburg hat oft nicht mehr gehabt.

Ich meinesteils fange an, Beschwerden des Alters zu spüren, namentlich etwas Asthma. Der Doktor, welchem ich mich zutrauensvoll überlasse, sagt, das sei nun einmal so und man könne damit noch recht alt werden, was ich nicht

Digitized by Google

einmal wünsche. Was mich am meisten kränkt, ist, daß ich meine weiten Sonntagsgänge sehr mäßigen muß. Mit dem Asthma hängt auch eine starke Neigung zu baldigem Schwitzen zusammen, d. h. Gefahr der Erkältung. Kurz, ich bin in das Kapitel getreten, da man anfängt, sich zu schonen, und das Bücherschreiben läßt man dann vollends gerne ruhen.

Basel schwirrt von Musik; Rubinstein hat sich zwei Abende das Herz aus dem Leibe getrommelt, ich habe ihn aber beide Male versäumt, wie ich denn überhaupt gegen das Virtuosenhören ein allmähliches Vorurteil habe in mir aufkommen lassen. Der letzte, den ich gehört habe, war Sarasate, und wenn ich mich nun darauf besinne, was ich daran gehabt haben soll, so weiß ich nichts mehr zu melden. Mit Stimmen ist es etwas anderes, und Vogl als Faust, den ich vor drei Wochen hörte, bleibt mir noch lange im Gedächtnis. Heute ist ein Konzert, aber morgen „Armida", und da gehe ich hin; ich habe sie vor vierzig Jahren zweimal in Berlin gesehen und seither nicht mehr. Ich bewundere den Mut unseres Impresarios; er muß auf mehrere Vorstellungen rechnen, da er sich sogar neuer Dekorationen ad hoc rühmt. Bei einem Hoftheater wie dem Ihrigen versteht sich so vieles von selbst und läuft wie auf Rädchen, was bei uns die Sache eines außerordentlichen Efforts ist.

Dieser Tage hatten wir Volkszählung und vernehmen nun nicht ohne Grauen, daß bloß die Stadt (ohne Riehen, Bettingen und Klein-Hüningen) binnen zehn Jahren von zirka 45,000 Seelen auf 61,000 gestiegen ist. Und all das Volk kann mitstimmen, selbst die Aufenthalter. Es ist das größte Wunder, daß diese Masse ihrer Wucht noch nicht mehr bewußt worden ist, ich fürchte, aber, es wird kommen. Der jetzige Zustand von Frankreich wird nicht nur für uns, sondern noch für ganz andere mächtige Leute seine Folgen haben, welche sich über das vor zehn Jahren Vollbrachte noch merkwürdig wundern werden.

Einstweilen ist es bei uns interessant zu sehen, wie der Wunsch nach Wiedereinführung der Todesstrafe allgemein im Steigen ist. So oft sich unsere Mittermaier in irgendeiner Zeitung gegen diese Wiedereinführung geregt haben, immer ist in den nächsten Tagen irgendeine besonders greuliche Mordtat darauf gefolgt, wie zum Beispiel in diesen Tagen der Mord zu Biglen (vierfach). Vielleicht werden jene Philanthropen nunmehr finden, Schweigen sei Gold. Mit der neulichen Hinrichtung von Bruchsal ist vielen Leuten ein Stein von der Seele gefallen. Der Liberalismus wird sich in Gottesnamen überhaupt darein schicken müssen, sein Programm zu revidieren; zum Beispiel die Vollberechtigung des Semiten muß er mit der Zeit aus seiner Bagage entfernen und ob ihm darob das Herz bräche, ich glaube jedoch, es bricht ihm nicht einmal.

Was liest man denn für neue Bücher, verehrter Herr und Freund? Mich orientiert hier niemand mehr, doch habe ich Gründe zu der Vermutung, daß in Deutschland eine Art Stillstand per confusionem in Roman und Novellen eingetreten sein möchte. Es wird zwar massenhaft geschrieben und gedruckt, allein „mer erfahrt nix mehr", es wird nichts mehr berühmt, trotz aller Reklame. Von den Stimmungen und Erinnerungen 1870 kann man nicht mehr

Digitized by Google

leben, und gegenwärtig ist alles zu uneinig; sobald der Dichter nur die Stube oder den Garten verläßt und an etwas erinnert, was mit dem öffentlichen Wesen von ferne zusammenhängt, sind keine zwei Leser mehr derselben Meinung. Da ist es denn wohl gut, daß Richard Wagner wieder von Italien zurück ist und die entzweiten Seelen durch seinen „Parsival" wieder zu gemeinsamen Gefühlen zu sammeln verspricht.

Weiß man in Karlsruhe noch nicht, ob ein Galeriedirektor ernannt ist? Und wer? Wenn Sie irgendeine Kunde haben, so interessiert mich diese Frage höchlich. Ich habe einmal etwas von Dohme läuten hören, weiß auch nicht, ob ich Ihnen nicht im September hier davon gesprochen habe. Wo nicht, so kann ich Sie versichern, daß dies einer der feinsten, angenehmsten Menschen ist, die man finden kann, und das ist auch bei einem Galeriedirektor keine überflüssige Sache . . .

*

Baden, Aargau, 24. Juli 1889.
Hotel Verena-Hof.

Liebster, verehrter Herr und Freund.

Hat es denn sein müssen, daß auch Sie sich haben zu den Herzleidenden gesellen müssen? Item, Sie haben noch zehn Jahre Jugend zum Vorteil im Vergleich mit mir und können noch einmal — zwar nur Vorbehalts großer Mäßigung im Arbeiten — eine volle Gesundheit genießen. Bei mir dagegen ist die Wintersaison des Lebens entschieden da, ich werde leicht müde und muß froh sein, daß Auge und Ohr noch aushalten und daß ich noch mit voller Teilnahme lesen kann. Spätestens 20. bis 22. August gedenke ich wieder in Basel zu sein und nun gehen alle meine Hoffnungen auf das Wiedersehen im September. Gott geb's!

Daß ich mich für Aargau-Baden entschloß, hatte noch einen besonderen Grund: ich bin beträchtlich näher bei einer lieben älteren Schwester, welche seit einer Reihe von Wochen zwischen Leben und Sterben liegt, und in zwei Stunden kann ich dort eintreffen.

Außerdem aber kann ich nicht leugnen, daß ich die Besorgnis hatte, in Baden-Baden vor Leuten etwas Ungeschicktes zu sagen, welches dann weitergekommen wäre. — Wie die Dinge in Europa jetzt liegen, weiß ich nicht; bis in einigen Monaten aber wird man vielleicht erfahren, daß zur Zeit jenes Hauptdrohartikels der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" „der Krieg vor der Tür war" — wie bald er dann wieder vor der Tür sein wird? das wird sich zeigen.

Daß der Bundesrat in der Affäre Wohlgemuth überaus unzweckmäßig gehandelt hat und daß man den Herrn sofort hätte entlassen sollen, darüber bin ich mit Ihnen a priori einverstanden, um so mehr da ich überzeugt bin, daß W. hat wollen verhaftet werden, und daß Lutz sein compère war. Die eigentlichen Toren im Spiel waren Baumer und unser Basler Sozialist Wullschleger

Digitized by Google

und dann der Bundesrat, welcher die Pfütze hätten riechen sollen, in welche zu treten er im Begriffe stand. Unter uns gesagt: mit der Behandlung von Tessin hatte er alles verdient, was nun über ihn — freilich auch über uns — ergangen ist.

Das nächste Intermezzo möchte nun wohl in Italien aufgeführt werden. Das was man Crispi nennt, wird nun zu beweisen haben, daß es stark genug sei gegenüber der vereinten Macht der sogenannten Friedenspartei, der Antikolonialpartei, der Irredenta, der französischen Partei und der Republikaner. Crispi rechnet aber auf die Armee, indem noch kein einziger Offizier sich hat beim Politikmachen betreten lassen.

Mit uns treibt er es bunt; er verlangt, daß italienische Doganieri sollen auf Grund und Boden von Tessin Requisition üben können, während von allen Contrebandiers gewiß nicht ein Zehntel Schweizer, sondern alles gente disperata aus den nächsten lombardischen Ortschaften sind. Italien sollte damit anfangen, seine wahnsinnigen Tarife herabzusetzen und das unglückliche Volk etwas weniger zu schinden, allein hierin ist es ganz Großmacht.

Ma parliamo d'altra cosa! Vorhin nach dem Kaffee bin ich die Straße in die Stadt hinaufgeschlichen — nämlich geschlichen, um nicht zu schwitzen — allwo ein recht ordentlicher Buchhändler haust, bei welchem man sich mit Bändchen aus Reklams Universalbibliothek assortieren kann. Dort kaufte ich heute „Rochholz, Sagen des Aargaus" und muß bei diesem Anlaß bekennen, daß mich das Mythische mehr und mehr anzieht und vom Historischen abwendig macht. Nicht umsonst war das einzige Buch, so ich von Basel mitnahm, der griechische Pausanias. Ich bekomme allmählich die rechten mythischen Augen, vielleicht sind es die des wiederum dem Kind sich nähernden Alten? Ich muß jetzt lachen, wenn ich daran denke, daß ich in einer einzigen Vorlesung imstande war, zwanzig Schlachten und Kriegsaffären, so und so viele Gebietsveränderungen und eine ganze Anzahl Genealogica zu absolvieren. Herr Wolfgang kann dessen mein Zeuge sein.

Übrigens gebe ich mich nicht nur mit alten Sagen und dergleichen ab, ganz wie Sie rekapituliere ich jetzt bisweilen die bunte eigene Vergangenheit, nur werde ich mich vielleicht mehr zu wundern Ursache haben als Sie, weil ich so vieles töricht beurteilt und angegriffen habe; es ist ganz unsäglich, wie blind man hat sein können über Entscheidendes und wie wichtig man dafür Unwesentliches hat nehmen können, und wie pathetisch! Im ganzen will ich wahrlich nicht klagen, es hätte viel unerwünschter gehen können. Was wir beide gemein haben in unserem Erdenwallen, wenigstens seit den nämlichen Jahren, das ist die Notwendigkeit gewesen, dem Augenblick durch Arbeit zu genügen, und zwar durch wechselnde und anregende Arbeit. Es ist über uns nicht jene Bleiwalze gegangen, welche so viele brave Leute platt drückt.

Wie das jüngere Geschlecht sich durchhelfen und sein Nest bauen wird, darüber darf man sich bei der völligen Unbeständigkeit aller Dinge wahrlich nicht zu viele Gedanken machen. Die jungen Leute in meiner Familie schauen

Digitized by Google

mindestens so keck in die Welt als seinerzeit wir, und es ist bei mir Prinzip, ihnen meine Zukunftssorgen völlig zu verhehlen. Die Vierzigjährigen merken freilich selber schon was. Mein Gedankenbild von den terribles simplificateurs, welche über unser altes Europa kommen werden, ist kein angenehmes; und hie und da in Phantasien sehe ich solche Kerle schon leibhaftig vor mir und will sie Ihnen schildern, wenn wir im September bei einem Schoppen sitzen. Bisweilen erwäge ich schon im voraus, wie es zum Beispiel unserer Gelehrsamkeit und Quisquilienforschung ergehen möchte, schon, wenn diese Dinge erst im Anfang sein werden und die Kultur einstweilen nur um eine Handbreit sinkt. Dann male ich mir auch etwa eine der Lichtseiten der großen Neuerung aus: wie über das ganze Strebertum der blasse Schrecken des Todes kommt, weil wieder einmal die wirkliche bare Macht oben sein und das Maulhalten allgemeine consigne sein wird. Was ist nun aber für den jetzigen Augenblick einstweilen das Dankbarste? offenbar: die Leute so intensiv als möglich zu amüsieren. Es haust hier, und zwar nur noch bis heute abend, ein Velozipedzirkus, welcher zwei Theater, die Operette im Kursaal und die Komödien im Theater völlig lahmgelegt und geleert hat, zu großem ästhetischem Jammer des hiesigen Käseblättchens. Kulturgeschichtlich bin ich noch nicht völlig im klaren darüber, inwieweit eine solche Exhibition die Pferdezirkusse wird schädigen, ja, verdrängen können. Hat nicht etwa schon bei diesen der Anblick des Menschen im Grunde mehr Teilnahme erweckt als der des Rosses? und dann das geringe Kapital, das in diesen Stahlrädern steckt im Vergleich mit dem Ankauf der Pferde, umgerechnet deren Bedienung, Roßdoktor, Heu und Hafer? Das sind Ideen meines thermalen Müßigganges, werden Sie denken.

An der Badegesellschaft habe ich bis jetzt insofern Anteil, als ich mehrere Leute grüße und am Mittagstisch mit meinen Nachbarn spreche, trage aber große Sorge, mich nicht für den Abend irgendwie zu binden, und trinke einstweilen mein Glas für mich. Baden, sonst in der Alpensaison gemieden, ist gegenwärtig ziemlich besetzt.

Einen dieser Abende muß ich doch nach Zürich, allwo ich eine Droschke für zwei Stunden zu nehmen und allen Neubau in Kürze abzugucken gedenke, namentlich die Quais, die Umgebung der Tonhalle und manches andere. Man spricht in Basel etwa von diesen Dingen, und da muß ich mitrenommieren können. Sonst aber denke ich unendlich lieber an Luzern, welchem ich einen Besuch am Ende meiner Kur zugedacht habe. Ach, wenn Wohlbefinden usw. noch reichte für vierzehn Tage Locarno! das Geld reichte schon noch und würde mich nicht reuen. Hier in Baden bleibe ich voraussichtlich noch bis zum 12. bis 14. August; zunächst müssen die sakramentalen einundzwanzig Bäder durchgemacht sein und dann noch ein paar Tage Ruhezeit. Echte Basler nehmen übrigens immer zweiundzwanzig Bäder — „es ist nur, damit man sich nichts vorzuwerfen hat".

Den „Goldwändler" kennen Sie wohl gar nicht? derselbe ist nicht etwa ein Landstreicher oder ein Gespenst, welches hier wandelte, sondern der hellrote Wein, welcher an der „goldenen Wand" wächst, der steilen Höhen westlich

Digitized by Google

von den Bädern. Es ist ein vortreffliches und leidlich unschuldiges, auch Patienten zuträgliches Getränk und wächst dort ohne allen Zweifel schon seit Römerzeiten. Der Ort, welchen ich bewohne, hieß nämlich castellum Thermarum und ist schon bei Tacitus genannt, eine Ehre, deren sich Karlsruhe, das schöne Karlsruhe doch nicht rühmen kann. Wir in Basel kommen wenigstens im Ammianus Marcellinus vor.

Der Herr B, von welchem Sie schreiben, hätte in den letzten Wochen nur ins badische Oberland kommen sollen, er würde etliches zu hören bekommen haben und hier und da selbst zu spüren! je nachdem er auf Leute getroffen wäre. Sollte es denn so ganz unmöglich sein, das badische Land von der scheinbaren und weit herum geglaubten Geistesidentität mit dieser Landeszeitung zu befreien?

Wahrscheinlich, denke ich, trifft dieser Brief Sie noch in Karlsruhe. Empfehlen Sie mich bestens Ihrer verehrten Familie und melden Sie doch ja den Herren Paul und Wolfgang, daß deren Besuch stets ersehnt sein würde.

Ich will nun hier bestmöglich meiner Gesundheit pflegen. In einer Beziehung könnte ich Ihnen, liebster und verehrter Herr und Freund, hier als Muster dienen, nämlich in der Vermeidung jeglicher Anstrengung: ich fürchte, Sie wollen zu früh wieder dem Amte genügen! Gäbe es denn nicht teilweise eine definitive Erleichterung?

Über die Angst vor der Impfung

Von

J. Schreiber (Königsberg i. Pr.)

Zu den bedeutendsten Errungenschaften auf dem Gebiete vorbeugender Behandlungsweise zählt die medizinische Wissenschaft die Pockenschutzimpfung, und ihre reichsgesetzlich festgesetzte Durchführung hält sie für eine weise, für das deutsche Volk segensreiche Einrichtung. Und dennoch soll es eine Angst vor der Impfung geben? Allerdings; denn es gibt in weiteren Kreisen der Bevölkerung nicht wenige, welche der Impfung oder der Impfpflicht oder beiden zugleich feindlich gegenüberstehen, die einen ihren Nutzen bestreitend, andere sie schädlicher Wirkungen bezichtigend, zum Teil so schlimmer Art, daß es begreiflich ist, wenn Beunruhigung und Angst vor der Impfung entstehen und Furcht und Widerspruch sich verbreiten. Es mag daher von Interesse sein, die der Impfung vorgeworfenen Mängel und Schäden auf ihre Existenz und Tragweite hin näher zu prüfen. Wir wollen es an der Hand wissenschaftlich festgestellter Tatsachen tun.

Zuvor wird es sich jedoch empfehlen, die Krankheit, gegen welche die Impfung als Schutzmittel gerichtet ist, wenn auch nur mit einigen wenigen Strichen zu skizzieren, weil ihr wahres Bild, wie die Wissenschaft annimmt, dank der

Digitized by Google

gewissenhaften Durchimpfung unseres Volkes, kaum mehr als nur dem Namen nach allgemeiner, und selbst unter den Ärzten kaum mehr als einer geringen Minderzahl aus eigener Anschauung gut bekannt ist.

Es war im 6. Jahrhundert, als die Pockenkrankheit in epidemischer Ausbreitung zum erstenmal Europa, und im 15. Jahrhundert, als sie Deutschland überfiel. Todbringender als die bis dahin bekannt gewesenen Krankheitsseuchen war ihr Wesen von Anbeginn. Tausende und aber Tausende blühender Menschenleben, zumal des Kindesalters, fielen ihr zum Opfer. Und erst, wenn sie sich gesättigt hatte am Mark des Volkes, wanderte sie weiter, Jammer und Elend in ihren Spuren zurücklassend. Dann, wenn neue Generationen geboren waren, die eine ergiebige Ernte versprachen, kehrte sie zurück zur Stätte früheren Würgetums, von neuem Tod und Verderben verbreitend.

Bis 30 Prozent von den erkrankten Erwachsenen, bis 50 Prozent von den Kindern, fielen jedesmal der Seuche zum Opfer anheim. Aber auch von den Überlebenden blieben noch gar viele von ihr fürs Leben gezeichnet: als narbig Entstellte, als Sieche, Taube, Blinde, Gelähmte, Schwachsinnige, als Herz- oder Nierenkranke. So sah die Krankheit aus. Und vor ihr flohen die Menschen entsetzt wie vor dem Antlitz der Medusa.

Kein Kraut schien gewachsen gegen sie, nicht zur Heilung, noch zum Schutze, noch auch nur zur Linderung ihrer Pein.

So gab es damals nur eines, nämlich nur eine über Länder und Völker weit verbreitete Angst vor der Krankheit.

Allmählich erst, über anfänglich unsichere Beobachtungen und Erfahrungen, über tastende, in ihrer Wirkung zweischneidige praktische Versuche, die dem Volksinstinkt zu danken waren, gelangte man später zu klareren Einblicken in die bei der Ansteckung sich abwickelnden Vorgänge und damit zu einem zielbewußteren Vorgehen, welches schließlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1796) in der noch heute gültigen Form der Schutzimpfung durch den englischen Arzt Jenner einen wissenschaftlich gut begründeten Ausdruck fand.

Jetzt mit einemmal bekam das Seuchenbild ein anderes Aussehen.

Bis zu Jenners Entdeckung starben noch z. B. in England 7—9 Prozent aller Menschen an Pocken, in Frankreich durchschnittlich jährlich 30 000, und nicht viel anders war es in allen europäischen Ländern.

Aber von nun ab begann eine Wandlung zum Bessern; namentlich, je mehr die Impfung sich zunächst bei den Ärzten, im Fluge dann bei allen Völkern durchsetzte, je vertrauter man mit dem Wesen der Impfung wurde, und je gründlicher man impfte.

Um das an einem Beispiel aus jener Zeit zu zeigen, sei das Folgende angeführt: In Berlin fand die Impfung in den ersten zehn Jahren des 19. Jahrhunderts nur erst eine allmähliche Ausbreitung. Bis dahin waren in den letzten vierzig Jahren von 100 000 Einwohnern jährlich etwa 300 und mehr an Pocken gestorben, jedoch von 1810 ab starben in den folgenden vierzig Jahren jährlich nur etwa 17.

Digitized by Google

Dann: im preußischen Heere betrug die Pockensterblichkeit in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf je 100 000 rund 36, in der Zivilbevölkerung 26. Nachdem aber im Heere die Impfung pflichtgemäß eingeführt wurde, sank die Zahl in den folgenden Jahren rasch auf 3,8, bis 2,08, bis 0,64, bis 1,4, bis 0,42 usw.

Das konnte, wie hier und da behauptet wurde, auf Zufall beruhen. Wie aber war es dann zu verstehen, daß dieser Zufall die Mortalitätsziffer bei der Zivilbevölkerung unbeeinflußt ließ, und zwar solange unbeeinflußt ließ, bis auch diese gründlicher und schließlich von 1874 ab allgemein und zwangsgemäß durchgeimpft wurde? Erst danach sank nämlich mit einem Male auch in der Zivilbevölkerung die Sterbezahl von 26 auf 1,8, bis 2,6, bis 0,64, bis 0,23 usw. So darf wohl jener Erfolg nicht auf einen Zufall, sondern tatsächlich auf die Impfung widerspruchsfrei bezogen werden. Sodann ein Beispiel noch aus jüngster Zeit (1913) und aus fremdländischer Quelle, nämlich aus dem amerikanischen Gesundheitsbureau für die Philippinen: „Dort starben früher 40 000 Menschen an den Blattern pro Anno, aber nach Einführung der Impfung nur noch so wenige, daß sie gar nicht mehr für die Statistik in Frage kommen. Diese Infektionen ereignen sich dann meist bei Personen, die für die Impfung unerreichbar waren."

Man sollte meinen, daß die vorgelegten Beispiele ausreichend wären, zunächst einmal den Nutzen der Impfung zu erweisen. Das ist nicht der Fall. Man hält nämlich auch dies entgegen, die Erfolge beruhten auf hygienischen, kulturellen, wirtschaftlichen Fortschritten u. ä. m. So müssen wir noch einen Augenblick hierbei stehenbleiben, zumal in letzter Instanz doch der Nutzen oder der Erfolg den Maßstab bilden kann zur richtigen Abschätzung der Gefahren, welche mit der Impfung verbunden sein sollen und von denen weiterhin zu reden sein wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß Wohlhabenheit, bessere Ernährung, lichtere Wohnungsverhältnisse, Körperpflege, Sauberkeit, allgemeiner gesagt, bessere hygienische, soziale, wirtschaftliche Verhältnisse die Ausbreitung und den Verlauf ansteckender Seuchen günstig beeinflussen. Daß diese aber für sich allein und besonders den Pocken gegenüber Entscheidendes zu leisten vermögen, das muß allerdings bezweifelt werden; gewisse Beobachtungen sprechen da dagegen, z. B. die folgende: In den Jahren 1896—1913 starben an den Pocken auf je 100 000 Lebende (in Rußland 52,0), in Österreich 2,94, in England und Wales 1,65, in der Schweiz 0,49, in Deutschland 0,05.

Diese Länder dürften wohl (mit Ausnahme von Rußland) in kultureller, sozialer, hygienischer, wirtschaftlicher Beziehung einander sich gleichend angesehen werden; aber die Sterblichkeitsziffer an Pocken ist in ihnen eine ersichtlich sehr verschiedene, am niedrigsten, außerordentlich niedrig in Deutschland. Diese für unser Volk so erfreuliche Tatsache darf wohl zwanglos darauf zurückgeführt werden, daß in keinem jener Länder eine so uneingeschränkte allgemeine Impfpflicht besteht wie in Deutschland, welches, man darf es wohl so ohne weiteres sagen, als das gründlichst und gewissenhafteste durchgeimpfte Land an-

Digitized by Google

gesprochen werden darf. Die Impfung und nichts anderes ist es demnach, was im Kampfe gegen die Pockenseuche die entscheidende Rolle spielt. Dabei soll, wie schon gesagt, der Wert jener anderen wiederholt genannten sozialen Faktoren als Mitkämpfer keineswegs unterschätzt werden, in vorderster Reihe gegen die Pocken versagen sie aber glatt; denn dieser Feind macht auch vor goldenen Toren, macht vor Palästen nicht Halt, wie das bekannte traurige Schicksal Ludwigs XV. von Frankreich und anderer Fürstenhäuser exemplifiziert. Um aber auch hierfür noch aus jüngster Zeit ein Beispiel anzuführen, sei das folgende, aus dem 1917 erschienenen, beachtenswerten Leitfaden zur Impffrage von Gins Entnommene, hier genannt: Die Stadt Lodz (Polen) besteht zur größeren Hälfte aus Polen, zur kleineren aus jüdischen Einwohnern. „Letztere leben in ihren armseligen Vierteln in einer Enge und einem Schmutz, der jeder Beschreibung spottet, jedenfalls ungleich schlechter als die Polen ... Demgemäß werden die Juden von den eigentlichen übertragbaren Schmutzkrankheiten, Typhus und Flecksieber, viel häufiger befallen als die anderen Konfessionen ... Aber von den Pocken (werden sie) in auffallender Weise verschont." Zahlenmäßig drückt sich dies so aus: Polen zu Juden = 48:30; bei Flecksieber erkranken diese im Verhältnis von 10:80, bei Typhus von 28:60, bei Pocken dagegen im Verhältnis von 80:4. In so hohem Grade also werden die Juden dort von den Pocken verschont. „Die Erklärung dafür ist darin zu finden, daß die Juden alle ihre Kinder frühzeitig impfen lassen, und zwar möglichst von Ärzten. Dahingegen wird die Impfung von den Polen recht nachlässig gehandhabt." Ersichtlich, „daß die Impfung eine Bevölkerung selbst dann vor den Pocken schützen kann, wenn diese in den denkbar schlechtesten hygienischen Verhältnissen lebt."

Man wird dieser Folgerung des ärztlichen Beobachters gewiß nur beipflichten und nunmehr allgemeiner sagen können: Der Nutzen der Impfung darf ungezwungen als erwiesen gelten.

Wir wollen uns jetzt den Schädigungen und Gefahren zuwenden, welche nach impfgegnerischerseits verbreiteten Anklagen mit der Impfung verbunden sein sollen. Das wird sich aber nicht so wie bisher immer zahlenmäßig darlegen lassen. So z. B. nicht in bezug auf die Behauptung, daß die Impfung das Blut vergifte und verderbe, und durch die allgemeine Impfpflicht Blutarmut und Verelendung der Volkskraft herbeiführe. Hierfür kann sicherlich nicht der Beweis und vollends nicht der zahlenmäßige erbracht werden. Wohl aber gibt es Tatsachen, die geeignet sind, dem zu widersprechen. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an die früheren großen Leistungen des gut durchgeimpften preußischen und später des deutschen Heeres und des deutschen Volkes im Vergleich zu den Leistungen der übrigen Heere und Völker, in deren Ländern der Impfpflicht weniger gründlich genügt wurde als bei uns. Da wird man schwerlich etwas von einer Minderwertigkeit oder Verelendung unserer Volkskraft auf irgendeinem Gebiet menschlichen Wirkens oder Schaffens zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Und dies vollends nicht, wenn wir die noch in aller

Digitized by Google

Erinnerung lebende, leuchtende Wucht und Ausdauer, das Heldentum und die Entsagung berücksichtigen, welche das deutsche Heer und Volk im gewaltigen Ringen des Weltkrieges im Felde wie daheim der staunenden Welt aufgezeigt haben.

Klarer lassen sich die Verhältnisse in bezug auf die übrigen Gefahren und Schädigungen übersehen, welche der Impfung vielfach vorgeworfen werden. Da heißt es z. B.: die allgemeine Impfpflicht habe zu einer Vergrößerung der allgemeinen Sterblichkeit, zu einer Vermehrung der ansteckenden Krankheiten, zu einer Zunahme der Tuberkulose geführt, Behauptungen, welche, wenn sie zuträfen, die ernstesten Bedenken erregen müßten. Das ist aber erfreulicherweise nicht der Fall. Denn nach amtlichen Erhebungen ist z. B. in Preußen von 1875 (d. h. nach Einführung der allgemeinen Impfpflicht) bis 1910 die Gesamtsterblichkeit von 26 auf je 1000 Lebende auf 17, die an übertragbaren Krankheiten von 7 auf 3, die an Tuberkulose (1876—1908) von 3,1 auf 1,6 herabgesunken, und selbst die Kindersterblichkeit hat in dieser Zeit eine Abnahme von über 20 Prozent erfahren. Ähnlich wie in Preußen verhält sich's in den anderen Bundesstaaten nach Kirchners, diesen Gegenstand behandelnden sorgfältigen Untersuchungen.

Unter der allgemeinen Impfpflicht haben demnach Gesamtsterblichkeit, ansteckende Krankheiten, Tuberkulose und Kindersterblichkeit nicht nur keine Verschlechterung erlitten, sondern *im Gegenteil* es sogar zu einer *Verbesserung* von 15, 47, 46 und bzw. 20 Prozent gebracht.

Wie aber steht es mit den unmittelbareren Schädigungen, welche mit der Impfung in bezug auf Leib und Leben besonders der Kinder verbunden sein sollen? Gewiß, es kommt vor, daß, wie man anklagend ruft, Geimpfte früher oder später nach erfolgter Impfung, z. B. an Scharlach, Masern oder Diphtherie, an Gehirnhautentzündung oder Krämpfen erkranken. Das sind Zufälle, die sich unter den Millionen von Impfungen sogar noch viel häufiger wiederholen könnten, als es der Fall ist, ohne für den Sachverständigen etwas Auffallendes zu haben. Denn die in Rede stehende Impfung ist kein Schutzmittel gegen *jene* übertragbaren Krankheiten, sie vermag weder derartigen Ansteckungen noch auch dem Ausbruch anderer, nicht übertragbarer Krankheiten vorzubeugen. Es ist lediglich die Aufeinanderfolge der Erscheinungen, welche in solchen Fällen dazu verführt, sie ursächlich aufeinander zu beziehen. Mit der *Impfung* an sich haben sie *nichts* zu tun. Nur in bezug auf eine Krankheit liegen die Dinge anders, das ist die Syphilis und ihre Übertragungsmöglichkeit durch die Impfung. Zwar, bei Beachtung aller für die Impfung geltenden ärztlichen Vorschriften, sollte auch diese Art von Übertragung ausgeschlossen sein. Dennoch hat sie stattgefunden, und zwar seit Beginn des vorigen Jahrhunderts bis 1880 in ganz Europa fünfzigmal mit 750 Erkrankungen (Lotz), seit Einführung der allgemeinen Impfpflicht in Deutschland zweimal mit 19 Einzelerkrankungen, die alle mit Heilung endeten (Peiper).

Ist auch diese aus fast einem Jahrhundert zusammengetragene Zahl gewiß nur eine verschwindend kleine zu nennen, so wurde sie doch als ausreichend

Digitized by Google

erachtet, um die bis dahin gebräuchliche Impfmethode so abzuändern, daß jede Krankheitsübertragung jetzt als ausgeschlossen gelten darf. Ich muß es mir leider aus Raummangel versagen, auf den Unterschied der Übertragungsmöglichkeiten bei der früheren Methode der Impfung „von Arm zu Arm" und der abgeänderten jetzigen vermittelst Kälberlymphe näher einzugehen. Ich kann nur wiederholen, daß bei der jetzt üblichen Impfmethode jede Krankheitsübertragung unmöglich, und da diese bereits seit 30 Jahren im Gebrauche ist, jene Anklagen eigentlich nur noch ein historisches Interesse beanspruchen dürften; wenn ich sie dennoch so, als ob sie noch ein aktuelles Interesse hätten, behandelte, so geschah es nur deshalb, weil sie, wie wenn inzwischen nichts dagegen geschehen wäre, immer noch als fortbestehend öffentlich hingestellt werden. Und in welcher Form? Man möchte sagen, mit welcher Leichtfertigkeit? Da wird zum Beispiel, um nur ein einziges anzuführen, das folgende berichtet: Ein 1 Jahr altes „blühendes hübsches Kind" sei gegen den Willen der Eltern und erst nach Androhung von Strafe geimpft worden. „Zwei Tage danach erkrankte dasselbe, magerte in wenigen Tagen bis auf Haut und Knochen ab und mußte am fünften oder sechsten Tage nach unsäglichen Schmerzen sterben." Es ist begreiflich, daß derlei, einer leichtgläubigen und allem Schauerlichen leicht zugänglichen Menge mit voller Bestimmtheit vorgetragen, nur Abscheu, Schaudern und Mitleid zu erregen vermag und, noch durch Abbildungen wirkungsvoller ausgestaltet, vermittelst Flugblätter ins Volk hinausgetragen, erst recht Furcht und Angst und Widerspruch weit zu verbreiten geeignet ist. Mag es auch nicht ganz so sein, sagt sich vielleicht dieser und jener, der im Ton oder in der Form solcher Veröffentlichungen die Neigung oder die Absicht zur Übertreibung nicht verkennt; mag's auch nicht ganz so sein, aber schon die Hälfte davon wäre ausreichend, sich dagegen zu empören und die Impfung nur mit Angst und Bange zu betrachten. Gewiß, so ist's, auch die Hälfte und weniger müßte zutreffendenfalls genügen, um hier die schärfste Kritik aller Einsichtigen herauszufordern.

Indessen ergibt die amtliche Nachforschung, ähnlich wie in anderen, so in diesem besonderen Falle folgendes: „Eltern haben keinen Widerspruch gegen die Impfung des Kindes erhoben. Kind nach Aussage derselben nie krank gewesen, lebt heute noch vollständig gesund." Das freilich erfährt die Allgemeinheit nicht, so „bleibt immer etwas hängen", und so ist es kaum verwunderlich, wenn Angst und Widerwillen vor der Impfung in weiten Kreisen der Bevölkerung zunehmend sich bemerkbar machen.

Ähnlich steht es mit jenen letzten Schädigungen, die mit der Impfung unmittelbar verbunden vorkommen sollen, wie Wundrose, Vereiterung von Drüsen und tödlicher Ausgang. Daß derlei vorkommen kann, soll nicht bestritten werden, ähnlich wie nach jeder noch so kleinen Verwundung der Haut, z. B. nach einem Nadelstich in die Hand, einem Holzsplitter und, mutatis mutandis, wie unter anderen sehr verschiedenen Einrichtungen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens. Dann spricht man von einem „Zufall", einem „Unglück",

Digitized by Google

von einem „unglücklichen Zufall", der unter Hunderttausenden von Möglichkeiten einmal passiert. Nicht anders liegen die Dinge bei der Impfung. Auch hier wiederholen sich solche „Unglücksfälle" unter vielen Hunderttausenden oder Millionen von Fällen einmal. Darum sollte man sie auch hier nicht anders denn als unglückliche Zufälle ansehen und beurteilen und bezeichnen, denn mit der Impfung an sich, mit der Eintragung der Lymphe in die kleine Stichöffnung der Haut haben sie nichts zu tun. Ja, wenn man in öffentlichen Impfterminen Umschau hält und sieht, wie zärtliche Mütter die soeben geimpften Ärmchen ihrer Lieblinge mit der Hand bestreicheln oder wie Mädchen nach Wiederimpfung mit den Zöpfen über die geimpften Stellen hin- und herfahren, nichts ahnend von den vielen Krankheitskeimen, die an Hand und Haaren in großen Mengen haften, dann ist man nur verwundert, daß solche „Unglücksfälle" sich nicht öfter wiederholen — von häuslichen hygienischen Unsächlichkeiten an Schwamm und Kleidern u. a. m. noch völlig abgesehen. Darum wäre hier Belehrung mehr am Platze, nicht Beunruhigung.

Ich habe in langer Lehrtätigkeit unter den kritischen Augen von tüchtigen Assistenten und vieler Hunderter von angehenden Ärzten weit über hunderttausend Impfungen und Wiederimpfungen ausgeführt oder überwacht, habe über den weiteren Verlauf dieser Impfungen und der Entwicklung der Geimpften in ihrer großen Mehrzahl mein Auge halten können. Mir aber ist kein Fall von irgendeiner ernsteren Schädigung bekannt geworden, noch auch von einer später hinzugetretenen Nachkrankheit. Darum darf ich wohl zusammenfassend auch von mir aus sagen: die Angst vor der Impfung ist unnötig, ist unbegründet. —

In den vorliegenden Ausführungen bin ich, mich streng an das mir gestellte Thema haltend, auf die gegnerischen Äußerungen hinsichtlich der allgemeinen Impfpflicht nicht näher eingegangen, besonders weil unter diesen Gegnern, wie es scheint, nicht wenige sich befinden, die weder den Nutzen der Impfung zu bestreiten noch auch die Schädigungen ohne weiteres zu vertreten geneigt sind. Aber in der Reihe der Impfgegner stehend, vermehren sie doch die Zahl der Gegner gemeinhin und damit die Stimmkraft derer, die mit ihren Übertreibungen Unruhe und Angst in weite Kreise der Bevölkerung tragen. Das ist bei der Beurteilung des erörterten Gegenstandes wohl im Auge zu behalten. Dasselbe gilt für eine andere Gruppe von Impfgegnern, welche als Freunde und Anhänger sogenannter „Volksmedizin" oder „Naturheilkunde" allem mißtrauend und ablehnend gegenüberstehen, was, wie die Pockenimpfung, von der wissenschaftlichen, oder wie sie sie nennen „Schulmedizin", herstammt, nicht ahnend, daß sie im vorliegenden Falle ihres eigenen Geistes Kind, vielleicht sogar ihr klügstes verleugnen und bekämpfen. Ich muß es mir aus Mangel an Raum versagen, auf diese nicht uninteressante Tatsache näher einzugehen. Es mag in dieser Beziehung genügen, darauf hinzuweisen, daß die Pockenschutzimpfung, wie ich dies einleitend bereits kurz angemerkt, auf Beobachtungen, Erfahrungen und Versuchen beruht, welche die Schulmedizin sogar im wesentlichen dem

Digitized by Google

Volksinstinkt oder der Volksmedizin verdankt, ja, daß die erstere, die Schul- oder wissenschaftliche Medizin in diesen volkstümlichen Vorversuchen sogar mit ihren modernsten Forschungen auf dem wichtigen Gebiete der immunisatorischen Bestrebungen tief wurzelt. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an die ersten volkstümlichen oder volksinstinktlichen Beobachtungen, daß das einmalige Überstehen gewisser Ansteckungskrankheiten vor Wiedererkrankung Schutz gewährt mit der praktischen Folgerung „des Pockenborgens oder -kaufens"; an die späteren direkt prophylaktischen Versuche der Inokulierung von Menschenblattern und endlich an die Verwendung originärer Tier- bzw. Kuhpockenlymphe zur Schutzpockenimpfung gegen Menschenpocken, die von Männern des Volkes (Jonsen, Jesly in England, Plett in Deutschland) an sich und ihren Angehörigen in Anwendung gezogen wurde, viele Jahre früher, als sie von der wissenschaftlichen Medizin aufgenommen, überprüft und vervollkommnet ward. Ich will nicht sagen, daß ihr dies letztere bereits bis zur Vollendung, d. h. bis zum Ausschluß aller Zufallsmöglichkeiten gelungen wäre. Aber die medizinische Wissenschaft ist unablässig bemüht, dahin zu gelangen. Hierbei ist jedoch nicht zu vergessen, daß im Bezirk alles Menschlichen es immer nur ein Werden gibt und nicht Vollendung. Als Maß unseres Tuns kann daher nur das Ziel und der Erfolg entscheidend sein. So betrachtet, darf man aber von der Impfung meines Erachtens sagen, daß sie, mit dem Ziel auf der Menschheit Wohl im Auge, bereits Großes geleistet und, methodisch genommen, schon jetzt einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, um jede Angst vor ihr als unnötig zu bezeichnen und als unbegründet. —

Benutzte Literatur: Dr. H. A. Gins, Der Pockenschutz des deutschen Volkes. 1917. Prof. Kirchner, Die Schutzpockenimpfung. Berlin 1911. Prof. Dr. Meder, Die Impffrage. Ärztl. Vereinsblatt 1913. Prof. E. Peiper, Die Schutzpockenimpfung. III. Aufl. Berlin und Wien 1901. Preußisches Ministerium des Innern, Statistisches usw. Berlin 1914. Dr. M. Schulz, Impfung und Impfgeschäft. Berlin 1880. Dr. J. Spier, Zeit im Bild. 1914. Dr. K. Süpfle, Vakzinationslehre. Wiesbaden 1910. Dr. A. Zemak. Impffrage. Wien 1887.

Der Prozeß gegen Adolf Ludwig Follen

Ein Beitrag zur Geschichte der Demagogenverfolgungen. Mit Benutzung der Akten des Geheimen Staatsarchivs

Von

Dr. Gottfried Fittbogen

Lehrreicher als allgemeine Schilderungen ist die Beobachtung eines charakteristischen Einzelfalles. Will man also dahinter kommen, was die preußische Rechtsprechung in den Demagogenverfolgungen vor hundert Jahren so in Verruf gebracht hat, dieselbe preußische Rechtsprechung, die sich unter Friedrich dem Großen das Ansehen vollkommener Sachlichkeit und Unabhängigkeit erworben hatte, so tut man gut, einen bestimmten Prozeß durch alle seine Einzel-

Digitized by Google

heiten zu verfolgen. Im Konkreten muß sich der „Geist", der alle diese Prozesse gegen die „Demagogen" beherrscht, am handgreiflichsten offenbaren.

Am instruktivsten ist vielleicht der Prozeß gegen Adolf Ludwig Follen, seiner Dauer wie seines Inhalts wegen.[1]) Er zog sich über vier und ein halbes, mit Nachspiel sogar über sieben und ein halbes Jahr hin, und er richtete sich tatsächlich nicht gegen einen Schuldlosen, sondern gegen einen Mann, der tief in den demagogischen und revolutionären „Umtrieben" (um dies schöne Wort zu gebrauchen) steckte. Denn das allerdings muß man dem Staat einräumen und den Gegnern der „Demagogen" zugute halten: gegen Bestrebungen, wie sie die „Unbedingten" unter Führung von Karl und Adolf Ludwig Follen verfolgten, darf ein Staat sich wohl zur Wehr setzen. Es fragt sich nur: mit welchen Mitteln.

1.

Adolf Ludwig Follen[2]) nun, des bedeutenderen Karl Follen um ein Jahr älterer Bruder (geboren am 21. Januar 1794 in Gießen), war nicht nur platonischer Anhänger der deutschen Republik, er hatte auch, so viel in seinen Kräften stand, praktisch an ihrer Vorbereitung und dem dazu nötigen Umsturz der bestehenden Staaten mitgearbeitet. Nötig ist vor allen Dingen die Werbung von immer zahlreicheren Anhängern: die republikanisch-revolutionäre Bewegung muß in weitere und immer weitere Kreise des Volkes eindringen. Der Hebel ist auf dem Turnplatz einzusetzen; die Turner werden die Kerntruppe der deutschen Revolution bilden. Daher — nicht des Turnens, sondern der Politik wegen — richtet er, wo er kann, Turnplätze ein. Und um über den Bereich seines persönlichen Wirkens durch ganz Deutschland hin die turnende (und studierende) Jugend im Zeichen der „Freiheit" zu sammeln, gibt er ein eigenes revolutionäres Liederbuch heraus (unter dem Titel „Freie Stimmen frischer Jugend", Jena 1819). Zugleich hat er seine Hand im Spiel bei der Verbreitung des Liedes „Dreißig oder dreiunddreißig, gleichviel", in dem die deutsche revolutionäre Jugend sich ans Volk wendet und es auffordert, seine Fürsten davonzujagen, und bei dem Vertrieb von Prosa-Flugschriften, mit denen die Freunde die Gemüter der Bauern und Bürger bearbeiten sollten. Endlich übernahm A. L. Follen noch die Redaktion einer Zeitung, der „Allgemeinen Zeitung" in Elberfeld, um durch sie, soweit die Hemmung durch die Zensur und andere Umstände das zuließen, die Öffentlichkeit in seinem Sinne zu beeinflussen. Als dieser Versuch nicht recht glücken wollte, bereitete er seine Übersiedelung nach Jena vor, um dort dieselbe Arbeit in größerem Stil — durch Gründung einer großen Tageszeitung — fortzusetzen. Doch hierzu ließ es seine Verhaftung nicht mehr kommen. In allem war er ein Mann der schärf-

---

[1]) Für die Erlaubnis zur Einsicht der Prozeßakten bin ich dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin zu Dank verpflichtet.

[2]) Der Name ist verkürzt aus Follenius, trägt also den Ton auf dem langen e der zweiten Silbe.

Digitized by Google

sten Tonart und hatte nicht verfehlt, den Grundsatz der Unbedingten, jenes engeren Kreises innerhalb der Gießener „Schwarzen" zu predigen, daß der einzelne seine Überzeugung „unbedingt", d. h. ohne Rücksicht auf etwa bestehende Gesetze und auf die Folgen, gegebenenfalls auch mit Gewalt in die Tat umsetzen müsse. Die Ermordung Kotzebues durch Sand verteidigte er.

So also war der Mann beschaffen, der am 12. Juli 1819 in Elberfeld verhaftet wurde. Seine Festnahme geschah auf Befehl des Polizeiministeriums in Berlin, dessen treibende Kraft der Königlich Preußische Wirkliche Geheime Oberregierungsrat und Kammerherr Karl Albert v. Kamptz war; sie geschah, weil A. L. Follen der „Teilnahme an demagogischen Verbindungen und Umtrieben" verdächtig war. Sie war ein Akt der Staatspolizei, die aus legitimer Sorge zum Schutz des Staates handelte. Bei der scheinbaren Gefährlichkeit der Sache mochte auch die Freiheitsberaubung zulässig erscheinen. Der Verhaftete wurde samt seinen beschlagnahmten Papieren nach Berlin gebracht und hier (zunächst in der Stadtvogtei) in Gewahrsam behalten. Aber das entscheidende Wort hatte doch die Justiz zu sprechen; sie hatte festzustellen, was denn an jenem Verdacht berechtigt sei, und danach ihr Endurteil zu fällen. Mit der Übergabe des Verhafteten an die Justizbehörde beginnt sein Prozeß.

Vor welches Gericht nun wurde der Beschuldigte gestellt? — Zunächst — und damit beginnt das Ungewöhnliche dieses Prozesses — vor gar keines! Es war gar kein Gerichtshof vorhanden, welcher für diesen Prozeß zuständig gewesen wäre; es mußte erst einer geschaffen werden.

Adolf Ludwig Follen hatte einstweilen nichts zu tun, als zu sitzen und zu warten. Endlich, nach einem Vierteljahr, am 1. Oktober 1819, war der Gerichtshof da, es war die neugeschaffene Immediatkommission zur Ermittlung hochverräterischer Verbindungen und anderer gefährlicher Umtriebe.

Diese Kommission nun arbeitet präzise. Sogleich nimmt sie ihre Tätigkeit auf und beginnt ihre Arbeit mit der Prüfung des gegen A. L. Follen vorliegenden Belastungsmaterials. Ihr ausführliches Votum — es hat keinen Geringeren zum Verfasser als den Kammergerichtsrat E. T. W. Hoffmann, der uns bekannter ist unter seinem Dichternamen E. T. A. Hoffmann — ist bereits am 10. November fertiggestellt. Es wägt das Für und Wider sorgfältig ab und kommt zu dem Ergebnis: A. L. Follen hat tatsächlich an dem gefährlichen Bunde der Gießener Schwarzen, der die deutschen Staaten aufheben und aus Deutschland eine Einheitsrepublik machen wollte, Anteil genommen; er hat höchst wahrscheinlich „bei den zur Erreichung des verbrecherischen Zweckes angewandten Mitteln tätig mitgewirkt"; daher ist die Kriminaluntersuchung gegen ihn zu eröffnen; er selbst ist während derselben auch weiterhin in Untersuchungshaft zu lassen.

Aber als nun, vier Monate nach der Verhaftung, die gerichtliche Untersuchung beginnen soll, stellt sich ein neues Hindernis ein: A. L. Follen weigert sich, sich einzulassen. Die Immediatkommission nämlich ist nur untersuchendes,

Digitized by Google

nicht auch erkennendes Gericht; er habe also auch jetzt noch keinen wirklichen Richter. Außerdem beruft er sich, als in Elberfeld verhaftet, auf die Zusicherung, welche der König den Rheinlanden bei ihrem Eintritt in den preußischen Staatsverband gegeben habe, daß ein Rheinländer nur von rheinischen Gerichten Recht nehmen solle.

Und monatelang ruht der Prozeß.

Endlich, im Frühjahr 1820, ist ein Richter da: das Oberlandesgericht in Breslau wird zum erkennenden Gericht wider alle wegen aufrührerischer Verbindungen in Untersuchung befangenen Individuen bestimmt.

Im zweiten Punkt ist zwar keine Änderung eingetreten, und auch Follen hat seine Rechtsauffassung nicht geändert. Aber aus praktischen Erwägungen gibt er nach: er will die Zeit nicht nutzlos verbringen. So fügt er sich denn — unter ausdrücklichem Protest gegen die begangene Rechtsverletzung — der Gewalt und läßt sich auch vor einem nichtrheinischen Gericht ein.

Nun können, am 10. Mai 1820, die Vernehmungen beginnen. Sie ziehen sich über viele Wochen hin. Denn über gar viele Dinge ist der Angeklagte zu befragen, und er macht es dem Untersuchungsrichter wahrlich nicht leicht, stets und stets sucht er ihm Sand in die Augen zu streuen. Er baut seine Verteidigung ganz systematisch auf dem Satz auf: nur platonisch — rein „wissenschaftlich" — habe er für die deutsche Republik geschwärmt, praktisch jedoch habe er nichts, aber auch gar nichts zu ihrer Herbeiführung getan; deshalb sei er nicht strafbar. Das war zwar Unwahrheit, bewußte Unwahrheit; aber mit dieser Taktik konnte er sich vielleicht aus der Klemme befreien (und vielleicht den gleichfalls beschuldigten Genossen helfen).

Als endlich die Untersuchung abgeschlossen war, hatte die Immediatkommission kein Urteil zu fällen; sie selbst hatte eben mit der Untersuchung ihre Aufgabe erfüllt und mußte nun die Sache an das Spruchgericht in Breslau abgeben.

Vorher hatte sie sich nur noch darüber schlüssig zu machen, was mit dem Angeklagten bis zur Urteilsverkündung zu geschehen habe: sollte man ihn weiterhin in Haft behalten? Oder sollte man ihn in Freiheit setzen? Dies Votum über eine verhältnismäßig nebensächliche Frage gab zu neuen Komplikationen Anlaß.

Das Interimsvotum der Immediatkommission — es ist vom 24. August 1820 datiert und wieder von E. T. A. Hoffmann verfaßt — geht auch in das Materielle des Prozesses ein. Denn die Frage der Haftentlassung kann nur entschieden werden, wenn zuvor erörtert ist, ob den Angeklagten nach Lage der Dinge eine Strafe und gegebenenfalls welche Strafe ihn treffen kann. Darum ist dies juristische Votum von außerordentlicher Bedeutung. Sein Verfasser — und dasselbe gilt von den übrigen Mitgliedern der Kommission, die das Votum unterschrieben und sich damit angeeignet haben — ist Mitglied des preußischen Kammergerichts und als solches schon auf Grund bewährter Tradition gewohnt, rein sachlich nur nach juristischen Gesichtspunkten un-

Digitized by Google

abhängig von höfischen und politischen Rücksichten zu urteilen. Diese Freiheit von unwillkürlichen politischen Einflüssen konnte E. T. A. Hoffmann um so leichter behaupten, als er selbst ein Mann ohne jedes politische Interesse war. Auf der anderen Seite konnte auch irgendwelche Sympathie für den Angeklagten ihn nicht zu günstig stimmen; denn der burschenschaftlichen Bewegung, aus der die politische Bewegung der „Schwarzen" hervorgegangen war, stand er kühl ablehnend gegenüber; im „Kater Murr" hat er das burschenschaftliche Treiben köstlich ironisiert. Wenn also von einem, so war von E. T. A. Hoffmann ein unbestechliches Urteil zu erwarten.

Hoffmanns juristisches Gutachten kommt nun zu folgendem Resultat: A. L. Follen wird allerdings voraussichtlich vom Spruchgericht als schuldig erfunden werden. Denn der Bund der Schwarzen, dem er angehört hat, ist gefährlich, und er selbst hat, das ist wenigstens seine größte Verfehlung, ein Liederbuch von offenkundig aufrührerischer Tendenz, die „Freien Stimmen frischer Jugend", verbreitet; durch diese Aufwiegelung der Gemüter hat er sich wahrscheinlich des Verbrechens der Erregung von Mißvergnügen gegen die Regierung schuldig gemacht. Da nun aber zweifelhaft ist, ob er sein Ziel, die Erregung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit der Bürger wider die Regierung, tatsächlich erreicht hat, so kommt als höchste zulässige Strafe überhaupt nur eine „zweijährige Einsperrung" in Betracht. Das Urteil wird aber noch niedriger sein, denn über ein Jahr Untersuchungshaft ist bereits auf die Strafe anzurechnen, und die jugendliche Unbesonnenheit und Überspannung des Beschuldigten machen eine weitere Milderung der Strafe wahrscheinlich. Falls also auf eine Freiheitsstrafe erkannt wird, wird sie niedriger als ein Jahr sein.

Da also kein schwerer Fall vorliegt, außerdem von dem Angeklagten kein bösartiger Mißbrauch zu erwarten steht, so kommt das Votum zu dem Ergebnis: der Angeklagte ist aus der Haft zu entlassen. Da aber doch die Möglichkeit einer Verurteilung besteht, so muß man ihm die Leistung einer „juratorischen Kaution" auferlegen, d. h. er muß eidlich versprechen, sich zur Abbüßung einer etwa wider ihn erkannten Strafe zu gestellen. Solche juratorische Kaution war nach § 235 der preußischen Kriminalordnung[1]) in den Fällen, und nur in den Fällen, zulässig, wo auf höchstens einjährige Arreststrafe erkannt werden konnte.

---

[1]) Die beiden in Betracht kommenden Paragraphen lauten: § 234. Eidliche Versprechungen sollen eine Befreiung vom Arreste in der Regel nicht bewirken. § 235. Treten jedoch nach dem vernünftigen Ermessen des Richters ganz besondere Gründe ein, nach welchen, besonders bei Landleuten, der fortgesetzte Arrest einen unwiederbringlichen Schaden mit sich führen würde; hat sich der Gefangene des Vertrauens würdig gemacht; übersteigt die wahrscheinlich bevorstehende Strafe nicht einjährige Gefangenschaft, und ist der Arretierte nicht imstande, eine Geldkaution zu leisten, so kann die Entlassung gegen das eidliche Angelöbnis, sich ohne Wissen des Richters nicht aus dem Gerichtsbezirke von ausgemachter Sache zu entfernen, geschehen.

Digitized by Google

Trotzdem blieb A. L. Follen ruhig weiter in Haft! Der zuständige Justizminister (v. Kircheisen) gab dem Votum seiner Immediatkommission einfach keine Folge. Stärkere Kräfte waren am Werk und siegten über die preußischen Richter.

Welche Blamage wäre es für das Polizeiministerium gewesen, wenn A. L. Follen, einer der am schwersten belasteten „Demagogen", jetzt auf freien Fuß gesetzt und schließlich gar mit einer Strafe von wenigen Monaten davon gekommen wäre! Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Das durfte nicht sein. So setzten sich denn die Polizeibeamten gegen die Justizbeamten zur Wehr. Zwei Dinge wollten sie durchsetzen: vorläufig die weitere Inhaftierung Follens und später seine möglichst strenge Bestrafung.

Für den Kampf gegen die „Demagogen" hatten die Polizeibeamten ihre Organisation in der Ministerialkommission gefunden. Diese (am 6. Dezember 1819 eingesetzt) hatte, während die Immediatkommission rein richterliche Behörde war, ausschließlich das staatspolizeiliche Interesse wahrzunehmen. Anfangs waren beide Kommissionen einander nebengeordnet, bald aber wurde die Ministerialkommission (Polizei) der Immediatkommission (Justiz) übergeordnet. Ihr geistiger Leiter ist Kamptz.

Es entwickelt sich nun ein förmlicher Ringkampf zwischen den beiden Kommissionen, der Justiz- und der Polizeikommission, um die Person A. L. Follens. Die Justizkommission drängt immer wieder auf seine Entlassung, die andere Seite weiß immer neue Gründe für die weitere Ausdehnung seiner Verhaftung beizubringen: er muß, wenn auch die Hauptverhandlung als geschlossen anzuerkennen sei, doch noch über andere Dinge vernommen werden; so über einen Brief, den er unerlaubterweise aus dem Gefängnis zu befördern versucht hatte, über den Gendarmen, den er aus seinem Zimmer hinausgeworfen hatte, und anderes; zudem sei das Votum der Immediatkommission vom 24. August 1820 irrtümlich; der Angeklagte habe eine viel strengere Strafe zu gewärtigen, könne also nicht auf juratorische Kaution freigelassen werden. Es ist deutlich: sie will ihn eben um jeden Preis festhalten. Auf die Immediatkommission aber machen diese Argumente gar keinen Eindruck, und so betrachtet sie die weitere Haft Follens lediglich als eine staaspolizeiliche Maßregel ohne rechtlichen Grund: „Es mag nämlich sein, daß aus uns gänzlich unbekannten Motiven der höheren Staatspolizei, sowohl Follen als Mühlenfels von der Haft noch nicht befreit werden dürfen ... Diese Motive haben aber auf das Verfahren eines Kriminalgerichtshofes keinen Einfluß." Da die Immediatkommission auf diese Weise in eine Stellung geraten sei, die mit dem ihr anvertrauten Richteramt nicht verträglich sei, so zieht sie die Konsequenz und beantragt die baldigste Entbindung vom Amt (6. Februar 1821). Aber ohne Erfolg: sie muß ihr lästiges Amt behalten, und Follen bleibt weiter im Gefängnis — Monat für Monat. Endlich, nach einem Jahr, hat die Immediatkommission, ohne daß neue Umstände eingetreten wären, den Erfolg, daß der König sich milder stimmen läßt: A. L. Follen wird nun tatsächlich gegen juratorische Kaution

Digitized by Google

freigelassen, aber aus Preußen ausgewiesen und zu seinem Vater nach Hessen entlassen (Eidesleistung am 15. August, Abreise aus Berlin am 25. August 1821). Die Justizkommission hat gesiegt.

Aber es war kein definitiver Sieg. Noch stand ja das Endurteil aus, und die Polizeikommission setzte alle Hebel in Bewegung, um es in ihrem Sinne zu beeinflussen. „Beeinflussen?" — Darf man preußische Richter beeinflussen?

Kamptz, denn auch er ist hier wieder die treibende und die arbeitende Kraft, hatte schon beizeiten vorgesorgt. Sein Verfahren war seiner Tendenz nach ja klar: er ließ die „Demagogen" verhaften, und das Gericht sollte sie zu schweren Freiheitsstrafen, wenn nicht zu Schlimmerem verurteilen, dann waren sie unschädlich gemacht. Aber dies summarische Verfahren, das sah er wohl, ließ sich nur durchführen auf Grund einer bestimmten Rechtsauffassung. Schließlich war doch auch Preußen ein Rechtsstaat. Konnte er diese den Richtern plausibel machen, so hatte er gewonnenes Spiel; denn dann waren sie innerlich genötigt, nach dieser Auffassung Recht zu sprechen. Die Rechtsauffassung aber, mit der eine dauernde Außergefechtsetzung der „Demagogen" zu erreichen ist, ist diese: ihre „Umtriebe", wie Kamptz ihre auf Umsturz der Verfassung gerichteten Bestrebungen mit Vorliebe nennt, sind Hochverrat. Mit Hochverrat läßt sich alles erreichen; denn auf Hochverrat stehen Tod und langjährige Freiheitsstrafen. Der Hochverrat steht unter allen Verbrechen einzig da; denn der volle Tatbestand dieses Verbrechens wird leichter erreicht als bei sämtlichen anderen Verbrechen. Zwar gilt auch hier der juristische Grundsatz, daß die Gesinnung als solche nicht strafbar ist; aber hier wird bereits durch den kleinsten Schritt aus der Gesinnung in die Praxis das volle Verbrechen begangen. Trete ich zum Beispiel einem Verein bei, der hochverräterische Ziele verfolgt, so habe ich bereits durch diese Tathandlung, wenn ich auch weiter nichts mehr tue, Hochverrat begangen. Beim Hochverrat ist also schon der Conat das Verbrechen selbst! Auf Grund dieser „Rechtsauffassung" müssen nun natürlich die unbedeutendsten Handlungen, sofern sie eben nur aus dem Bereich der bloßen Gesinnung heraustreten, als „Hochverrat" mit drakonischen Strafen belegt werden.

Um dieser Rechtsauffassung nun rechtzeitig zum Siege zu verhelfen, veröffentlichte Kamptz sie bereits 1820 in seinen „Jahrbüchern für die Preußische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung" unter dem bescheidenen Titel „Bemerkungen über den Tatbestand und den Versuch des Hochverrats": mit der harmlosen Motivierung, manchem Richter — die Demagogenprozesse waren ja ein völliges Novum — werde es gewiß willkommen sein, das einschlägige Material hier zusammengestellt zu finden; er selbst habe sich mit diesen Fragen beschäftigen müssen und sei nun gern bereit, anderen Handreichung zu tun.

Dieser in so unscheinbarer Aufmachung auftretende Aufsatz ist von der größten Bedeutung geworden: er hat den Begriff des Hochverrats in die

Digitized by Google

Demagogenprozesse eingeführt und die furchtbar harten Urteile veranlaßt, er hat die innere Politik Preußens bis zum Jahre 1840 beherrscht.

Aber Kamptz begnügte sich nicht damit, seine Auffassung in einem Aufsatz zu veröffentlichen; er hatte wirksamere Mittel, sie durchzusetzen. Als Mitglied der Ministerialkommission hatte er beruflich mit allen Demagogenprozessen zu tun. Hier kam es nun darauf an, in jedem einzelnen Falle die „richtige" Auffassung entgegen der milderen und daher „falschen" der Immediat-Untersuchungskommission zur Geltung zu bringen. Kamptz hatte den nötigen Arbeitseifer dazu. So setzt er sich denn auch im Falle A. L. Follens, nachdem die Immediat-Untersuchungskommission ihr Votum abgegeben hat, hin und arbeitet ein eigenes umfangreiches nicht weniger als 68 Seiten langes Gegengutachten aus (vom 12. Januar 1821); das heißt: er, der Polizeibeamte, greift über in die Tätigkeit der Justizbeamten. Natürlich kommt sein Gutachten zu dem Resultat: A. L. Follen hat Hochverrat begangen, darauf steht von Rechts wegen die Todesstrafe; der Gerichtsgebrauch läßt allerdings auch Freiheitsstrafe zu, diese muß aber sehr erheblich sein.

Und damit noch nicht genug! In der nächsten Sitzung beschließt die Ministerialkommission (am 2. Februar 1821), dies Gutachten „dem sprechenden Gerichtshof abschriftlich mit der Aufforderung zur Berücksichtigung mit zu übersenden". Wonach sich zu richten!

Der Ministerialkommission gehörten aber der Staatskanzler Hardenberg und drei Minister an. Mit diesem Hintergrund mußte Kamptz' Gutachten notwendig großen Eindruck auf das Breslauer Oberlandesgericht machen.

Lange, sehr lange — zwei und ein halbes Jahr! — brauchte das Oberlandesgericht zum Studium der Akten, die ihm in neun Bänden übersandt waren. Als es dann endlich (unter dem 21. November 1821) zum Urteil kommt, ist Kamptz' Einfluß mit Händen zu greifen. A. L. Follen wird „wegen begangenen Attentats des Hochverrats, sowie wegen Teilnahme an einer geheimen verbotenen Verbindung mit einem zehnjährigen Festungsarrest" belegt. Man sieht, die Hauptsache, der Begriff des Hochverrats ist akzeptiert, die Anwendung ist allerdings abgeschwächt. Follen ist „nur" zu zehn Jahren Haft verurteilt. Für Kamptz war das wenig, anderen mochte die Strafe drakonisch erscheinen.

In diesem rechtskräftig gewordenen Urteil liegt die grundsätzliche Bedeutung dieses Prozesses. Kamptz hat über Hoffmann, die Polizeikommission über die Justizkommission gesiegt; das heißt, es ist Kamptz gelungen, die Justiz zur Magd der Staatspolizei herabzudrücken. Die Richter zwar, die in der Immediatkommission saßen, allen voran E. T. A. Hoffmann, haben auch im Unterliegen dem preußischen Richterstand Ehre gemacht und den hohen Ruf des Kammergerichts gewahrt; aber das ändert am Endeffekt ihrer Niederlage nichts; sie wurden einfach an die Wand gedrückt. Die Staatspolizei verlangt zum Schutz des Staates strenge Urteile, also hat die Justiz strenge Urteile zu fällen — und die Justiz tut es.

Digitized by Google

Das Mittel zur geistigen Unterwerfung der Justiz unter den Willen der Staatspolizei (denn man muß natürlich annehmen, daß die Breslauer Richter bona fide geurteilt haben) war aber die Einführung des Begriffs des Hochverrats in die Demagogenprozesse, von dem das Kammergericht nichts gewußt hatte, und die Gleichsetzung des Conats des Hochverrats mit dem Hochverrat selbst. Der Begriff des Hochverrats ist schuld daran, daß Fritz Reuter, daß Hunderte und Tausende von Burschenschaftern zum Tode und zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt wurden; zu Strafen, die in gar keinem Verhältnis zu dem wirklich begangenen Unrecht standen. Erst die Amnestie unter Friedrich Wilhelm IV. machte seiner zwanzigjährigen Schreckensherrschaft ein Ende. Wer die Geschichte dieser Prozesse und der inneren Politik Preußens während dieser Zeit wirklich verstehen will, muß jene so harmlos sich gebenden „Bemerkungen über den Tatbestand und den Versuch des Hochverrats" von Kamptz (in seinen Jahrbüchern von 1820) lesen.

2.

An der grundsätzlichen Bedeutung dieses Prozesses ändert auch der Umstand nichts, daß der Verurteilte für seine Person die volle Schwere des Urteils nicht zu fühlen bekam. Denn das ist nur zufällig.

Dies persönliche Nachspiel des Prozesses läßt sich mit wenigen Worten erledigen.

Der Verurteilte hatte sich inzwischen, nachdem die Immediatkommission seine Freilassung auf Grund juratorischer Kaution durchgesetzt hatte, statt zu seinem Vater nach Hessen vielmehr in die Schweiz begeben; hier hatte er ein Amt als Professor an einer Kantonsschule übernommen, hatte das Schweizer Bürgerrecht erworben und schließlich eine Schweizerin geheiratet. Da er über Jahr und Tag von seinem Prozeß nichts mehr hörte (bis zur Urteilsfällung vergingen ja zwei und ein halbes Jahr), mochte er wirklich glauben, er sei stillschweigend niedergeschlagen, wie das in Hessen mit den Untersuchungen gegen die dort verhafteten „Schwarzen" tatsächlich geschehen war. Und nun plötzlich dies Urteil!

Er war entschlossen, sich dem Urteil nicht zu stellen, um zehn Jahre seines Lebens auf preußischen Festungen zu verbringen; denn es widersprach der Voraussetzung, unter der er die juratorische Kaution geleistet hatte, daß nämlich die Strafe nicht mehr als ein Jahr betrage. Preußen aber ist entschlossen, sich seiner Person zu bemächtigen. Beide Parteien ergreifen nun die Maßnahmen, die sie für nötig halten.

Preußen fordert (auf Kamptz' Antrag) unerbittlich die Auslieferung Follens, die der Kanton Aargau jedoch ablehnt.

Follen aber — und er zeigt sich nun von einer neuen sympathischeren Seite — setzt den Rechtskampf nicht mehr fort. Er ist inzwischen ein anderer geworden; die Jahre des Leidens (wir sind bereits ins Jahr 1824 gekommen) haben ihn innerlich umgewandelt; er sieht in seinen einstigen revolutionären Machen-

Digitized by Google

schaften nicht mehr heroische Leistungen, sondern jugendliche Verirrungen und Überspanntheiten. So ist für ihn der psychologische Moment gekommen, den Weg des Rechts zu verlassen und den Weg der Gnade zu betreten. Am 17. Mai 1824 (wiederholt am 6. Dezember 1824) richtet der ehemalige Revolutionär ein Gesuch um Begnadigung an den preußischen König. Dabei hält er allerdings doch an dem Standpunkt fest: wenn er auch menschlich schuldig sei, sei er doch strafrechtlich unschuldig. Ob er damit ganz Recht hat[1]) oder ob nicht vielmehr E. T. A. Hoffmann das Richtige gesehen hat, mag dahingestellt bleiben; die Hauptsache bleibt doch bestehen: sein inneres Umlernen als Voraussetzung des Appells an die Gnade.

Die preußische Ministerialkommission (alias Kamptz) aber hat nichts zugelernt; sie besteht, obwohl der preußische Gesandte in der Schweiz die Begnadigung Follens aus politischen Gründen aufs wärmste empfiehlt, auf ihrem Schein und will ihr Opfer haben. Wieder zieht sich die Sache über Jahr und Tag hin; endlich bestimmt ihr Votum den König, das Gnadengesuch abzulehnen (24. Januar 1827). Unterbleiben auch weitere Schritte, um Follens Auslieferung zu betreiben, so hat die Ministerialkommission mit ihrer Auffassung doch grundsätzlich gesiegt.

Damit hat dieser Prozeß endlich — nach sieben und einem halben Jahr — wenn auch keinen Schluß, so doch ein Ende gefunden. Er hinterläßt einen peinlichen Eindruck. Der einzige Lichtblick darin ist die aufrechte Haltung der Richter vom Berliner Kammergericht. Seine Bedeutung aber besteht, wie wir vorhin schon sahen, in der Einführung des Begriffs des Hochverrats in die Rechtsprechung der politischen Prozesse der zwanziger und dreißiger Jahre in Preußen.

Brahms und Bruckner

Von

Prof. Dr. Hermann Freiherr von der Pfordten

Die musikalische Welt pflegt die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Todestages großer Meister zu feiern. Am 11. Oktober 1896 ist Anton Bruckner gestorben, am 3. April 1897 Johannes Brahms. Eben sind des ersteren Symphonien mit wachsender Begeisterung aufgeführt worden; und schon rüstet man sich zu Huldigungen für den letzteren überall. So werden die beiden, die als Lebende durch schärfsten Gegensatz getrennt waren, plötzlich einander nahegerückt, ja geradezu miteinander verbunden.

---

[1]) Vielleicht will A. L. Follen auch nur sagen, er habe trotz seiner republikanischen und revolutionären Gesinnung nichts getan, um die Ermordung von Fürsten oder politischen Gegnern (à la Sand) vorzubereiten; diese Behauptung dürfte allerdings den Tatsachen entsprechen.

Digitized by Google

Das sollte uns zu denken geben. Wir könnten daraus lernen und müßten es uns endlich einmal merken, daß im Reiche der Kunst kein Großer den anderen Großen totschlägt, daß vielmehr alle Großen nebeneinander stehen und bestehen, mag auch der Unverstand sie gegeneinander ausspielen. Einseitige Parteiung freilich kann immer nur einen Meister auf Kosten des anderen verherrlichen; aber daraus erblüht dem Künstler kein Glück, der Kunst kein Heil. Die Zuhörerschaft wird dadurch verwirrt und Vorurteile werden gefördert, die sehr schwer auszurotten sind.

Brahms ist wider seinen Willen in das Parteigetriebe hineingezogen worden. Daß Schumann ihn in dem wundervollen Aufsatz „Neue Bahnen" (in der „Neuen Zeitschrift für Musik", 28. Oktober 1853) als einen Berufenen ankündigte und als starken Streiter grüßte, hat nicht nur die Erwartungen aufs höchste gespannt, sondern unwillkürlich dem jungen Komponisten einen Platz unter den „Schumannianern" zugewiesen, womit die „Mendelssohnianer" nicht besonders zufrieden waren. Als er sich dann im Unmut über einen schweren Mißerfolg in Leipzig verleiten ließ, eine Protesterklärung gegen die „neudeutsche" Richtung zu unterzeichnen, die wie jede ähnliche wirkungslos bleiben mußte und überdies an die falsche Adresse gerichtet war, sahen die „Liszianer" in ihm ihren erbitterten Gegner. Und als vollends die Anhänger der klassischen Musik ihn als „Gegenpapst" erkoren gegen die Neuromantiker, insbesondere gegen Richard Wagner, erblickten alle Fortschrittler in ihm ihren Todfeind; „Wagnerianer" und „Brahmsianer", spottweise auch „Brahminen" genannt, bekämpften sich mit leidenschaftlichem Hasse.

Brahms selbst freilich wollte von all dem Parteigezänke nichts wissen; dazu war er eine viel zu vornehme Natur, was man von Wagner nicht so unbedingt behaupten kann. Unbeirrt ging er seinen Weg und antwortete auf alle Anfeindung mit künstlerischen Taten. Daß er sich selber treu blieb, führte zum Siege auf der ganzen Linie: längst haben seine Werke den ihnen gebührenden Ehrenplatz erobert. Wozu also noch die alten Geschichten aufwärmen, die uns nichts mehr angehen? Gewiß gehören sie der Vergangenheit an; aber fortgewirkt haben sie bis in die Gegenwart, und noch sind ihre Folgen zu spüren.

Brahms galt als rückständiger Musiker; man sprach von „retrospektiver" Kunst. Wohl wurzelt er in Bach und Beethoven und ist wie Robert Franz von Schubert und Schumann befruchtet. Darin hat man eine Vereinigung von Klassisch und Romantisch gefunden und gepriesen. Er ist aber vor allem ein Eigener, und diese Eigenart ist verkannt worden, weil sie sich nicht leicht und schnell jedem erschließt. Er erschien spröde und herb, hart und kalt, starr und verschlossen, wie als Mensch so auch als Musiker. Daß er die Form und die Technik der Komposition tadellos beherrschte, das ließ sich nicht bestreiten. Aber nun hieß es, das sei auch alles; es fehle ihm an echter Empfindung; er mache Musik für den Kopf, nicht für das Herz. Man sprach von einer „Melancholie des Unvermögens" und verband auf diese Weise mit

Digitized by Google

scheinbar gerechter Anerkennung seines Könnens eine vernichtende Kritik seines Schaffens. Denn etwas Schlimmeres ließ sich ja gar nicht denken. Wäre es richtig, so hätten wir keine Ursache, ihn zu feiern.

Nun ist in der Tat daran etwas Wahres. Brahms trägt das Herz nicht auf der Zunge; wer ihn nicht genau kennt, muß ihn verkennen. Nur wer ihm nahe treten durfte, gewahrte in der rauhen Schale den edlen Kern. Seine grundgütige milde, feine, unendlich liebefähige und liebebedürftige Seele erschloß sich nur den Auserwählten, die mit ihm vertraut wurden. Und auch diese konnte er befremden und verletzen; auch sie mußten Enttäuschungen erleben und Zweifel niederringen. Das ist die Tragik solcher Naturen, daß ihre tiefste Innerlichkeit der überzeugenden Gefühlsäußerung widerstrebt. Er selbst hat am schwersten darunter gelitten; er ist einsam geblieben, ohne Weib und Kind, wie Beethoven; und die treueste Freundschaft bietet dafür keinen vollen Ersatz.

So bleibt auch in seiner Musik der Ausdruck zunächst verhalten, die Leidenschaft „latent". Man kann Brahms sehr kühl singen und spielen; und man glaubte das sogar tun zu müssen. Ganz natürlich: wenn der Gehalt so viel zu wünschen übrig ließ, konnte warmer Vortrag nicht geboten, ja nicht einmal möglich sein. Es wurde die Parole ausgegeben, Brahms müsse „akademisch" behandelt werden, also korrekt, aber steif, nicht frei und enthusiastisch. Dadurch ließen sogar ausübende Künstler sich irremachen, die Dilettanten aber fürchteten diese „gelehrte" Musik, die ihnen „zu hoch" war. Es hat lang gedauert, bis ähnlicher Irrtum in bezug auf Johann Sebastian Bach geklärt und in dem „strengen" Meister der „Poet" erkannt ward. Auch bei Brahms ist das Eis hoffentlich endgültig gebrochen. Es gilt im Gegenteil durchzudringen zu dem tief und wahr, reich und schön empfundenen Ausdrucksgehalt seiner Werke und ihn dann ebenso warm und groß in der Wiedergabe ausströmen zu lassen. Vielleicht bieten seine Gesänge den besten Ausgangspunkt, um auch zu seiner Instrumentalmusik den richtigen Zugang zu finden. Wie der überschäumende junge Brahms zum Mann und Meister reift, bis zur Vollendung, ja bis zur Verklärung, das offenbart sich dem, der sich in ihn vertieft, wahrhaft beglückend. Wir brauchen ihn, den Joseph Viktor Widmann ebenso schön als treffend den treuen Eckart seines Volkes genannt hat, heute mehr denn je; wenn unser deutsches Volkstum aus schwerster Bedrängnis zu retten ist, dann darf ihm von seinen führenden Geistern keiner fremd bleiben, am wenigsten einer, der so edle Männlichkeit verkörpert wie Johannes Brahms.

Ganz anders Anton Bruckner. Gegenüber dem echten Norddeutschen vertritt er ebenso echt und unverkennbar den deutschen Süden. Er ist im besten Sinn des Wortes ein Kind geblieben bis ins Greisenalter. Als Mensch eine rührende Gestalt, durchaus naiv, weltfremd bis zur Unbeholfenheit, als Professor in Wien kein anderer denn als Landlehrer und als Organist in Linz, trug er eine Welt von Leben und Liebe im Herzen, so groß, so reich, so jung

Digitized by Google

und stark, daß sie uns Wunder über Wunder schauen läßt, kaum zu fassen, kaum zu glauben. Das ist der zwingende, der überwältigende Eindruck seiner Musik: er beherrscht und verwendet die unerhörtesten Mittel nur, um uns zu sagen, was in seinem Innern vorgeht. Da ist nichts gewollt, nichts gemacht, nichts gedeutelt oder gar erzwungen; alles ist wahr, so wahr, daß wir es uns gar nicht anders vorstellen können, als er es uns gibt.

Wenn bei Brahms die Meisterschaft der Form imponiert, so sind gegen Bruckners symphonische Gestaltung schwerste Bedenken erhoben worden. Mangel an Geschlossenheit und Übersichtlichkeit, an „musikalischer Logik" wird ihm vorgeworfen; besonders der Aufbau der ersten und letzten Sätze wird getadelt, während seine unsagbar herrlichen Adagios und die sprühenden Scherzi allgemein als Meisterleistungen anerkannt sind. Und wieder müssen wir zugestehen: ganz unbegründet sind solche Urteile nicht. Es ist nicht leicht, beim erstmaligen Hören wohl unmöglich, sich in den fraglichen Ecksätzen zurechtzufinden. Der Reichtum der Erfindung wirkt zunächst verwirrend, die Gewalt des Orchesters erdrückend; ein an wohlgeordnete Entwicklung gewöhntes Ohr fühlt sich befremdet und enttäuscht. Wohl hat man nachzuweisen versucht, daß von Willkür keine Rede sein kann, daß auch da, wo sie zu herrschen scheint, Regel und Form zu beobachten sind, nur freilich in freier Umbildung und in riesigen Ausmaßen. Aber mit theoretischer Rechtfertigung allein ist uns nicht geholfen; lebendige Aufführungen müssen uns überzeugen. Die Kunst des Dirigenten muß es uns erleichtern, dem scheinbar planlosen Nacheinander ein festgefügtes Miteinander und Ineinander abzulauschen. Immer wieder wird festgestellt, daß nur wenige Dirigenten fähig sind, Bruckner so darzustellen, wie es einzig notwendig ist. Mag sein, daß der eine oder der andere daran scheitert, klar und richtig zu gliedern. Entscheidend wird es immer sein, ob er mitzuerleben imstande ist, was da tönt, ob er die Sprache versteht, die das Wunder kündet, und ob er sie uns verstehen lehren kann.

Wenn man Bruckner den Symphoniker der Epoche Richard Wagners genannt hat, wie Hugo Wolf deren Lyriker, so darf das ja nicht dahin mißverstanden werden, als habe hier irgendwelche Nachahmung oder Übertragung stattgefunden. Schon die Instrumentation ist, obwohl zweifellos von Wagner beeinflußt, doch viel selbständiger als man zunächst glauben mag. Der Ausdrucksgehalt aber ist ein ebenso verschiedener als Bruckner selbst von Wagner verschieden war. Er hat den Bayreuther Meister glühend, beinahe demütig verehrt; aber er ist kein Nachbeter und kein Nachtreter geworden. Er selbst steht vor uns in seiner ganzen Einfalt und Größe zugleich, ein Bild ureigenster Art.

Wenn wir nach einem Schlagwort suchen, um Bruckners Wesen zu bezeichnen, so mögen wir es tief gläubig nennen. Er glaubt an den lieben Gott und an die heilige Kunst. Gläubigem Vertrauen, gläubiger Inbrunst entspringt der Wunderquell seiner Musik; keine Zweifelsqual, kein Irrweg, kein Abfall vom Ideal. Was ein Menschenherz fühlen kann in Leid und

Digitized by Google

Luft, in Weh und Wonnen, von der Wiege bis zum Grabe, hier können wir es hören und miterleben, leuchtend im höchsten Glanze, verklärt von innigster Schönheit, berührt von Schauern der Ewigkeit. Und wie der Meister glaubte, so glauben wir ihm. Das ist noch etwas anderes als Wohlgefallen oder Bewunderung, das hat mit allem sonstigen Urteilen nichts zu tun. Es ist das Höchste, was wir fühlen können: wir glauben ihm, und alles andere erscheint uns als Nebensache, beinahe als nichtig. Wer den Glauben verloren hat an das Hohe und Wahre und damit den Glauben an sich selbst, hier kann er ihn wieder finden. Hier erfahren wir, was glauben heißt, und daß es eine Macht ist, die Berge versetzt, weil sie alles Verstandesmäßige, Begriffliche, Gegenständliche überwindet. Darum brauchen wir Bruckner, den gläubigen Riesen mit dem Kinderherzen, und es wäre höchste Zeit, ihn uns ganz zu eigen zu gewinnen. Die Forderung, daß seine neun Symphonien gleich denen Beethovens überall ständig und fest auf dem Programm zu halten wären, muß so lang wiederholt werden, bis sie erfüllt ist.

Und wollen wir nun Toren sein, Brahms und Bruckner gegeneinandersetzen und uns für einen von beiden entscheiden, wie es seinerzeit in Wien geschah? Jeder muß wissen, wohin es ihn besonders zieht; seinem Herzensdrang zu folgen steht jedem frei. Aber kein Vorurteil soll uns hindern, beiden Meistern zu nahen in Liebe und Ehrfurcht, mit Dank und Freude, daß wir sie beide haben. Beide zusammen künden uns von dem deutschen Wesen, das Nord und Süd brüderlich umfaßt, das sich nicht trennen, sondern finden soll; so weisen sie uns den Weg zur inneren Einheit, auf der allein unsere ganze Zukunft ruht. Heil uns, wenn wir ihnen beiden folgen!

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49

Herausgegeben und erläutert
von
Professor Dr. Manfred Laubert
(Fortsetzung)

6. An Auguste Flottwell. Frankfurt a. M., 22. Mai 1848.

„. . . Seit meinem Brief vom 19. haben wir uns hier nur mit der Prüfung der Legitimationen der Abgeordneten beschäftigt und außerdem in verschiedenen Abendversammlungen (von welchen eine sogar bis 12 Uhr mitternachts sich ausgedehnt hat, ohne daß ich jedoch mich dadurch von meiner guten Sitte abhalten ließ) Vorträge und Reden über einen Gegenstand anhören müssen, welcher heute in dem Parlament zur Diskussion und Abstimmung gelangen soll. Er betrifft die Frage, ob die Nationalversammlung den heute in Berlin zusammentretenden Preußischen Landtag ruhig und mit vollem Vertrauen gewähren oder ob sie ihm in Beziehung auf die zu errichtende Konstitution

Digitized by Google

die bestimmte Voraussetzung aussprechen soll, daß sie keinen Beschluß enthalten werde, welcher der innigen Vereinigung Preußens mit Deutschland und der hier für die deutsche Nation zu beschließenden Verfassung entgegentritt oder auch nur von ihr abweicht. Diese Frage erlangt nämlich dadurch eine sehr große Wichtigkeit, weil mit ihr zugleich die höchst bedenkliche Frage wegen der Souveränität der deutschen Nationalversammlung über alle Regierungen und Völker Deutschlands von seiten der demokratischen Partei in Verbindung gebracht wird, indem sie hofft, daß sie eben durch die gelegentliche Berührung dieser Frage gleichsam im Sturm oder durch einen Handstreich den Sieg erringen werde. Es war nämlich in einer bedeutenden Versammlung gestern abend, worin sich übrigens die Österreicher und die Preußen auf eine brüderliche Weise vereinigten, ein heftiger Kampf über die Formulierung des von der Nationalversammlung heute zu fassenden Beschlusses, um von unserer Seite es möglich[st] zu verhüten, daß derselbe in einer Form abgefaßt werde, welche die Souveränität des Parlaments (oder Nationalversammlung) gar nicht berühre und auch in dem Preußischen Landtage nicht eine Irritation hervorbringe, welche vielleicht die friedliche und vereinigende Lösung dieser Frage vereitele und dadurch die Einheit Deutschlands verhindern könnte. Diese Vereitelung würde aber einen neuen Kampf im Innern Deutschlands hervorrufen und der demokratischen Partei, welche mehr den Kampf als den Frieden wünscht, um dadurch doch am Ende eine Republik ins Leben zu rufen, nur Waffen in die Hände geben. Graf Arnim hat durch eine nicht ganz passende Rede in dieser Versammlung meines Erachtens die Sache verschlimmert, und ich gehe daher nicht ohne Sorge in die heutige Sitzung, welche jedenfalls sehr stürmisch werden wird, wenn der Antragsteller (Raveaux aus Köln)[1] nicht durch eine gemäßigte Formulierung seines Antrages, die er uns noch schuldig ist, den Sturm abwendet, wozu er sich bereit erklärt hat. Gott gebe, daß ich Euch nach dieser Sitzung eine befriedigende Lösung der Sache mitteilen kann. Ich habe nicht gesprochen, weil die Gemüter noch zu erregt sind und ich mir nicht Kraft genug zutraue, in einem solchen Kampf und bei eigener Aufregung den richtigen Weg zu treffen und zu verfolgen. Ich bin übrigens mit mir selbst darüber ganz im klaren, daß die sogenannte Souveränität der Nationalversammlung nicht ohne Mitwirkung und Zustimmung der einzelnen Regierungen und Völker Deutschlands ausgeübt und geltend gemacht werden kann und daß auf diese nur dann zu rechnen ist, wenn wir erst die Macht der öffentlichen Meinung uns erworben haben und daß es also zunächst unsere Aufgabe ist, diese Macht durch die Weisheit und Mäßigung unserer Beschlüsse zu gewinnen und daß es also viel zu frühe ist, schon jetzt im ersten Beginn unserer

[1]) Franz Raveaux, Schriftsteller, dann Zigarrenfabrikant in Köln, Abgeordneter von dort, Mitglied der Westendhalle. Über seine anfänglich geschickte Vermittlung zwischen rechts und links und seinen Antrag über das Verhältnis der Einzellandtage zur Reichsversammlung vgl. Karl Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849, S. 384 ff.

Digitized by Google

Beratungen solche Fragen, welche eigentlich erst das Werk unserer Tage zu krönen geeignet sind, auf die Spitze zu stellen. —

Nach der Sitzung. Diesmal ist der Sturm noch beschwichtigt, aber nicht abgewendet; es wurde von mehreren Seiten darauf gedrungen, daß der von Raveaux modifizierte und von sehr vielen schriftlichen Amendements[1]) fast ganz durchlöcherte Antrag verfassungsmäßig an eine Kommission verwiesen, von dieser geprüft und begutachtet und dann nochmals zur Diskussion und Abstimmung gebracht werde. Nachdem über diese Formfrage zwei volle Stunden debattiert worden und eine große Zahl von Rednern sich für und gegen diese Verschiebung erklärt hatte, wurde durch Majorität die Abgabe des Antrags an eine Kommission beschlossen, welche heute nachmittag noch zusammentreten und die Begutachtung möglichst beschleunigen soll. Die Radikalen haben dadurch eine Niederlage erlitten, von welcher ich hoffe, sie werde auch ihre Niederlage in der Sache selbst herbeiführen, wenigstens verriet die ungeheure Heftigkeit, mit welcher sie gegen diesen Beschluß kämpften, schon das Vorgefühl ihrer Ohnmacht."

[Es folgen Bemerkungen über Flottwells Wohnung (zwei geräumige Zimmer in der Beletage zu 50 Gulden = 28 Reichstaler 10 Silbergroschen monatlich), die Freundlichkeit der Wirtsleute und die gewöhnliche Tageseinteilung. Das Essen nahm er im „Englischen Hofe" ein, zusammen mit Arnim „und auch in einer sonst ganz angenehmen Gesellschaft vieler Abgeordneter aus allen deutschen Ländern, wenig Preußen".] „... Gestern (Sonntags) nachmittag habe ich zum erstenmal einen kleinen Spaziergang gemacht und mich der schönen Lage Frankfurts a. M. und der hübschen Promenade um die Stadt, welche sehr an den Tiergarten erinnert, erfreut ... Einen engeren Umgang, außer mit Graf Arnim habe ich noch nicht gefunden, aber wir sind auch noch alle zu sehr beschäftigt und kommen abends gewöhnlich zusammen, wo man aber freilich nur hören und nicht vertraulich sprechen kann. Von der eigentlichen Frankfurter Bevölkerung weiß und kenne ich noch nichts, als was ich auf den Straßen sehe. Ich werde mit dieser auch wohl schwerlich in eine andere Berührung kommen, denn zum Visitenmachen habe ich weder Zeit noch Lust und bin vom Morgen bis zum Abend und selbst nachts in meinen Träumen viel zu sehr von dem Gegenstande unserer Beratungen erfüllt und ergriffen, als daß ich noch anderen Gedanken und Genüssen Raum geben könnte. Vincke, Auerswald,[2]) Bardeleben,[3]) Saucken[4]) usw. sehe ich auch nur in den

[1]) Es wurden 17 Verbesserungsanträge verlesen.

[2]) Der später ermordete (s. w. u.) älteste der drei Söhne des Landhofmeisters Hans Jakob v. Auerswald, General Hans Adolf v. Auerswald, Abgeordneter für Marienwerder.

[3]) Landrat v. Bardeleben, Schwiegersohn Th. v. Schöns, Abgeordneter für Fischhausen.

[4]) Ernst v. Saucken-Tarputschen, Abgeordneter für Darkehmen-Angerburg, Mitglied des Kasinos. Vgl. seine Briefe aus Frankfurt. Herausgegeben von G. v. Below in der Deutschen Rundschau 1901 und 1904.

Digitized by Google

Versammlungen, es geht ihnen wohl ebenso als mir selbst. Über die Dauer unseres Aufenthalts läßt sich noch gar nichts sagen; diese kann nur von der Entwicklung der vorliegenden ungeheuren Aufgabe abhängen, wenn uns nicht etwa ein Krieg mit Frankreich oder Rußland auseinander sprengt ..."

7. An Flottwells Kinder in Münster.

Frankfurt a. M., 23. Mai 1848.

Worte freundlichen Gedenkens. Mitteilungen über seine Lebensweise, die ganz durch die Abgeordnetenpflichten bestimmt ist. Die Abende gehören den Zusammenkünften von Vertretern aller deutschen Stämme, aber mit verwandter Gesinnung. „Da sich unter diesen Männern sehr tüchtige und an Geist und Gesinnung ausgezeichnete befinden, so gewähren diese Versammlungen allerdings viel Interesse und tragen besonders dazu bei, Meinungen auszutauschen, zu berichtigen und gewisse Gesichtspunkte zu gewinnen, welche bei den Beratungen im Parlament zum Anhalt dienen. Um 9 Uhr gehe ich in der Regel nach Hause, verarbeite, während ich meinen Tee trinke, das Gehörte und Durchgesprochene noch in mir selbst und setze dann selbst in meinen Träumen dieses politische Leben und Treiben fort. Ich kann wohl sagen, daß außer den Empfindungen und Gedanken, welche Euch (d. h. meinem ganzen Familienkreis) angehören, nichts als die Aufgabe, welche wir hier lösen sollen, meinen Geist und mein Gemüt beschäftigen ... Bei alledem ist dieses Leben aber doch höchst interessant, anregend und belebend, und ich schätze mich doch glücklich, ihm angehören zu können. Ob wir hier das große, erwünschte Ziel erreichen werden, darüber läßt sich heute noch gar nichts sagen; ich hoffe es aber, weil sich[1]) tüchtige Gesinnungen und eine Intelligenz hervortut und geltend macht, welche dazu berechtigt; aber das Wie und Wann ist noch von einem dichten Schleier verhüllt! ...

Ach, wie schön mag es jetzt in Eurem Schloßgarten sein! Ich habe hier noch keine Nachtigall gehört und noch keine so schönen Bäume und Blüten gesehen, als Ihr sie beständig vor Augen habt! Aber ich will das alles sehr gern entbehren, wenn ich diesen Ort nur mit dem Bewußtsein verlassen darf, zu einem großen und dauernden Werk hier mitgearbeitet zu haben." Grüße, auch an Bekannte, und die Mitteilung, daß Auerswald seit zwei Tagen da ist und mit Vincke und Bardeleben zusammenwohnt. „Möge dieses Kleeblatt hier nur viel leisten!" usw.

8. An Hegel. Frankfurt a. M., 23. Mai 1848.

Ausdruck der Freude, „der ersten Freude, die ich hier empfunden habe", bei der Nachricht von der Geburt eines Töchterleins bei Hegels und beste Segenswünsche. „Diese Morgenfreude hat mich heute zu einer Sitzung in

[1]) Ein Wort herausgerissen.

Digitized by Google

unserer Plenarversammlung gestärkt, welche ein unerwartetes Ereignis in Mainz in eine sehr stürmische und jeden Preußen tief verletzende Bewegung brachte. Es haben dort Streitigkeiten zwischen der Bürgerschaft und der preußischen Besatzung stattgefunden, welche durch die zwischen beiden schon lange herrschende Erbitterung zu sehr traurigen Exzessen geführt haben, in deren Folge der Gouverneur (Hueser)[1]) die Stadt in den Belagerungszustand erklärt und die gänzliche Entwaffnung der Bürgerwehr mit der Drohung gefordert hat, daß sonst binnen zwei Stunden (ein freilich sehr kurzer Zeitraum, der nachher aber auf zwölf ausgedehnt ist) die Stadt durch das Festungsgeschütz beschossen werden solle. Nach der Darstellung, die ich schon vorher seitens des Generals v. Peucker[2]) (preußischer Militärkommissarius beim Bunde) erfahren hatte, ist die Schuld allein der Bürgerwehr zuzuschieben, welche unbewaffnete Soldaten mit der Schießwaffe angegriffen und 7 derselben erschossen und 15 zum Teil schwer verwundet hat, wogegen andererseits am folgenden Tage auch ein oder drei Bürger erschossen sind.[3]) Der Abgeordnete von Mainz, der zugleich Kommandant der Bürgerwehr ist (ein Advokat Zitz,[4]) einer der boshaftesten und wütendsten Radikalen), trug diese Ereignisse und besonders das Benehmen der preußischen Garnison (wobei er auf höchst boshafte Weise den Österreichern immer das größte Lob spendete, um diese für sich zu gewinnen)[5]) in einem so angreifenden und verletzenden Ton und mit solcher Heftigkeit vor, daß man in der Tat einen der alten Klubbisten in Mainz vor sich zu sehen glaubte.[6]) Sein Antrag war dahin gerichtet, daß die Nationalversammlung sofort die militärischen Anordnungen aufheben, die preußische Besatzung aus der Festung entfernen und sie durch eine andere ersetzen solle. Da nun unterdessen der Belagerungszustand schon wieder aufgehoben und auch bereits eine gemischte Kommission zur Untersuchung niedergesetzt war: so gewann die Sache schon dadurch eine mildere Gestalt; aber der Eindruck auf die Versammlung blieb dennoch ein sehr unangenehmer und hatte sich auch bald der Stadt mitgeteilt, indem die Zuhörerräume heut immer mit Tausenden

---

[1]) Generalleutnant Hans Heinr. Gustav v. Hueser, 1782—1857, war Vizegouverneur, Prinz Wilhelm von Preußen Gouverneur von Mainz.

[2]) General Eduard v. Peucker, 1791—1876, der spätere Reichskriegsminister.

[3]) Nach der späteren Untersuchung waren 4 preußische Soldaten getötet, davon 3 durch Bajonett- und Dolchstöße von hinten, 25 verwundet, während auf seiten der Bürgerschaft nur 5 Leute verwundet wurden.

[4]) Franz Heinr. Zitz, Anhänger des Donnersbergs, gewählt für den 10. großherzoglich hessischen Kreis.

[5]) Dieses Verhalten wurde in der Sitzung vom 26. Mai durch den späteren Reichsminister Anton v. Schmerling im Namen der österreichischen Armee sehr wirkungsvoll zurückgewiesen, was Fürst Lichnowsky mit Dank anerkannte.

[6]) Anspielung auf das Treiben des Jakobinertums in Mainz nach Einnahme der Stadt durch Custine im Oktober 1792 unter Führung von weltbürgerlichen und verkrachten Literaten und Journalisten, wie Professor Georg Böhmer, Stamm aus Straßburg usw., in das auch Georg Forster hineingerissen wurde, Erscheinungen, die vielfach an die Gegenwart erinnern; vgl. den folgenden Brief.

Digitized by Google

angefüllt sind. Daß das Parlament auf die Anträge des wütenden Klubbisten nicht einging, versteht sich von selbst; es wurde aber sogleich eine Kommission erwählt, welche sich nach Mainz begeben und dort den faktischen Zustand aufnehmen sollte;[1]) ein besonderer Ausschuß soll demnächst das Ergebnis, mit seinem Gutachten begleitet, dem Parlament vortragen, das sich demnächst seine Beschlüsse vorbehalten hat. Ich hoffe mit Zuversicht, daß diese Untersuchung ein günstiges Resultat herausstellen und den Jakobiner Lügen strafen werde, denn sonst fürchte ich doch eine sehr unangenehme Kollision zwischen der Nationalversammlung und dem Bunde und eine sehr ungünstige Erhöhung der schon gegen das preußische Gouvernement und seine Militärverfassung stattfindenden Aufregung. Es ist, als ob jede Gelegenheit recht geflissentlich hervorgesucht werde, um die Stimmung gegen Preußen zu wenden, und wir bedürfen daher sehr einer tüchtigen Verstärkung, die uns nun zwar durch Vincke, Auerswald usw. und auch Radowitz zugeführt worden ist und bei welcher auch Stavenhagen uns sehr willkommen sein wird; aber ich besorge, daß Auerswald und Vincke nicht immer die nötige Mäßigung beobachten werden; es kommt sehr darauf an, den rechten Zeitpunkt und den richtigen Ton zu finden, in dem man spricht, und ich habe mir daher den meinigen noch vorbehalten, werde meine Stimme aber, wenn ich es für angemessen erachte, gewiß auch geltend machen. Arnim hat sich schon etwas bloßgestellt,[2]) wird indessen das Terrain wohl wieder gewinnen; ob Stavenhagen[3]) mit der nötigen Klarheit und Energie hier auftreten wird, steht dahin. Ich freue mich jedenfalls sehr darauf, ihn hier zu haben ..."

9. An Hegel. Frankfurt a. M., 29. Mai 1848.

„Der über alle Beschreibung boshafte und leidenschaftliche Antrag des Herrn Zitz in betreff der Unruhen in Mainz, der auf nichts weniger gerichtet war, als das Festungsreglement aufzuheben, die preußische Garnison zu entfernen, die bewaffnete Bürgerwehr wiederherzustellen und außerdem vielleicht noch ein paar hessische Bataillone hineinzulegen, ist mit einer sehr großen Majorität gänzlich verworfen, und die Versammlung ist ohne weiteres zur Tagesordnung übergegangen,[4]) nachdem der Bericht einer von dem Parlament nach Mainz gesendeten Kommission einen großen Teil der von Herrn Zitz vor-

[1]) In diese Kommission wurde auch Zitz gewählt, vgl. Hans Blum, Die deutsche Revolution 1848/49. Leipzig 1898, S. 267.

[2]) Das Auftreten Arnims und anfänglich auch Vinckes, da er nicht beliebt war, betrachtete Saucken ebenfalls skeptisch; vgl. Brief an seine Frau vom 26. Mai, Deutsche Rundschau 1904/05, Bd. IV, S. 108.

[3]) Stavenhagen wurde erst nachträglich für Berlin gewählt; vgl. Brief Sauckens an seine Frau a. a. O., S. 108/109.

[4]) In das für die Minderheit ausgelegte Protokoll trugen nur 137 Abgeordnete ihre Namen ein, doch erklärten einige, von dem Protokoll keine Kenntnis gehabt zu haben, und einige, trotz ihrer Abstimmung auf Gebrauch desselben verzichten zu wollen. Der Ausschuß hatte einen Mittelweg beantragt; vgl. Wigard, Bd. I, S. 97.

Digitized by Google

gebrachten Anschuldigungen widerlegt und es sich überhaupt herausgestellt hatte, daß es sich bei dieser Frage um nichts mehr oder weniger handelte als: ob man die Festung Mainz als Bundesfestung und als den Schlüssel von Deutschland einer republikanischen Partei in die Hände, oder mit anderen Worten, den Franzosen übergeben wollte? Die bei dieser Debatte sich entwickelnden Tendenzen der radikalen Partei brachten die lebhaftesten Erinnerungen an die Mainzer Ereignisse vom Jahr 1793 hervor, und gerade die perfiden und mit Advokatenschlauheit geltend gemachten Klagen über die unerträgliche Militärdespotie in Mainz haben vorzugsweise dazu beigetragen, um die Versammlung auf den wahren Standpunkt der Beurteilung dieser Angelegenheit zu führen und sie zu dem Beschluß zu bewegen, welcher auch außerdem die vortreffliche Folge gehabt hat, in der großen Majorität der Versammlung das Bewußtsein ihrer Aufgabe und ihrer Stellung zu Deutschland zu erwecken, und wie ich hoffe, auch für immer zu befestigen. Ich bin gestern selbst in Mainz gewesen, um meinen alten Freund Hueser zu besuchen und mit ihm über die dortigen Zustände zu sprechen; ich habe aber dadurch leider die Überzeugung gewonnen, daß wenn auch für den Augenblick der Frieden äußerlich hergestellt und durch die Entwaffnung der Bürgerwehr und des mit Sensen! ausgerüsteten Turnerkorps wenigstens ein blutiger Zusammenstoß fürs erste verhindert ist, doch auf die Dauer zwischen der jetzigen preußischen Garnison und den Einwohnern auf kein gutes Vernehmen gerechnet werden darf. Die preußischen Regimenter haben selbst auf einen Tausch der Garnison angetragen, und man wird einen solchen auch nicht vermeiden können. Möge man dann aber nur eine glückliche Auswahl, besonders hinsichts der Regimentskommandeure und Stabsoffiziere treffen (denn auf diese kommt es doch, wie sich auch gegenwärtig herausgestellt hat, fast allein an) und möge auch zugleich der Prinz Wilhelm wieder hinkommen, um durch seine Persönlichkeit auf die Mainzer Bürgerschaft besänftigend und beruhigend einzuwirken. Hueser ist nicht der Mann, um in einer Zeit so starker Aufregung mit Ruhe, Festigkeit und Energie zu wirken; da wäre der General Schreckenstein[1]) an seiner rechten Stelle.

Die folgende Verhandlung des Parlaments über den Raveauxschen Antrag, welcher unter scheinbar unschuldigen Prämissen dahin zielte, das Verhältnis des Parlaments zu den einzelnen Regierungen und Nationalversammlungen in Deutschland auf eine die von der linken Seite behauptete Souveränität des Parlaments befestigende Weise festzustellen, nahm keine ganz günstige Richtung. Die Anführer der linken Seite waren durch ihre Niederlage in der Mainzer Angelegenheit so aufgeregt und erbittert, daß sie mit allen Waffen gegen die andere, ja gegen die ihr jetzt so verhaßt gewordene Majorität der Versammlung zu Felde zog. Dagegen traten unter den Führern

[1]) Maximilian Freiherr Roth v. Schreckenstein, 1783—1858, seit 13. April 1848 Kommandeur der 15. Division und erster Kommandant von Köln, seit 10. Mai Generalleutnant, wurde am 16. Juni Kriegsminister (s. w. u.).

Digitized by Google

der letzteren ein paar sonst sehr berühmt gewordene Redner (Herr v. Vincke und Graf Arnim) mit einer zu stark prononcierten Zuversicht, und der erstere insbesondere mit einer so entschiedenen Geringschätzung der anderen Seite auf, daß dadurch selbst viele Mitglieder der Majorität von ihnen entfernt und mehr zur linken Seite herübergezogen wurden. Die Verhandlungen wurden nachmittags fortgesetzt und unglücklicherweise hatten unsere Redner ihr bestes Pulver verschossen, als die schwere Artillerie der Linken (Robert Blum,[1]) Biedermann[2]) usw.) in die Reihe traten, und die Zeit war verflossen, ehe noch die später eingeschriebenen Redner, zu welchen auch der Verfasser dieser Erzählung gehörte, zu Worte kommen konnten. Man drang auf den Schluß, und es wurde also nur noch der Antragsteller und Berichterstatter gehört. Beide rieten zum Frieden und baten sogar dringend darum, damit dieser Gegenstand (eigentlich das Pivot der ganzen parlamentarischen Tätigkeit) nicht gleich in den ersten Sitzungen eine unheilbare Spaltung hervorrufe; die linke Seite ließ das Maximum, worauf sie bis dahin bestanden hatte, nämlich eine ganz offensive Stellung gegen die Regierungen, fallen und forderte die andere Seite auf, von dem Minimum (die Tagesordnung) abzustehen und sich mit ihr dagegen in einem vermittelnden Amendement zu vereinigen.[3]) Dieser Vorschlag fand um 8 Uhr (bei einbrechender Dunkelheit) dann auch allgemeinen Beifall und mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität und ungeheurem Bravoruf,[4]) ward dann die zum Teil sehr heftig gewordene Diskussion mit der Annahme dieses Amendements geschlossen. — Da die preußische Regierung durch die Thronrede und den § 79 des Verfassungsentwurfs die Absicht, sich der gemeinsamen Verfassung Deutschlands anschließen und die Vereinigung Deutschlands überhaupt als das unverrückte Ziel ihres Strebens beachten zu wollen, erklärt hat und da ich selbst dieses Ziel für ganz notwendig zur Herstellung eines geordneten Zustandes in unserem Vaterlande erkenne und ohne die Erreichung desselben die Erneuerung der Anarchie und eines blutigen Bürgerkrieges vor Augen sehe, so habe ich mich diesem Amendement auch angeschlossen und mir nur vorbehalten, bei der Beratung über den Verfassungsentwurf die ganz notwendige und völlig unentbehrliche Mit-

---

[1]) Robert Blum, geb. 1807, Abgeordneter für Leipzig, Führer der Linken, am 9. November 1848 zu Wien standrechtlich erschossen (s. w. u.).

[2]) Karl Biedermann, Vertreter des 11. sächsischen Wahlkreises, Mitglied des Augsburger Hofes, Professor in Leipzig.

[3]) Diese Erklärung lautete: Die deutsche Nationalversammlung, als das aus dem Willen und den Wahlen der deutschen Nation hervorgegangene Organ zur Begründung der Einheit und politischen Freiheit Deutschlands, erklärt: daß alle Bestimmungen einzelner deutscher Verfassungen, welche mit dem von ihr zu gründenden allgemeinen Verfassungswerke nicht übereinstimmen, nur nach Maßgabe des letzteren als gültig zu betrachten sind, ihrer bis dahin bestandenen Wirksamkeit unbeschadet.

[4]) Das Protokoll vermerkt: Soweit sich übersehen läßt, „verbleiben nur 7 bis 9 Abgeordnete auf den Sitzen. Anhaltendes Bravo-, Hoch- und Hurrarufen und Händeklatschen in der Versammlung und auf den überfüllten Galerien."

Digitized by Google

wirkung und Zustimmung der Regierungen zu demselben in Übereinstimmung mit den einflußreichsten und wohlgesinntesten Mitgliedern der Majorität zu behaupten. Unter den letzteren stelle ich den bisherigen Ergebnissen zufolge Welcker[1]) oben an; er hat in dem Parlament schon zweimal das Wort genommen, um (vor) dem immer bedenklichen und jedenfalls viel zu vorzeitigen Streit um Prinzipienfragen vorzubeugen; er hat es klar bewiesen, daß die Souveränitätsfrage jetzt noch eine ganz unfruchtbare sei, indem sie doch nichts weiter als eine politische Idee repräsentiere, die man anerkennen oder verwerfen könne, ohne dadurch auch nur einen Schritt für oder gegen die Verfassung Deutschlands gewonnen oder verloren zu haben, daß es hier darauf ankomme, diese Idee sowie die mit ihr enge verbundene Idee der Einheit Deutschlands erst zur Realität zu bringen und daß dies gerade unsere Aufgabe sei, daß man, wenn man ein Recht zu besitzen behaupten wolle, von demselben den edelsten und großartigsten Gebrauch doch nur dadurch machen könne, wenn man erst seine Pflicht erfülle und daß wir darum also erst eine Verfassung schaffen müßten, ehe wir von ihren Vorzügen vor jeder anderen Verfassung einzelner deutscher Staaten sprechen und diese in der Ausbildung zu beschränken uns anmaßen wollten. Kurz, der Mann hat mir aus der Seele gesprochen und mich überhaupt über manche politische Gedanken ins klare gebracht. Sein Einfluß wird auch gewiß mit jedem Tage mächtiger werden; jetzt sind die Leidenschaften, sowohl die größeren (die politischen) als die kleinlichen, persönlichen, noch zu aufgeregt und stürmisch, als daß schon auf eine Abklärung der durcheinander brausenden Stoffe zu rechnen ist. Aber ich hege die feste Hoffnung, daß es dahin kommen und dazu nicht eine zu lange Zeit erfordert werden wird; es sind zu viele tüchtige, wohlgesinnte und von wahrer Vaterlandsliebe erfüllte Männer hier versammelt, als daß man diese Hoffnung nicht festhalten sollte, besonders wenn man erwägt, daß sich doch schon jetzt eine entschieden konstitutionell gesinnte und nur auf dem Boden der gesetzlichen Ordnung fortschreitende Majorität (sich) herausgestellt hat. Und am Ende muß man doch auf die nie zu bewältigende Macht des Geistes, der Gesinnung und der öffentlichen Meinung das größte Gewicht legen, und darf also weder die Gespenster der Reaktion noch der Anarchie fürchten ..."

10. An Hegel. Frankfurt a. M., 5. Juni 1848.

„Ihre Nachrichten, mein teurer Immanuel, über die Zustände in Berlin (d. h. in der Stadt) lauten nicht sehr tröstlich, und leider höre ich sie auch von anderen Seiten bestätigen.[2]) Es scheint durchaus an den Persönlichkeiten

[1]) Karl Theodor Welcker, Abgeordneter für Frankfurt a. M., Mitglied des Kasinos, früher Professor in Freiburg i. B.

[2]) Der der Nationalversammlung vorgelegte Verfassungsentwurf wurde auf das heftigste angegriffen und von dem Ausschuß des Parlaments ein neuer Entwurf erst am 26. Juli eingereicht. Inzwischen kam es fortwährend zu Tumulten. Am 30. Mai war der Minister v. Patow in seiner Wohnung von einem Pöbelhaufen heimgesucht worden.

Digitized by Google

derjenigen Männer zu fehlen, welche in so bewegten und parteivollen Zeiten das Ruder mit Festigkeit und Bewußtsein zu führen vermögen, nun soll ja gar Major Blesson[1]) an die Spitze der Bürgerwehr treten, welche Wahl! Sind wir denn wirklich so arm an eminenten Charakteren, daß wir sie uns in solcher Reihe suchen müssen? Ich hoffe aber, daß der Kulminationspunkt dieser wühlerischen Umtriebe erreicht sein werde, besonders da, wie es scheint, in der dortigen Reichsversammlung sich eine bessere, der konservativen (d. h. im rein deutschen Sinne) zugewendete Richtung geltend zu machen sucht. Es hat leider wohl kaum eine Zeit gegeben, in welcher Deutschland, und vorzugsweise Preußen, sich in Beziehung auf Staatsmänner, denen man die Leitung großer Angelegenheiten mit Vertrauen übertragen kann, ein solches testimonium paupertatis ausstellen muß als gerade jetzt; und an diesem Mangel leidet gerade Berlin am meisten. Wir haben hier wenigstens einen Präsidenten von seltenen und hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Charakters, und wenn ihn die in der Versammlung hervortretenden Parteikämpfe, von denen wir heute bei der Vorfrage über die definitive Zulassung der Posener Abgeordneten zur Nationalversammlung eine schöne Probe gehabt haben, nicht zu sehr abnutzen oder ihn zu einer gewissen Versatilität hinreißen, so können wir uns Glück wünschen. Es ist jetzt aber die Rede von der Errichtung einer provisorischen Regierung für Deutschland an Stelle des ganz abgelebten Bundestages, welche zugleich die exekutive Gewalt im Auftrage und in Vollmacht der Fürsten führen und daher auch von den letzteren ernannt werden soll, und ich habe sogar die Ehre, in den Ausschuß, der diese Organisation bewirken soll, gewählt zu sein; wenn man sich aber fragt, wen z. B. Preußen für dieses Triumvirat (denn ein solches dürfte es wohl werden) ernennen soll, d. h. einen Mann, der mit dem Vertrauen des Volkes auch die nötige staatsmännische Bildung und Charakterstärke besitzt: so bekenne ich, mich in großer Verlegenheit zu befinden. Camphausen wäre jetzt der einzige, den Preußen hersenden könnte, und doch —! Ich werde Ihnen morgen durch Graf Arnim, der auf einige Tage nach Hause geht, eine Abschrift meines Organisationsplanes schicken, den man den Beratungen zugrunde legen will, ohne daß ich aber Hoffnung hege, alle Sätze, welche von der linken Seite sehr angegriffen werden oder auch nur die wesentlichsten derselben durchzubringen, weil sie diesen Leuten viel zu konservativ erscheinen, wiewohl sie nur dahin zielen, das Ansehen und das Bestehen der Regierungen so lange aufrechtzuerhalten, bis das neue Verfassungswerk denjenigen Anteil an der Souveränität bestimmen wird, den sie dem Parlament, dem Symbol der Volkssouveränität, abtreten sollen. Ich hoffe, daß dieser Anteil nicht bedeutend sein werde; aber wer kann für das Ende stehen?"

---

[1]) Major Louis Blesson; vgl. Nobiling, Die Berliner Bürgerwehr usw. Berlin 1852, S. 88. Bei der provisorischen Wahl des Bürgerwehrkommandanten am 6. April war Blesson gegen General v. Aschoff unterlegen. Die Schrift Blessons, Die Berliner Bürgerwehr in den Tagen vom 2. bis 15. Juni 1848, Berlin 1848, war mir nicht zugänglich.

Digitized by Google

Es folgen Ermahnungen an Hegel, seine Gesundheit zu schonen und auch bei Erfüllung seiner Pflichten als Bürgerwehrmann die Rücksichten gegen seine Familie nicht zu vergessen, vielmehr zur Heilung eines Katarrhs Urlaub zu nehmen und sich durch ein paar Flaschen Wein zu stärken. Dem Plan, Flottwells Frau nach Frankfurt kommen zu lassen, stehen keine Bedenken entgegen, und er bedauert nur, bei der Zerrissenheit der augenblicklichen Zustände auf ein Wiedersehen mit seiner Tochter Verzicht leisten zu müssen. „Bringen Sie doch auch Brünneck[1]) meine freundlichsten Grüße und teilen Sie ihm mit, was ich über Politica schreibe; ich werde ihm, sobald wir noch etwas weiter vorgeschritten sind, ausführlich selbst schreiben. Grüßen Sie auch Freund Sk[alley] und diejenigen, welche sich sonst meiner freundlich erinnern. Fahren Sie ja in Ihren mir immer sehr interessanten und wichtigen Mitteilungen fort und gedenken Sie der dringenden Wünsche Ihres treuesten Freundes. Von Stavenh[agen] und Frau soll ich allen die herzlichsten Grüße senden. Ich habe ihn sehr gern hier."

11. An Hegel. Frankfurt a. M., 18. Juni 1848.

„Die Versammlung der demokratischen Klubs aus ganz Deutschland, welche in diesen Tagen hier stattfand,[2]) hat eine so entschiedene Sprache für die Notwendigkeit einer allgemeinen deutschen Republik und zugleich für die Vernichtung der preußischen Macht, in welcher sie immer das mächtigste Hindernis einer rein demokratischen Verfassung erblicken, geführt, daß die Aufregung hier wieder sehr groß ist und sich gestern in der Nationalversammlung auch so lebhaft kundgab, daß ich selbst jetzt anfange, um unsere Zukunft besorgt zu werden. Zwar hält sich die große, überwiegend große Majorität der Versammlung nach immer vortrefflich; aber es gibt in dieser Zeit auch eine nicht unbedeutende Zahl gesinnungsloser Leute, denen das andere System nur in einer größeren numerischen Zahl als das sicherere erscheinen darf, um sogleich umzufallen. Außerdem finden jetzt wieder Werbungen für Heckers Freischar in einem unglaublichen Umfange und begünstigt durch Geldspenden, welche von einem in Nordamerika bestehenden Verein deutscher Demokraten gesendet werden, statt, so daß ein Ausbruch dieser schändlichen Unternehmung wahrscheinlich wieder zu erwarten ist.[3]) Es wird nun darauf ankommen, ob die süddeutschen Regierungen Kraft und Mut genug haben, einen ernsten Widerstand zu leisten und ob man auf die Beständigkeit der Truppen wird rechnen können. Sodann ist es sehr wichtig, daß die Exekutivgewalt für Deutschland, deren Organisation von einer Kommission, an welcher ich als Mitglied teilgenommen

[1]) Oberburggraf Magnus v. Brünneck, ein alter Freund Flottwells, Abgeordneter der preußischen Nationalversammlung für Lebus; vgl. Herre a. a. O., S. 92 ff.

[2]) Vgl. über diesen unter Julius Fröbels Vorsitz abgehaltenen Kongreß, der „als ein demokratischer begann und als ein sozialistischer geendet" hat, V. Valentin: Frankfurt a. M. und die Revolution von 1848/49. Stuttgart 1908. S. 292 ff.

[3]) Diese Erwartung hat sich durch den Struveschen Septemberaufstand erfüllt.

Digitized by Google

habe,[1]) auf eine dem Zweck entsprechende Weise zustande komme; morgen wird der Bericht der Kommission in der Plenarversammlung vorgetragen werden Ich bin mit meiner Ansicht, wonach ich eine minder komplizierte und theoretische, und dagegen eine mehr praktische Organisation begehre, in der Minorität geblieben, während Dahlmann mit seinem politischen System, das er mit der Hartnäckigkeit eines Professors verteidigt, die Majorität gewonnen hat. Ich werde meine abweichende Meinung verteidigen und glaube auf manche Anhänger rechnen zu können; ich lege aber insofern keinen sehr großen Wert darauf, als ich nur die Sache selbst im Auge habe und daher auch bereit bin, der Majorität des Ausschusses beizutreten, wenn dadurch nur die Bildung der Exekutivgewalt in einem möglichst konservativen Sinn gerettet und das Bestreben der demokratischen Partei vernichtet wird, die Errichtung und Leitung der Exekutivgewalt lediglich in die Hände der Nationalversammlung zu legen und dadurch die republikanische Verfassung für Deutschland anzubahnen und vorzubereiten. — ... Für jetzt interessiert mich aber noch mehr der Zustand in Berlin, den ich nach den hier kursierenden Gerüchten für äußerst gefährlich erachten muß.[2]) Ich bitte Sie deshalb, mir schleunigst eine beruhigende Nachricht hierüber zu geben und auch damit fortzufahren.

An den Finanzminister habe ich bereits vor einigen Tagen geschrieben und ihm meine Verzichtleistung auf denjenigen Teil meines Gehalts, den ich über den Betrag meines früheren Einkommens als Oberpräsident bezogen habe, also auf einen Jahresbetrag von 2000 Reichstalern eingereicht und dabei nur gebeten, daß diese Ermäßigung erst mit dem Ablauf des gegenwärtigen Etatsjahres, also mit dem 1. Januar 1849 eintrete, weil ich einen solchen Abzug mitten im Etatsjahr für eine Ungerechtigkeit und Härte halte, die man sich doch unter keinen Umständen erlauben darf. Ich gestehe auch, daß eine solche Maßregel mich in nicht geringe Verlegenheit setzen würde und daß mir daher deren Abwendung sehr wünschenswert erscheint. Auf die Herüberkunft der Mutter und ihre Vereinigung mit mir darf diese Bestimmung aber keinen Einfluß haben, weil wir ganz gewiß weniger ausgeben werden, als wenn wir getrennt voneinander oder beisammen in Münster leben würden. Die Ausgaben für Miete und andere Nebenausgaben, welche sich auf den hiesigen Aufenthalt beziehen, kann ich durch meine Diäten vollständig decken, und die Reisekosten werden wohl ohne Zweifel durch die Ersparnisse an der Wirtschaftskasse in Münster gedeckt werden. Ich kann dieses Wirtshausleben hier nicht länger aushalten und bedarf der häuslichen Ruhe mit den Meinigen durchaus; ich müßte sonst von hier abgehen, und das erlaubt mir mein Ehr- und Pflichtgefühl doch auch nicht." Zärtlichste und sehnsüchtigste Wünsche zur Taufe. „Möchte mir doch das Glück zuteil werden, Euch bald selbst begrüßen

[1]) Es fehlt etwa: vorbereitet ist.

[2]) Bezieht sich wohl auf den Zeughaussturm vom 14. Juni.

Digitized by Google

zu können! In dieser großen und verhängnisvollen Zeit müssen aber alle selbstsüchtigen Wünsche schweigen!

Sagen Sie meiner geliebten Frau und allen Kindern, sowie der guten Mutter H[egel] und Karl[1]) die freundlichsten Worte von mir, die aber in meinem Sinne viel mehr als Worte sind. — Lebt wohl, ihr Geliebten, und gedenket oft des sorgenvollen Vaters F." (Fortsetzung folgt)

Die großen Entdecker in der Physik

Von

Prof. Dr. Wilhelm Westphal, Privatdozent an der Universität Berlin

Die Natur tritt dem Menschen in unendlich vielfältiger Gestalt entgegen. Dem einfachen Menschen scheint sie von überwältigender Mannigfaltigkeit, und zwischen den verschiedenen Arten von Naturvorgängen, wie den Bewegungen von Körpern, den Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität, besteht für ihn kein ersichtlicher Zusammenhang.

Solange wie die Menschen über das Wesen der Naturvorgänge nachgedacht haben, haben sie sich mit dieser scheinbaren Mannigfaltigkeit nicht abgefunden. Ein tiefer und sicherer Instinkt hat sie getrieben, etwas Einheitliches, Gemeinsames in dieser Fülle der verschiedenartigsten Erscheinungen zu suchen. Es war von jeher ein dem denkenden Menschen tief eingewurzelter Glaube, daß die Natur nur verschwenderisch sei in der Zahl ihrer äußeren Erscheinungsformen, daß aber der Stoff, aus dem die materielle Welt aufgebaut ist, und die Gesetze, die die Vorgänge in dieser materiellen Welt beherrschen, sich der tiefer dringenden Erkenntnis schließlich in größter Einfachheit und Einheitlichkeit enthüllen müßten. Die Geschichte der Physik ist die Geschichte dieses Suchens und Ringens. Ihre Marksteine und Wendepunkte sind bezeichnet durch die Geistestaten überragender Forscher und Denker, durch die Entdeckungen umfassender Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhänge. Und so muß ein Bericht über die großen Entdecker in der Physik notwendig eine Geschichte der Physik, wenn auch in gedrängtester Form, werden.

Die Physik als exakte Wissenschaft ist in dem Augenblick entstanden, wo ein Mensch es unternahm, Vorgänge in der Natur durch Gesetze darzustellen. Ein Gesetz ist ein Extrakt aus der durch Beobachtung oder Experiment gewonnenen Erfahrung in Form einer Aussage oder einer Gleichung, welche den Anspruch erhebt, nicht nur die bereits beobachteten Vorgänge zu umfassen, sondern auch Vorgänge, die unter entsprechenden Bedingungen in Zukunft erfolgen werden.

---

[1]) Bruder des Adressaten, Historiker, Professor in Erlangen.

Digitized by Google

Wenn wir von vereinzelten Ansätzen in dieser Richtung im Altertum (z. B. Archimedes) absehen, so war der erste große Physiker und Entdecker in diesem Sinne Galilei (1564—1642). Unbeirrt durch die schweren Hemmungen, welcher kirchlicher Glaube und Aberglaube seiner Zeit ihm bereiteten, erforschte er die Gesetzmäßigkeiten der Bewegungen der Körper. Mit den überaus primitiven Mitteln, die ihm zu Gebote standen, untersuchte er die Gesetze des freien Falls der Körper auf der Erdoberfläche und stellte sie dar als Gleichungen zwischen der Geschwindigkeit des Körpers, der Fallzeit und der durchfallenen Strecke. Er erkannte den Zusammenhang zwischen der Beschleunigung eines Körpers und der auf ihn wirkenden Kraft und sprach den Satz aus, daß auf einen mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegten Körper keine Kraft wirkt. Die größte Tragweite aber hat der von ihm gelieferte Nachweis, daß alle Körper auf der Erdoberfläche gleich schnell fallen, wenn die Reibung an der Luft auf ein Minimum reduziert wird, eine Tatsache, deren Bedeutung erst in neuester Zeit völlig erkannt worden ist. Sie bildet, als Satz von der Gleichheit der trägen und der schweren Masse, das Fundament der allgemeinen Relativitätstheorie.

Die Zeit Galileis stand in wissenschaftlicher Beziehung ganz im Zeichen der ungeheuren Geistestat des Kopernikus (1473—1543), welcher die Erde ihrer zentralen Stellung im Weltenraum entkleidete. Die Frage des kopernikanischen Weltsystems und die weitere Anwendung der von Galilei eingeführten exakten Untersuchungsmethoden auf die Bewegungen von Körpern bilden den wichtigsten Inhalt der naturwissenschaftlichen Arbeit der Folgezeit. Es entstand das Gebäude der klassischen Mechanik, dessen Bau Galilei begonnen und Newton gekrönt hat. Eine große Zahl von Meistern ist an diesem Bau beteiligt, unter denen besonders der Holländer Huyghens (1629—1695) und der Deutsche Leibniz (1646—1716) genannt zu werden verdienen. Huyghens entdeckte den wichtigen Satz von der Erhaltung der Bewegungsgröße, welcher besagt, daß in einem von äußeren Kräften freien System von Körpern die Summe der Produkte aus Masse und Geschwindigkeit aller einzelnen Körper unveränderlich sei. Er, wie auch Leibniz, erkannte bereits in einigen Sonderfällen den Satz von der Erhaltung der Arbeit oder Energie, welcher sich mit der Aussage deckt, daß es unmöglich ist, mechanische Arbeit aus Nichts zu gewinnen, also ein mechanisches „Perpetuum mobile" zu konstruieren. Er fand das Gesetz der Pendelschwingungen und berechnete die Zentrifugalkraft eines auf gekrümmter Bahn bewegten Körpers. Leibniz führte die Begriffe der Energie der Lage und der Bewegung (potentielle und kinetische Energie) ein. Ein außerordentliches Verdienst um die Physik und Mathematik teilt Leibniz mit Newton, nämlich die Erfindung der Infinitesimalrechnung (Differential- und Integralrechnung), die von beiden unabhängig gefunden wurde, und die eine exakte mathematische Behandlung physikalischer Probleme erst möglich machte. Unter die führenden Geister der Physik des 17. Jahrhunderts dürfen wir auch den Magdeburger

Digitized by Google

Bürgermeister Otto v. Guericke (1602—1686) zählen. Wir verdanken ihm die Erfindung der Luftpumpe und der Elektrisiermaschine.

So hatten seit Galileis Zeiten zahlreiche bedeutende Männer Stein um Stein zum Bau der Mechanik herbeigetragen und damit die Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten der irdischen Natur erheblich gefördert. Etwa gleichzeitig war Kepler (1571—1630), auf dem kopernikanischen Weltsystem fußend, zur empirischen Aufstellung seiner drei berühmten Gesetze der Planetenbewegung gelangt. Wenn es auch nicht an Versuchen fehlte, die Planetenbewegungen durch Analogien zu irdischen Vorgängen zu verstehen, so mangelte doch letzten Endes der Zusammenhang zwischen den kosmischen Bewegungen und den Bewegungen von Körpern auf der Erdoberfläche, ja, der Gedanke einer alle diese Bewegungen beherrschenden allgemeinen Gesetzmäßigkeit war noch nicht einmal klar gedacht. Es war Isaac Newton (1642—1727), der durch einen Gedanken von außerordentlicher Kühnheit und Einfachheit die Gesetze der Planeten- und Mondbewegung und diejenigen, welche die Bewegungen von Körpern auf der Erdoberfläche unter der Wirkung ihrer Schwere beherrschen, in ein einziges Gesetz zusammenfaßte, aus dem die genannten einzelnen Gesetze durch mathematische Behandlung abgeleitet werden können. Dieses Gesetz der allgemeinen Massenanziehung oder Gravitation besagt, daß alle Körper einander anziehen mit einer Kraft, die proportional ist dem Produkt ihrer schweren Massen und umgekehrt proportional dem Quadrat ihres gegenseitigen Abstandes. Es ist demnach die gleiche Kraftwirkung, welche einen Stein auf der Erdoberfläche zu Boden fallen läßt und welche den Mond zwingt, seine Kreisbahn um die Erde zu beschreiben. Man kann die Umlaufszeit des Mondes richtig berechnen aus Daten, die durch Experimente in einem irdischen Laboratorium gewonnen sind, und ähnliches gilt für die Bewegungen der Planeten. Auch das Phänomen von Ebbe und Flut hat Newton auf Grund der Massenanziehung zwischen dem Mond und dem Meereswasser erklärt. Die Entdeckung des Gravitationsgesetzes fällt in das Jahr 1679. Die erste gedruckte Veröffentlichung geschah in Newtons Werk: „Philosophiae naturalis principia mathematica" im Jahre 1687. Dieses Werk enthält außer der Darstellung des Gravitationsgesetzes eine Zusammenfassung der gesamten Mechanik, an deren Spitze Newton drei „Axiome" stellte. Das erste Axiom ist das sogenannte Trägheitsgesetz, welches besagt, daß der Bewegungs- (oder Ruhe-)Zustand eines Körpers sich nur unter der Wirkung äußerer Kräfte ändert. Das zweite Axiom sagt aus, daß die Beschleunigung eines Körpers proportional der wirkenden Kraft und umgekehrt proportional der trägen Masse des Körpers sei, und daß sie in der Richtung der Kraft erfolge. Das dritte Axiom endlich behauptet, daß die von einem Körper A auf einen Körper B ausgeübte Kraft stets gleich sei der vom Körper B auf den Körper A ausgeübten Kraft (Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung), und daß diese gegenseitige Kraft in Richtung der Verbindungslinie der beiden Körper wirke. Mit Newton ist die Entwicklung der klassischen Mechanik

Digitized by Google

im wesentlichen abgeschlossen. Ihre Bestätigung durch ungezählte Beobachtungen berechtigte zu der Annahme, daß an ihr in der Tat nichts mehr zu ändern sei. Erst Einstein ist es gewesen, der mehr als zwei Jahrhunderte nach Newton das Problem von neuem aufgegriffen hat.

Neben der Mechanik beschäftigte die Physiker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts in erster Linie die Optik. Die Gesetze der Spiegelung und Brechung des Lichtes wurden entdeckt und zur Konstruktion optischer Instrumente nutzbar gemacht. Insbesondere wurde die Astronomie durch die Erfindung des Fernrohrs sehr gefördert. Olaf Römer (1644—1710) berechnete aus Beobachtungen der Verfinsterung der Jupitermonde die Geschwindigkeit des Lichtes zu 300 000 Kilometer in der Sekunde. Von besonderer Bedeutung aber ist die Frage nach der Natur des Lichtes, die sich zuerst um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit Macht aufdrängte. Eine Erscheinung erklären heißt, sie mit anderen, bekannten Erscheinungen in inneren Zusammenhang bringen. Deshalb versteht auch heute noch der Laie unter der Erklärung eines Naturvorganges im Grunde immer eine mechanische Deutung, nämlich als Bewegung oder Veränderung von Körpern irgendwelcher Art, da nur die Gesetzmäßigkeiten dieser Bewegungen oder Veränderung ihm aus der alltäglichen Erfahrung geläufig sind. So galt die Möglichkeit einer mechanischen Erklärung aller Naturerscheinungen bis vor nicht langer Zeit geradezu als eine Selbstverständlichkeit, und nur unter schweren Kämpfen hat sich die heutige Physik der Wucht der Tatsachen gebeugt und die mechanische Weltanschauung aufgegeben. So ist es begreiflich, daß man zuerst auch im Lichte irgendeinen Bewegungsvorgang suchte. Bereits im Altertum herrschte die Ansicht, das Licht bestehe aus winzigen, vielleicht gar masselosen Teilchen, die von den leuchtenden Körpern fortgeschleudert werden. Diese Ansicht, die sogenannte Emissionstheorie, die auch von Newton leidenschaftlich verfochten wurde, hat Anhänger bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts gehabt. Aber bereits Huyghens trat dieser Ansicht entgegen. Er stellte die Hypothese auf, daß das Licht ein Schwingungsvorgang sei, etwa wie der Schall (Undulations- oder Wellentheorie). Entsprechend der mechanistischen Denkweise mußte man die Lichtschwingungen als periodische Bewegungen eines Stoffes ansehen, und da sich das Licht auch durch den leeren Raum fortpflanzt, ja sogar besser als durch irgendeinen bekannten Stoff, so war man zu der Annahme gezwungen, daß ein bisher unbekannter unwägbarer Stoff existiere, den man als Äther (Weltäther, Lichtäther) bezeichnete, der auch im leeren Raum vorhanden sei, und der alle Körper mehr oder minder durchdringe. Mehr als ein Jahrhundert lang wogte der Streit der Meinungen um die beiden Lichttheorien. Auch unter den Anhängern der Wellentheorie war die Meinung keine einheitliche, nämlich bezüglich des longitudinalen und transversalen Charakters der Lichtschwingungen. Die Erscheinungen der sogenannten Polarisation schienen die Transversalität der Schwingungen zu fordern, doch standen große Schwierigkeiten, die dann bezüglich der mechanischen Eigenschaften des

Digitized by Google

Äthers auftraten, der allgemeinen Annahme dieser Anschauung lange hindernd im Wege, bis Fresnel im Jahre 1816 durch scharfsinnige Versuche die transversale Natur der Schwingungen endgültig bewies. Damit war das mechanische Bild der Lichtschwingungen vollendet. Es krankte daran, daß man es nur aufrechterhalten konnte unter Zuhilfenahme eines hypothetischen und mit seltsamen Eigenschaften behafteten Stoffes, des Äthers, dessen Existenz man allerdings auf Grund der mechanistischen Denkweise als durch die optischen Erscheinungen bewiesen ansehen durfte. Dabei aber blieb das Erscheinungsgebiet der Optik ohne Zusammenhang mit den anderen physikalischen Erscheinungen, da seine Gesetze die Bewegungsgesetze des Äthers waren, des Äthers, der bei den mechanischen Vorgängen keine Rolle zu spielen schien.

Etwa um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts begann die Optik über den Bereich der dem Auge zugänglichen Schwingungen hinauszuwachsen. Herschel (1738—1822) entdeckte die Ausdehnung des Spektrums über das Rot hinaus, das sogenannte Ultrarot, ein Gebiet, in dem in neuester Zeit besonders Rubens (geb. 1865) und Paschen (geb. 1865) wichtige Fortschritte gemacht haben, Ritter (1776—1810) das jenseits des Violetten liegende Ultraviolett. Nachdem, wie wir noch sehen werden, die elektromagnetische Natur des Lichtes durch Maxwell und Hertz bewiesen war, erweiterte sich das der Untersuchung zugängliche Spektrum bis zu beliebig langsamen Schwingungen. Eine wesentliche Erweiterung des Spektrums nach der Seite der schnellen Schwingungen (also über das Ultraviolett hinaus) geschah durch Röntgens (geb. 1845) Entdeckung der nach ihm benannten Strahlen vor jetzt gerade 25 Jahren. Die Lichtnatur der Röntgenstrahlen wurde 1912 von v. Laue (geb. 1879) bewiesen. Er zeigte damit zugleich den Weg zur optischen Untersuchung, insbesondere zur Spektroskopie der Röntgenstrahlen, eine Entdeckung, die unser Wissen außerordentlich bereichert hat, indem sie nicht nur Aufschluß über den inneren Bau der Atome, sondern auch über das atomistische Gefüge innerhalb der Körper gibt.

Bevor wir die weiteren Fortschritte in der Erkenntnis vom Wesen des Lichtes betrachten, müssen wir uns zur Entwicklung der Elektrizitätslehre wenden. Elektrische Phänomene waren schon den Alten bekannt, z. B. am Bernstein (griechisch Elektron, daher Elektrizität). In den Bereich ernster wissenschaftlicher Untersuchungen kamen diese Erscheinungen erst nach der Erfindung der Elektrisiermaschine durch Otto v. Guericke. Ein ganz neues Moment trat in die Erscheinung, als 1790 Galvani das Auftreten elektrischer Ladungen bei bloßer Berührung zweier chemisch verschiedener Körper durch sein berühmtes Froschschenkelexperiment entdeckte. Es folgte 1792 die Erzeugung elektrischer Ströme durch sogenannte Elemente durch Volta (1745—1827) und 1820 die überaus bedeutsame Entdeckung der Kraftwirkung zwischen elektrischen Strömen und Magneten durch Oersted (1777—1851). Von größter Bedeutung aber war die Entdeckung Ampères (1775—1840), daß gleichgerichtete Ströme einander anziehen, entgegengesetzt gerichtete einander

Digitized by Google

abstoßen. Auf Grund dieser Versuche stellte Ampère die auch heute noch unbestrittene Hypothese auf, daß der Grund für den Magnetismus gewisser Körper das Vorhandensein molekularer elektrischer Kreisströme in denselben sei. Damit war eine erhebliche Vereinfachung unserer Naturerkenntnis herbeigeführt, indem die bis dahin isolierten Gebiete der Elektrizität und des Magnetismus nunmehr in eines vereinigt waren. Die Theorien Ampères bilden die Grundlage der ganzen folgenden Entwicklung, und nicht mit Unrecht hat Maxwell ihm den ehrenvollen Beinamen eines „Newton der Elektrizität" gegeben.

Etwa um die gleiche Zeit begann einer der originellsten und genialsten Physiker aller Zeiten seine Untersuchungen auf dem Gebiete der Elektrizität. Es war dies Michael Faraday (1791—1867), welcher im Jahre 1831 die elektromagnetische Induktion entdeckte, die Tatsache, daß jede Veränderung der Stromstärke in einem Leiter das Auftreten eines Stromes in einem benachbarten Leiter während der Dauer dieser Veränderung bewirkt, und daß der gleiche Effekt beim Nähern oder Entfernen eines Magneten gegenüber einem Leiter eintritt. Auf dieser Entdeckung beruht nicht nur die ganze moderne Elektrotechnik, sondern sie bildet auch die Grundlage für die Theorie der elektromagnetischen Erscheinungen, welche Maxwell aufstellte. Auch auf elektrochemischem Gebiete ist Faraday bahnbrechend tätig gewesen. Er untersuchte die Zersetzung von in Wasser gelösten Stoffen durch den elektrischen Strom (Elektrolyse) und erkannte den Zusammenhang zwischen diesen und den rein chemischen Erscheinungen. Auf Grund der von Faraday aufgestellten elektrochemischen Gesetze hat 1881 Helmholtz den Schluß auf eine atomistische Struktur der Elektrizität gezogen und die Größe des sogenannten elektrischen Elementarquantums berechnet. Faraday, ein Autodidakt im vollsten Sinne, war ein seine Zeit weit überragender Geist. Manche seiner Anschauungen eilten seiner Zeit so weit voraus, daß sie erst viel später zur vollen Auswirkung kamen. Er ist der erste gewesen, der mit aller Entschiedenheit den Standpunkt durchführte, daß es keine unvermittelte Fernwirkung gäbe, daß vielmehr überall da, wo Ursache und Wirkung räumlich getrennt scheinen, auch in dem dazwischen liegenden Raume (nach damaliger Anschauung im Äther) Wirkungen vorhanden seien, welche die Brücke zwischen Ursache und Wirkung bilden.

Aufbauend auf die Versuche und Anschauungen Faradays entwickelte James Clerk Maxwell (1831—1879) seine Theorie der elektromagnetischen Erscheinungen, die er in Form weniger, einfacher Gleichungen darstellen konnte. Diese Theorie wurde später von Heinrich Hertz (1857—1894), besonders mit Rücksicht auf die Elektrodynamik bewegter Körper, erweitert. Die experimentell gefundenen Beziehungen zwischen den elektromagnetischen und optischen Erscheinungen führten Maxwell zur Aufstellung der elektromagnetischen Theorie des Lichtes. Er sah in den Schwingungen des Lichtes nichts anderes als elektromagnetische Schwingungen im Äther, d. h. elektrische und magnetische Felder von periodisch wechselnder Stärke und Richtung, welche sich im Äther

Digitized by Google

fortpflanzen. Der erste experimentelle Beweis dieser Theorie wurde von Heinrich Hertz geliefert. Es gelang ihm, zu zeigen, daß von einem elektrischen Leiter, in dem elektrische Schwingungen, d. h. periodisch pulsierende Ströme, bestehen, elektromagnetische Schwingungen in den Raum hinausgehen, welche die gleichen Erscheinungen der Spiegelung, Brechung, Beugung und Polarisation zeigen wie das Licht. Damit war wieder ein sehr wichtiger Fortschritt in der Vereinheitlichung des physikalischen Weltbildes erzielt. Die Optik hatte aufgehört, ein selbständiges Erscheinungsgebiet zu sein, sie war aufgegangen in das große Gebiet der elektromagnetischen Erscheinungen. Die Physik teilte sich nur noch in zwei große Unterabteilungen: die Mechanik oder Physik der Materie und die Physik des Äthers. Zugleich war jetzt bewiesen, daß die Ursache der Entstehung von Licht in bewegten atomistischen elektrischen Ladungen zu suchen ist.

In der Folgezeit wurde die atomistische Struktur der Elektrizität, die schon von Helmholtz erkannte Existenz eines elektrischen Elementarquantums, immer mehr zur Gewißheit. Sowohl in den von Hittorff (1824—1914) entdeckten Kathodenstrahlen, an deren Erforschung in neuerer Zeit insbesondere Lenard, Thomson und Stark hervorragende Verdienste haben, in den 1886 von Goldstein (geb. 1850) entdeckten Kanalstrahlen, wie auch später in den Strahlen radioaktiver Substanzen fand die verfeinerte Meßtechnik atomistische Ladungen von stets der gleichen Größe oder ganze Vielfache dieser Urladung. Auch Untersuchungen über die Träger der optischen Schwingungen in den Körpern führte auf eine Ladung gleicher Größe. Dabei scheint es, daß dieses Ladungsatom, wenn es positiv ist, stets an materielle Atome gebunden ist, während die negative Elementarladung ein selbständiges Dasein als sogenanntes Elektron führt und sich nur äußerlich an materielle Atome bindet. Diese Erkenntnis, sowie gewisse Unstimmigkeiten, die sich zwischen der Maxwell-Hertzschen Theorie und der fortschreitenden Erfahrung herausstellten, führten H. A. Lorentz zu einer weiteren Vervollkommnung der Theorie in Gestalt der sogenannten Elektronentheorie, welche im Gegensatz zu den älteren Anschauungen auf der Annahme fußt, daß der Äther von bewegten Körpern nicht mitgeführt werde, sondern absolut ruhe, und daß die Wechselwirkungen zwischen Äther und Materie durch die in dieser enthaltenen Elektronen vermittelt werden. Ihre letzte Abrundung erhielt die Elektrodynamik bewegter Körper im Rahmen der Einsteinschen Relativitätstheorie.

Es ist bereits gesagt worden, daß das Gesetz der Erhaltung der Arbeit oder Energie schon früh als für mechanische Erscheinungen gültig erkannt worden ist. Es blieb einem Außenseiter vorbehalten, seine Allgemeingültigkeit auszusprechen und damit das vielleicht wichtigste aller Naturgesetze zu entdecken. Es war dies der Heilbronner Arzt Robert Mayer (1814—1878), der zur Aufstellung dieses Gesetzes auf Grund physiologischer Beobachtungen kam. Dieses sogenannte Energieprinzip besagt, daß, ebenso wie der Vorrat der Welt an Materie unveränderlich ist, so auch der Energievorrat der Welt

Digitized by Google

weder vermehrt noch vermindert werden kann, daß also Energie bei keinem Vorgang in der Natur entsteht oder verschwindet, sondern daß sich Energie nur in andere Energieformen verwandeln kann, z. B. Bewegungsenergie in Wärme. Um die Priorität der Entdeckung streiten sich etwa ebenso viele Physiker, wie Städte um die Wiege Homers, doch ist durch die Daten der Veröffentlichungen die Priorität Mayers völlig erwiesen. Seine an ungewöhnlicher Stelle erschienenen und nicht in der Sprache des Fachmanns abgefaßten Abhandlungen blieben aber zunächst fast völlig unbekannt, und die selbständige Entdeckung des Prinzips durch andere Forscher, vor allem Colding, Joule und Helmholtz, ist nicht zu bezweifeln. So kam es, daß erst von der Veröffentlichung (1847) der berühmten Arbeit: „Über die Erhaltung der Kraft“ [1]) von Hermann v. Helmholtz (1821—1894) an die Einführung dieses Gesetzes in die Physik datiert. Auch ist nicht zu verkennen, daß die Vorgänger von Helmholtz den Hauptwert auf die Anwendung des Energieprinzips in der Wärmelehre legten, während er erst die alle Erscheinungsgebiete umfassende Bedeutung des Prinzips in voller Klarheit aussprach.[2])

Seine Hauptanwendung fand das Energieprinzip zunächst in der Wärmelehre. Auch in der Wärme sah die primitive Auffassung zunächst, wie im Licht, der Elektrizität und dem Magnetismus, einen unwägbaren Stoff besonderer Art. Nachdem aber erkannt worden war, daß mechanische Arbeit in Wärme verwandelt werden kann, mußte nunmehr der Gedanke eines Wärmestoffs fallen gelassen werden, Wärme konnte nichts anderes sein, als eine Form der Energie. Schon Boyle (1627—1691) hatte den Gedanken ausgesprochen, daß die Atome der Körper in lebhafter Bewegung seien. Der erste, welcher (1851) den Zusammenhang zwischen der Temperatur eines Gases und der Bewegung der Gasmoleküle klar formulierte, war Joule (1818—1889), der die Hypothese aufstellte, daß die kinetische Energie der Moleküle der absoluten Temperatur [3]) proportional sei. Auch konnte er schon die Geschwindigkeit der Moleküle angenähert berechnen. Erheblich gefördert wurde die Theorie durch Krönig und vor allem durch Clausius (1822—1888), dem es gelang, die meisten Eigenschaften der Gase auf Grund molekularer Vorstellungen abzuleiten. Ihre weitere Durchbildung erfuhr die sogenannte kinetische Gastheorie durch Maxwell, welcher an Stelle der bis dahin angenommenen einheitlichen Geschwindigkeit der Gasmoleküle sein berühmtes Verteilungsgesetz der Geschwindigkeiten setzte. In ganz neue Bahnen wurde die Gastheorie durch den kühnen Gedanken Boltzmanns (1844—1906) geleitet, welcher

[1]) Die Terminologie ist erst später einheitlich geworden. Helmholtz bezeichnete als „Kraft“ diejenige physikalische Größe, die wir heute Energie oder Arbeit nennen.

[2]) Die bahnbrechenden Entdeckungen von Helmholtz auf dem Gebiete der Physiologie müssen, als außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes liegend, hier außer Betracht bleiben.

[3]) Der Nullpunkt der absoluten Temperatur liegt bei — 273 Grad der Celsiusskala.

Digitized by Google

die Methoden der Statistik und der Wahrscheinlichkeitsrechnung in die Gastheorie einführte, in der Erkenntnis, daß die beobachtbaren Erscheinungen immer nur Mittelwerte über die ungeheuer große Zahl der unbeobachtbaren Vorgänge an den einzelnen Molekülen sind. Er kam zu dem Schluß, daß die Veränderungen abgeschlossener Systeme stets in dem Sinne verlaufen, daß „weniger wahrscheinliche" molekulare Zustände in „wahrscheinlichere" übergehen, und es gelang ihm auf diese Weise, eine anschauliche Deutung des thermodynamischen Begriffs der Entropie (s. u.) zu geben. Damit war die Entwicklung der klassischen Gastheorie im wesentlichen abgeschlossen. Eine neue Epoche setzte erst wieder mit der Quantentheorie, insbesondere durch die Arbeiten von Nernst und Einstein, ein.

Die Wärmetheorie der Gase ist in der kinetischen Gastheorie bereits enthalten, ja sie bildet deren wesentlichsten Inhalt. Bei festen Körpern und vor allem den Flüssigkeiten stößt die Anwendung der molekularen Auffassung vorerst noch auf gewisse Schwierigkeiten. Von diesen Schwierigkeiten frei ist eine ganz andere, mehr formale Methode, die Wärmetheorie zu behandeln, die sogenannte Thermodynamik, als deren erster bedeutender Vertreter Carnot zu nennen ist, der zwar noch auf der alten Anschauung von einem Wärmestoff fußte, aber trotzdem schon einige wichtige Gesetzmäßigkeiten entdeckte, so das nach ihm benannte Carnotsche Prinzip, welches den Wirkungsgrad einer Wärmemaschine angibt. Die Thermodynamik beschränkt sich auf die der Beobachtung unmittelbar zugänglichen Größen, Druck, Volumen, Temperatur und Energie. Sie wird von zwei Gesetzen beherrscht, die man als die beiden Hauptsätze der Wärmetheorie bezeichnet. Der erste Hauptsatz ist nichts weiter als das Energieprinzip, geht also auf Mayer zurück. Dieses genügt jedoch nicht zur Darstellung der beobachteten Erscheinungen. Es ist außerdem noch der Richtung Rechnung zu tragen, in der die Erscheinungen verlaufen. So wäre es z. B. mit dem Energieprinzip völlig verträglich, wenn Wärme von selbst von einem kälteren Körper auf einen mit ihm in Berührung befindlichen wärmeren Körper überginge, ein Vorgang, der nie beobachtet wird. Clausius definierte eine durch Druck, Volumen, Temperatur und Energie eines Systems gegebene Größe als die sogenannte Entropie dieses Systems, und der von ihm aufgestellte zweite Hauptsatz besagt, daß die Veränderungen innerhalb eines von allen Einwirkungen der Umwelt abgeschlossenen Systems stets so verlaufen, daß dessen Entropie zunimmt. Man kann dieses Gesetz mit Planck auch dahin formulieren, daß es unmöglich ist, eine periodisch funktionierende Maschine zu konstruieren, die weiter nichts bewirkt, als Hebung einer Last und Abkühlung eines Wärmereservoirs.

Die Fruchtbarkeit der thermodynamischen Methoden blieb in der Folge nicht auf das Gebiet der eigentlichen Wärmelehre beschränkt. Kirchhoff (1824—1887) hat gezeigt, daß ein Körper, der jegliche auf ihn fallende Strahlung (vom äußersten Ultrarot bis zum äußersten Ultraviolett) absorbiert, d. h. nichts davon reflektiert, ein sogenannter idealer „schwarzer Körper" sich

Digitized by Google

durch besondere Eigenschaften auszeichne, und daß man einen solchen Körper experimentell herstellen könne in Gestalt einer kleinen Öffnung in der Wand eines ausgedehnten Hohlraums. Wie jedermann weiß, ist ein solches Loch auch für den Anblick völlig schwarz. Ein schwarzer Körper hat die Eigenschaft, bei jeder Temperatur (Temperatur der Innenwand des Hohlraums) von Strahlung jeder Schwingungszahl („Farbe") ein Maximum an Strahlungsenergie auszusenden, d. h. mehr oder zum mindesten ebensoviel, wie irgendein natürlicher Körper von der gleichen Temperatur. Er stellt also sozusagen einen idealen Grenzfall eines Strahlers dar. Die Verteilung der Strahlungsenergie im Spektrum eines schwarzen Körpers ist durch Messungen zahlreicher Autoren sehr genau bekannt. Die theoretische Deutung dieser Messungen stieß jedoch auf die größten Schwierigkeiten. Lord Rayleigh leitete 1900 ein Gesetz ab, welches nur für hohe Temperaturen und den langwelligen Teil des Spektrums mit der Erfahrung übereinstimmte. W. Wien schlug neue Bahnen ein, indem er, an Boltzmann anknüpfend, die Methoden der Thermodynamik auf die Strahlung anwandte. Es gelang ihm, sein berühmtes Verschiebungsgesetz abzuleiten, das die Lage des Energiemaximums im Spektrum des schwarzen Körpers in Abhängigkeit von der Temperatur angibt. Aber das von ihm gefundene Strahlungsgesetz genügte den Messungen nur für tiefe Temperaturen und den kurzwelligen Teil des Spektrums. Es war M. Planck (geb. 1858), welcher, im übrigen auf dem von Wien beschrittenen Wege wandelnd, aber unter Heranziehung atomistischer Gesichtspunkte, durch eine der kühnsten Hypothesen, welche die Geschichte der Physik kennt, einen Ausweg fand und zur Entdeckung seines mit der Erfahrung völlig übereinstimmenden Strahlungsgesetzes gelangte. Diese Hypothese, die sogenannte Quantenhypothese, besteht in der Behauptung, daß die Atome eines Körpers Strahlungsenergie nicht in beliebig kleinen Beträgen abgeben können, sondern nur in ganzen Vielfachen einer Energieeinheit, deren Größe für jede Schwingungszahl verschieden, und zwar dieser proportional ist. Es hat also auch die Strahlungsenergie, ähnlich wie die Materie, eine atomistische Struktur. Der Geltungsbereich der Quantenhypothese hat sich in der Folgezeit ganz außerordentlich erweitert, indem sich zeigte, daß sie überhaupt für jeden Energieumsatz an den Atomen Gültigkeit hat. Noch nie hat sich ein Gedanke in der Physik als von so außerordentlicher, unmittelbarer Fruchtbarkeit erwiesen. Indem er Anschauungen Rutherfords (s. u.) mit der Quantentheorie verknüpfte, stellte N. Bohr seine Theorie des Atombaus auf. Es gelang ihm, nicht nur die optischen Linienspektra verschiedener Elemente, sondern in weit größerem Umfange auch die Röntgenspektra der Elemente zu berechnen und Voraussagen über die Kräfte zu machen, welche die einzelnen Teile der Atome aneinander binden. Diese Theorie, an deren weiterem Ausbau besonders A. Sommerfeld (geb. 1868) beteiligt ist, wurde auch in der Folge weiter bestätigt. Unter den an dieser Bestätigung beteiligten Forschern seien insbesondere F. Paschen (geb. 1865) und J. Franck (geb.

Digitized by Google

1882) genannt. Heute beschert uns noch fast jeder Tag einen neuen glänzenden Erfolg der Atomtheorie von Bohr und überhaupt der Quantentheorie. Besonders sei noch auf die Anwendung der Quantentheorie in der Thermodynamik durch Nernst, Planck und Einstein hingewiesen. Nur gestreift seien die neuen Gesichtspunkte, die sich für die Chemie aus der erweiterten Kenntnis vom Bau der Atome ergeben. Es gibt heute kein Gebiet der Physik, welches das Interesse der Forschung in annähernd dem gleichem Maße auf sich zieht, wie die Quantentheorie.

Während die Quantentheorie ihrer Natur nach bisher im wesentlichen nur das Interesse der Fachmänner gefesselt hat, ist der Ruf der zweiten großen physikalischen Entdeckung der Jetztzeit, der Relativitätstheorie Albert Einsteins (geb. 1879), durch die ganze Welt gegangen, weil das ungeheuerlich Neue, was sie brachte, für den Laien weit mehr auf der Hand lag, als der für physikalische Begriffe ebenso umstürzende Inhalt der Quantentheorie. Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier eine erschöpfende Darstellung der Relativitätstheorie zu geben. Hierfür sei auf die Spezialliteratur verwiesen.[1]) Nur ihr Gedankenkreis sei in großen Zügen dargelegt. Seit Galilei und Newton ist das sogenannte Relativitätsprinzip der Mechanik bekannt, welches besagt, daß die Form der mechanischen Naturgesetze durch eine gleichförmige Bewegung des Systems, auf dem diese Gesetze beobachtet werden, etwa der Erde, nicht beeinflußt wird, daß also keine mechanische Beobachtung über eine etwaige Bewegung des Systems im „absoluten" Raume etwas aussagen kann. Nimmt man nun als Träger der elektrischen und optischen Erscheinungen einen Äther an, so muß man einen Einfluß der Erdbewegung durch diesen Äther (den man als den Repräsentanten des absoluten Raumes ansehen kann) auf gewisse elektrische und optische Erscheinungen, z. B. auf die Lichtgeschwindigkeit, feststellen können. Der Erfolg derartiger Versuche, unter denen besonders die berühmten Versuche von A. A. Michelson (geb. 1852) zu erwähnen sind, ist stets ohne Ausnahme der gleiche gewesen: Nie hat sich auch nur der leiseste Einfluß der Erdbewegung bemerkbar gemacht. Aus dieser klaren Erfahrungstatsache zog Einstein mit unerbittlicher Logik die Konsequenz: er erhob die Erfahrungstatsache, daß ein Einfluß der Erdbewegung auf elektrische und optische Experimente nicht gefunden werden konnte, zum Postulat, indem er das mechanische Relativitätsprinzip auf alle physikalischen Erscheinungen ausdehnte. Dieses Postulat ist das Fundament der speziellen (weil auf gleichförmige Bewegungen beschränkten) Relativitätstheorie. Man kann also aus physikalischen Beobachtungen, welcher Art sie auch seien, nie auf eine „absolute" Geschwindigkeit, sondern stets nur auf relative Geschwindigkeiten von Systemen gegeneinander schließen. Die Frage

[1]) Z. B. A. Einstein, Die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie. Sammlung Vieweg, Heft 38. M. Schlick, Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik. P. Kirchberger, Was kann man ohne Mathematik von der Relativitätslehre verstehen? M. Born, Die Relativitätstheorie Einsteins.

Digitized by Google

nach einer absoluten Bewegung und damit nach einem absoluten Raum verliert jeden physikalischen Sinn. Damit fällt auch die mechanistische Äthertheorie. Wenn trotzdem das Wort Äther, wie es möglich erscheint, aus der physikalischen Terminologie nicht verschwinden wird, so wird sich damit ein Begriff verbinden, von dem keine Brücke zur Anschaulichkeit führt.

Auf die Konsequenzen des Relativitätsprinzips bezüglich der Relativität von Zeiten und Längen weise ich hier nur hin. Von besonderer Bedeutung ist die aus den Gleichungen der Theorie folgende Tatsache, daß die Energie genau die gleiche Eigenschaft der Trägheit zeigt wie die Materie. Unter der (in der allgemeinen Relativitätstheorie erfüllten) Voraussetzung, daß ebenso wie bei der Materie, so auch bei der Energie Trägheit und Schwere stets untrennbar miteinander gepaart sind, besitzt also die Energie alle charakteristischen Eigenschaften der Materie, und es steht grundsätzlich nichts im Wege, die Materie, d. h. die Atome, als Anhäufungen von Energie (und zwar elektromagnetischer Energie) zu betrachten. Sollte die weitere Durchführung dieses Gedankens gelingen — Ansätze dazu sind vorhanden —, so würde das eine weitere außerordentlich weitgehende Vereinheitlichung des physikalischen Weltbildes bedeuten.

Einen großen Schritt weiter führt aber Einsteins allgemeine Relativitätstheorie. Unberührt von allem Wechsel der Anschauungen thronte seit mehr als zwei Jahrhunderten auf stolzer Höhe das Newtonsche Gravitationsgesetz, durch millionenfache Beobachtungen immer wieder bestätigt — bis auf eine Ausnahme. Daneben stand — im Grunde ein unerklärliches Wunder — der Satz von der Gleichheit der trägen und der schweren Masse, der eine Erfahrungstatsache war, die jeder theoretischen Deutung spottete. Hier griff Einstein ein. Man kann diesen Satz auch so aussprechen, daß die Wirkung einer Beschleunigung eines Systems der anziehenden Wirkung einer schweren Masse in bezug auf alle mechanischen Vorgänge völlig äquivalent ist. Als Beispiel diene die bekannte Tatsache, daß ein Reisender in einem anfahrenden Eisenbahnzuge genau ebenso gegen die Rückwand des Wagens gezogen wird, als wenn er im gleichförmig fahrenden oder ruhenden Zuge von einem im Rücken des Wagens plötzlich auftauchenden schweren Himmelskörper angezogen würde. Diese altbekannte mechanische Äquivalenz von Beschleunigung und Gravitation erhob Einstein in seiner Äquivalenzhypothese zu einem Postulat für die gesamte Physik, d. h. er dehnte sie aus auf die elektromagnetischen Erscheinungen. Die Konsequenzen dieser Hypothese waren sehr tiefgehende. Zunächst konnte Einstein unmittelbar aus ihr, ohne Zuhilfenahme weiterer Annahmen, ein Gravitationsgesetz ableiten, welches das Newtonsche Gesetz als einen, in fast allen Fällen mit sehr großer Annäherung realisierten Spezialfall enthielt. Zugleich aber konnte er die Aufklärung für die einzige Abweichung vom Newtonschen Gesetz geben, nämlich für die sogenannte Perihelbewegung des Merkur, für den, wegen seiner großen Sonnennähe, das Newtonsche Gesetz

Digitized by Google

nicht streng gilt, und dessen Perihelbewegung er in bester Übereinstimmung mit dem astronomischen Befund aus seinem Gravitationsgesetz berechnete. Seitdem hat sich eine weitere Voraussage der Theorie, nämlich die Abbiegung der Lichtstrahlen in unmittelbarer Nähe der Sonne, durch Beobachtungen bei der Sonnenfinsternis 1919 vollauf bestätigt. — Die spezielle Relativitätstheorie bildet einen Spezialfall der allgemeinen Relativitätstheorie für den Fall unbeschleunigter Systeme.

Eine sehr bemerkenswerte Deutung des Inhalts der speziellen Relativitätstheorie hat H. Minkowski (1864—1909) gegeben, indem er zeigte, daß die Physik den Charakter einer Geometrie in einem vierdimensionalen euklidischen Raum annimmt, wenn man zu den drei gewöhnlichen Raumkoordinaten noch die mit der Lichtgeschwindigkeit und der Wurzel aus —1 multiplizierte Zeit hinzunimmt. Ihre volle Fruchtbarkeit hat diese Entdeckung erst bei ihrer Anwendung in der allgemeinen Relativitätstheorie entfaltet.

Der Fortschritt der Kenntnis vom Bau der Atome ist bereits bei Gelegenheit der Quantenhypothese teilweise behandelt worden. Es bleibt noch der großen Verdienste eines Mannes zu gedenken, der als der eigentliche Begründer unserer modernen Vorstellungen vom Atombau anzusehen ist, Ernest Rutherford (geb. 1871). Er war es, der den Gedanken faßte, daß die Erscheinungen der von Becquerel entdeckten und zuerst von dem Ehepaar Curie erforschten Radioaktivität auf einem explosionsartigen Zerfall der Atome des Radiums und bestimmter anderer Elemente beruhen, von denen dabei, unter gleichzeitiger Veränderung ihres chemischen Charakters, Teilchen fortgeschleudert werden. Dieser Gedanke fand in der Folge volle Bestätigung, besonders nachdem Ramsay gezeigt hatte, daß ein Teil der von den radioaktiven Substanzen ausgesandten Strahlen, die sogenannten α-Strahlen, aus positiv elektrischen Heliumatomen bestehen. Ein anderer Teil, die β-Strahlen, sind die bereits früher erwähnten Elektronen, während die γ-Strahlen mit den Röntgenstrahlen identisch sind. Demnach müssen Heliumatome (oder deren etwaige Bestandteile) und Elektronen einen Teil des ursprünglichen Atoms gebildet haben, und es war zu vermuten, daß dies nicht nur bei den radioaktiven Atomen der Fall sei, sondern daß wahrscheinlich die Atome aller, auch der stabilen Elemente, aus leichteren Atomen und Elektronen aufgebaut seien. Auf Grund weiterer scharfsinniger Versuche kam Rutherford zur Aufstellung seiner sogenannten Kerntheorie der Atome. Er nahm an, daß ein Atom einem Planetensystem gleiche, dessen Sonne der positiv elektrische Atomkern sei, in dem das eigentlich Materielle des Atoms konzentriert sei, und der umkreist werde von den negativ elektrischen Elektronen. Den weiteren Ausbau dieser Theorie bildet die bereits besprochene Atomtheorie von Bohr.

So waren an die Stelle der „unteilbaren" Atome Gebilde von zum Teil außerordentlich kompliziertem Bau getreten. Das nächste Problem war nun die bereits durch den radioaktiven Zerfall aufgeworfene Frage nach dem Bau des Atomkerns. Die annähernde Ganzzahligkeit der auf das

Digitized by Google

Wasserstoffatom als Einheit bezogenen Atomgewichte zahlreicher Elemente hatte schon W. Prout (1786—1850) zu der Hypothese geführt, alle Atome bestünden aus einer mehr oder weniger großen Zahl von Wasserstoffatomen. Diese Hypothese, bis dahin fast unbeachtet, gewann plötzlich durch Versuche Rutherfords erheblich an Wahrscheinlichkeit. Es gelang ihm, durch die Einwirkung von α-Strahlen von den Atomen gewisser Gase, z. B. des Stickstoffs, Wasserstoffatome abzuspalten, womit natürlich die Verwandlung des Stickstoffs in ein anderes Element verbunden sein muß. Damit ist zum ersten Male der Traum der Alchimisten in Erfüllung gegangen, nämlich die willkürliche Verwandlung eines Elementes in ein anderes, allerdings noch nicht in Gold. Durch Versuche von Aston, welcher bewies, daß die Atomgewichte in der Tat streng ganzzahlig sind, und daß die mit chemischen Methoden bestimmten unganzzahligen Atomgewichte, entsprechend einer Hypothese von Hevesy und Fajans, nur Mischgewichte sogenannter Isotopen sind, hat die Proutsche Hypothese weiter außerordentlich an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Wir können heute mit großer Sicherheit annehmen, daß die kleinsten Bausteine der materiellen Welt keine anderen sind, als positiv elektrische Wasserstoff-Atomkerne und negativ elektrische Elektronen.

Die Beurteilung der Bedeutung einer Entdeckung enthält ohne Zweifel ein stark subjektives Moment. Das möge derjenige bedenken, der vielleicht einen Namen von Klang in dieser Darstellung nur kurz oder gar nicht erwähnt findet. Er möge aber auch bedenken, daß die Bedeutung eines Forschers nicht immer in großen, bahnbrechenden Gedanken liegt, sondern oft darin, daß er den großen Gedanken anderer durch seine forschende Tätigkeit erst das sichere Fundament gegeben hat.

Der deutsche Leser aber mag mit Stolz die zahlreichen Namen deutscher Forscher überblicken, die, besonders in jüngster Zeit, Hervorragendes in der Physik geleistet haben. Der Verfasser dieses Aufsatzes kann nicht schließen, ohne die ernste Mahnung an das deutsche Volk zu richten, sich des geistigen Aktivums, das in dem Besitz bedeutender Männer enthalten ist, recht tief bewußt zu sein. Die Tätigkeit dieser Männer aber ist zur Verkümmerung verurteilt, wenn sich ihr Volk nicht bereit findet, für ihre Arbeit und nicht minder auch für die unendlich wichtige Arbeit der großen Schar ihrer Mitarbeiter die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen.

Digitized by Google

Robert Dohme †

Erinnerungen an Kaiser Friedrich

Mitgeteilt von

Dr. jur. et phil. Max Springer

(Schluß)

Am Tage nach unserer Unterredung ging der Allerhöchste Erlaß an den Hausminister mit der Weisung, denselben unverzüglich zur Ausführung zu bringen und zugleich dem Oberhofmarschall Abschrift desselben zugehen zu lassen, mit diesem sich über die Durchführung der Einzelheiten in Verbindung zu setzen und von den getanen Schritten dem Kaiser Bericht zu erstatten. Die Order enthielt zugleich die Ernennung des Oberhofmarschalls (Graf Radolinski), der beiden Adjunkten desselben, Hausmarschall (Freiherr v. Lyncker), Hofmarschall (H. v. Reischach), des Direktors im Oberhofmarschallamt, wie die neu zu schaffende Zentralbehörde genannt werden sollte (ich selbst), des Hofbaurats (Ihne). — Der Hausminister Graf Stolberg tat nichts; er ignorierte die Order und als dies auf die Dauer nicht ging, befriedigte er die beiden Kavaliere, indem er deren Ernennung ausfertigte; in den sachlichen Dingen geschah nichts. Der Kaiser fragte nach Wochen Radolin, wie weit man sei: Noch nicht angefangen, Majestät! Wiederholte Briefe des Kaisers, die schließlich teils herzliche Bitten, teils ein entschiedenes „Ich will" enthielten, blieben ohne Erfolg. Es ist wohl noch nicht vorgekommen, daß ein direkter Diener seines Herrn (wohlverstanden nicht etwa ein Staatsbeamter!) einfach die Aufträge nicht erfüllt, alles Mahnen vergeblich ist, und daß dieser Mann nicht abgesetzt wird zum mindesten. Aber die ganze Hofclique saß hinter ihm. Indem ich hier in diesem speziellen Falle das Treiben am Hofe des armen kranken Fürsten näher schildere, weil es mich angeht, zum guten Teil überhaupt um mich ging, muß ich hier ein Wort über die „Order" selbst, um die es sich handelte, sagen. Wäre der Inhalt derselben verwerflich gewesen, hätte er dem Dienste Nachteile gebracht, so wäre die Opposition des Hausministers gewiß berechtigt gewesen. — Es war allgemein bekannt (woher, weiß ich nicht, da ich geschwiegen), daß ich der Berater des Kaisers in diesen Dingen und Urheber der Order sei. Nun war Kaiser Friedrich noch kein Jahr verschieden, als mir der Hausminister Freiherr v. Lyncker eines Tages sagte: „Herr Geh. Rat Dohme, ich kann Ihnen etwas Sie besonders Interessierendes mitteilen! Wir kommen dazu, die sogenannte Order des Kaisers Friedrich in allen Stücken durchzuführen! Gewiß das beste Zeugnis für die Sache." Leider war aber der Geist, in dem die Order durchgeführt wurde, unter der neuen Regierung ein völlig anderer geworden. Kaiser Friedrich wollte durch Verbesserung der Beamtenqualität das Niveau der ganzen Verwaltung heben; jetzt strebt man, die Beamten so inferieur als irgend möglich zu stellen.

Digitized by Google

Am 22. März, dem Geburtstag des verstorbenen Kaisers Wilhelm, überraschte mich noch im Bett ein Handschreiben des Kaisers, welches mir meine Ernennung zum Direktor in dem neubegründeten Oberhofmarschallamte anzeigte und mich anwies, mich sofort an den Chef Graf Radolinski zu wenden. Derselbe war in großer Verlegenheit, da der Hausminister sich absolut weigerte. Unter diesen Umständen war es für mich ein großes Glück, daß die Majestäten die sofortige (es handelte sich ja in dieser Regierung eigentlich immer um ein Fertigstellen von heut auf morgen) bestmögliche Herstellung des Schlosses Charlottenburg befahlen und meiner Stellung entsprechend mir die Oberleitung übertrugen. Bald kam auch die Nachricht von dem beabsichtigten Besuch der Königin von England, für die der „Neue Flügel" ausgebaut werden mußte. So fand ich reichlich zu tun.

Der Ausbau von Charlottenburg mußte in spätestens drei Wochen fertig sein. Es galt unter anderem 33 Kamine, die zum Teil vermauert waren, neu einrichten, Wasserleitung und Klosett für die Königin schaffen, unglaublicher Verwahrlosung provisorisch ein Ende zu machen, so daß die Räume wenigstens oberflächlich einen fürstlichen und sauberen Eindruck machten. Tapeten, Anstriche usw. mußten erneuert werden.

In Berlin waren die erforderlichen Stoffe und Teppiche nicht zu haben, die Webereien verlangten sechs bis zehn Wochen Zeit. So blieb die Wahl, Paris oder London als Bezugsquelle wählen. Die Berliner Firmen standen alle nur mit Paris in Beziehung; alle bessere Ware der Möbelbranche war Pariser, nicht deutsches Fabrikat. In Übereinstimmung mit den Majestäten, ja auf Anregung der Kaiserin sollte der Ausbau den Versuch machen, die viel vorbildlichere englische moderne Produktion in Berlin einzuführen. Ich schrieb an das große Haus Collinson and Lock (Cate Jackson and Graham). Mr. Lock kam selbst und entfaltete eine außerordentliche Arbeitskraft. Ich legte ihm, der ein durchaus verständiger Mann und mir von früherem Aufenthalt in England wohlbekannt war, die Dinge dar. Wir nahmen aus Berlin, was hier zu haben war; nur wo Deutschland versagte, mußte London herhalten im Gesamtbetrage von etwa 85000 Mark. Schon gleich zu Anfang waren die Zeitungen und namentlich die sogenannten gouvernementalen Blätter voll von Verleumdungen; im Charlottenburger Schloß würden Hunderte von englischen Arbeitern beschäftigt. Die Provinzialzeitungen nahmen wie auf Befehl dies auf. Es kamen aus den Provinzen von Aristokraten, die der Person des Kaisers ergeben waren, an Radolin flehende Briefe, doch Korrektur eintreten zu lassen, das Ansehen der Majestäten leide schwer darunter. Ich bin mir bewußt, das Rechte getan zu haben. Noch weit über den Tod des Kaisers hinaus dauerten die Vorwürfe, daß wir — ich darf dies Wort gebrauchen, da in den Hofkreisen Fürst Radolin zumeist nur als der wohlwollende Chef, ich aber als sein böser Geist angesehen wurde, der der Kaiserin und ihren englisch-antideutschen Ideen mit Leib und Seele ergeben sei — damals ein unsinniges Geld verschwendet hätten. Und doch ist damals alles

Digitized by Google

in allem, nach Einrechnung aller Ausgaben nur 197000 Mark für die Einrichtung ausgegeben worden einschließlich der Kosten für die Herstellung der Wohnung der Königin von England. — Kaiser Wilhelm II. ließ 700000 Mark oder noch etwas mehr in zehn Wochen für die sehr provisorische rohe Einrichtung seiner Wohnung im Berliner Schloß und 450000 Mark für die provisorische Einrichtung des Neuen Palais ausgeben. Darüber redet niemand. Kaiser Wilhelm I. wandte auf seine Krönung in Königsberg, ich weiß nicht, ob eine halbe Million Taler oder Mark! Um aber ein richtiges Verständnis für die gemachten Ausgaben zu haben, müßte man wissen, in welchem wahrhaft trostlosen Zustand sich das Schloß Charlottenburg beim Beziehen durch den Kaiser Friedrich befand. Es ist damals nicht ein Groschen verschwendet, es ist vielmehr mit der altpreußischen, von Kaiser Wilhelm I. her uns im Blut steckenden Beschränkung gearbeitet worden. Das flüchtige Arbeiten bei großen Summen ist erst aufgekommen, seit unter Wilhelm II. die Leute, welche die Sachen nicht verstanden, nicht technisch vorgebildet waren, meine Nachfolger geworden. Da wird auf der einen Seite falsch gespart, auf der anderen voreilig verschwendet. Doch ich will nicht klagen, noch weniger anklagen, sondern Zeitgeschichte erzählen.

In den drei Wochen vor dem Kommen der Königin war ich allmorgendlich früh in Charlottenburg. Des Morgens traf ich oft die Kaiserin. Den Tag nach ihrer Reise in das posensche Überschwemmungsgebiet war sie in lebhafter Erregung. „Haben Sie die Zeitungen gelesen, die Ansprache der Gräfin X (sie nannte den Namen der Führerin der Deputation polnischer Aristokratinnen) und meine angebliche Antwort?“ — Die Zeitungen hatten erzählt, jene Dame habe eine französische Ansprache gehalten, worin Hoffnungen für Polen ausgedrückt gewesen seien; die Kaiserin habe in längerer zusagender Rede französisch geantwortet. Das Ganze war zu einer Demonstration gegen das Deutschtum aufgebauscht. — Sehr geschickt! Denn die Reise hatte einen großen Erfolg gehabt. Der kranke Kaiser konnte selbst nicht kommen, wo so bald nach seinem Regierungsantritt das Land von so seltener Kalamität heimgesucht worden war. So sandte er die Gemahlin, und es war ihm wirklich eine Herzensfreude zu denken, daß die Kaiserin an seiner Statt das schöne Vorrecht des Fürsten, Leidenden zu helfen, Not zu lindern, üben werde. Sie selbst erfaßte mit Begeisterung ihre Aufgabe. Und mit Begeisterung nahm man sie allerwärts auf. Dies erste Auftreten war nach allen Seiten hin gelungen; das paßte der Gegenpartei nicht. So erfand sie die Polenaffäre, die allerdings vortrefflich geeignet war, den Haß gegen die „Engländerin“ zu erregen. Ich selbst hatte mit Schrecken die Nachricht gelesen und antwortete denn auch der Kaiserin etwas verlegen: „Ja, Majestät, ich glaube den Vorgang nicht ganz übersehen zu können.“ „Erlogen ist er, erlogen!“ rief sie aus. „Erfunden, um den guten Eindruck der Reise zu vernichten.“ — „Ja, wollen Euer Majestät die Frage gestatten, die Gräfin X hat also keine französische Ansprache gehalten, war nicht die Führerin einer

Digitized by Google

Deputation der polnischen Adelsdamen im Gegensatz zu den anderen Empfangsdeputationen?" „Alles erlogen. Es gab selbstverständlich keine ‚polnische' Deputation; wie würde ich sie empfangen haben? Die Gräfin stand unter der Schar der übrigen Honoratioren. Ich selbst war es, die, nach dem offiziellen Empfange einzelne mir persönlich bekannte Personen begrüßend, auch der sehr schlecht deutschsprechenden Gräfin, als ich in ihre Nähe kam, die Hand reichte und sie anredete: Bonjour, chère comtesse, comment allez-vous? Worauf sie die übliche Antwort gab. Hieraus haben die sogenannten regierungsfreundlichen Blätter jenen Vorgang zusammengeschmiedet." — Ich sprach sehr ernst auf die Kaiserin ein, sagte ihr, daß die Presse imstande sei, ihr das Leben sehr zu erschweren — und man habe offenbar die Absicht, dies zu tun. Diesmal liege ja die Sache sehr einfach. Der älteste Kavalier ihrer Begleitung habe eben nur amtlich eine Richtigstellung in den Zeitungen zu veranlassen. — „Was wollen Sie," antwortete sie. „Ich soll das Opfer sein; mag ich mich wehren oder nicht! Ich bin des Kampfes müde und lasse die Dinge gehen. Ich müßte jeden Tag neu anfangen; dafür aber fehlt mir Mut und Kraft, zumal in der jetzigen Zeit, wo mir das höchste, was ich besitze, in täglicher Lebensgefahr ist." — Acht oder zehn Tage darauf erschien dann eine sehr lahme und wenig beachtete Berichtigung. Das Gift hatte reichlich Zeit gehabt zu wirken.

Mein Ernennungspatent, die Einwilligung des Hausministers zu der durch das Handschreiben des Kaisers vom 21. März 1888 doch schon perfekten Ernennung, war nicht zu erlangen. Fürst Radolin hatte die unangenehmsten Auseinandersetzungen mit dem Hausminister, der Kaiser hatte bereits befohlen, daß bis übermorgen die Sache perfekt sein solle — alles vergeblich. Täglich sah ich den kränker und schwächer werdenden Monarchen, den ich wirklich von Herzen liebte. Eines Nachmittags hatte Radolin ihm dreiviertel Stunden lang Vortrag gehalten beim Spazierengehen, nur über mich; R. setzte ihm auseinander, daß seine, des Kaisers, Ehre engagiert sei, er müsse jetzt durchdringen. (Dies erfuhr ich erst am folgenden Tag!) Ich sah nur, wie der Kaiser ermattet und schwitzend ins Schloß trat, sich im Erdgeschoß auf ein Sofa niederließ und mich heranwinkte. Radolin flüsterte mir im Abgehen zu: er ist ein kranker Mann, er hat leider keine Energie mehr. — Wir waren allein, der Kaiser und ich. Da ergriff ich denn das Wort zuerst und sagte: „Majestät, ich weiß, was soeben verhandelt worden, es ging um mich. Was ich Ihnen jetzt als Fortsetzung jener Unterhaltung sagen will, ist wahrlich keine Pression, keine egoistische Heuchelei, es ist der Ausfluß meiner Liebe zu Ihnen. Sie sind schwer krank, Gott gebe Ihnen Genesung, aber jetzt sind Ihre Kräfte sehr geschwächt, jetzt muß alles vermieden werden, was das kostbare Gut Ihrer Kraft dem Staate schwächt. Mehr als Sie mir gegeben haben, Ihr Wohlwollen, können mir äußere Ehren doch nicht geben; sterben Sie, jagt man mich sofort davon, um so schneller, je höher Sie mich stellen; leben Sie, so kommt eine Zeit, wo alles

Digitized by Google

nachgeholt werden kann: heut' aber muß der törichte Kampf „Dohme" oder „Hausminister" aufhören. Ich bitte, lassen Sie mich in Gnaden gehen; geben Sie mir meine Entlassung. Sie brauchen den Hausminister, mich, den kleineren Beamten, weniger." Der Kaiser sah mich wahrhaft erschreckt an. Dann schrieb er auf einen Zettel: Ich weiß ja, wie sehr ich von Intrigen und Gegnern umgeben bin, kann leider aber die Gewebe nicht immer durchschauen. Sie dürfen nicht fort! Ich verspreche Ihnen, ich führe durch, was ich mit Ihnen will. — Der Ärmste. Er konnte es nicht. Wochen vergingen wieder. Ich hatte Radolin, der rührend meine Partei ergriffen hatte, wiederholt vorgeschlagen, daß ich auf den Geh. Oberregierungsrat (Rat II. Klasse) gern verzichten wolle, mich gern mit der III. Klasse begnügen werde. Er wies das anfänglich mit Pathos von sich. Allein schließlich wurde dies doch der Ausweg. Ebenso verzichteten die Hofmarschälle und er selbst auf die ihnen zugedachte höhere Hofcharge. Radolin fuhr mit mir am Nachmittag nach Charlottenburg, der arme Kaiser war damals wieder besonders leidend, er lag im Nachthemd auf einer zum Bett hergerichteten Chaiselongue, mit einem Palmenfächer sich den Schweiß (der Schwäche) durch Fächeln kühlend. Wir setzten uns zu ihm, Radolin hielt seinen Vortrag. Ich hatte den Kaiser mehrere Tage nicht gesehen: er winkte mir deshalb beim Eintritt besonders herzlich zu. Während des Vortrags, der erst andere Dinge betraf, sah er mich wiederholt an, wie um meine Ansicht zu erforschen, so daß ich genötigt war, mehrmals heimlich zu nicken oder zu schütteln. Nun kam meine Angelegenheit. Radolin legte ihm in für mich sehr schmeichelhafter Weise meinen Verzicht auf die II. Ratklasse auseinander. Die Augen des Kaisers füllten sich mit Tränen, er sah fort, blickte zum Fenster hinaus, man sah deutlich, daß in seiner Seele schwere Kämpfe vor sich gingen. Der Ärmste. Gern hätte ich ihm mehr zum Opfer gebracht. Er tat mir in der Seele leid. So wie es hier verabredet, wurde dann die Sache am 24. Mai endlich perfekt.

In Charlottenburg sah ich den späteren Kaiser Wilhelm II. zum ersten Male. Er kam aus seines Vaters Zimmern, während die Kaiserin mit mir sprach. Als sie mich ihm vorstellte, reichte er mir nicht die Hand, sondern äußerte nur: „Es interessiert mich, den berühmten Dohme endlich kennen zu lernen." — Ich wußte, was meiner in einer leider ja nur zu nahen Zukunft wartete.

Nie werde ich den Eindruck vergessen des Bildes, welches sich mir an einem glühend heißen Mainachmittage bot. Ich stand am Fenster, blickte hinaus auf die Wiese im Park vor dem Schloß, den Kaiser, der draußen weilte, erwartend. Zu schwach schon, zu gehen, fuhr er in einem ganz niedrigen kleinen Gartenwagen. Der Ponny, der ihn zog, wurde von einem Stallknecht geführt. Dem matten, einen breiten Strohhut tragenden, in sich zusammengesunkenen Kaiser zur Seite General v. Winterfeldt mit der Vortragsmappe, dann stapfte der schwerfällig gleichgültige Schritt Mackenzies hinterher,

Digitized by Google

der in einem Buche las; zum Beschluß die Kaiserin mit einem Flügeladjutanten. Es war glühend heiß, selbst die beiden Windspiele Fly und Dandy ließen die Köpfe hängen, von ihren Zungen rann der Schweiß; so zog die traurige Karawane dahin, dem neuerrichteten Schutzzelt zu. Und das war sie, die Herrlichkeit dieser Welt, der höchststehende, so viel geliebte, so viel glänzende Hoffnungen weckende Mann. Ein Bild menschlichen Elends, wie es schmerzlicher nicht gedacht werden konnte.

Ich will hier nur noch hervorheben, mit welch ergreifender Hingabe der Kaiser, selbst in schwerster Krankheit schon, seine Pflicht zu tun bemüht war. Allein brach er oft zusammen, aber sobald es galt zu erscheinen, dann raffte er sich auf, konnte den Fernerstehenden noch in den letzten Maitagen ein annäherndes Bild des alten „Kronprinzen" geben. Ein Beispiel: Es war der 27. oder 28. Mai. Gegen Abend 6 Uhr wollte er mit der Kaiserin ausfahren. Aus seiner Wohnung im ersten Stock wurde er heruntergetragen, dann richtete er sich im unteren Vestibül auf, sprach durch Bewegungen mit diesem und jenem der dort Versammelten und schritt auf die Tür zu. Der Wagen fuhr vor: neugierig und teilnahmsvoll drängte sich vor den Gittern des Schlosses die Menge, die von früh bis abends dort versammelt war (es war eine Pilgerfahrt von Berlinern und Fremden geworden; man stand dort drei bis vier Stunden und länger). Die Flügeltüren des Vestibüls wurden geöffnet: In diesem Augenblick ging es wie ein elektrischer Schlag durch den Körper des Kaisers. Der Gebeugte richtete sich militärisch gerade auf. Die Kaiserin schritt voran, setzte sich in den Wagen, er folgte und angesichts des Publikums gab er dem Jäger ein paar Weisungen. Es war offenbar, er wollte den Teilnehmenden zeigen: ich kann mich noch mit dem Mund verständlich machen. Auf diesen Fahrten passierten gelegentlich furchtbare Dinge. Eines Tages verstopfte sich durch Schleimpartikelchen die Kanüle, man mußte in den Park von Bellevue einlenken, um dort die Kanüle zu entleeren. Allein der Kastellan war ausgegangen, der Pavillon verschlossen; so mußte der in Todesgefahr kommende Fürst in die Stube eines einfachen Arbeiters gebracht werden, wo die Operation vorgenommen wurde. Auf der Heimfahrt dasselbe noch einmal mitten im Ort Charlottenburg. Hier ließ man ihn seine offene Kalesche mit dem verschlossenen Wagen der ihm folgenden Prinzessinnen Töchter wechseln und nahm die Sache im Wagen vor!

So kam der 1. Juni heran, der Tag, welcher für die Übersiedelung des Hofes nach Potsdam bestimmt war. Mackenzie hatte sich in wachsendem Maße mit der Presse eingelassen. Als die Übersiedelung bestimmt war, erklärte er dem Oberhofmarschall, zwölf Karten zum Laisser passer für Journalisten zum Schloß Friedrichskron haben zu müssen. Auf 1½ Uhr hatte er dieselben dorthin bestellt und ihnen unmittelbar vor der Ankunft des Kaisers, zum Teil als er schon dort war, seine Gemächer in allen Details gezeigt. Ja noch am Todestage waren bei ihm Journalisten im Zimmer (von einem Dr. v. Rosenberg aus Wien weiß ich dies ausdrücklich!). Mit diesem Rosen-

Digitized by Google

berg ging M. unmittelbar nach dem Tode in das Sterbezimmer, zu dem er ja ungehindert Zutritt hatte. Und hier wurde R. noch vom neuen Kaiser gesehen und in nicht gerade liebenswürdiger Weise (wie begreiflich!) angesprochen.

Am 11. Juni erst kam ich wieder nach Potsdam und sah hier den Kaiser. Er war im Bett; als er hörte, daß ich da sei, ließ er mir sagen, ich solle warten, er wolle mich sprechen, er werde aufstehen. Es dauerte eine geraume Weile. Dann kam die Kaiserin. Tränenden Auges sagte sie mir, es gehe jetzt alles sehr langsam, er fühle sich außerordentlich schwach. Endlich wurden die beiden Türflügel geöffnet. Auf einen Stock gestützt, mit Sporenstiefeln und Militärhosen, oben der schwarzen, von Militärs oft im Hause getragenen Jacke trat der Kaiser ein. — Er war erschreckend verändert, abgemagert. In dem noch immer schönen, aber so mageren Gesicht herrschten jetzt die großen, nunmehr unnatürlich großen, seelenvollen, hellblauen Augen so unbedingt vor, daß man zuerst nur diese sah. Dies gab der Erscheinung etwas nahezu Überirdisches. In jenem Moment habe ich verstanden, wie der fromme Glaube auf die Vorstellung des Heiligenscheines kommen konnte. Es war, als strahlte in der Tat ein lichter Glanz um diesen Kopf. Er näherte sich seinem Reitsessel, allein der Jäger Becker mußte ihm das Bein über denselben heben, so schwach war er. Vor Wochen schon hatte ich ihm die „Grabschriften" als druckreif mit der Bitte um sein Imprimatur vorgelegt.

Es bedarf hier einiger Erklärung. Seit Jahrzehnten hatte der Kronprinz sich damit beschäftigt, für die Hohenzollerngruft im Neuen Dom für jedes einzelne Familienglied seines Hauses (auf Kenotaphien für die anderweit Bestatteten) Grabschriften zu verfassen. Dieselben gaben ganz kurz die Hauptdaten und Haupttaten an, sowie den Wahlspruch des Betreffenden. Fehlte ein solcher, so hatte der Prinz ihn aus Briefen oder sonstigen Schriftstücken gewählt. Für diese Arbeit waren Gelehrte und Archivbeamte seit langer Zeit beteiligt worden. Der Prinz selbst redigierte wiederholt um und ließ dann das Manuskript von Abschreibern herstellen. So sind zahlreiche Fehler und falsche Angaben in dasselbe gekommen. Als mir der Kaiser das Manuskript zum Druck übergab, hatte ich es natürlich so wie es vorlag, zu drucken. Nichtsdestoweniger erlaubte ich mir ohne Anfrage einige mir auffallende, handgreifliche Irrtümer zu beseitigen. Es lag im Grunde nicht viel an diesen Fehlern. Der Kaiser wollte die Arbeit nur durch den Druck in dem Stadium, in dem er sie hinterließ, fixieren. Bei längerem Leben sollten einzelne Exemplare des Druckes an Gelehrte usw. zur Revision, Korrektur, zu Änderungs- und Verbesserungsvorschlägen verteilt werden. Ich hatte ihm deshalb vorgeschlagen, 100 Stück drucken zu lassen. Die Korrektur mit der Bitte um das Imprimatur hatte ich ihm schon im Mai gesendet. Nun wollte er mir dieselbe persönlich zurückgeben. Ich hatte in einer eingelegten Notiz eine Übersetzung des Kaisers aus der Lobschrift Friedrichs des Großen auf den jungen Prinzen Heinrich wegen ungrammatischer Ausdrucksweise bemängelt

Digitized by Google

nnd andere Vorschläge für die Fassung gemacht. Diesen Zettel holte er hervor und zeigte ihn mir lächelnd. „Majestät müssen einem alten Redakteur dergleichen Pedanterien zu gut halten." Er stand mühselig auf, öffnete mit großer Mühe eine der eisernen Schatullen, in denen er seine Schriften usw. verwahrte, suchte das Original jenes Exzerptes heraus und sein Manuskript, legte dies mit meinem Zettel zusammen, legte dann beide Hände auf diese Papiere und übergab sie mir mit einem wehmütigen Lächeln, mir auf die Schulter klopfend und die Hand reichend. Es war unverkennbar ein Abschied; er wollte sagen, das lasse ich dir als Andenken an unseren Verkehr! Schwer habe ich es nachmals beklagt, ihm damals nicht die Hand geküßt, ihm gezeigt zu haben, was in meinem Herzen vorging. Er selbst war erschöpft; schwere Schweißtropfen rannen von seiner Stirn und mit beiden Armen stützte er in halber Ohnmacht den Kopf. Noch wollte er versuchen, über einzelnes zu reden, doch sah ich, daß er sich überanstrengte und bat um meine Entlassung. — Am 13. kam die Nachricht, daß es gegen das Ende gehe. Ich fuhr im Dienst nach Potsdam; kam spät abends heim, um am 14. wieder zurückzukehren.

Der 14. verging, ohne daß der Kaiser starb. Im Laufe des Tages fanden sich immer mehr bis dahin nicht gesehene Offiziere ein, die sich bereits als Herren benahmen und abends erklärten, nicht gehen zu wollen. Wenn ich mich recht entsinne, waren es 29, für die so gut es ging, Nachtquartier geschaffen werden mußte. Der Oberhofmarschall Radolin hatte kaum noch etwas zu sagen. Selbst dem künftigen Hofchef Liebenau war dies Treiben peinlich; er äußerte in meiner Gegenwart: Ich nehme die und die mit mir; es ist doch häßlich, wie sich hier alles breit macht und Verpflegung verlangt.

Spät abends schied ich, war mit dem ersten Zug am 15. wieder in Friedrichskron. Der Tod mußte heute eintreten. Er wurde von vielen sehnlichst erwartet. Man sah dies an den Gruppen von neuen Offizieren, die überall herumstanden; man fühlte eine Gewitterschwüle in der Luft. Die vollzählig versammelten Ärzte standen vor ihrem Konferenzzimmer in der Nordwestecke des Sandhofes beieinander durch Stunden, gemieden von jedem, der vom neuen Hof etwas erwartete. Auch mir gegenüber war das Betragen an diesem Morgen bereits sehr anders. Als ich zu Hausmarschall v. Lyncker kam, erteilte dieser den Hoffourieren die Weisung der neuen Gebieter: „Von diesem Augenblick an darf kein Arzt Korrespondenzen nach außen führen, noch viel weniger etwa ein Paket senden. Ganz besonders sind Mackenzie, Hovell, Krause zu überwachen. Sie instruieren die Lakaien dahin, daß sie jede Kommission ohne Widerspruch übernehmen, Ihnen aber davon Mitteilung machen; Sie selbst sind mir verantwortlich." (Es hieß damals, daß Mackenzie noch Memoiren des Kaisers fortschaffen wolle, doch glaube ich, daß es sich daneben um die Überwachung und Verhinderung etwaiger Zeitungsberichterstattungen handelte.) „Will einer der Ärzte das Schloß verlassen, so wird er verhaftet. Sie rufen dann sofort den Wachtoffizier." — Radolin, der

Digitized by Google

Tränen in den Augen hatte über die Rücksichtslosigkeit, mit der er behandelt wurde, fragte ich, ob denn das Testamentkodizill, welches die Erbschaft der Kaiserin enthalte, vor allem die Anweisung einer Summe für den Erwerb des von ihr gewünschten Landbesitzes, in sicheren Händen sei. „Nein, vor kurzem noch war die Sache nicht in Ordnung, bitte gehen Sie doch zu Seckendorff (beide Männer standen sich persönlich sehr schlecht) und fragen Sie ihn, wie es steht, bitten Sie ihn in meinem Namen, vom Hausminister das Schriftstück sich selbst übergeben zu lassen. Diesem hat es Friedberg ausgeliefert." Ich kam zu Seckendorff. Glücklicherweise aber hatte er bereits das Blatt auf seinem Schreibtisch. Anderenfalls wäre es zu spät gewesen. Wir plauderten noch zehn Minuten, wie eben alte Bekannte es vor großen Entscheidungen tun; Seckendorffs Stellung war im Grunde gesichert; daß ich beseitigt werden würde, durfte vorausgesetzt werden. Der sterbende Kaiser hatte mir zu wohl gewollt. Als ich aus Seckendorffs Wohnung im dritten Stock wieder in den Sandhof hinaustrat, zeigte dieser ein neues Bild, das mir sofort sagte: der edle Dulder habe ausgelitten. Die Gruppen der Offiziere waren noch stärker, es ging sehr lebhaft, wenn auch leise in ihnen her. Wie ausgeschieden von den anderen standen die Ärzte in ihrer Ecke; eben senkte sich die Königsflagge über dem Mitteltor der Communs. — Eine Welt war zugrunde gegangen! Meine Welt; mein Lebensalter hatte sein Anrecht auf die Weltregierung verloren. Ich selbst hatte nächst Vater und Gattin den verloren, der mir der heißest Geliebte war — und erst zehn Tage vorher war meine Mutter verschieden. Ihrer hatte der sterbende Kaiser noch in der Abschiedsstunde am 11. in rührender Teilnahme gedacht. Daß ich alles, was äußere Karriere war, verloren, war selbstverständlich; ich beklagte es dem Verlust des Herzens gegenüber nicht einmal: Nur das eine stand mir vor der Seele: Ihm treu und dienstbar bis zuletzt!! So ging ich zu Radolin, fragte, ob er Befehle habe. — Vorerst wußte er nichts. Es müsse alles ruhen, bis der neue Kaiser befehle. Da aber die Aufgaben für die Beisetzung sehr groß und ohne Aufschub zu erledigen waren, so schrieb ich sogleich die nötigen Depeschen wegen Sendung der Kroninsignien, des Materials für die Aufbahrung usw. Der Bote kam zurück: das Depeschenamt nehme vorerst nichts an. So war ich arbeitslos. Ich schritt deshalb über den großen Ehrenhof zu der Gruppe der Ärzte, um mich ihnen anzuschließen. Es war mir dies ein Herzensbedürfnis, Zeugnis abzulegen, daß diese Männer jedenfalls mit persönlicher Hingabe dem Verklärten gedient und die Mißachtung, der sie in diesen Stunden ausgesetzt waren, nicht verdient hatten. Mittlerweile hatten sich Abteilungen des Lehrbataillons im Laufschritt dem Schlosse genähert; nach einem vorher genau ausgearbeiteten Plan wurden rings um die Sockelterrasse desselben Posten mit scharfgeladenem Gewehr aufgestellt. Der Major v. Natzmer, der bisher einer der Eindringlinge gewesen, hatte im Moment des Todes sein Pferd zur Hand und jagte um das Schloß herum, Orders verteilend, die Posten revidierend. Plötzlich erschienen im Trab die Garde-

Digitized by Google

husaren außerhalb des Säulenganges der Communs, Abteilungen von ihnen legten sich vor alle äußeren Eingänge des Parkes. Das Schloß war militärisch hermetisch verschlossen. Die Ärzte hatten währenddessen beschlossen, um 3 Uhr die Sektion zu machen und zu derselben Virchow und Waldeyer einzuladen. Der Leibarzt, Generalarzt Dr. v. Wegner, hatte deshalb zwei Depeschen geschrieben und wollte sie ins Telegraphenamt tragen. Als er aber die Stufen der Terrasse herabschritt, rief ihm der hier stehende Posten ein „Zurück!" zu. Wegner wollte sich aufs Unterhandeln legen, nannte sich; vergeblich. Der Posten verlangte, daß er wieder auf die Terrasse gehe, da er ihn sonst verhaften werde. — Nach anderthalb oder zwei Stunden wurde verkündet, daß, wer das Schloß verlassen wolle, sich von Major v. Bissing (auch ein homo novus), Adjutant des bisherigen Kronprinzen, glaube ich, einen Geleitschein ausstellen lassen müsse. Telegramme durften nur mit dem Visum dieses Offiziers aufgegeben werden. — Wie verändert war der Hof: Die verehrungsvolle Würde, die liebevolle Teilnahme, das milde Regiment mit einem Wort machte dem Säbel Platz; man konnte sich mitten in Rußland glauben. Und wie schnell desertieren die unteren Leute, wenn sie sehen, daß der Wind sich dreht.

Die Beerdigung wurde mit vorher nie gekannter Hast ins Werk gesetzt. Freitag um 11 Uhr 10 Minuten erfolgte der letzte Atemzug: auf Montag früh 8 Uhr lautete der erste Befehl zur Beisetzung. (Die Stunde wurde später verschoben.) Man kleidete den Kaiser nicht in seine Uniform; nur einen Mantel legte man ihm um die Schultern. Sein Schwert und den Lorbeerkranz, den sie selbst einst dem Sieger von Wörth dargeboten, gab ihm die Liebe der Gattin in die Hand. Die Aufbahrung fand in der Jaspisgalerie von Friedrichskron statt. Ich hatte nach alter Hofsitte die Trauerdekoration desselben beginnen lassen; allein Anton v. Werner, der Geschmacksrat des neuen Kaisers, ließ diese herunterreißen, um eine Künstlerfestdekoration, momentane Augenblicksarrangements anbringen zu lassen. Ich darf dagegen nichts sagen: Geschmackssachen erlauben keinen Streit. Daß aber der Sarg mit der Leiche des Verklärten während der Arbeiten in diesem Raume wie eine Werkzeugkiste stand — das wäre besser unterblieben.

Es ist nicht meine Absicht, hier Klagen über persönliche Mißbehandlung durch den neuen Herren zu führen. Er kannte mich aus den Schilderungen der Feinde seiner Eltern und aus denen der letzteren selbst. Auf die ersteren gab er mehr. Meine Beseitigung war beschlossene Sache vom ersten Augenblick an, dementsprechend verfuhr man. Die Anstrengungen der letzten Tage, die Gemütsbewegungen der ganzen vergangenen Monate hatten mich sehr angegriffen, trotzdem wollte ich bei dem Toten meine Pflicht tun und auch bei der Beisetzungsfeier nicht fehlen. Wie leicht war es nach den Erfahrungen, die man erst vor drei Monaten nach dieser Richtung hin gemacht hatte, dieselbe wirklich kaiserlich zu gestalten. Keiner der an der bestimmenden Sitzung im Marmorpalais Beteiligten hat hierfür Verständnis gehabt — und ich war

Digitized by Google

nicht aufgefordert worden. So ging die Feier ziemlich unbedeutend, ohne die wünschenswerte Würde vorüber. Der Zug bewegte sich aus dem Hause, das auch des verstorbenen Kaisers Geburtshaus gewesen (in seinem Geburtszimmer wohnte Mackenzie!), die große Allee von Sanssouci bis zum Obelisken herunter, dann zum Brandenburger Tor und durch das grüne Gitter zur Kirche. Die Kaiserinwitwe war währenddessen mit ihren Töchtern in die stille Landkirche von Bornstädt gefahren, um dort an der Stelle, wo sie so oft gemeinsam Gottes Wort gehört, ihrem Schmerz im Gebet Ausdruck zu geben. Es drängte mich, als der Zug wieder in das Parktor von Sanssouci gegen die Friedenskirche hin einbog, zurückzueilen nach Friedrichskron. Ich wollte noch einen letzten ungestörten Blick auf die Räume in ihrer augenblicklichen Einrichtung werfen — im Sterbezimmer dem teuren Toten näher sein, als es in dieser offiziellen Menge möglich war; gleichzeitig aber wollte ich auch amtlich nach dem Rechten sehen (das ganze Hoflager siedelte nach Berlin über außer der Familie selbst), wollte hören, ob die Chefs oder der neue Kaiser oder die Kaiserin Friedrich Befehle hinterlassen. — Ich kam ins Schloß, niemand trat mir entgegen; ich durchschritt die Räume, überall die Unordnung, die nach einem Leichenaufbruch zurückzubleiben pflegt. Ich suchte überall nach Dienerschaft. — Das Schloß war tot, ausgestorben: es war ein unheimlicher Anblick. Das Dienervolk hatte in dem Bewußtsein, daß eine neue Zeit käme, einfach alles im Stich gelassen, hatte sich mittags 12 Uhr wahrscheinlich nach reichlichem Frühstück schlafen gelegt.

Unter diesen Umständen ging ich nicht ins Arbeits- und Schlafzimmer des Verstorbenen; bei dem neuen Geist, der jetzt den Hof beherrschte, wollte ich auch den Schein vermeiden, als habe ich ohne Zeugen Zutritt zu diesen Räumen gesucht. Aber ewig unvergeßlich wird mir der Eindruck, den das plötzlich so verödete Haus machte, bleiben! Am nächsten Morgen beim Ankleiden fiel ich plötzlich um; eine plötzliche nervöse Herzschwäche legte die Sorge für meine Gesundheit nunmehr in den Vordergrund unserer Interessen. Ein achtwöchentlicher Urlaub brachte mich wieder in Ordnung. Als ich mich zurückmeldete, erklärte mir der neue Oberhofmarschall v. Liebenau, der Kaiser habe meine Stellung aufgehoben; ich solle sagen, was nun mit mir werden solle. Auf meine Antwort, daß ich dies vom Kaiser zu erfahren wünsche, da er ja die Änderung eingeführt, wurde ich abgewiesen. Schließlich wurde ich vom 1. Januar 1889 an zur Disposition gestellt mit nur halbem Gehalt.

10. Februar 1892.

Der Tod Sir Morell Mackenzies führte gestern zu einer längeren Unterhaltung mit der Kaiserin, die mich noch immer wie einen alten Freund ihres Hauses betrachtet, welche sie heut fortsetzte. Ich hatte auf ihre Klagen um „den unglücklichen Mann", der gestorben im Grunde, weil er die schmachvolle Behandlung nicht habe überwinden können, geantwortet: daß ich Sir Morell von Haus aus für einen Ehrenmann hielt; nur habe er nicht die

Digitized by Google

Kraft gehabt, in der schwierigen Stellung, in die er geraten, nun auch seine Ehre rein zu bewahren. Darauf sagte sie mir, daß sie mir dann erzählen müsse, um was es sich gehandelt. Als der englische Arzt zuerst gekommen, hätten alle Berliner Ärzte vor der Operation, die sie doch für notwendig gefunden, gezittert und seien im Herzen froh und erleichtert gewesen, daß jener die Verantwortung auf sich genommen, die Operation zu hindern, von der Wegner, der Leibarzt, rund erklärt habe, daß der Kronprinz sie nicht überleben werde. Aber man habe in Hofkreisen den Satz aufgestellt, besser der Prinz stirbt in der Operation als langsam im Bett. Der jetzige Kaiser sagte zu seiner Mutter: „Wäre Papa doch bei Wörth gefallen (19 Jahre früher!), das wäre glücklich gewesen!" „Aber Wilhelm, rechnest du das Glück, was er die ganze Zeit über genossen, rechnest du mein, unser aller Glück so wenig?" „Nein, es wäre doch besser gewesen!" — Mackenzie habe von Anfang an versichert: „Heilen kann ich hier nichts, aber viel verhindern. Ich habe noch nie eine dauernde Hilfe von einer Operation in diesem Falle gesehen. Wir wissen zu wenig über die Natur des Krebses; trägt nicht vielleicht gerade das blutige Messer des Chirurgen den Krankheitsstoff auf gesunde Gewebe über? Wenn wir Glück haben, so lebt der Patient ohne zu große Störung noch fünf Jahre. Das scheint mir ein gewaltiger Gewinn." Als dann im Verlauf des Sommers immer mehr hervorgetreten, daß die bestimmte Partei den Prinzen in Berlin behalten und hier beschleunigt sterben lassen wollte, da habe Mackenzie ihnen beiden gesagt: er werde sie mit seiner ärztlichen Autorität schützen. Und das habe er getreulich getan.

Die Bedeutung der Wissenschaft für die deutsche Industrie

Von

Arnold Eucken

Es möge dahingestellt bleiben, ob eine ausgesprochen industrielle Entwicklung, wie wir sie bei uns seit Jahrzehnten erleben, für ein Volk, wie das deutsche, letzten Endes einen Segen bedeutet. Indessen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir gerade unter den heutigen Verhältnissen von dem einmal beschrittenen Wege der industriellen Entwicklung unmöglich abweichen können, im Gegenteil, daß wir ihn vorläufig unbedingt weiter verfolgen müssen, falls wir uns in der Welt gegenüber anderen Völkern behaupten wollen. Da andererseits gerade jetzt zahlreiche Hemmnisse (Schwierigkeiten der Rohstoffbeschaffung, Arbeiterfragen usw.) der Aufrechterhaltung und einem weiteren Ausbau mancher Industriezweige entgegenstehen, ist es erforderlich, die Betriebe so leistungsfähig wie irgend möglich zu gestalten. Vor allem gilt es, erheblich ökonomischer zu produzieren als früher, unter anderem

Digitized by Google

rückt daher die Erzeugung von Qualitätsware mehr in den Vordergrund als bisher.

Die Möglichkeit, den industriellen Betrieben die äußerste Leistungsfähigkeit zu verleihen, ist an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, die teils für eine bestimmte Gegend von Natur festgelegt sind (Verkehrsverhältnisse, Rohmaterialbeschaffung, Arbeitermaterial usw.), deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein aber zum Teil auch von einem freien Entschluß der Leitung des Betriebes abhängt. Eine dieser letzteren Bedingungen, die, wie es scheint, noch nicht von allen Seiten genügend gewürdigt wird, und auf die daher im folgenden näher eingegangen werden möge, ist eine enge Verbindung des industriellen Betriebes mit der Wissenschaft. Diese Verbindung wird hergestellt einerseits dadurch, daß der Betrieb von einem Teil der Angestellten eine vollwertige wissenschaftliche Ausbildung verlangt, andererseits — hierzu ist der ersterwähnte Punkt Vorbedingung — daß er den Fortschritt der Wissenschaft, soweit er für ihn irgend in Frage kommt, dauernd verfolgen läßt.

Ein unmittelbarer (etwa statistischer) Beweis für die Richtigkeit der Behauptung, daß eine enge Fühlungnahme der Industrie zur Wissenschaft ersterer zum größten Nutzen gereicht, läßt sich kaum erbringen. Man könnte ihn vielleicht darin erblicken, daß gerade diejenigen Industrien Deutschlands, die gegenüber denen des Auslands die größte Überlegenheit besaßen und noch besitzen (insbesondere die chemische, optische und elektrotechnische Industrie), von jeher auf wissenschaftlicher Grundlage gearbeitet haben. Überzeugender ist indessen vielleicht für den Zweifler die Tatsache, daß andere Länder, in denen man ehedem selbst in verhältnismäßig großen Betrieben keinen wissenschaftlich ausgebildeten Angestellten zu begegnen pflegte, sich in neuerer Zeit zu dem in Deutschland bewährten Grundsatz bekehren.

Von Interesse ist in diesem Zusammenhang eine in der Zeitschrift „Science" n. s. 54, 367; 1921) veröffentlichte Kundgebung amerikanischer Chemiker (Presidents address before the Kentucky Academy of Science, Lexington, May 14; 1921) über die Beziehungen des chemischen Hochschulunterrichts zur Industrie. Es heißt dort: „Man braucht nur die Fortschritte zu betrachten, die in vielen unserer führenden Industrien während der letzten 20 Jahre gemacht wurden, um die Bedeutung und den Nutzen der wissenschaftlich geschulten Angestellten in unseren Betrieben zu bemerken und schätzen zu lernen. Wohin wir nur blicken — Kohle und Leuchtgas, Farben, Explosivstoffe, Zellulose, Kautschuk, Zement, Töpfereiwaren, photographische Artikel, Nahrungsmittel usw., überall treten uns sofort die großen Erfolge entgegen, welche die Industrien in neuerer Zeit durch ihre wissenschaftlichen Mitarbeiter erzielt haben. In den letzten Jahren hat die Entwicklung der Methoden der Kriegführung in wissenschaftlicher Richtung die Vertreter der reinen und der angewandten Wissenschaften in einem Maße zusammengeführt, wie es vorher unmöglich schien; dies zeigt, daß eine Zusammen-

Digitized by Google

arbeit dieser beiden Gruppen auch in Zukunft mit bestem Erfolg durchführbar sein wird."

Die Schwierigkeiten, eine wirklich nutzbringende Verbindung zwischen der Industrie und der Wissenschaft herzustellen, sind indessen nicht zu unterschätzen; sie sind, wie aus der Kundgebung hervorgeht, in Amerika die gleichen wie bei uns. Einerseits ist der wissenschaftliche Forscher und Hochschullehrer nicht immer genügend mit den Bedürfnissen der Industrie vertraut, andererseits fehlt dem Industriellen häufig ein ausreichendes Verständnis für die Bedeutung einer wissenschaftlichen Ausbildung und wissenschaftlicher Forschungsergebnisse. Die Kluft kann und muß allmählich überbrückt werden, indem eine Generation herangezogen wird, deren Ausbildung von vornherein richtig eingestellt ist.

Auch für uns Deutsche sind die amerikanischen Gedanken über die zukünftige Ausbildung junger Chemiker von Interesse; denn bei einem Wettkampf zweier Industrien ist — ebenso wie bei dem Kampf zweier feindlichen Armeen — die Ausbildung des Einzelnen schließlich einer der wichtigsten Faktoren.

Die Grundforderung für die zukünftige Ausbildung der amerikanischen Chemiker besteht in der Schaffung einer möglichst breiten Grundlage; insbesondere ist Wert zu legen auf die Entwicklung allgemeiner Fähigkeiten: Beobachtungsgabe, logisches Denken, geistige Beweglichkeit (imagination). Der gegenwärtigen Gefahr der extremen Spezialisierung muß mit aller Kraft entgegengewirkt werden. „Eine Kenntnis der Grundlagen und der Grundgesetze sowie die Fähigkeit, dieselben praktisch anzuwenden, ist für den Studierenden von viel größerem Werte als der Besitz einer endlosen Reihe von Einzelkenntnissen," heißt es dort. Erfreuliche Anfänge, die Ausbildung in dieser Richtung zu lenken, sind bereits zu verzeichnen. In den neueren Lehrbüchern und auch den Vorlesungen tritt die rein beschreibende Behandlung des Stoffes immer mehr zurück. Interessant ist, „daß eine unserer hervorragendsten östlichen Universitäten absichtlich solche Gegenstände, wie Wasseranalyse, selbst in solchen Kursen wegläßt, die speziell von Chemikern verlangt werden, indem sie geltend macht, daß die so gesparte Zeit besser anderen Gegenständen gewidmet wird, wie beispielsweise einer Anleitung zum Gebrauch einer chemischen Bibliothek. Zweifelsohne würdigen viele unserer Akademiker die Tatsache nicht voll, daß eine Hauptquelle des chemischen Wissens die chemische Literatur ist. Sie sind daher keineswegs vertraut mit den Methoden ihrer Benutzung, wozu allerdings die Fähigkeit, die französische und deutsche Literatur zu lesen, und ein obligatorischer Kursus in chemischer Literatur, wie er jetzt an der Universität Pittsburg abgehalten wird, erforderlich ist."

Noch sind die Amerikaner übrigens von der Verwirklichung einer guten wissenschaftlichen Ausbildung ziemlich weit entfernt. In der Kundgebung werden folgende Klagen laut: „In den Mittelschulen (Secondary schools) wird der Verstand nicht genügend ausgebildet, was für den Wissenschaftler so notwendig ist, sondern man sucht das Gedächtnis zu entwickeln. Ferner

Digitized by Google

wird die Wißbegierde der jungen Leute abgestumpft, obgleich diese Eigenschaft und die überaus wichtige Einbildungskraft Hand in Hand gehen. Auf der Universität (college) wird oft die Ausbildung des Gedächtnisses fortgesetzt, anstatt der Entwicklung verstandesmäßiger Fähigkeiten. Der Student verläßt sich unbedingt und blind auf sein Lehrbuch; ohne dieses ist er verloren. Er ist unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen und antwortet auf eine Verstandesfrage: Das steht nicht im Lehrbuch."

Neben einer von rein wissenschaftlichem Geist geleiteten Ausbildung an der Universität ist aber schon während der Studienzeit eine gewisse Fühlungnahme mit der Praxis durchaus erwünscht. (Nach meinen persönlichen Erfahrungen besteht der Hauptgewinn bei einer praktischen Tätigkeit während der Studienzeit darin, daß die Studierenden sich selbst überzeugen, wie und wozu sie die vorwiegend theoretischen Kenntnisse, die sie sich auf der Hochschule erwerben, später einmal brauchen können. Dieses psychologische Moment ist nicht zu unterschätzen.) Bei einigen Hochschulen (Universität Cincinnati und Institut für Technologie des Staates Massachusetts) genießen einzelne Studierende direkt eine doppelte Ausbildung (sogenannte cooperative courses), derart, daß der Studierende sich die Theorie auf der Hochschule, die praktische Erfahrung und Übung in der Handhabung technischer Apparate in irgendeinem industriellen Betriebe aneignet. Die Gesamtdauer dieser Ausbildung beträgt fünf Jahre (ist also erheblich länger als bei den deutschen Chemikern, die bisher während ihres Studiums überhaupt noch nicht praktisch arbeiten) und soll zu guten Erfolgen geführt haben; allerdings werden zu ihnen nur begabtere Studierende zugelassen. Eine Reihe größerer Firmen (z. B. die Standard Oil Company) stellt während der Sommerferien Studierende in ihre Betriebe gegen Bezahlung ein. Da die Studierenden im allgemeinen nicht viel leisten können, bedeutet diese Anstellung für die Firmen zunächst ein gewisses Opfer, das sich erst später bezahlt macht. Für die Studierenden bringt eine derartige Anstellung indessen nicht nur eine Vervollständigung ihrer Ausbildung mit sich, sondern auch eine nicht zu unterschätzende finanzielle Unterstützung, mit deren Hilfe es angeblich manchen überhaupt erst ermöglicht wird, das Studium zu beenden.

Wie es scheint, ist die wirtschaftliche Lage zahlreicher Familien gegenwärtig in Amerika derart, daß nur ein Teil der Studierenden imstande ist, die Kosten des Studiums von sich aus zu bestreiten. Da sich bei uns die Verhältnisse ähnlich zu gestalten im Begriff sind, ist folgende Anregung von Interesse: Industrieverbände oder einzelne Firmen stiften Stipendien, die einer Anzahl von Studierenden die Durchführung ihres Studiums ermöglichen. Diese Stipendien sind im allgemeinen mit der Bedingung der Ausführung einer wissenschaftlichen Untersuchung (etwa der Doktorarbeit) verknüpft, deren Thema entweder von dem Studierenden bzw. dessen Lehrer frei gewählt werden kann oder von dem industriellen Unternehmen vorgeschrieben wird. In letzterem Falle sind einige wichtige einschrän-

Digitized by Google

kende Bestimmungen erforderlich: das Ergebnis darf keinesfalls Eigentum der Firma bleiben, sondern muß mindestens zwei Jahre nach Beendigung der Arbeit veröffentlicht werden; die Bearbeitung speziellerer technischer Fragen muß unbedingt mit einer auf breitester Grundlage beruhenden theoretischen Ausbildung verknüpft sein; der Stipendieninhaber darf keinesfalls kontraktlich an die betreffende Firma gebunden sein usw.

Die Notwendigkeit, die Unterrichts- und Forschungsinstitute durch Mittel zur Beschaffung von Apparaten usw. weitgehend zu unterstützen, wird in Amerika ebenso empfunden wie bei uns. Größere Organisationen, die speziell dieses Ziel verfolgen, scheinen sich dort noch nicht gebildet zu haben.

Schließlich geht die Kundgebung auch auf das Verhältnis der Person des Forschers und Universitätslehrers gegenüber der Industrie ein, das ja für eine innige Zusammenarbeit zwischen Industrie und Wissenschaft von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Gefahr, daß Forschung und Wissenschaft ihrerseits nicht genügend Fühlung mit der Praxis besitzen, ist nicht hinwegzuleugnen, indessen stehen einer engeren Verbindung eines Hochschullehrers und Forschers mit industriellen Unternehmungen gewisse Schwierigkeiten im Wege. Einerseits müssen die Ergebnisse einer gemeinschaftlichen Untersuchung, entgegen der sonstigen wissenschaftlichen Gepflogenheit, im Interesse der Firma eine Zeitlang geheimgehalten werden, andererseits darf ein für Unterricht und Forschung bestimmtes Institut keinesfalls eine Art Zweigunternehmen einer bestimmten Firma werden. Trotz der Notwendigkeit, in dieser Hinsicht irgendwelche Schritte zu tun, scheinen in Amerika noch keine praktisch brauchbaren Vorschläge gemacht zu sein, die diesen Schwierigkeiten gerecht werden.

In vollkommenem Einklang mit der geschilderten Kundgebung steht eine Entschließung (vom Mai 1919) einer Kommission des größten chemischen Verbandes Nordamerikas, der American Chemical Society, aus der folgende Punkte hervorgehoben seien:

a) Die Hauptaufgabe der Universitäten gegenüber der chemischen Industrie besteht in der Ausbildung einer ausreichenden Anzahl junger Chemiker auf breitester Grundlage derart, daß der Studierende die chemischen Grundsätze vollständig beherrschen lernt und sich eine ausreichende Fertigkeit in der Ausführung selbständiger Untersuchungen aneignet.

b) Die Schaffung der oben erwähnten industriellen Stipendien wird befürwortet, doch ist dafür Sorge zu tragen, daß weder der Studierende noch das Untersuchungslaboratorium in Abhängigkeit von einer einzelnen Firma gerät.

c) Da gegenwärtig zahlreiche Forscher aus finanziellen Gründen in industrielle Betriebe abwandern, werden für die Ausbildung der nächsten Chemikergeneration höchstwahrscheinlich nur Kräfte zweiten Ranges zur Verfügung stehen, es sei denn, daß die Gehälter der Hochschullehrer beträchtlich erhöht werden (zu beachten ist hierbei, daß die Universitätslehrer in Amerika bisher

Digitized by Google

in vielen Fällen trotz eines relativ bescheidenen Gehaltes nicht lebenslänglich angestellt und daher auch nicht pensionsberechtigt sind).

Es ist hier nicht der Platz, zu erörtern, ob und wieweit die amerikanischen Vorschläge im einzelnen für Deutschland geeignet sind. Die Tatsache allein, daß die amerikanische chemische Industrie sich seit einiger Zeit entgegen ihrer früheren Gewohnheit zu einer engen Fühlungnahme mit der Wissenschaft entschlossen hat, verdient die Aufmerksamkeit sämtlicher beteiligter Kreise Deutschlands. Vielleicht trägt eine Kenntnis dieser Vorgänge innerhalb der Industrie Amerikas dazu bei, daß einzelne unserer industriellen Führer, die bisher eine Ausbildung im wissenschaftlichen Sinne und ein Hand-in-Hand-Gehen mit der Forschung noch abgelehnt haben, ihren Standpunkt noch rechtzeitig einer Revision unterwerfen, ehe die amerikanische Konkurrenz sich einen mehr oder weniger großen Vorsprung gesichert hat.

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges[1])

Von

Generalmajor Freiherr v. Dalwigk (Weimar)

Dem dritten Bande von Stegemanns schnell volkstümlich gewordenem Buche über den Weltkrieg ist nun, nach abermals zweijähriger Pause, der letzte Band gefolgt. Er ist mit Rücksicht auf die fast überwältigende Fülle des Stoffs weit stärker ausgefallen als seine Vorgänger, denn er umfaßt 703 Seiten.

Die Darstellung beginnt mit der Schlacht von Verdun, greift aber zum Teil, besonders in der Schilderung der italienischen Kämpfe, bis zum Mai 1915 zurück und führt die Geschichte des Krieges auf allen Kriegsschauplätzen bis zum Ende durch.

Zustatten kam dem Verfasser, daß die Kriegsliteratur, nicht mehr durch Zensur und andere Rücksichten eingeschränkt, inzwischen gewaltig angewachsen war, daß gerade die hauptsächlichsten Führer im Weltkriege, besonders auf deutscher Seite, ungewöhnlich früh ihre Erinnerungen veröffentlicht hatten. Andererseits war es schwer, bei den zahlreichen Widersprüchen zwischen den einzelnen Darstellungen die geschichtliche Wahrheit einwandfrei herauszuschälen.

Es lag dem populären Schriftsteller Stegemann wohl fern, historische Kritik im strengsten Sinne des Wortes zu üben; das würde auch die Lesbarkeit des umfangreichen Werkes wesentlich beeinträchtigt haben. Aber manchmal bedauert man doch, daß ein Urteil gegeben wird, ohne daß das „Für und Wider" gegeneinander abgeschätzt oder daß wenigstens die Quelle angegeben worden ist, auf die der Verfasser sich stützt. Indessen glaube ich, daß Stegemann für die Mehrzahl seiner Leser das Richtige getroffen hat.

Die Sprache ist wie in den anderen Bänden fließend, ja glänzend, wenn auch manche Wiederholungen, besonders in den Wetterschilderungen, etwas ermüden.

Mir scheint, der Verfasser hat die strategische Lage der Mittelmächte, insbesondere den Plan Falkenhayns, einen großen Angriff auf Verdun zu führen, nicht ganz richtig

[1]) Vierter (letzter) Band. Mit zwei farbigen Kriegskarten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

aufgefaßt. Ich für meine Person glaube nicht, daß die Oberste Heeresleitung 1916 die Entscheidung im Osten hätte suchen müssen. Dazu reichten die Kräfte, die von anderen Kriegsschauplätzen herbeigeführt werden konnten, einmal nicht aus, andererseits konnte nur ein starker Angriff im Westen die sicher bevorstehende Frühjahrsoffensive der Franzosen und Engländer ganz oder teilweise entkräften. Auch schien es gewagt, die schon jetzt weit von der Heimatgrenze entfernte Ostfront noch weiter ins Uferlose zu führen. Trat dann im Westen eine Krisis ein, dann kamen alle aus dem Osten herbeigeführten Verstärkungen zu spät. Auch die Wahl des Angriffspunktes, gerade gegen eine der stärksten Stellen der feindlichen Front, gegen alle strategischen Grundsätze, findet bei den meisten Autoritäten volle Billigung, nur in der Ausführung wurden offensichtlich Fehler begangen, und vor allem wurde die Operation nicht rechtzeitig abgebrochen. Wenn ich mich hiermit nicht einverstanden erklären kann, muß ich um so mehr die glänzende Schilderung des Eindrucks anerkennen, den die deutschen Erfolge vor Verdun auf die Franzosen machten:

„Verdun wurde zum Symbol französischer Widerstandskraft, und die Behauptung der Festung in den Augen der Alliierten und der Neutralen zu einer Lebensfrage Frankreichs und zu einem Prüfstein für die innere Festigkeit der Entente. Damit wuchs die Bedeutung der Schlacht ins Übersinnliche. Die französische Heeresleitung schöpfte aus dieser Symbolisierung der Schlacht ungeahnte Kräfte. Die ganze Nation zitterte um Verdun und handelte danach."

Mit Recht stellt Stegemann es als Fehler hin, daß ungefähr gleichzeitig bei Verdun und im Südosten Tirols angegriffen wurde, besonders weil durch letztere Offensive die österreichische Schutzmauer in Galizien und den Karpathen geschwächt wurde. Als dann der Russe am Stochod seinen gewaltigen Vorstoß machte, schwankte die Ostfront so stark, daß nicht nur Hötzendorfs Angriff in Südtirol abgebrochen werden, sondern auch die deutsche Westfront Hilfe schicken mußte. Man setze aber den Fall, Hötzendorfs überschüssige Kräfte in Südtirol wären Schulter an Schulter mit den Deutschen vor Verdun eingesetzt worden. Es hätte dann leicht geschehen können, daß Cadorna schon in der sechsten Isonzoschlacht die österreichische Front durchbrochen hätte. Der Niederbruch Österreichs hätte aber auch den glänzendsten Sieg bei Verdun nutzlos gemacht. Die Strategie ist und bleibt immer ein System der Aushilfen.

Verfasser führt uns dann durch die große Offensive der Russen im Frühjahr 1916. Wir erfahren, was nicht allgemein bekannt sein dürfte, daß damals 1 100 000 Deutsche und Österreicher eine Front von 1100 Kilometer gegen 2 200 000 Russen verteidigten. Daß trotz dieser zahlenmäßigen Unterlegenheit der lebendige Wall im Osten nach anfänglichen Rückschlägen und unter Preisgabe verhältnismäßig geringer Geländestrecken nicht zusammenbrach, ist eine kriegerische Leistung ersten Ranges, besonders der deutschen Truppen.

Aber die anfänglichen Erfolge Brussilows riefen einen neuen Gegner auf den Plan: den Rumänen. Dadurch erschien die Lage der Mittelmächte noch ernster als vorher, zumal der bisherige deutsche Chef des Generalstabs nur geringe Streitkräfte zur Bekämpfung dieser neuen Gefahr bereitgestellt hatte. Da berief Kaiser Wilhelm II., der Stimme der öffentlichen Meinung folgend, das Doppelgestirn Hindenburg-Ludendorff in die Oberste Heeresleitung. Grenzenloses Vertrauen kam ihnen entgegen und das war nötig.

„Das Unglaubliche geschah," sagt Stegemann, „der Deutsche, der kaum noch zur Abwehr kräftig schien und schon unter dem Drucke der immer mehr erstarkenden Weltkoalition zu erliegen schien, ballte neue Armeen, entwarf neue Feldzugspläne und griff im Bund mit den von ihm geführten Österreichern, Ungarn, Türken und Bulgaren den neuen Feind von allen Seiten an, während an den alten Fronten Hieb auf Hieb auf seinen breiten Schild und Österreichs schmale Tartsche niederging."

Die Ereignisse des glänzenden rumänischen Feldzuges sind durch die Werke von Falkenhayn und Olberg hinreichend bekannt. Dennoch wird man sie in der geschickten

Digitized by Google

Darstellung Stegemanns gerne noch einmal lesen. Es war ein tragisches Geschick, daß der in jeder Beziehung vorbildlich angesetzte Doppelangriff nicht zur Vernichtung der Rumänen führte, weil man die ungünstigen Geländeverhältnisse und das Wetter nur allzusehr in Rechnung stellen mußte. Dennoch kann man die Schlacht bei Hermannstadt als ein kleines Tannenberg bezeichnen.

Besonders interessant ist der Abschnitt über den Seekrieg und den diplomatischen Kampf Deutschlands mit den Vereinigten Staaten (S. 251—309). Man kann den ruhig wägenden Urteilen des Verfassers, auch in bezug auf den U-Bootkrieg, fast durchweg zustimmen. Bethmann Hollwegs schwächliche Politik ist meines Erachtens durchaus treffend geschildert. Die Marine wird mit Genugtuung die schöne Schilderung der Seeschlacht am Skagerrak lesen.

„Die Deutschen," sagt Stegemann, „schieden aus der Schlacht, die sie mit brennendem Herzen gesucht hatten, mit dem Gefühl der Überlegenheit im Kampfe von Schiff zu Schiff und von Mann zu Mann."

Wertvoll für uns ist eine Äußerung des Verfassers über das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916. Er sagt:

„Das Scheitern dieses Versuches, den Krieg vor Beginn des Jahres 1917 zu beenden, ist nicht nur Deutschland und seinen Verbündeten, sondern auch der Entente und nicht zuletzt den neutralen Mächten verhängnisvoll geworden... Wurde der Krieg fortgesetzt, Deutschland von seinen Gegnern als Erzfeind der Menschheit behandelt und zum Kampf bis zum Untergang gezwungen, so rief man zerstörende Kräfte zu Hilfe, über die man die Herrschaft verlor, ehe sie ihr Werk getan hatten. Daß dies verkannt und diese Erwägungen der Niederwerfung Deutschlands und der Zertrümmerung Mitteleuropas nachgesetzt wurden, ist die geschichtliche Schuld der Westmächte, und diese Schuld an der Fortsetzung des Krieges wiegt schwerer als die Schuld an der Entfesselung des Krieges, wem man diese Schuld auch zuschreiben und wie man sie auch auf die kriegführenden Großmächte verteilen mag." Ich kann die folgenden Abschnitte nur kurz ihrem Inhalte nach anführen: der Rückzug der Deutschen in die Siegfriedstellung, der Feldzug im Westen im Jahre 1917, der für die Entente in blutigen Enttäuschungen endete, der Kampf um den Frieden im Jahre 1917, in dem die Sixtus von Parma-Affäre genau geschildert wird, der Feldzug im Osten vom 29. August 1916 bis 23. November 1917, in dem der wichtigste Abschnitt der „Sturz des Zaren" ist. Doch halt, wir müssen notieren, wie Stegemann über die Friedensresolution des Reichstages vom 19. Juli denkt. „Sie wirkte," sagt er, „besänftigend auf die Linke, verstimmend auf die Rechte, versöhnend auf die neutrale Welt, aber festigend auf die alliierten Mächte, die neuen Mut faßten, die im Schoße ihrer Völker sich regenden pazifistischen Bestrebungen kraftvoll unterdrückten und nun die päpstliche Vermittlung höflich von der Schwelle wiesen, um den Krieg bis zur Erreichung ihrer sattsam bekannten Ziele fortzusetzen und Deutschland in Stücke zu zerreißen."

Ein besonderer Abschnitt faßt den ganzen Feldzug in Italien vom 22. Mai 1915 bis zum 30. Dezember 1917 zusammen, was den Überblick sehr erleichtert. Mit freudigem Stolz lesen wir von der deutsch-österreichischen Offensive im Herbst 1917, von der man in Deutschland, wo man an überraschende Erfolge gewöhnt war, die Vernichtung der italienischen Armee erhoffte. Als sich dann auch dieser Vorstoß am Monte Grappo festlief, war man sehr enttäuscht und ahnte nicht, daß die anfänglichen Angriffsziele weit überschritten waren, und die Westfront dringend frische Bataillone brauchte.

Die Darstellung wendet sich dann wieder der Westfront zu, um in der Folge den Frieden von Brest-Litowsk, die Unterwerfung Rumäniens und die weitere Ausdehnung unserer Front im Osten zu schildern.

Wir kommen zum Schlußakt des furchtbaren Dramas von Deutschlands Niederlagen. Er beginnt mit der Veröffentlichung der berüchtigten 14 Punkte Wilsons, die uns eine vernichtende diplomatische Niederlage beibrachten. Vergessen wir nicht, daß

Digitized by Google

Wilson im Nachwort ausdrücklich erklärt, daß er nicht auf die Schwächung Deutschlands ausgehe, daß er das Reich nicht zu einem Wechsel seiner Einrichtungen veranlassen wolle, sondern daß er nur Deutschlands Vorherrschaft bekämpfe. Wie stimmt hierzu seine spätere Handlungsweise, wie stimmen dazu seine Noten vom 12. und 23. Oktober 1918 (S. 653)? Stegemann bezeichnet diese beiden Noten als den größten Eingriff von außen, der je einem Volke angesonnen wurde.

Die Darstellung der letzten großen Offensive 1918 muß jeden, der Sinn für Heldengröße hat, mit tiefster Bewunderung der Taten unseres Heeres erfüllen. Sehr klar und logisch aufgebaut ist der Abschnitt: „Der Zwang zum Angriff im Westen". Auch kann man Stegemann vollkommen zustimmen, wenn er den am 30. Mai gefaßten Entschluß, den Stoß gegen die Marne fortzusetzen, statt gegen Calais vorzugehen, als die Krisis des Angriffsfeldzuges bezeichnet.

Mit einem Gefühl tiefster Trauer sehen wir die Wagschale zugunsten des Feindes immer mehr sinken, lesen wir von den heldenhaften Nachhutkämpfen der alten, ruhmreichen Armee. Und wir stimmen Stegemann aus vollem Herzen zu, wenn er schreibt:

„So bleibt dem deutschen Heere der Ruhm, unter den schwierigsten Umständen, vor sich den Feind, hinter sich die Revolution, von den Bundesgenossen verlassen, aber sich selbst getreu und seiner unsterblichen Taten eingedenk, bis zum letzten Augenblick gefochten zu haben, ohne die Grenzen des Vaterlandes zu öffnen. Die Kriegsgeschichte wird ihm, ob Deutschland auch den Krieg verlor, zu allen Zeiten und vor allen anderen Armeen den Lorbeer reichen!" (S. 660).

Diese Worte eines neutralen Schriftstellers werden uns in unserem tiefen nationalen Elend ein Trost sein.

So reiht sich der 4. Band würdig an seine drei Vorgänger, und der Verfasser kann voll Befriedigung auf sein vollendetes Werk blicken mit den Worten Huttens, die er selbst in seinem Vorwort anführt: „Ich hab's gewagt mit Sinnen und trag des noch kein' Reu'."

Die beiden beigefügten Kartenskizzen tragen wesentlich zum Verständnis des Inhalts bei.

Literarische Berichte

Im Bannkreis von Nauen. Die Eroberung der Erde durch die drahtlose Telegraphie. Von Artur Fürst. Mit 216 Abbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Halbleinen geb. M. 75.—.

Es war ein glücklicher Gedanke, ein Gebiet, von dem alles hört und spricht, das aber fast niemand genauer kennt, umfassend und allgemein verständlich darzustellen. — Das Werk zerfällt in zwei Teile, einen ersten, der die wissenschaftlichen Grundlagen und die technischen Einrichtungen der drahtlosen Nachrichtenübertragung behandelt, und einen zweiten, der ihre Anwendungen schildert. — Wer die früheren Arbeiten von Artur Fürst kennt, der wußte im voraus, daß es ihm auch bei seinem neuesten Versuch gelingen mußte, wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit gewandter, gemeinverständlicher und fesselnder Darstellung zu vereinigen. Und so entstand ein Werk, das im besten Sinne geeignet ist, das Verständnis für technische Leistungen zu verbreiten und gleichzeitig zu vertiefen. Namentlich weise ich in dieser Beziehung auf die spannenden Schilderungen des zweiten Teils der Arbeit hin; der erste dürfte bei einer Neuauflage wohl hier und da Kürzungen vertragen. Unterstützt wird die Darstellung durch eine große Zahl guter Abbildungen. Da auch die Ausstattung und das äußere Gewand des stattlichen Bandes vorzüglich sind, so kann ich die Arbeit weitesten Kreisen der Erwachsenen sowie der reiferen Jugend angelegentlich empfehlen. R. Weyrauch.

Italienfahrt. Briefe an die Braut 1859/60. Von Ernst Haeckel. Leipzig, K. F. Koehler. Halbleinenband M. 40.—.

Mit jugendlicher Begeisterung und fesselnder Darstellungsgabe schildert Ernst Haeckel die Erlebnisse seiner italienischen Studienreise. Fast wäre sie ihm zum Verhängnis geworden, denn seine Rei-

Digitized by Google

gung zur Landschaftsmalerei läßt ihn schwankend werden, ob er den Naturforscherberuf wirklich ergreifen soll. Zum Glück beschert ihm der Hafen von Messina so reiches Arbeitsmaterial, daß er sein bahnbrechendes Werk über die Radiolarien vorbereiten und damit seiner wahren Begabung die Wege öffnen kann. In den klugen Bemerkungen über Menschen, Kunst, Natur und Religion findet sich schon der spätere Haeckel angedeutet, dessen sich immer mehr festigende Weltanschauung man in diesen Blättern verfolgen kann. Man ist dem Herausgeber Prof. Heinrich Schmidt zu herzlichem Danke verpflichtet, denn die Briefe zeigen einen Menschen von seltener Lebenskraft, bestrebt, das Wahre zu suchen und Freiheit des Handelns und Glaubens zu erringen. Sp.

Helmolts Weltgeschichte. Unter Mitarbeit namhafter Fachgelehrter herausgegeben von Dr. Armin Tille. Zweite neubearbeitete und vermehrte Auflage. Achter Band: Westeuropa seit 1859. Neunter Band: Amerika und Australien. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Das große Geschichtswerk, dessen Gesamtanlage und Bedeutung wiederholt an dieser Stelle gewürdigt wurde, gelangt in den vorliegenden beiden Bänden zum Abschluß. Der achte Band enthält im wesentlichen die Geschichte Westeuropas seit 1859 und damit auch, was hervorgehoben werden mag, diejenige des Weltkrieges. Der neunte Band gibt die Geschichte Amerikas, Australiens und Ozeaniens. Entsprechend der Anlage des Werkes begnügt man sich nicht mit einer einfachen Geschichtserzählung, vielmehr werden die Bedeutung einzelner geographischer Gebiete und einzelner Kulturbewegungen für das Weltgeschehen in besonderen Aufsätzen eingehend dargestellt und so die äußeren Vorgänge der Geschichte in Zusammenhang mit ihren tiefsten Grundlagen gebracht. Hier ist insbesondere der Abschnitt über die geschichtliche Bedeutung des Atlantischen Ozeans, des Stillen Ozeans und über das abendländische Christentum seit der Reformation hervorzuheben. Ganz besonders verdient wegen der Schwierigkeit des Stoffes der Schlußband Lob. Die Vorzüge des Werkes zeigen sich noch einmal in vollem Maße bei diesem besonders schwierigen und spröden Stoffe. Es tritt dies um so mehr hervor, als die geschichtliche Urteilsfällung, besonders bei der Erörterung der spanischen Kolonisationspolitik in Amerika und bei der Behandlung der Sklavenfrage von der landläufigen Meinung vielfach abweicht. — Im Bilderschmuck und Kartenmateril stehen die Schlußbände durchaus auf der Höhe des vorhergehenden. Ein ausführliches für alle Bände zusammengefaßtes Sachregister erleichtert die Benutzung des großen Werkes als Nachschlagebuch. Dr. A. L.

Neues über Goethes Liebe. Von Wilhelm Bode. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 10.—, in Pappband M. 17.50, in Halbleder M. 40.—.

Wilhelm Bode hat sich eingehend mit dem Leben und der Umwelt Goethes beschäftigt. Sein neues Buch zeigt Goethes Verhalten zum anderen Geschlecht, in der Liebe, zur mehr sinnlichen und mehr seelischen Liebe in ganz neuem Lichte. Wir lernen Goethes Denken und Handeln im persönlichen Verkehr mit Frauen und in Dingen der Liebe kennen, und zugleich entrollt sich vor uns in Bodes Schilderungen ein farbenreiches Sittengemälde der Goetheschen Zeit. Karl August und andere Zeitgenossen berichten ja viel über Goethes Liebesleben, wie weit diese Anschauungen berechtigt sind, darüber vermag man sich auf Grund von Bodes anregenden Untersuchungen nun auch selbst ein Urteil zu bilden.

Leopold v. Raukes Weltgeschichte in acht Bänden. Ausgabe 1921. München, Duncker & Humblot. In acht Halbleinenbänden M. 360.—, in acht Halblederbänden M. 750.—.

Es ist überaus verdienstvoll, Rankes Weltgeschichte in einer vorzüglich lesbaren und gut ausgestatteten Ausgabe preiswert dem deutschen Volke neu zu schenken. Es handelt sich um eine Textausgabe, der die bekannten Vorträge vor König Maximilian von Bayern über die Epochen der neueren Geschichte angeschlossen sind. Ranke gehört als Geschichtschreiber nicht der Fachwissenschaft, sondern der Gesamtheit. Sein wunderbarer, in gewollter Feierlichkeit dem behandelten Gegenstand angepaßter Stil, wie die überall hervortretende wahrheitsuchende und sittliche Gesinnung erheben das Studium der Geschichte an der Hand seines Werkes für alle Zeiten über das Suchen nach Kenntnissen hinaus zu einer Einführung in die Seele der Menschen und der Völker, welche von den Menschen gebildet werden. Dies sollte der Hauptzweck jedes geschichtlichen Studiums sein. Hoffentlich wird die neue Auflage möglichst vielen Deutschen neu zu dieser Erkenntnis verhelfen. Dr. A. L.

Ernte. Jahrbuch der Halbmonatsschrift „Das literarische Echo". III. Jahrg. 1921. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 42.—.

Zum dritten Male sammelt Ernst Heilborn im schönen ausgestatteten, stattlichen „Jahrbuch des literarischen Echos" die

Digitized by Google

literarische „Ernte" eines Jahres. An der Spitze des Werkes steht der gedankenreiche Aufsatz von Hans Franck über die „Religiöse Bewegung im modernen Drama". Ist doch diese Bewegung so recht eigentlich eine, die das ganze Geistesleben unseres Volkes erfüllt. Bei aller Strenge in der Einschätzung des Wertes der religiösen Strömungen für ein starkes künstlerisches Schaffen muß der Aufsatz in seinen positiven Anregungen als ein Muster von schöpferischer Kritik gewertet werden. — Neben dieser gedanklich tiefen Arbeit, der sich ungezwungen Feldkellers Betrachtung über des Grafen Keyserling „Philosophie als Kunst" anschließt, bringt das Jahrbuch Würdigungen des Dichters Bonsels und des erst kürzlich weiteren Kreisen bekannt gewordenen R. J. Kreutz. Dem Begründer der Buchhändlerdynastie Reimer und der Entwicklung der von ihm ausgehenden Verlagsgeschäfte, sowie den bibliophilen Erscheinungen des Jahres sind weitere Aufsätze gewidmet. Daran schließen sich dann die üblichen, klar disponierten Uebersichten über die englische, französische, italienische und russische Literatur, um schließlich der deutschen den ihr gebührenden Löwenanteil zukommen zu lassen. Literarische Nachrichten aller Art, eine Liste aller Uraufführungen und ein ausführliches Namen- und Sachregister helfen den Zweck, dem das Buch als unentbehrliches Orientierungsmittel über die gesamte literarische Bewegung des abgelaufenen Jahres dient, erfüllen.

Psychopathologische Dokumente. Selbstbekenntnisse und Fremdzeugnisse aus dem seelischen Grenzlande. Von Karl Birnbaum. Berlin, Julius Springer.

Ein erstaunlich reiches Material ist auf den über 300 Großoktavseiten dieses Bandes zusammengetragen; aber wenn diese Reichhaltigkeit an sich schon Anerkennung verdient, so ist doch noch höher einzuschätzen die große Besonnenheit, mit der der Psychiater seinen Standpunkt wählte, um das dem „Grenzland" zwischen Geisteswissenschaft und Medizin angehörige Material kritisch zu sichten, übersichtlich zu ordnen und nach seiner Bedeutung einerseits als rein menschliche Dokumente, andererseits als Beiträge zur Psychopathologie zu analysieren. Jenem Kokettieren mit seelischen Grenzzuständen, das der modernste Snobismus schon aus Opposition gegen die heute in geradezu lächerlicher Weise befehdete Vernunft so gerne und mit solcher Konsequenz pflegt, daß er auch ganz unbestreitbaren Wahnsinn beinahe nur noch als eine besondere Form des Tiefsinns betrachtet, steht der Autor ebenso fern wie jener plumpen psychopathologischen Forschungsmethode, die sich mehr oder minder deutlich und bewußt zu der schönen Formel „Genie = Wahnsinn" bekennt. Birnbaum ist ein Mann von erfreulich vielseitiger und empfänglicher Bildung, dem der nicht pedantisch und metierhochmütig urteilende Literarhistoriker oder Aesthetiker die eine oder andere Auffassung und Formulierung, die zu einseitig vom medizinischen Fachmann gewählt sein mag, nicht zu streng anrechnen wird. — Was alles in dem Buch in weit überblickender Auswahl und geschickter Komprimierung zusammengefaßt ist, dafür sei in beliebig herausgegriffenen Beispielen nur angeführt, daß etwa das 1. Kapitel „Sinnestruggebilde" unter anderen berichtet von Friedrich Nicolais Halluzinationen (die durch Goethes — sehr ungerechte — Spottverse im „Faust" unsterblich geworden sind), von dem englischen Maler und Dichter W. Blake, von der Jungfrau von Orléans und Heinrich Suso; das 4. Kapitel „Abnorme Empfindungs- und Gedankenverbindungen", Tatsachen aus W. Scotts, Grillparzers, Otto Ludwigs, Baudelaires, Hebbels, Flauberts, C. M. v. Webers, Goethes und vieler anderer rezeptivem Seelenleben bringt; daß unter den „Psychopathischen Charakteren" (Kap. 10) Maupassant, Flaubert, Mörike, Strindberg, Berlioz, Amiel, H. v. Kleist, F. Poppenberg, der Maler und Naturapostel Diefenbach, Ch. D. Schubart als Typen für bestimmte krankhafte Veranlagungen geschildert werden. Für die Gegenwart haben — leider — besonders Interesse die Kapitel 14 und 15: „Zeit- und Kulturformen hysteropathischen Geschehens" und „Psychische Infektionen und psychopathisches Massegeschehn"; in die tiefste Tragik menschlichen Schicksals endlich führt uns das letzte (17.) Kapitel: „Zerstörende psychische Krankheitsprozesse", das mit einer kurzen Darstellung von Hölderlins Wahnsinn schließt. — Mögen diese wenigen Beispiele eine Andeutung geben von der Fülle vortrefflich gewählten und klug durchdachten Stoffes, das der Literar- und Kulturhistoriker wie der Mediziner in Birnbaums Werk finden werden. —y—

Die Welt der Pariser Friedensschlüsse. Ein Ueberblick über das Weltbild nach dem großen Kriege mit ausführlichen statistischen Tabellen und zwei Karten. Von Dr. Walter Schätzel. Berlin, Georg Stilke. M. 28.—.

Noch viel zu wenig ist in Deutschland bekannt, wie die von der Entente geschaffene neue Welt aussieht. Und doch ist die richtige Erkenntnis der augenblicklichen Lage die erste Voraussetzung für eine neue besser orientierte deutsche Außenpolitik. Es ist nationale Pflicht eines jeden Deutschen,

Digitized by Google

sich über die Grundlagen unserer neuen Außenpolitik zu unterrichten. Diesem Zweck will die soeben erschienene Schrift Walter Schätzels dienen. An der Hand eines reichen Zahlenmaterials beleuchtet sie das neue Weltbild und weist auf die vielen neuentstandenen Probleme, namentlich wirtschaftlicher und ethnographischer Natur hin. Zwei übersichtliche Karten von Europa und Afrika zeigen die vorgegangenen Veränderungen.

Ferdinand Lassalle. Nachgelassene Briefe und Schriften. Herausgegeben von Gustav Meyer. Dritter Band: Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 84.—, Vornehm in Halbleinen geb. M. 96.—.

Als Franz Mehring im Jahre 1902 den größten Teil der Briefe Lassalles an Marx und Engels veröffentlichte, zeigte sich einstimmiges Bedauern darüber, daß die Antworten von Marx und Engels fehlten und, wie es damals schien, unwiederbringlich verloren waren. Nun sind mit dem übrigen so lange verschollen gebliebenen Nachlaß Ferdinand Lassalles auch diese Briefe aufgetaucht, und jetzt treten sie hier zum erstenmal ans Licht. Aber auch noch eine größere Zahl von Briefen Lassalles an Marx und Engels konnte dieser endgültigen Ausgabe hinzugefügt werden, Briefe, die aus Marx' Nachlaß stammen und die seinerzeit Friedrich Engels dem Herausgeber Mehring nicht übergeben hatte. So vermittelt der dritte Band der Nachgelassenen Briefe und Schriften Lassalles allen, die sich für die politische, wirtschaftliche und Geistesgeschichte Europas im 19. Jahrhundert interessieren, zum erstenmal den vollständigen Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx. Wer den liest, erlebt, wie die beiden größten Repräsentanten des deutschen, ja des europäischen Sozialismus des 19. Jahrhunderts ihre Gedanken über die wesentlichsten Probleme der Gegenwart und Zukunft austauschen. Das so viel umstrittene Verhältnis beider großen Männer zueinander, über das erst von nun ab das endgültige Wort zu sagen sein kann, bildet den Gegenstand eines einführenden Essais des Herausgebers.

Das Violoncello und seine Literatur. Von M. Vadding und Max Merseburger. Leipzig, Karl Merseburger. 172 Seiten Oktav. Geh. M. 10.—.

Der erste Teil des beachtenswerten Werkes bringt (von Vadding) eine übersichtliche Darlegung der Entwicklung, Form und Bauart des Violoncells mitsamt anschaulichen Tafeln, die das Wort ergänzen. Dem angehenden Spieler bietet das Buch Führung und Rat in Wahl und Behandlung seines Instruments. Den Abschnitt über die geschichtliche Entwicklung des altehrwürdigen Tonwerkzeugs wird jeder Musikbeflissene, nicht bloß Spieler oder Fachmann, mit Nutzen lesen. Mit wahrem Bienenfleiß hat sodann Max Merseburger als zweiten Teil das gesamte im Handel noch erreichbare Schrifttum für Violoncell zusammengestellt, übersichtlich nach Gattungen geordnet (Sonaten, Konzerte, Schulen usw.). Berücksichtigt sind auch Werke für zwei und mehr Violoncelle, wogegen die eigentliche Kammermusik schon früher von Prof. Dr. Altmann in einem besonderen Bande des gleichen Verlags behandelt ist. Schriften, Aufsätze und Bücher über das Instrument sind in dem hier besprochenen Buche (Vadding-Merseburger) angegeben. In diesem Zusammenhang sei auch empfehlend auf Hugo Heumanns Schrift über das Violoncellspiel hingewiesen, die im gleichen Verlage 1920 erschien.

Dr. Karl Grunsky.

Er schnarcht. Ein seliger Schabernack von Walter Harlan. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Kartoniert M. 20.—.

Auf das Glück eines jungen Ehepaars fällt ein Schatten — den Grund verrät uns der Titel des kleinen Buches —, aber bald zieht dieser Schatten wieder vorbei dank raschem, selbstlosem Handeln des Mannes. Es gehört die Plauderkunst und die Liebenswürdigkeit Harlans dazu, einem an sich so substanzlosen Motiv innerlich bewegte Handlung, zarte und doch tiefgründende Ethik aufzuladen, ohne daß ein Mißverhältnis zwischen dem Stoff und seiner Ausgestaltung entsteht. Aber so, wie eben des Dichters sichere Hand das zierliche Kunstwerk gestaltet hat, ist es in seiner Art schön geformt und wohlgelungen, und wenn das herzliche Lachen eines wirklich gemütvollen Humors uns aus ihm entgegenklingt, so tönt noch länger und tiefer die vibrierende Glockenstimme echter Liebe, lauterer Humanität im Herzen des Lesers nach. So ist das kleine Buch mit dem prosaischen Titel ein Ding voll jener feinen, gemütvollen und schalkhaften Poesie, die Walter Harlans dichterische Eigenart ausmacht und ihm immer aufs neue die Herzen seiner Gemeinde gewinnt.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bausteine zur sozialen Neuordnung. Von W. P. L. München und Berlin, R. Oldenbourg Verlag. Geh. M. 10.—.

Cottasche Handbibliothek. Hauptwerke der schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nr. 224: Anzengruber, Ludwig, Der Sternsteinhof. Eine Dorfgeschichte. Geh. M. 8.—. Nr. 225: Ebner-Eschenbach, Marie v., Margarete. Geh. M. 4.—. Nr. 226: Rosner, Karl, Spione. Skizzen aus Frankreich. Geh. M. 3.20. Nr. 227: Sudermann, Hermann, Jons und Erdme. Eine litauische Geschichte. Geh. M. 5.—. Nr. 228: Gildemeister, Otto, Von Reichtum, Höflichkeit und anderem. Ausgewählte Essays. Geh. M. 7.50. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Die Schuldfrage völkerrechtlich entschieden? Von Integer. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 3.50.

Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv. Heft 1: Müller-Loebnitz, Wilhelm, Oberarchivrat, Die Sendung des Oberstleutnants Hentsch am 8.—10. September 1914. Auf Grund der Kriegsakten und persönlichen Mitteilungen bearbeitet. Geh. M. 15.—. Heft 2: Wiehler, Rudolf, Deutsche Wirtschaftspropaganda im Weltkrieg. Geh. M. 15.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Jugendschriften und Märchenbücher in künstlerischer Ausstattung mit Farbendruck- und Schwarz-Weiß-Bildern: Brentano, Klemens, Vom Murmeltier und Myrtenfräulein. Märchen. Von H. W. Geb. M. 30.—. Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gockeleia. Für die Jugend bearbeitet von Dr. S. Widmann. Geb. M. 30.—. Eckerskorn, Jos., Der Englein Erdenfahrt. Ein herziges Bilderbuch. Geb. M. 35.—. Klein Mausel, Geschichten für artige Kinder. Geb. M. 30.—. Eichendorff, Jos. Freiherr v., Der seltsame Ring und andere Märchen deutscher Dichter. Dem deutschen Volke dargeboten von Laurenz Kiesgen. Geb. M. 30.—. Handel-Mazzetti, Enrica v., Vom König den Dracheneiern und der Prinzessin Caritas. Ein Märchen. Nebst anderen Märchen deutscher Dichter, ausgewählt von Laurenz Kiesgen. Von H. W. Brackmann. Geb. M. 30.—. Harten, Angelika, Prinzessin Tausendschön, Märchen. Geb. M. 30.—. Die Zauberburg, Märchen. Geb. M. 30.—. Schnurri, Geschichten von Kindern und Kätzchen. Geb. M. 20.—. Susaseide, wir reiten über die Heide. Gedichte. Geb. M. 30.—. Köln a. Rh., J. P. Bachems Verlag.

Reichert, Dr., Rathenaus Reparationspolitik. Berlin, August Scherl G. m. b. H. Geh. M. 36.—, Halbl. M. 50.—.

Staatsgedanke, Der deutsche. Erste Reihe: Führer und Denker. I. Von den Anfängen bis Leibnitz und Friedrich den Großen. Zusammengestellt und eingeleitet von Professor Paul Joachimsen. Mit einem Porträt. III. Möser, Justus. Gesellschaft und Staat. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. R. Brandi. Mit einem Porträt. IV. Johann Gottlieb Fichte, Volk und Staat. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Zusammengestellt und mit einer Einleitung von Prof. Dr. Otto Braun. Mit einem Porträt. München, Drei-Masken-Verlag.

Weimar, Das klassische. Nach Aquarellen von Peter Woltze. Mit erläuterndem Text von Eduard Scheidemantel. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. In Mappe M. 100.—.

Windelband, Wolfgang, Bismarcks Briefe an seinen Sohn Wilhelm. Im Auftrage der Gräfin Wilhelm Bismarck herausgegeben. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Unsere wirtschaftliche Lage[1])

Von

Prof. Dr. v. Pistorius, Staatsminister a. D.

Wir sind verarmt und zur Zeit noch in fortschreitender Verarmung begriffen. Der Grund liegt zum ersten im Krieg, zum zweiten in der Revolution, zum dritten in dem Ententediktat, dem sogenannten Friedensvertrag.

Der Reichskanzler Scheidemann hat einmal gesagt — es war noch vor dem Friedensschluß —: „Diktiert die Entente den Frieden, dann wehe dem deutschen Handel, wehe der deutschen Industrie, dreimal wehe der deutschen Arbeiterschaft. Es ist so, die Brotlosmachung von Millionen deutscher Arbeiter steht auf dem Spiele, wenn wir einen Frieden der Entente akzeptieren müßten. Elend und Not durch viele Jahrhunderte hindurch würde uns zum Bettelvolk von Europa machen." — Die Entente hat den Frieden diktiert und das deutsche Volk ist verarmt und verarmt täglich mehr.

Stimmt das mit der üppigen Lebenshaltung, die manche führen, mit dem glänzenden Geschäftsgang, mit den fast märchenhaften Gewinnen und Reichtümern, von denen man immer wieder hört? Ja es stimmt. Nicht jeder einzelne, nicht jede Schicht ist verarmt, mindestens nicht im gleichen Grad, aber das deutsche Volk als Ganzes. Die Verarmung eines Volkes als Ganzes kann für einzelne und nach Umständen für ganze Schichten mit einer Bereicherung verbunden sein. Der Dreißigjährige Krieg, darüber ist kein Zweifel, bedeutete für das deutsche Volk eine Verarmung, die es um Jahrhunderte zurückwarf; aber auch aus dem Dreißigjährigen Krieg sind zahlreiche einzelne bereichert, sogar stark bereichert hervorgegangen. Allein auf die Dauer wirkt eine Verarmung der Volksgesamtheit auf alle ihrer Glieder zurück. Der allgemeine Niedergang zieht zuletzt auch diejenigen in seinen Strudel, welche zunächst als Gewinner, bei uns als „Kriegsgewinner", „Revolutionsgewinner" und „Reparationsgewinner" erscheinen. Die Verarmung kommt auch zu denen, die heute noch über ihren wachsenden Reichtum sich freuen, der übrigens häufig genug schon jetzt nur ein Scheinreichtum ist und nur in dem Betrug der großen Zahl besteht. Sie kommt zu denen, die heute noch über das glänzende Geschäft sich freuen, das

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten in Stuttgart im Frauenverein vom Roten Kreuz für Deutsche über See, Landesverband Württemberg.

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

sie machen, wenn sie ihre industriellen Erzeugnisse zu hohen Preisen ans Ausland absetzen (für das Ausland sind die Preise niedrig) — als ob wir, volkswirtschaftlich betrachtet, zur Zeit viel ans Ausland abzusetzen hätten! Ja, wenn es sich vorwiegend um die Ausfuhr veredelter Einfuhrgüter, um die Ausfuhr bei uns verarbeiteter Auslandsrohstoffe handeln würde! Aber es sind im wesentlichen unsere eigenen Rohstoffe, es sind Teile des deutschen Volksvermögens, bei deren Ausfuhr die privatwirtschaftlichen Gewinne gemacht werden. Und das gleiche gilt für die, die sich freuen, ihre Fabriken, ihre Häuser, ihre Felder und Wälder zu glänzenden Preisen verkauft zu haben an — Ausländer; denn darauf läuft es meist hinaus.

Diese Fabriken, diese Häuser, Felder und Wälder hören mit dem Verkauf an Ausländer auf, Bestandteile des deutschen Volksvermögens zu sein, wenn sie auch sachlich im Bereich des Deutschen Reichs verbleiben. Der Rechtstitel darauf wandert ins Ausland, die Rente daraus fließt ins Ausland, vermehrt nicht unser, sondern ein fremdes Volkseinkommen; ebenso ist es mit dem Unternehmergewinn. Dem deutschen Volkseinkommen verbleibt nur der Arbeitslohn unter der Voraussetzung, daß die deutschen Arbeiter und Angestellten nicht durch fremde ersetzt werden. Und es wird die Zeit kommen, wo die Söhne und Enkel der einstigen Eigentümer und Unternehmer froh sind, als Angestellte und Arbeiter in den Betrieben und Häusern ihrer Väter und Großväter unterzukommen.

Näher schon liegt das Empfinden dafür, wohin der Weg geht, denen, die aus Not veranlaßt sind, Familienstücke, Gemälde, Möbel, Teppiche zu verkaufen, zu möglichst hohen Preisen, die zu gewähren in der Hauptsache nur Ausländer in der Lage sind. Diese Kreise wissen, daß sie verarmen, zu den anderen, die sich zunächst noch bereichert fühlen, kommt die Erkenntnis später, aber sie kommt.

Der Grund für diese Vorgänge liegt — es sei zu wiederholen gestattet — zum ersten im Krieg, zum zweiten in der Revolution, zum dritten in dem Ententediktat, dem sogenannten Friedensvertrag. Die Wirkung ist jedesmal privatwirtschaftlich eine Vermögensverschiebung und Umschichtung, volkswirtschaftlich eine Verarmung.

Zunächst zur Vermögensverschiebung und Umschichtung. Sie ist vor sich gegangen und geht weiter vor sich durch die sogenannte Geldentwertung. Die Geldentwertung ist nichts anderes als der Ausdruck unserer Verarmung, die sich als Teuerung geltend macht. Geldentwertung und Teuerung sind ein und dasselbe, nur das eine Mal von der Geldseite, das andere Mal von der Warenseite aus gesehen. Genau gesprochen gibt es keine Geldentwertung. Das Geld hat immer den gleichen Wert, den, der ihm aufgedruckt ist, früher aufgeprägt war. Was sich verändert und was man mit der Geldentwertung meint, ist die Veränderung der Kaufkraft des Geldes. Wenn das Pfund Fleisch heute dreißigmal so viel kostet als einst, so braucht man statt einer Mark dreißig Mark, um sich dieselbe Menge Fleisch zu kaufen, und in diesem Sinn kann man sagen,

Digitized by Google

das Geld sei nur noch den dreißigsten Teil von früher wert. Aber dieses Verhältnis gilt nur dem Fleisch gegenüber, am Preis anderer Güter gemessen ergibt sich ein anderer Entwertungsmaßstab. Man kann also nur von einer durchschnittlichen Minderung der Kaufkraft des Geldes sprechen. In Wahrheit liegt die Veränderung, das ergibt sich aus dieser Verschiedenheit deutlich, nicht auf der Geldseite, sondern auf der Güterseite. Es ist die Teuerung, die, von der Geldseite aus gesehen, als verminderte Kaufkraft oder Geldentwertung erscheint.

Das nur nebenbei. Hier kommt es darauf an, zu zeigen, wie diese sogenannte Geldentwertung — wir wollen den Ausdruck beibehalten — die Vermögensverschiebung und Umschichtung bewirkte und bewirkt. Das ging und geht so zu:

Als die Güter durch den starken Güterverbrauch während des Kriegs anfingen knapp zu werden, also im Preise stiegen, war der Hauptverbraucher der Staat, d. h. das Reich. Das Reich bezahlte die höheren Preise, denn es brauchte die Güter (Waren und Leistungen), und es machte das hierzu erforderliche Geld — aus Papier. Äußerlich war dabei im wesentlichen der Hergang der, daß das Reich mit Banknoten bezahlte, welche die Reichsbank gegen die Schuldscheine des Reichs (sogenannte Schatzanweisungen) ausgab. Die Schatzanweisungen liegen als Deckung für die Banknoten in der Reichsbank. Doch ist dieser äußere Hergang nebensächlich; es hätte auch anders gemacht werden können, etwa durch unmittelbare Papiergeldausgabe. Entscheidend ist, daß dieses Geldmachen auf ein Schuldenmachen hinauskommt. Was das Reich bezahlt hat, hat es aus Schulden bezahlt. Die Schulden des Reichs sind aber Schulden des deutschen Volkes. Die Forderungsrechte oder Anweisungen auf Güter, das ist das Geld, das die Privaten vom Reich mit dessen Zahlungen erhalten haben, sind somit Forderungsrechte gegen das deutsche Volk, oder letzten Endes gegen sich selbst. Diesen neuen Forderungsrechten, diesem Mehrgeld liegen nicht neue Güter, sondern nur Schuldscheine des Reichs zugrunde. Allein der Kaufkraft, die mit diesem Geld ausgeübt werden kann, sieht man es nicht an, ob sie alte und echte Kaufkraft, d. h. auf Gütererzeugung zurückzuführende Kaufkraft darstellt, oder neue, unechte, d. h. durch Papiergeldausgabe geschaffene. Und das neue, durch das Reich ausgestreute Geld, zunächst als erhöhte Löhnung und Kriegsbesoldung an die Soldaten und Offiziere, dann an die Verfertiger und Lieferer alles Kriegsbedarfs, an die Arbeiter in den kriegswichtigen Betrieben, dieses neue Geld lief um, es trat privatwirtschaftlich als erhöhtes Einkommen in die Erscheinung, es wurde dem Reich als Kriegsanleihe wieder zur Verfügung gestellt, es trat auf dem Markt als Kaufkraft auf und trieb die Preise in die Höhe. Mehr und mehr fehlte es an Gütern: Lebensmitteln, Kleidern usw.; jeder verlangte danach. Das Reich sah sich außerstande, die Güter zu schaffen, aber Anweisungen auf Güter, das ist Geld, konnte es schaffen. Und es schuf Geld und gewährte höhere Löhne, Gehälter, Preise, zuerst an diejenigen, die sie am nachdrücklichsten zu begehren in der Lage und willens waren, schließlich an alle. Und die Preise stiegen weiter.

Digitized by Google

Als dann vollends das „Hindenburgprogramm" zur Durchführung gebracht werden mußte, da wuchsen die Einkommen und Vermögen im rasenden Lauf, der Gewinn- und Reichtumstaumel ergriff die weitesten Kreise des deutschen Volkes, das darüber nicht gewahr wurde, daß es seit dem Krieg immer mehr verarmt war und gerade in der Zeit des höchsten Taumels am stärksten verarmte, denn das Vermögen, das privatwirtschaftlich an die Stelle der verbrauchten Güter getreten war, bestand ja lediglich in Forderungsrechten gegen das Reich, also in Forderungsrechten des deutschen Volks gegen sich selbst. Innerhalb der Volkswirtschaft heben sich Forderung und Schuld auf. Und die hohen Einkommen waren für die meisten nichts anderes als der Betrug der großen Zahl. Das Volkseinkommen war nicht größer, sondern kleiner geworden, ebenso wie das Volksvermögen. Schon allein dadurch, daß die Arbeitskraft der sechs bis acht Millionen unter die Waffen Gerufenen, wenn auch nicht völlig, so doch im großen und ganzen der gütererzeugenden Arbeit entzogen wurde, mußte das Volkseinkommen sinken. Dazu kam der Dauerverlust durch den Tod der Besten fürs Vaterland, durch Siechtum und Verstümmelung. Die Mehrleistung der anderen vermochte diesen Verlust nicht auszugleichen. Überdies fehlt im Volkseinkommen der Ertrag oder der Nutzungswert des weggefallenen Gütervermögens. Zahlenmäßig mochte gleichzeitig das Volkseinkommen steigen und steigen, das ändert nichts an seiner realen Verminderung.

Allein die große Zahl stieg dem deutschen Volke zu Kopfe. Und nachdem der Rausch einmal da war, wirkte er weiter, und er ist heute noch nicht ganz verflogen. Niemals hat die kapitalistische Gier bei Erzeugern, Händlern und Arbeitern solche Orgien feiern können, wie in den Jahren 1916 bis jetzt. Und doch wäre, selbst bei dem verlorenen Krieg, viel gewonnen gewesen, wenn wenigstens der Taumel der Hochkonjunktur vermieden worden wäre. Insbesondere hätte dann der Wahn, der die Revolution beherrschte, als ob nach dem verlorenen Krieg der Zeitpunkt wäre, vom sozialen Gesichtspunkt aus an sich gewiß erstrebenswerte Verbesserungen in der wirtschaftlichen Lage der Masse: Verringerung der Arbeitszeit und Erhöhung des Arbeitsgewinnes, zu erzielen, kaum die Gewalt bekommen können, die er infolge des Hochkonjunkturentaumels angenommen hat, und die bewirkte, daß das aus dem Krieg stammende und mit seinem unglücklichen Ausgang als unvermeidlich gegebene Wirtschafts- und Finanzelend statt nach dem Krieg langsam vermindert werden zu können, sich ins Unermeßliche steigerte. Zu den Folgen der Revolution nachher. Hier in diesem Zusammenhang soll noch auf eine mißliche psychologische Wirkung hingewiesen werden, die sich aus dem Betrug der „großen Zahl" ergibt, nämlich daraus, daß infolge der sogenannten Geldentwertung alle Einkommen und Vermögen, alle Löhne und alle Preise sich in hohen Zahlen ausdrücken. Diese Wirkung besteht darin, daß man erfahrungsgemäß sparsamer ist, wenn man mit kleinen Zahlen rechnet, als mit großen, auch wenn hinter der großen Zahl kein größerer Wert steckt als hinter der kleinen. Mit der großen Zahl wird man allzuleicht „großzügig". Früher hat es geheißen: Wer den Pfennig nicht ehrt,

Digitized by Google

ist der Mark nicht wert! Heute gilt, wie der Hamburger Bankier Max Warburg es ausgedrückt hat, derjenige als ein Schnorrer, der nicht auf eine Milliarde „herausgeben" kann.

Einstweilen schritt und schreitet die Geldentwertung weiter.

Die fortschreitende Preissteigerung nun schadete denen nicht, die den Preisaufschlag jeweils nicht nur als Verbraucher, sondern zugleich als Erzeuger oder Verkäufer von Gütern (und Leistungen) zu buchen hatten, und die Preissteigerung nützte ihnen sogar, wenn sie in der Lage und willens waren, den Aufschlag, den sie als Einkäufer hatten bezahlen müssen, auf die Preise der Güter und Leistungen, die sie zu verkaufen hatten, nicht nur im gleichen, sondern in einem höheren Maßstab daraufzuschlagen. Das wurde denjenigen, die im Besitz lebensnotwendiger Güter waren, z. B. der Nahrungsmittel, dadurch erheblich erleichtert, daß aus Not oder Raffgier diejenigen, welche die Güter begehrten, ihnen die höheren Preise vielfach nicht nur boten, sondern geradezu aufdrängten und damit ihren Nächsten gegenüber in recht brutaler Weise von ihrer Kaufkraft Gebrauch machten. Das hinderte die gleichen Leute freilich nicht, hinterher, nachdem die von ihnen eingeleitete Preissteigerung allgemein geworden war, über „Ausbeutung und Wucher" der anderen Seite zu klagen, womit nicht gesagt sein soll, daß es daran auf der anderen Seite gänzlich gefehlt habe.

Verhältnismäßig leicht wurde ferner die Überwälzung der Ausgaben auf die Einnahmen denjenigen Verkäufern von Arbeitskraft, die durch das Gewicht ihrer Masse und durch die Macht ihrer Organisationen sich eine Stellung zu verschaffen vermochten ähnlich der, die den Verkäufern lebensnotwendiger Güter durch den Wettbewerb der Käufer gewissermaßen von selbst zugewachsen war. Am meisten traf dies zu bei der Menge der jugendlichen und der ungelernten Arbeiter, am wenigsten bei den höheren Beamten und Angestellten.

Keinerlei Steigerung seiner Einnahmen aber hat der zu verzeichnen, der auf feststehende Einnahmen, z. B. auf Zinsen und Renten, angewiesen ist. Alle Besitzer von Geldforderungen, also die Gläubiger, sind zugunsten der Schuldner geschädigt. Gläubiger in diesem Sinn sind alle Inhaber von Wertpapieren, von Forderungen auf Lebensversicherungen, Altersrenten, Invalidenrenten usw. Sie alle sind geschädigt in ihrem Vermögen und in ihrem Einkommen. Wenn ich jemand vor zehn Jahren 100 Mark geliehen habe, so habe ich ihm damals zwanzigmal, nach den neuesten Verhältnissen vielleicht sogar vierzigmal mehr Kaufkraft gegeben, als ich heute in dem Forderungsrecht gegen ihn in der Hand habe. Anders ist es, und erheblich kleiner ist der Unterschied, wenn ich die 100 Mark erst vor zwei oder drei Jahren verliehen habe. Das ist für etwaige Abhilfevorschläge (Devalvationsvorschläge) sehr zu beachten. Wesentlicher ist, daß die Witwe, die etwa im Jahr 1915 dem Reich die ganze Ersparnis ihres und ihres verstorbenen Mannes arbeitsreichen Lebens mit 20 000 Mark als Kriegsanleihe hingegeben hat, dem Reich damit nicht nur eine Kaufkraft zur Verfügung gestellt hat, die zwanzig- bis vierzigmal so groß ist, als diejenige, über die sie heute mit den Reichsschuldbriefen über die 20 000 Mark verfügt,

Digitized by Google

sondern daß der bedungene Zins mit 5% oder 1000 Mark im Jahr bei ihren bescheidenen Ansprüchen damals ausreichen mochte, um ihren Lebensunterhalt unter Aufrechterhaltung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu decken, während sie heute mit denselben 1000 Mark eine Bettlerin ist. Und ihre gesellschaftliche Stellung? Ein Straßenkehrer bezieht einen höheren Betrag als Monatslohn.

Das ist die Vermögensverschiebung und Umschichtung, welche die durch den Krieg oder genauer durch die Kriegsfinanzwirtschaft eingeleitete Geldentwertung bewirkt hat. Privatwirtschaftlich stellt sie eine Enteignung des Vermögens aller Gläubiger dar und volkswirtschaftlich, soweit das enteignete Vermögen in den Händen der Begünstigten nicht etwa wieder als Vermögen angelegt sondern verbraucht worden ist, eine Verminderung des Volksvermögens.

Nun zur Revolution. Die Revolution sollte eigentlich den Sozialismus bringen. Hat sie ihn gebracht? Geben wir hierzu einem Zuständigen, einem Sozialisten das Wort. Es war auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Weimar, da hat am 11. Juni 1919 der Sozialdemokrat Schiller gesagt:

„Die Revolution ist entstanden aus Verzweiflung, Hunger, Haß; der große führende Gedanke, der Gedanke des Sozialismus, hat gefehlt."

Und ein anderer sozialdemokratischer Führer Ernst Heilmann hat in demselben Jahr in der sozialistischen Zeitschrift „Die Glocke" geschrieben:

„Die deutsche Revolution war bekanntlich „ungeistig", das bedeutet, daß die materiellen Zustände im alten Deutschland nicht so unerträglich waren, daß sie eine gewaltige Ideenströmung gegen ihren Fortbestand erzeugt hätten."

Der Sozialdemokrat Erwin Barth hat die Revolution des 9. November „unsozial" genannt und der jetzige Außenminister Walther Rathenau hat sie als eine „Revolution aus Versehen" bezeichnet.

Wenn die Revolution den Sozialismus nicht gebracht hat, was ist es sonst, das sie gebracht hat? Geben wir auch hierzu zunächst noch einmal einem Sozialdemokraten das Wort, dem bereits erwähnten Ernst Heilmann, der darüber in Nr. 32 der „Glocke" von 1919 geschrieben hat:

„Entschädigungssummen und Beschaffungsbeihilfen, Nachzahlungen und einmalige Teuerungszulagen bilden, reizvoll abwechselnd, die Hauptgegenstände der Unterhaltung und des Denkens. Der Gemeinsinn ist zu den Hunden geflohen. Bei den Menschen herrscht nackte Selbstsucht, blinde Vergnügungsgier und anarchistische Gewalttätigkeit."

Ein düsteres Bild, das der Sozialdemokrat Heilmann von den Folgen der Revolution hier entwirft. Wir wollen es nicht nachprüfen, nicht untersuchen, ob dem Bild nicht auch einige Lichter aufgesetzt werden könnten, auch die Ursachen, die politischen und psychologischen, und die Fehler nicht erörtern, die etwa von den maßgebenden Parteien, ihren Führern und ihrer Werbearbeit gemacht worden sind. Auch nicht Bibelsprüche zitieren wie etwa den: „Die Sünden der Väter rächen sich an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied," obwohl dieser Spruch fürs politische Leben ebenso gilt wie fürs menschliche Einzelleben, auch nicht Goethe, der alles im Geiste geschaut und allem zum voraus Aus-

Digitized by Google

druck gegeben hat, wie denn auch fast jeder Politiker einmal in die Lage kommt, mit Goethes Zauberlehrling verzweifelnd zu rufen:

„Die ich rief, die Geister,
werd' ich nun nicht los!"

Es gilt eben überall und immer das Sprichwort:

„Wer Wind sät, wird Sturm ernten,"

oder mindestens das andere, mildere:

„Wer Disteln sät, kann keine Datteln ernten."

Die Revolution ist gekommen; sie hat nicht den Sozialismus gebracht, sie hat seine Entwicklung gestört, sein Kommen mindestens weit hinausgeschoben; gebracht hat sie politisch die demokratische Massenherrschaft, wirtschaftlich die Auswirkung der Masseninstinkte.

Die Masseninstinkte aber gehen immer und gingen von jeher auf eine Besserung der wirtschaftlichen Lage. Eine Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Masse aber in dem Augenblick, wo eine starke Verminderung des Volksvermögens die allgemeine Verarmung einleitet, ist eine Unmöglichkeit, die vorübergehend wohl durch eine Vermögens- und Einkommensverschiebung beseitigt werden kann durch die Umschichtung, die wir bereits begleitet haben, die aber im letzten Ende unbedingt die allgemeine und volle Verarmung herbeiführen muß und zunächst diese Verarmung beschleunigt.

Die Revolution hat den Wagen, der schon im Krieg bewußt in eine bedenkliche Bewegung gebracht worden war, in der Hoffnung, den Krieg zu gewinnen und dann das Rad wieder wenden zu können, nicht abgedreht, sondern nach derselben Richtung nicht nur weitergetrieben, sondern in rasenden Lauf versetzt.

Vor dem Krieg betrug der deutsche Papiergeldumlauf im ganzen annähernd 3 Milliarden Mark, beim Kriegsende betrug er rund 26 Milliarden Mark, er ist also in den $4^1/_2$ Kriegsjahren durchschnittlich im Jahr um 5 Milliarden gestiegen. Im Revolutionsjahr allein ist er um 20 Milliarden Mark also auf etwa 46 Milliarden Mark gestiegen; im November 1920 betrug er bereits 72 Milliarden, im November 1921 über 108 Milliarden Mark.

Entsprechend ist der Schuldenstand des Reiches gewachsen. Vor dem Krieg betrug die Reichsschuld 5 Milliarden Mark. Bis zum Ende des Krieges war sie auf 140 Milliarden Mark gestiegen, bis 31. März 1921 aber auf 325 Milliarden Mark; man schätzt, daß sie bis zum Abschluß des Rechnungsjahrs, also bis 31. März 1922 auf mehr als 500 Milliarden Mark sich belaufen werde. Zahlen von erschütterndem Gewicht, das um so erdrückender wirkt, als von dieser Schuld nur rund 90 Milliarden Mark gedeckt sind, alles andere schwebende Schuld darstellt, d. h. eine Schuld, die im wesentlichen auf den Schatzwechseln des Reichs und der Notenausgabe der Reichsbank beruht.

Die zunehmende Verschuldung bedeutet volkswirtschaftlich eine zunehmende Verarmung, privatwirtschaftlich eine weitere Vermögensverschiebung und Umschichtung. Mit Beendigung des Kriegs hätte naturgemäß die

Digitized by Google

Gütervernichtung alsbald aufhören und mit dem Aufwand der höchsten Kraftentfaltung die Gütererneuerung beginnen müssen. Das Gegenteil geschah. Ich darf zunächst wieder einen Sozialdemokraten sprechen lassen. Erwin Barth hat gesagt:

„Wir wissen alle zur Genüge, daß wir seit den Tagen der Revolution von Tag zu Tag ärmer geworden sind, daß das Ausland kein Vertrauen mehr zu Deutschland hat, daß alle guten Geister vom deutschen Volk abgerückt zu sein scheinen, daß die völlige Auflösung aller Organisationsbande sichtbar ist, daß die moralische Verwilderung von Tag zu Tag fortschreitet, daß Arbeitsunlust und Unehrlichkeit in politischen wie in wirtschaftlichen Dingen die Szene beherrschen."

Der sozialdemokratische Reichswirtschaftsminister Wissell hat sich mit folgenden im Auszug wiedergegebenen Worten an die deutsche Arbeiterschaft gewendet:

„Was geschehen konnte, um die Arbeitskraft zu schonen, ist geschehen: die Arbeiterschutzvorschriften sind wiederhergestellt, der Achtstundentag für alle Arbeiterkategorien ist eingeführt. Nicht nur zum Schutze der Arbeitenden allein. Wir mußten auch erwarten, daß sich die Erfahrungen aller Zeiten und aller Länder wiederholen würden, daß nämlich die Arbeitsintensität sich steigern, die Leistungsfähigkeit der einzelnen sich erhöhen würde. Die Hoffnung ist enttäuscht worden. Die Arbeitsleistung ist geringer, der Preis der Arbeit ein höherer geworden. Ein viel höherer sogar. Ist man sich der furchtbaren Lage, in der wir uns befinden, denn gar nicht bewußt? Wir sind in der Lage des Bäckers, der seinen eigenen Laden verzehrt und bald nichts mehr über den Ladentisch an die Kundschaft zu verkaufen hat. Was an Forderungen gestellt wird, geht heute vom Volksvermögen, vom Eigentum des ganzen Volkes, nicht vom Eigentum der Kapitalisten. In unzählige Rinnsale zerfließt es, ungreifbar für die Reichskasse. Und die Welt lebt wie im Taumel."

Von einem „ruchlosen Optimismus" hat der erste Finanzminister der deutschen Republik Schiffer in diesem Zusammenhang einmal gesprochen, und der Sozialdemokrat Paul Lensch hat sich dahin resigniert: „Mit dem gedankenlosen Optimismus, daß es gar nicht so schlimm werden würde, muß man bis auf weiteres als mit einer leidigen Tatsache rechnen. Man hofft eben ins Blaue hinein. Dabei ist nichts so sicher, als daß sich diese Hoffnungsseligkeit sehr bald in blauen Dunst auflösen wird."

Doch das war alles schon im Jahr 1919. Vielleicht ist es inzwischen anders geworden! Manche sagen es. Die Ziffern der Zunahme des Papiergelds und der Reichsschulden sprechen dagegen. Geben wir darum der neuesten Zeit das Wort und zwar noch einmal durch den Mund eines Sozialdemokraten. Im Januarheft der „Neuen Zeit", Jahrgang 1922, schreibt der Sozialdemokrat Professor Dr. Lindemann:

„Die schrankenlose Ausbeutung der Arbeitskraft während des Krieges, die mangelhafte Ernährung, eine Folge der Kriegswirtschaft und der englischen

Digitized by Google

Blockade, die Entwöhnung von jeder regelmäßigen Arbeit während des Kriegs, die Qualitätsverschlechterung des Nachwuchses, der während des Kriegs aufgezogen wurde, sind ebenso viele Faktoren der Herabsetzung der Produktivität der Arbeit, die sich in dem allgemeinen Rückgang der Produktion ausdrücken mußte. Sie waren bereits in dem letzten Jahr des Krieges wirksam und dauerten mit verschärfter Wirkung zunächst auch nach ihm an. Dazu kam dann der Novemberzusammenbruch, der wie jede Umwälzung die Bevölkerung in den Strudel schwerer politischer Kämpfe hineinzog, ihre Arbeitsfreudigkeit herabsetzte und den Produktionsprozeß aufs schädlichste beeinflußte. Die Revolution brachte den unterschiedslosen Achtstundentag und mit ihm in einer Zeit des wirtschaftlichen Zusammenbruchs eine so starke Verkürzung der Arbeitszeit in allen Gewerben, daß die Produktivität der Arbeit ganz ungeheuerlich sinken mußte ... Wir müssen einen Weg suchen, auf dem wir zu einer stärkeren Produktion gelangen, wollen wir die Lebenshaltung wieder erhöhen und die äußeren und namentlich auch die inneren Reparationen leisten. Der einzige Weg dazu ist größere Arbeitsleistung. Sie kann aber heute nur durch Verlängerung der Arbeitszeit erreicht werden.

Die Rechnung ist sehr einfach: Vor dem Krieg war eine in den einzelnen Gewerbezweigen verschieden lange, aber im allgemeinen um zehn Stunden herumliegende Arbeitszeit nötig, um die allmählich sich bessernde, aber, wenn wir die großen Massen betrachten, gewiß nicht übermäßig hohe Lebenshaltung aufzubringen. Die Leistungsfähigkeit der Arbeiterklasse war ungeschwächt. Bei stark geschwächter Arbeitskraft, bei Zerstörung unseres Produktions-, Verkehrs- und Handelsapparats soll jetzt eine wesentlich niedrigere Arbeitszeit ausreichen, um nicht nur das gleiche zu schaffen, sondern auch die gewaltige Wiedergutmachung zu leisten, die nur bei einer ungeheueren Vergrößerung unseres Produktionsapparats geleistet werden kann. Nur zwei Beispiele: Unsere Industrie, unsere Haushaltungen leiden schwer unter dem Kohlenmangel. Ein großer geistiger Aufwand wird auf kohlensparende Heizungsmethoden, Erfindung von Kohlenersatzstoffen usw. vertan. Die Arbeiterzahl im Ruhrgebiet ist um 21% erhöht, aber die Arbeiter lehnen es ab, durch längere Arbeitszeit die Kohlen zu fördern, die unsere Wirtschaft braucht. Wir leiden unter schwerstem Wohnungsmangel. Das Baugewerbe ist ein Saisongewerbe. Um 4 Uhr nachmittags legt der Bauarbeiter sein Handwerkszeug fort, läßt Wohnungsnot Wohnungsnot sein. Sollte er aber nicht an die Allgemeinheit, sollte er nicht vor allem an seine Arbeitsgenossen denken, die keine Wohnung finden? Die Dauer der Arbeitszeit den wirtschaftlichen Bedürfnissen des ganzen und der einzelnen Gewerbezweige anzupassen und auch eine längere Arbeitszeit nicht mit Widerstreben, sondern aus der gegründeten Erkenntnis heraus auf sich zu nehmen, daß nur so unser Volk, daß nur so die Arbeiterklasse selbst gerettet werden kann: dies scheint mir die wichtigste Aufgabe dieser Klasse und ihrer Organisationen zu sein."

Um es zu wiederholen: Die Revolution hat nicht ein Aufhören der Verarmung und der Umschichtung bewirkt, sondern die Verarmung und Umschichtung

Digitized by Google

in gesteigertem Maß fortgesetzt. Noch ein paar Worte darüber, wie das im einzelnen zugegangen ist.

Der Güterverlust — wir haben es schon gestreift — kann ein unmittelbarer oder ein mittelbarer sein. „Damnum emergens" und „lucrum cessans" nennt es in ähnlichem Zusammenhang der Jurist. Selbst die unmittelbare Gütervernichtung hat nicht, wie man annehmen sollte, mit dem Kriegsende aufgehört. Der erste Finanzminister der neuen deutschen Republik Schiffer hat darüber seinerzeit in der Nationalversammlung mitgeteilt, daß aus den Heeresbeständen im Wert von 8 Milliarden Mark nur noch ein Betrag von 3 Milliarden Mark zu gewinnen sei, es ist während der Revolution — klagte er — in unverantwortlicher Weise mit dem Nationalgut verschwenderisch umgegangen worden, es ist „vergeudet, zerstreut, verschlissen worden". In derselben Rede hat Schiffer fast verzweifelt gerufen: „Wenn es so weiter geht, dann gehen wir finanziell zugrunde," und er hat ausgeführt:

„Wir sollen zusammenhalten und sparen. Wie steht es damit in Wirklichkeit? Ich glaube auch der wohlwollendste Beurteiler wird nicht sagen können, daß wir uns gegenwärtig in einer Periode großer Sparsamkeit befinden. Der Begriff der Sparsamkeit ist für uns beinahe ein historischer geworden. Wir haben uns ein — man nennt das wohl — so großzügiges Wesen angewöhnt, daß man mit Kleinigkeiten überhaupt nicht mehr rechnet. Ich wiederhole — sagt Schiffer —, ich kritisiere nicht, ich urteile nicht über die Notwendigkeit unseres Verhaltens, ich stelle nur die Tatsache fest, daß das gegenwärtige Regierungssystem jedenfalls nicht billiger sondern recht viel teurer arbeitet als das frühere. Ich stelle fest, daß die Masse der Behörden, Beamten und Stellen, die aus der Staatskasse hohe Bezüge erhalten, sich ganz außerordentlich vermehrt hat. Alle Reformvorschläge zur Vereinfachung der Verwaltung kamen schließlich darauf hinaus, neue Stellen zu schaffen."

Damit, d. h. mit den letzten Ausführungen Schiffers ist schon das Gebiet der mittelbaren Güterverminderung berührt. Diese hat infolge der Revolution in unheimlichem Ausmaß eingesetzt in der Form der Umwandlung von Volksvermögen in Einkommen, hauptsächlich in der Form der Umwandlung des Betriebskapitals der Volkswirtschaft in Löhne. Das ging so zu: Mit der Revolution ist — wir haben es schon berührt — die Masse politisch zur Herrschaft, die Auswirkung der Masseninstinkte wirtschaftlich zum Vollzug gekommen. Schon die demokratische Staatsform an sich bedingt einen großen und teuren Behördenapparat durch die Teilnahme der Masse an der Regierung in Räten und Beiräten, von den Parlamenten und Ministerien an bis herunter zu den Bezirksräten und den örtlichen Beratungskörpern, Schätzungskommissionen und Ausschüssen. Die demokratische Republik ist die teuerste Regierungsform. Die häufig anzutreffende vulgäre Vorstellung, daß die Ersetzung der Monarchie durch die Republik eine Verbilligung bedeute, ist von führenden Sozialdemokraten Fr. Engels, Bernstein u. a. wiederholt verspottet worden und Walther Rathenau hat diese Auffassung eine „Rentenbürgerauffassung" geheißen. Und

Digitized by Google

wo die Hoffnung gehegt worden ist, ist sie jedesmal zuschanden geworden. So hat z. B. nach Schmollers Finanzgeschichte die französische Republik von 1848 eine große Erleichterung der Finanzlast versprochen und darauf die Schuldenlast in vier Jahren von 3,9 auf 5,7 Milliarden Franken erhöht.

Wir in Deutschland aber haben zurzeit über diese gewissermaßen naturgemäße Begleiterscheinung des demokratischen Parlamentarismus hinaus einen Behördenapparat und eine Beamtenzahl, die für ein wirtschaftsstarkes Gemeinwesen eine bedenkliche Last bedeuten würde, für unseren geschwächten Wirtschaftskörper aber auf die Dauer unmöglich ist. Der alte Satz: „Wer vom Staat gute Dienste erwartet, der überlade ihn nicht," gilt vor allem auch für die Behörden- und Beamtenzahl. Wir haben es hier allein mit der wirtschaftlichen Seite der Sache zu tun, wobei übrigens zu betonen ist, daß der große dermalige Behördenkörper nicht ausschließlich auf die demokratisch-parlamentarische Regierungsform und auf die Staatsumwälzung zurückzuführen ist, sondern zu einem großen Teil auf die Lasten und Verbindlichkeiten, welche uns durch den Friedensvertrag auferlegt worden sind.

Eine genaue Übersicht über die Zahl der neuen und das Maß der Ausdehnung der älteren Behörden ist mir nicht bekannt; ich habe aber den Eindruck, daß es sich um eine Ausdehnung in einem Maße handelt, aus dem zum Teil die städtische Wohnungsnot sich erklärt.

Auch über die Steigerung der Zahl der Beamten besteht meines Wissens eine vollständige Auszählung nicht. Der verflossene Spardiktator hat aber gelegentlich mitgeteilt, z. B. daß von 1914 bis 1920 in den Reichsministerien gestiegen ist die Zahl

der	Unterstaatssekretäre	von	4	auf	10
„	Ministerialdirektoren	„	10	„	37
„	Ministerialräte	„	82	„	268
„	ständigen Hilfsarbeiter	„	31	„	229
„	Kanzleibeamten	„	389	„	1049 usw.

Diese Zahlen geben immerhin einen Anhalt.

Sodann sind über den Umfang, den die Beamtenvermehrung innerhalb der Reichsverwaltung angenommen hat, vom Reich selbst Angaben gemacht worden in Beantwortung des Fragebogens der Brüsseler Konferenz; neuerdings auch in einer vom Reichsfinanzminister dem Reichstag vorgelegten Übersicht. Hiernach beschäftigte das Reich im Jahr 1920 rund 688 000 etatsmäßige Beamte gegen 189 000 im Jahr 1913. Dabei sind die außerplanmäßigen Beamten, Angestellten und Hilfsarbeiter, deren Zahl und Zunahme außerordentlich groß ist, nicht mitgerechnet. Die Post hat nach derselben Quelle rund 234 000 etatsmäßige Beamte im Jahr 1920 in dem verkleinerten Reichspostgebiet beschäftigt, gegen 178 000 im Jahr 1913.

Über die Eisenbahn hat das Reichsverkehrsministerium im laufenden Jahr amtliche Mitteilungen gemacht, wonach der Personalbestand im Jahr 1913 durchschnittlich 740 000 Köpfe, dagegen — trotz der Betriebseinschränkungen

Digitized by Google

und der Gebietsabtretungen — im Jahr 1919 durchschnittlich 1 121 000 Köpfe und im September 1921 1 056 000 Köpfe betragen hat. Der Besoldungsaufwand des Reichs würde sich nach den neuesten Aufbesserungsbeschlüssen bei zusammen 1 557 786 Beamten und Hilfskräften auf annähernd 60 Milliarden Mark belaufen, gegenüber einem Gesamtsteueraufkommen des Reichs von annähernd 100 Milliarden Mark. Die Gesamtzahl der im öffentlichen Dienst stehenden Beamten und Angestellten wird von sachverständiger Seite auf über zwei Millionen berechnet, gegen annähernd 900 000 vor dem Krieg, so daß jetzt auf dreißig Einwohner des Deutschen Reichs ein Beamter käme. Dabei sind die bloß diätarisch als Beiräte, Räte, Sachverständige, Schätzer, Schöffen usw. beigezogenen, sowie die in den verschiedenen parlamentarischen Formen, sowie als Betriebsräte, Beamtenbeiräte usw. tätigen Personen nicht gerechnet. Ihre Zahl ist wiederum zurzeit eine fast unermeßliche. Das mag politisch und sozial seine Vorzüge haben, mag das Vertrauen in die Tätigkeit der Behörden stärken, das Mitverantwortlichkeitsgefühl erbreitern usw. Davon ist jetzt nicht die Rede, sondern von den wirtschaftlichen Folgen. Diese bestehen darin, daß, soweit unproduktive Arbeit geleistet wird — und unproduktive Arbeit wird zu zwei Dritteln dann geleistet, wenn drei das tun, was durch einen geleistet werden könnte —, eine mittelbare Güterverminderung eintritt, denn bei der produktiven Verwendung jener Arbeitskräfte wären Neugüter entstanden, die so nicht entstehen.

Dasselbe trifft zu für die Verkürzung der Arbeitszeit und die Erhöhung der Löhne, handle es sich nun um staatliche Beamte und Arbeiter oder um die Arbeiterschaft und Angestelltenschaft im privaten Wirtschaftsleben.

Wie das wirkt, zeigt am anschaulichsten die Reichseisenbahn. Sie weist einen Betriebsabmangel auf im Jahr 1920 von 15,6 Milliarden, im Jahr 1921 von 10,8 Milliarden Mark. Wohlverstanden, einen Betriebsabmangel, also abgesehen von den außerordentlichen Ausgaben oder gar einer Verzinsung der Schulden. Schon diese Erscheinung allein bedeutet, wenn sie lange fortbesteht, für die öffentliche Wirtschaft den Ruin. In dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen öffentlicher Wirtschaft und Privatwirtschaft. Wenn dauernd die Ausgaben höher sind als die Einnahmen, d. h. volkswirtschaftlich gesprochen, der Güterverbrauch höher als die Gütererzeugung, so kann das nur so lange dauern, bis der von den Vorfahren ererbte Gütervorrat aufgebraucht ist, dann ist das Ende da. Und daran vermag, soweit der Grund in der unproduktiven Arbeit liegt, keine Fahrpreis- und Frachterhöhung und keine Steuer etwas zu ändern, denn durch diese Maßnahmen wird ja keine Gütervermehrung sondern nur eine Güterverschiebung vorgenommen. Die Steuer z. B. — bei ihr ist es am deutlichsten zu zeigen, bei der Fahrpreis- und Frachterhöhung ist es aber genau so — wird dem einen abgenommen und dem anderen durch Vermittlung des Staats als Gehalt oder Lohn usw. in Zahlung gegeben. Es tritt also nur eine Einkommensverschiebung ein. Allein nach Umständen bedeutet diese Einkommensverschiebung zugleich eine Minderung des Volksvermögens, dann näm-

Digitized by Google

lich, wenn die Steuer nicht aus dem Einkommen bezahlt wird oder bezahlt werden kann, sondern dem Vermögen entnommen wird. Und das trifft zurzeit, zum Teil nach dem ausgesprochenen Willen der Steuergesetze, in weitem Umfang zu. Solchenfalls vermindert sich das Volksvermögen, wenn der Gehalt oder Lohn usw., der mit der Steuer bezahlt wird, in der Hand des Beziehers nicht wieder zur Vermögensbildung verwendet, also nicht erspart, sondern verbraucht wird. Bei unseren dermaligen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen und Gepflogenheiten wird aber der Verbrauch die Regel bilden. Und genau so ist es mit den Arbeitslöhnen, ganz gleich, ob es sich dabei um die öffentliche oder um die private Wirtschaft handelt. Soweit im Arbeitslohn Entlohnung unproduktiver Arbeit in dem geschilderten Sinn steckt, ist eine mittelbare Gütervermin-derung die Folge, denn der Lohn oder Gehalt wirkt sich in den Güterpreisen aus, bedeutet also genau wie die Steuer zunächst nur eine Einkommensverschiebung, die aber in allen den Fällen zugleich eine Volksvermögensverminderung darstellt, in denen die Konsumenten nicht mehr in der Lage sind, aus ihrem Einkommen ihren Bedarf zu decken, sondern dazu ihr Vermögen in Angriff nehmen.

Daß die Deckung des Bedarfs aus dem Vermögen eine Zeitlang geschehen kann, ist die Folge der Umschichtung. Die Umschichtung hat die Not — wir erinnern uns an die Witwe — auf solche Kreise abgewälzt, die von den Vätern her noch einen gewissen Gütervorrat ererbt haben. Sie haben ihn erworben, um ihn zu besitzen, aber die Not zwingt sie jetzt, ihn zu veräußern. Da er aber — wie gezeigt — volkswirtschaftlich als Einkommen im wesentlichen verbraucht wird, so ist eine Verminderung nicht nur des privaten Vermögens der Veräußerer, sondern auch des Volksvermögens, letzten Endes also eine weitere Verarmung der Gesamtheit die Folge: der Teppich, das Kunstwerk, das Kleinod wandert schließlich ins Ausland; bei uns hat sich der Gegenwert einstweilen in Verbrauchseinkommen umgesetzt.

Wohin der Weg geht, sieht man deutlich an Österreich, dem wir nur zeitlich um einige Entwicklungsstufen hinterher sind. In einem kürzlich (bei Kohlhammer, Stuttgart) erschienenen bedeutsamen und inhaltsreichen Buch „Die Zerrüttung der Weltwirtschaft" von Dr. Schultze, Leipzig, heißt es: „Alles wird dort exportiert, selbst die unentbehrlichsten Dinge. Die Entwertung des österreichischen Geldes wirkt wie eine Saugpumpe, die mit so hohem Druck arbeitet, daß sie im tollen Wirbel alles, buchstäblich alles erfaßt, vom Boden losreißt und ins Ausland schleudert. Stunde um Stunde gehen unentbehrliche Werte im Betrag von Millionen über die Grenze: Teppiche und Möbel, alter und neuer Hausrat, Mobiliar und Inventar, Kunstwerke und Maschinen, aber auch Besitzrechte auf Fabriken, Häuser, Grundstücke und Eisenbahnen. Namentlich in Wien wurde das Leben der einheimischen Bevölkerung zur Qual. Von Hunger und Frost gepeinigt, unter der Last unerschwinglicher Teurungspreise keuchend, wußte sie nicht mehr, woher das Geld für Lebensmittel und Holz zu nehmen, — von Kohlen ganz zu schweigen. Und das in derselben Zeit, als diese Stadt in der ausländischen Handelswelt als die billigste ganz Europas galt!

Digitized by Google

Kaufleute aus allen Ländern überschwemmten Wien, die verelendete Bevölkerung sah sich gezwungen, ihnen die kostbarste Habe zu überlassen, um die nötigen Summen zur Fristung des nackten Lebens zu erhalten."

Bis hierher haben wir die Wirkungen des Kriegs und der Revolution verfolgt. Es steht noch aus der sogenannte Friedensvertrag. So wie er bis jetzt lautet, ist er unerfüllbar. Wir sollen ja danach, in unserem dermaligen Geldwert ausgedrückt, 8580 Milliarden oder rund 8½ Billionen Mark schulden und jährlich rund 215 Milliarden Mark zahlen. „Impossibilium nulla obligatio" — Unmögliches kann nicht Gegenstand eines Vertrags sein, sagt schon ein altrömisches Rechtssprichwort. Allein, auch wenn der Friedensvertrag gemildert und möglich gemacht wird, bleibt bestehen, daß dessen Auswirkungen sich in derselben Richtung bewegen, wie diejenigen des Kriegs und der Revolution. Nachdem Krieg und Revolution Güter verschlungen haben, die annähernd die Hälfte des deutschen Volksvermögens betragen mögen, kommen nun die Sieger — waren sie wirklich Sieger? — und ziehen die andere Hälfte an sich, teils unmittelbar, teils mittelbar dadurch, daß sie den Rahm vom Ertrag der Arbeit abschöpfen, die das allmählich wieder güterschaffende deutsche Volk jetzt und künftig leistet.

Die Reparationsleistungen, in welcher Form immer sie sich vollziehen, ob als Sachleistungen oder Geldzahlungen, haben in der volkswirtschaftlichen Wirkung die Überführung von Gütern aus deutschem Besitz in fremden Besitz zum Inhalt. Wenn zahlreiche Privatwirtschaften als Erzeuger (die Industrie) oder Händler (die Bankwelt) dabei gute Geschäfte machen und scheinbar oder tatsächlich bereichert erscheinen, so trifft das nur privatwirtschaftlich zu, volkswirtschaftlich ist eine Verarmung des Ganzen die Folge, die zuletzt auch die „Reparationsgewinner" ergreifen muß, denn es ist ja das Deutsche Reich, das für die Reparationsleistungen aufkommen muß, und das Deutsche Reich ist das deutsche Volk.

Und auch hier trifft zu, daß die Güterverminderung teils eine unmittelbare ist — man denke an die Auslieferung fast unserer ganzen Handelsflotte, an die Eisenbahnwagen, Lokomotiven, an das Vieh, an die Kohlen, die über die Grenze gingen und gehen — teils aber und in allen anderen Fällen eine mittelbare, sofern die Arbeit, die der Herstellung von Gütern gewidmet ist, die auf Kosten des Reichs ins Ausland gehen, zwar das ausländische Gütervermögen vermehrt, nicht aber das deutsche; die güterbildende Arbeit geht somit der deutschen Volkswirtschaft verloren und bedeutet eine Verarmung des deutschen Volkes.

Nach alledem scheint unsere Lage hoffnungslos zu sein? Sie wäre es, wenn unsere Verarmung dauernd fortschreiten müßte, wenn es dagegen kein Hilfsmittel gäbe, wenn kein Einhalt, keine Umkehr möglich wäre, denn eine dauernd fortschreitende Verarmung schließt unbedingt den kulturellen Niedergang in sich. Man kann sich heraufhungern, und fast alle führenden Kulturvölker haben sich heraufgehungert, das Hinabhungern aber bedeutet nicht das Entstehen der Kultur sondern ihr Vergehen.

Digitized by Google

Aber es gibt einen Ausweg und er ist mit dem „Heraufhungern" schon angedeutet. Arbeiten und Sparen heißt das Rezept, durch das wir groß geworden sind und durch das wir wieder groß werden können, wenn auch mühselig und erst nach langer Zeit. Nach dem Dreißigjährigen Krieg hat es zwei Jahrhunderte gedauert, der verlorene Weltkrieg hat uns viel stärkere Wunden geschlagen als unseren Vorfahren der Dreißigjährige Krieg.

Aber Arbeiten und Sparen hilft. Freilich muß es ein Arbeiten der gewaltigsten, der äußersten Kraftanspannung sein und ein Sparen der entsagungsvollsten Art. Die materielle Lebenshaltung, die sich das deutsche Volk in den letzten fünfzig Jahren und gar in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Krieg angewöhnt hat, muß einer Lebensführung weichen, die unseren Vätern und Großvätern so leicht geworden ist, wie sie uns schwer wird. Nicht allen von uns fällt die Umstellung gleich schwer. Aber es genügt nicht, wenn einzelne oder einzelne Schichten sparen. Die entsagungsvolle, die hungernde Sparsamkeit muß von allen, muß von der Gesamtheit des Volks geübt werden, genau so wie die äußerste Kraftentfaltung und die höchste Arbeitsleistung. Wenn zwei Millionen Rentner auf ihr Glas Wein verzichten und zwei Millionen Witwen auf das Stück Zucker in ihren Malzkaffee, so wirkt das kaum auf den Marktpreis, solange die übrigen 56 Millionen nicht mitmachen, oder wenn gar gewisse Schichten, insbesondere der jungen Generation, die Verbrauchsgewohnheiten, die jene ablegen, sich etwa gleichzeitig zuzulegen beginnen. Und da gibt zu sorgenvollem Nachdenken Anlaß die Tatsache, die uns die deutsche Produktionsstatistik mitteilt, daß gegenüber der Vorkriegszeit in fast allen Produktionszweigen ein Rückgang zu verzeichnen ist mit Ausnahme von zweien, die nicht nur keinen Rückgang sondern eine Vermehrung zu verzeichnen haben, das sind: die Zigarettenindustrie und die Schokoladeindustrie!

Nur wenn die Massen zur äußersten Arbeitsamkeit und zur entsagungsvollsten Sparsamkeit zu bringen sind, nur dann kann das Arbeiten und Sparen den gezeigten Erfolg haben. Auch hier gilt: das ganze Deutschland muß es sein.

Wird damit demnächst ernstlich zu rechnen sein? Ehe man die Antwort gibt, wird es gut sein, sich klar zu machen, was die Forderung des Arbeitens und Sparens in der Einzeldurchführung für die gesamte öffentliche und private Wirtschaft bedeutet; für die öffentliche Wirtschaft: Einschränkung des Behörden- und Verwaltungskörpers von den Parlamenten und Ministerien herab bis auf die Bezirksräte und die örtlichen Organe, Räte und Ausschüsse, sagen wir einmal auf die Hälfte! Die Zahl soll keine rechnungsmäßige Zahl darstellen, sondern nur ein Bild geben. Und für die Verbleibenden müßte eine Verminderung ihrer Bezüge noch überdies erfolgen.

Sind solche Maßnahmen zurzeit wahrscheinlich oder überhaupt möglich? Das Reich hat schon einmal einen Spardiktator ernannt. Nach wenigen Monaten hat er sein Amt niedergelegt. Es war ein ehrlicher Mann. Jetzt hört man von einem „Sparminister", der ernannt und mit einem „Sparausschuß" ausgerüstet werden soll! Wird es mit dem Sparminister und dem

Digitized by Google

Sparausschuß ebenso gehen wie mit dem Spardiktator, oder wird der Erfolg der sein, von dem Schiffer — wir erinnern uns — gesprochen hat, daß bis jetzt jede Sparmaßnahme auf Schaffung einer neuen Stelle, also auf eine weitere Ausgabe hinausgekommen sei? Das eine oder das andere nur ist zurzeit möglich. Bismarck hat einmal gesagt: „Keine Regierung ist für das Landesinteresse so schädlich wie eine schwache." Und der schwäbische Dichter Fr. Th. Vischer hat den schartigen Vers gesprochen:

„Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Losungswort!
Kein Schild, keine Klinge und kein Griff,
Kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff,
Du ruderst mit ihr vergebens;
Kraft ist die Parole des Lebens."

Wenn nun aber die Regierung unter dem Geschick leidet, nach den tatsächlich gegebenen Verhältnissen nicht stark sein zu können, sondern schwach sein zu müssen? Der ausgezeichnete Geschichtschreiber der französischen Revolution Taine macht gelegentlich die Bemerkung: „Es ist nun einmal nicht möglich, daß eine Behörde, die ihre Existenz ihren Untergebenen verdankt, sich großer Macht erfreue." Und Graf Häseler, der deutsche Feldmarschall hat einmal gemeint: „Der Mensch muß Zwang haben und wenn es gut geht, ist es Selbstzwang."

Wie bei der öffentlichen Wirtschaft, so steht es ähnlich bei der privaten. Auch für sie, für das gesamte private Leben gilt die Forderung: mehr arbeiten und mehr sparen! Mehr arbeiten und mehr sparen bedeutet aber, in die nackte Wirklichkeit übersetzt, für jeden Einzelnen eine größere Leistung gegen eine geringere Entschädigung, gegen kleineren Gewinn und Lohn. Sieht es zurzeit danach aus? Ist ernstlich damit zu rechnen, daß die Industriellen, die Kaufleute, die Handwerker, die Bauern und die Arbeiter alle ihre durchschnittliche Lebenshaltung auf die Hälfte herabsetzen? Ist das wahrscheinlich? Und auf das kommt die Forderung der Sparsamkeit, wenn der gewünschte Erfolg erzielt werden soll, ungefähr hinaus, wenn natürlich auch noch andere Maßnahmen: Sparsamkeit in der Güterherstellung durch Vereinfachungen und Zusammenlegungen, nebenher gehen können und nebenher zu gehen haben. Die Zahl soll dabei wieder keine rechnungsmäßig genaue Zahl sein; im ganzen wird sie aber ein ungefähr richtiges Bild geben.

Und weiter: Ist es, was noch im besonderen die Arbeitssteigerung anbelangt, sehr wahrscheinlich, daß demnächst die Lindemannschen Mahnungen von der Masse befolgt werden? Kaum, trotzdem die bittere Wahrheit bestehen bleibt, die Richard Calwer einmal in die herben Worte gekleidet hat: „Laßt die Arbeiter nur eine Stunde arbeiten und gebt ihnen jeden Tag 1000 Mark Lohn, dann habt ihr das beste Rezept, damit die Arbeiterschaft schnellstens verhungert."

Es ist nun einmal so:

Digitized by Google

„Dreierlei Wege klug zu handeln hat der Mensch:
durch Nachdenken, das ist der edelste;
durch Nachahmen, das ist der leichteste,
durch Erfahrung, das ist der bitterste."

Die Masse, das liegt schon im Begriff des Worts, geht, wo wie hier der mittlere Weg ausscheidet, stets den letzteren; zur bitteren Erfahrung führt die bittere Not, wenn der Hunger kommt, der fürchterliche Hunger, begleitet von der Enttäuschung, weil offenkundig wird, daß nichts mehr da ist, daß keine Umschichtung mehr hilft.

Aber auch dann wird der Umschwung und der Wiederaufstieg erst kommen können, wenn aus der untersten Schlammschicht die letzte Blase des Betrugs und die letzte Blase der Illusion emporgestiegen und zerplatzt ist. Dann wird die Enttäuschung den Hunger nach Arbeit erzeugen, wie der Hunger aus Not die Entsagung im Verbrauch. Aber ohne schwere Unruhen und Wirren wird es kaum gehen und auch nicht ohne das Austoben der wildesten Leidenschaften. Wenn jedes Pfund Brot und Fleisch, jedes Stück Zucker, jedes Hemd und jedes Paar Schuhe durch das höhere Einkommen wegen des Sinkens der Valuta immer wieder verteuert wird und schließlich gegen Geld überhaupt nicht mehr zu haben ist, dann ergreift blinde Verzweiflung das Volk und das Chaos ist da.

Aber nach dem Chaos wird mit dem Arbeiten und Sparen auch der Umschwung und der Wiederaufstieg beginnen beim deutschen Volk. Die Hoffnung darauf braucht nicht aufgegeben zu werden, darf nicht aufgegeben werden. So wenig der einzelne Mensch sich verloren geben darf, solange er noch jung und gesund ist, so wenig darf es ein Volk. Und das deutsche Volk ist noch jung und gesund. All das Unerfreuliche, das in der letzten Zeit zutage gekommen ist und nicht etwa erst in der allerletzten Zeit — der Vaterlandsfreund hat schon lange vor dem Krieg mit bangen Sorgen die Anzeichen wahrgenommen —, all das hat seine Kehrseite in denjenigen Eigenschaften des deutschen Volkes, die einem deutschen Dichter die Seherworte in den Mund gelegt haben:

„Am deutschen Wesen
Wird dereinst die Welt genesen."

Diese Eigenschaften, wenn auch scheinbar verschüttet im Staub und in der Asche des Zusammenbruchs, sie glühen als ein stiller Funke in der Asche fort und werden einmal wieder als helle Flamme emporlodern.

Und das wird geschehen können, auch wenn die westeuropäische Völkerfamilie als solche den Zenit ihrer führenden Weltmachtstellung überschritten haben sollte.

Anzeichen dafür sind genug vorhanden und durch die gegenseitige Zerfleischung im Weltkrieg mit seiner entsetzlichen Vernichtung der besten Menschenkräfte und seiner nie dagewesenen Gütervernichtung haben die europäischen Völker unter der selbstklugen und selbstschonenden Mitwirkung Amerikas und Japans den Gang der Dinge beschleunigen helfen. Unter dem Dröhnen der

Digitized by Google

Geschütze des Weltkriegs ist das Zeitalter der Vorherrschaft Europas ins Grab gesunken. Das wirtschaftliche Schwergewicht hat sich während des Krieges von Europa nach Amerika verschoben. Nicht mehr in London, sondern in Neuyork ist das Clearinghouse der Welt, und nicht mehr das „Pfund", sondern der „Dollar" beherrscht sie. Europa erscheint wirtschaftlich geschwächt, Amerika und der ferne Osten, voran Japan, sind im gleichen Maße gestärkt. Daran ändert die Krisenstimmung mit Arbeitslosigkeit usw., die zurzeit in jenen Ländern herrscht, vor allem in Amerika, nichts. Der Grund ist zu viel Geld! Wir in Deutschland haben zu viel Papiergeld, Schuldengeld, Amerika hat zu viel Gütergeld, mit anderen Worten zu viel Kapital. Es geht Amerika jetzt im großen, wie es uns nach 1871 im kleinen gegangen ist. Der Krach von 1873 beseitigte bei uns die Verdauungsstörung, eine große Krisis wird sie in Amerika beseitigen. Zu viel Geld macht Teuerung, ob es echtes oder falsches Geld ist; aber im letzteren Fall, so in Deutschland, bedeutet die Teuerung, volkswirtschaftlich betrachtet, Verarmung, im ersteren Fall, so in Amerika, Reichtum, wenn auch ungesunden Reichtum. Und zu rasch wachsender Reichtum, zu viel Kapital verleitet zu allzustarker Ausdehnung der industriellen Anlagen und Handelsunternehmungen, zu Gründungen mit zu hohen Produktionskosten, die schließlich eine Absatzstockung erzeugen, deren Folgen wiederum Produktionsstockung und Arbeitslosigkeit sind. Die Arbeitslosigkeit muß um so größer werden, wenn, wie in Amerika, der Absatz zum großen Teil auf das Ausland eingerichtet, das Ausland, in unserem Fall Europa, voran Österreich und Deutschland, aber wirtschaftlich geschwächt und nicht mehr abnahmefähig ist. Und wenn diese wirtschaftlich geschwächten Länder gar dazu übergehen oder übergehen müssen, statt als Güterabnehmer als Güterausführer aufzutreten, was ihre niedere Valuta ermöglicht, wenn sie den nationalen Ausverkauf vornehmen, wozu sie ihre Armut zwingt, dann wird in Amerika die Arbeitslosigkeit immer größer, die Krisis schwerer. Aber für Amerika ist das eine vorübergehende Krankheit. Wenn auch einzelne Privatwirtschaften schwer unter ihr leiden und zusammenbrechen, die Volksvermögensvermehrung als ganzes bleibt. In Europa aber und vor allem in Deutschland bleiben die Schulden. Jedoch noch eines bleibt: die Arbeitsfähigkeit und die Arbeitskraft. Und sie sind in Deutschland weniger notleidend als im übrigen alten Europa. Vor allem der Arbeitswille ist bei uns in Deutschland stärker als bei unseren Nachbarn und er wird dereinst wieder in einem gewaltigen Kraftausbruch sich geltend machen. Einstweilen aber geht die Entwicklung ihren Gang. Es ist kein Zweifel: während des Kriegs und durch den Krieg hat sich, wie bereits ausgeführt, das wirtschaftliche und politische Schwergewicht weiter nach Westen, nach Amerika, und zum Teil schon nach dem Lande der aufgehenden Sonne verschoben. Der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung pflegt im großen ganzen die kulturelle zu folgen; es herrscht eine Wechselwirkung.

Und wenn unsere heutige Kultur, wie die Weltgeschichte zeigt, fortschreitend stets von Ost nach West gewandert ist, aus dem alten Kulturdreieck von Ninive

Digitized by Google

und Babylon über Tyrus und Sidon, Theben und Memphis, Athen und Rom nach Paris und London, und wenn, wie weitsichtige Seher künden, die Kultur mit der Sonne über den Westen dem Sonnenaufgang zu weiter wandert, so geht darum doch kein Atom verloren von den Kräften, aus welchen die Kultur sich aufbaut. Und zu diesen Kräften gehören mit zu den wertvollsten jene, welche den Gehalt des deutschen Wesens ausmachen, der deutsche Geist. Und in diesem Sinn mag man getrost mit dem Dichter sagen:

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land;
Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd' ich es immer wieder finden.

Über Ernährungskrankheiten

Von

Universitätsprofessor Dr. Oscar Loew (München)

Unter den zahlreichen Ursachen von Krankheiten und Todesfällen spielen eine nicht unbedeutende Rolle falsche einseitige Ernährungsweisen, woraus Störungen im Magen-Darm-Kanal, im Zirkulations- und Respirationsapparat sowie im Nervensystem hervorgehen können. Seit langem hat man die Gicht dem übermäßigen und einseitigen Fleischgenuß, den Skorbut dem Mangel an Gemüsen und Obst, die alimentäre Diabetes oder Ernährungszuckerharnruhr der Zuckerbäcker dem übermäßigen Genuß von Zucker zugeschrieben. Verschiedene Ernährungskrankheiten sind aber so häufig, daß eine allgemeine Kenntnis richtiger Ernährungsprinzipien von großem Vorteil für die Menschen wäre. Einige Bemerkungen zur Ernährungslehre mögen deshalb hier einen Platz finden.

Wenn wir die chemische Natur unserer Nahrungsmittel näher betrachten, so erscheinen diese alle einseitig und in ihrer Art unvollkommen. Das Fleisch ist z. B. eiweißreich, aber arm an Kohlehydrat und Kalk, Blattgemüse ist dagegen arm an Eiweiß, aber reich an Kalk und Eisen. Die an Eiweiß und Fett armen Kartoffeln sind reich an Stärkemehl und an Alkalisalzen organischer Säuren (meist Zitronensäure), welche auch in Obst sowie in Blatt- und Wurzelgemüsen enthalten sind, aber nicht in Fleisch und Körnerfrüchten, Brot, Mehlspeisen, Erbsen und Bohnen. Eine vollgültige Nahrung muß nicht nur Eiweiß und Kohlehydrat (Stärkemehl, Zucker, Chlornatrium) und Fette,[1]) sondern auch Alkalisalze organischer Säuren (wie Zitronensäure), Phosphorsäure, Kalk, Magnesia, Eisen und Spuren Jod enthalten. Alle diese Nährstoffe sind so un-

[1]) Fette sind zwar sehr nützlich als Wärmebildner, aber nicht absolut nötig, da sie auch aus Kohlehydrat im Körper gebildet werden können.

Digitized by Google

regelmäßig auf die verschiedenen Nahrungsmittel verteilt, daß man nur durch Mischungen verschiedener Nahrungsmittel in der Kost sich der physiologisch richtigen Bedarfsmenge an den einzelnen Substanzen nähern kann. Ein vollkommenes Nahrungsmittel ist nur die Milch, welche nach Eiweißstoffen, Fett und Milchzucker auch zitronensaures Kali und Natron, reichlich Kalk, dann Magnesia und mäßig Eisen enthält. Die zitronensauren Alkalien sind sehr wichtig, sie führen zum kohlensauren Natron des Blutes und dieses hält die für den Kalkstoffwechsel so wichtige Blutalkaleszenz im normalen Grade aufrecht. Diese Salze sind es, welche auch Blatt- und Wurzelgemüse, Kartoffeln und Obst als wertvolle Nahrungsmittel mit charakterisieren.[1])

Früher hat man die Bedeutung der Blatt- und Wurzelgemüse, welche unsere kalkreichsten Nahrungsmittel sind, sehr unterschätzt; man erklärte sie lediglich als nötige Füllstoffe für den Darm oder als passendes Material, Fette geeignet zu verteilen (emulgieren). Erst in neuerer Zeit wurde man auf ihren Gehalt an „Vitaminen" aufmerksam, Stoffe, welche Ansatz und Wachstum fördern, sowie (nach Bickel) auch die Zellen befähigen, die resorbierten Nährstoffe auch wirklich zu assimilieren. Die Menge der Vitamine ist gering, aber ebenso wichtig ist der Gehalt der Gemüse an zitronensauren Alkalien und an Kalk und Eisen.

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß das beste Mittel gegen einseitige Ernährung die Abwechslung bei der Zusammenstellung der Mahlzeiten ist, allein oft genug verhindern Eßgewohnheiten die richtige Abwechslung. Man betrachte nur einmal die Menus in Hotels und bei Festen. Welche übermäßige Rolle spielt hier eine Reihe von Fleischsorten! Einen Teller voll Blatt- oder Wurzelgemüse zu essen, würde dort sogar als „unfashionabel" gelten.

Freilich der falsche Grundsatz, daß nur eiweißreiche Nahrung wirklich „nahrhaft" sei, hat schon manche Übel verschuldet. Als wirklich „nahrhaft" kann nur eine Mahlzeit erklärt werden, welche allen physiologischen Anforderungen gerecht wird, also auch die Forderung erfüllt, daß die mineralischen Nährstoffe in genügender Menge vorhanden sind.[2])

Doch betrachten wir nun einige Fälle einseitiger Eßgewohnheiten: Nach Dr. Grupp,[3]) der 30 Jahre lang die Eßgewohnheiten der niedersächsischen Bauern beobachten konnte, verzehren diese hauptsächlich Wurst, Schinken, Eier, Schwarzbrot und Hülsenfrüchte, aber nur nebenbei und in ungenügendem Maße

---

[1]) Auch Kieselsäure scheint nicht ohne Bedeutung zu sein.

[2]) Unter dem Namen „kräftige" Nahrung verbirgt sich häufig eine große Einseitigkeit zugunsten der eiweißreichsten Nahrungsmittel. Man sollte sich da an die lehrreiche Beobachtung von Steinbiß erinnern, daß, wenn man Kaninchen an Fleischnahrung gewöhnt und diese ausschließlich verabreicht, die Tiere schon nach einigen Monaten die beginnende Entwicklung von Arteriosklerose zeigen. Kalksalze wirken durch Herabsetzung des gesteigerten Blutdrucks der Arteriosklerose entgegen.

[3]) „Soziale Kultur", Oktober 1918.

Digitized by Google

Milch, Kartoffeln, Rüben und Kohl, jedenfalls zu wenig, um die Nährschäden jenes Übermaßes auszugleichen. Es treten deshalb Skorbut[1]) mit Zähneverlust, Rheumatismus und Gicht in allen Formen, Lungenblähung mit asthmatischen Beschwerden, Nierenleiden, chronische Magen- und Darmkrankheiten, Hämorrhoiden, Krampfadern, Beingeschwüre und Krebs häufig auf.

Diese Erscheinungen legen die Frage nahe, warum denn bei den Karnivoren unter den Säugetieren nicht auch solche Krankheiten die Folge sind. Diese Frage erledigt sich aber dadurch, daß alle diese Karnivoren die Knochen mit verzehren, der Mensch aber nicht. Die Knochen enthalten als Hauptbestandteil dreibasisch phosphorsauren Kalk, ersetzen also den großen Kalkmangel im Fleisch und wirken durch ihren Kalkgehalt regulierend auf den Stoffwechsel ein.[2])

Als reine Karnivoren werden oft die Grönländer betrachtet. Mehrere Grönlandforscher, wie Nansen und Dr. med. Bertelsen, haben jedoch beobachtet, daß die Grönländer sehr gierig auf vegetabilische Nahrung sind, so gierig, daß sie sogar den Mageninhalt der erlegten Rentiere als Delikatesse verspeisen. Auch Meerestang wird (mit Speck) verzehrt. In dem kurzen Sommer des Landes werden Wurzeln von Angelika, Empetrum, Löwenzahn und Zichorie verzehrt, sowie auch Beeren, welche im gefrorenen Zustande für den Winter als Delikatesse aufbewahrt werden. Gicht kommt nach Dr. Bertelsen selten vor, aber häufig Rheumatismus und verschiedene Hautkrankheiten. Schlaganfälle kommen als Begleiterscheinung von „Epilepsie" vor, Tuberkulose ist ziemlich häufig. Ein hohes Alter erreichen die Grönländer nicht.

Andere karnivor lebende Völker, wie die Kirgisen und Turkmenen, genießen als Corrigens reichlich Milch, Joghurt, Kumys und den kalkreichen Käse; Obst, wie Äpfel und Aprikosen, wird nur gelegentlich verzehrt. Nach Dr. Karuz altern diese Leute sehr rasch; mit 30 Jahren ist das Gesicht schon runzlig.

Als Folge irrationeller einseitiger Ernährung ist Skorbut auch bei den oft lange Zeit hauptsächlich sich von Pökelfleisch ernährenden Walfischfängern und Polarfahrern sehr häufig. Als Nordenskiöld in der „Weiten Bay" in Nordgrönland überwinterte, starben mitten im Überfluß von „Lebensmitteln" siebzehn Eismeerfahrer am Skorbut. Den letzten fand man tot dasitzen im Pelzanzuge mit Fausthandschuhen und ein Stück Speck in der Hand. — Wie so verschieden waren aber die Verhältnisse bei der berühmten drei Jahre dauernden Fahrt Nansens auf seinem Schiffe „Fram" von Sibirien durch das Polareis bis zum Atlantischen Ozean. Nansen hatte bei der Verproviantierung ausgiebigst für präservierte Früchte und Gemüse aller Art gesorgt. Die Folge davon war, daß kein einziger Skorbutfall sich ereignet hat! Obst und Gemüse sind nicht durch Sämereien, wie Roggen, Hafer, Reis, Gerste, Bohnen, Erbsen,

---

[1]) Bolst und Fröhlich beobachteten, daß Meerschweinchen bei andauernder und ausschließlicher Fütterung mit Brot von Skorbut befallen wurden, aber nicht bei Fütterung mit Kohl und Karotten.

[2]) Versuche von Weiser an Schweinen haben gezeigt, daß die üblen Folgen reiner Maisfütterung durch Beigabe von Kalksalzen beseitigt werden können.

Digitized by Google

ersetzbar. Koßler[1]) berichtet von einem Manne, der von Skorbut befallen wurde, als er sich längere Zeit nur von Reis und Hirse und etwas Milchkaffee ernährte. Die Milchmenge war hier offenbar zu gering, um die Einseitigkeit der Ernährung korrigieren zu können.

In einer modernen Reisebeschreibung ist zu lesen: „Die Chinesen in Singapore leben nur von Reis und getrockneten Fischen," aber es ist zu bedenken, daß dort die saftigsten Obstarten so billig sind, daß auch der ärmste sich solche Früchte leisten kann.

Die von Funk hervorgehobene Heilkraft des Zitronensaftes bei Skorbut, welche einem Vitamingehalt zugeschrieben wird, beruht vielleicht auf einem hohen Gehalt an zitronensauren Alkalien, welche, wie schon erwähnt, die Blutalkaleszenz und infolgedessen auch die Kalkretention günstig gestalten, d. h. abnorme Kalkverluste in den Exkreta verhindern. Mit der Kalktherapie haben nämlich auch mehrere Forscher (Saxl, Disqué, Van den Velden) den Skorbut erfolgreich bekämpft, was für diese Auffassung spricht.

Was aber den Zitronensaft betrifft, so enthält dieser auch freie Zitronensäure oder saure Salze in überreichlichem Maße, so daß bei längerem Gebrauche Anämie die Folge sein kann, wie überhaupt auch bei Liebhaberei für starksaure Salate.

Wenn der normale Alkaleszenzgrad des Blutes abnimmt, steigt der Säuregrad des Harnes und damit auch dessen Kalk- und Ammoniakgehalt. Merkwürdigerweise steigt ebenfalls der Säuregrad des Harnes bei übermäßigem Fettgenuß, was von Keller (1897) so erklärt wird, daß die im Darme aus dem genossenen Fett freigewordenen Fettsäuren Alkali in Beschlag nehmen und diese Seifen dann teilweise ausgeschieden werden. Steinitz (1903) erklärt dagegen, daß sich Kalkseifen bilden. Mir scheinen beide Vorgänge nebeneinander stattzufinden. Ein relativ übermäßiger Fettgenuß kann also erhebliche Störungen im Lebensgetriebe verursachen. Daß eine an Fett überreiche Kuhmilch bei Säuglingen sogar zu Rachitis führen kann, hat Aron beobachtet. — Wie oft werden Speisen gewohnheitsmäßig mit übermäßig vielem Fettzusatz bereitet! Mancher mag bei reichlicher Fettzufuhr von dem Gedanken an die reichliche Kalorienmenge, die bei der Fettverbrennung im Körper zum Vorschein kommt, geleitet werden; denn ein Mensch von 70 Kilogramm Gewicht muß bei Ruhe pro Tag 2400 Kalorien produzieren, bei Arbeit weit mehr. Wäre der Mensch so einfach konstruiert wie eine Lokomotive, so wäre man berechtigt, die gesamte Menge der Kohlehydrate der Nahrung durch Fett in gewissem Verhältnis (2,5 : 1) zu ersetzen. Unsere physiologischen Zustände erlauben aber dieses nicht; schon der Magen würde gegen solch ein Übermaß von Fett scharf protestieren. Wenn ferner das an und für sich kalkfreie Fett mithilft, die Kalkverluste aus dem Körper noch zu steigern, so liegt hierin schon ein Grund vor, die Fettzufuhr nicht zu übertreiben,[2])

[1]) „Klinische Wochenschrift" 1922, S. 195.

[2]) Ich habe vor Jahren verschiedene Ernährungsweisen an mir längere Zeit durchgeführt, um die Wirkung auf Laune und geistige Arbeitskraft an mir selbst zu beobachten.

Digitized by Google

da reichlicher Fettgenuß u. a. auch die Unterdrückung des Durstgefühles zur Folge haben kann.

Zu den Ländern, in welchen eine kalkarme Ernährungsweise zu Schwächen und Krankheitszuständen führt, gehört u. a. auch Portoriko und Brasilien, wo Reis und Bohnen, in letzterem Lande auch das getrocknete Fleisch (charque) weit überwiegend über das Mehl aus der kalkreichen Yamwurzel genossen werden. Hören wir, was ein in Porto Alegre (Südbrasilien) seit längerer Zeit ansässiger deutscher Arzt über die dortigen Verhältnisse schrieb: „Brasilien ist ein ganz außerordentlich[1]) kalkarmes Land. Die Bevölkerung ist ziemlich schwach im Knochenbau und hat, was am meisten auffällt, eine unheimliche Anlage zur Zahnkaries. Es gibt hier viele junge Leute, die mit 20 Jahren keinen guten Zahn mehr im Munde haben. Was liegt näher, als den Kalkmangel verantwortlich zu machen für die kolossale Zahnfäulnis hierzulande. Die hiesige Ernährungsweise verschlimmert die Sache, da Fleisch und Süßigkeiten die Hauptgrundlage bilden. Heufieber haben wir hier ebenfalls. Ich selbst leide an Asthma bei sonst sehr kräftiger Körperbildung und habe nun seit Anwendung der Kalktherapie eine ganz auffallende Besserung erzielt, besonders auch eine ganz famose Erhöhung der allgemeinen Spannkraft." Ein anderer Bericht, aus Timbó, Südbrasilien, führt ebenfalls manche Übel auf die kalkarme Ernährung zurück, so die Zahnkaries, die häufigen Fehl- und Frühgeburten und die Verkrüppelungen der Finger- und Zehennägel während der Schwangerschaft.

Da es bei einseitiger Ernährung oft zu einem Kalkmangel in der Nahrung oder zu übernormalen Kalkverlusten in den Ausscheidungen kommt, so ist es von besonderem Interesse, daß eine richtig geleitete Kalktherapie, welche zugleich eine mangelhafte Kalkretention bekämpft,[2]) sehr erfolgreich in der Behandlung vieler Krankheiten gewesen ist. Hierher gehören: Krämpfe, Neurasthenie, Asthma, Heufieber, lymphatischer Kopfschmerz, gewisse Hautkrankheiten (Nesselsucht, Blutfleckenkrankheit, Juckblattern), entzündliche Prozesse (z. B. Bindehautentzündung, Regenbogenhautentzündung), Frostbeulen, Menstruationsanomalien, Serumkrankheit, Arteriosklerose, Gicht, Anämie, Skorbut, Basedowsche Krankheit, Nephrosen, Sodbrennen, Dyspepsie, chronische Diarrhöen, gewisse Knochenkrankheiten, Zahnkaries, Nachtschweiß und Lungenblutungen bei Tuberkulose. Es ist leicht begreiflich, daß ein Kalkmangel im Körper zugleich zu mehreren sehr verschiedenen Krankheiten führen kann, da eine kleine, aber sehr wichtige Kalkmenge in allen Körperzellen vorhanden sein muß. So können Nesselsucht und Asthma zugleich bei einem Individuum auf-

---

Dabei ergab sich u. a., daß bei längerem Genuß von relativ großen Mengen Fett und Fleisch das Gesicht seine rote Farbe verlor und gelbliche Färbung annahm, der Speichel stärker sauer reagierte und die Haare stark auszufallen anfingen. Der Wechsel zu vegetarischer und fettärmerer Nahrung beseitigte diese Zustände völlig wieder.

[1]) Briefliche Mitteilung von Dr. W. Schulz.

[2]) Ein hierzu besonders geeignetes Kalkpräparat ist das Kalzium-Natrium-Doppel-Laktat (Kalzan).

Digitized by Google

treten. Neigung zu Krämpfen, zu Rachitis und gewissen Hautkrankheiten (exsudative Diathese) bilden eine aus Störungen des Kalkstoffwechsels hervorragende Trias (Pfaundler).

Ich habe mir nun aus verschiedenen Orten statistisches Material über die Mortalität mit ihren Ursachen verschafft und aus der Liste der Todesursachen die infektiösen Krankheiten, so gut als möglich war, ausgeschaltet, ebenso Unglücksfälle, Vergiftungen durch Alkohol usw., so daß nur solche Ursachen übrig blieben, die man als Ernährungsstörung deuten konnte. Die folgende Tabelle ergibt das Resultat:

Todesfälle auf je 10000 Lebende:

Lokalität	Zirkulationsapparat	Respirationssystem	Nervensystem	Verdauungsapparat
Berlin 1915	20,5	6,3	8,5	11,2
München 1906—1910	29,5	18,0	5,5	24,1
Tokio 1909—1917	17,4	11,1	8,2	4,8
Rio de Janeiro 1914—1917 . .	25,1	25,0	14,4	45,6
Mayagüez (Portoriko) 1919—1920	23,8	44,2	3,4	49,0
Neuyork, Mittel von 1912, 1914, 1917, 1918	25,4	25,8	5,2	12,3
Bayern 1912	19,6	11,8	16,8	19,5

Ob in allen diesen Fällen einseitige Eßgewohnheiten oder der Kalkmangel in Boden und Trinkwasser einen Anteil an der Disposition hatten, muß unentschieden bleiben. Immerhin ergeben sich manche wertvolle Fingerzeige.

Da ferner bei Tuberkulose anormale Kalkverluste[1]) stattfinden und Kalktherapie sich wenigstens im Anfange der Krankheit bewährt hat, so seien hier auch die aus verschiedenen Quellen stammenden Daten der Verbreitung angeführt:

Tabelle über die Verbreitung der Tuberkulose:

Länder und Städte	Auf 10000 Lebende kamen Todesfälle	Informationsquelle
Deutschland 1906—1910	18,4	Prinzing, Klin. Wochenschr. 1922, Nr. 2.
„ 1911—1914	15,5	„ „ „ „
„ 1918	23	„ „ „ „
Holland 1901—1920	13,8—19,6	„ „ „ „
Dänemark 1901—1920	13—19	„ „ „ „
England 1901—1920	14—20	„ „ „ „

[1]) Nach Boehnheim (Beitr. z. Kl. d. Tuberkulose, Bd. 49) findet sich bei Tuberkulose auch ein auffallend niedriger Chlorgehalt im Blute vor und liegt die Magensekretion darnieder.

Digitized by Google

Länder und Städte	Auf 10000 Lebende kamen Todesfälle	Informationsquelle
Argentinien	14,6	Mühlen, Arzt und Auswanderung, Kraus, Argentinien.
Berlin 1915	17	Medizin. Statistik.
München 1906—1910	28	Münchner Tagesübersicht 1911.
Neuyork 1912—1918	18	Mitteilung des N. Y. Board of Health.
Rio de Janeiro 1914—1917 . .	47	Directoria Geral de Saude Publica.
Tokio 1916—1917	41,8	Statistik des Hyg. Instituts, Tokio.
Mayagüez (Portoriko) 1919—1920	37	Mitteilung von Direktor May.

Wenn es mir durch diese Abhandlung glücken würde, manche Leser auf falsche Ernährungswege aufmerksam zu machen, so daß sie manchen Krankheiten, Siechtum und frühem Tod entgehen können, so sollte das den Schreiber dieses mit besonderer Genugtuung erfüllen.

Entstehung und Anordnung der römischen Elegien Goethes

Von

Prof. Dr. Hans v. Arnim, Geh. Regierungsrat

Unter den vom griechisch-römischen Altertum beeinflußten Dichtungen Goethes kommt keine andere in Form und Inhalt den antiken Vorbildern so nahe wie seine „Elegien" und „Epigramme". Namentlich das erste Buch der „Elegien", das wir „Römische Elegien" nennen, gehört zu derselben Gattung von Elegienbüchern wie die römischen der augusteischen Zeit, die des Properz, Tibull, Ovid. Es „nähert sich" nicht nur „antiker Form", sondern bedient sich ihrer mit voller Sicherheit und Freiheit zum Ausdruck des Selbsterlebten: und die Erlebnisse, die in den „Römischen Elegien" dichterisch gestaltet sind, zeigen nicht nur stofflich, sondern auch in der Auffassung eine Verwandtschaft mit jenen Alten, wie man sie nach achtzehn Jahrhunderten kaum für möglich halten sollte. Wie Horaz in seinen Carmina von dem Ehrgeiz beseelt ist, in den Kreis der neun griechischen Lyriker als der zehnte einzutreten, so will Goethe in den römischen Elegien zu den antiken Triumvirn der Liebe als vierten sich gesellen. Wenn er sich in „Hermann und Dorothea" als Homeride fühlt, so kann er sich in den römischen Elegien mit größerem Rechte als ein deutscher Properz fühlen; nicht die Entlehnung einzelner Situationen und Motive aus diesem Dichter ist entscheidend — solche Entlehnungen macht er ebenso oft aus Horaz und Ovid —, sondern daß im Gesamteindruck, in Geist und Stil, das Buch am meisten an Properz er-

Digitized by Google

innert. Darum nennt auch Goethe im Eingang der Elegie „Hermann und Dorothea", mit deutlichem Hinweis auf seine römischen Elegien, allein und vor anderen diesen Dichter: Das also wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert? Freilich, wer genau zusieht, wird neben Properz viele andere große Alte in dem Büchlein wiederfinden und außer allen alten Vorbildern natürlich Goethe selbst in seiner persönlichen Eigenart, so daß es, um ein goethisches Wort zu gebrauchen, „wie die Ananas an allerlei gutschmeckende Früchte erinnert, ohne an seiner Individualität zu verlieren".

Als ein Kunstwerk ist aber hier nicht nur jedes einzelne Gedicht für sich genommen, sondern das ganze Büchlein aufzufassen, das durch Auswahl und Anordnung zu einem Ganzen geformt ist und einen Gesamteindruck hervorbringen will. So pflegten auch die antiken Elegiker, die ihre Gedichte buchweise veröffentlichten, die Anordnung sorgfältig zu bedenken. Es ist hier nicht nur eine Anzahl gegebener, ohne Rücksicht auf den Zyklus entstandener Einzelgedichte, so gut es gehen wollte, in eine möglichst wirksame und zweckmäßige Reihenfolge gebracht, sondern da sehr viel mehr Erotika in elegischen Distichen ursprünglich vorhanden waren, als in die nur 20 Elegien umfassende Sammlung Aufnahme fanden, die 1795 im sechsten Stück von Schillers Horen erschien, so bot auch die Auswahl dem Streben nach Vereinheitlichung und Abrundung des Zyklus weiten Spielraum; endlich hoffe ich beweisen zu können, daß einige Gedichte dem Zyklus zuliebe umgemodelt, einige auch eigens für ihn, um ihn zum Ganzen zu gestalten, erst geschaffen worden sind.

Der auf die Einheit des Ganzen verwendeten Sorgfalt rühmt sich der Dichter in der dritten der vier unterdrückten Elegien, die zwar nicht erst für die Publikation in den „Horen" 1795, wie die beiden ersten, sondern schon früher ausgeschlossen wurde, ursprünglich aber ohne Zweifel den Abschluß des ganzen Buches bilden sollte: „Hier ist mein Garten bestellt, hier wart' ich die Blumen der Liebe, Wie sie die Muse gewählt weislich in Beete verteilt." Neben der Auswahl wird hier auch die Verteilung der Blumen in Beete, d. h. die Anordnung der Muse zugeschrieben.

Ähnliche Sorgfalt hat Goethe auch auf die Anordnung seiner venezianischen Epigramme verwendet, die sich der Entstehung nach unmittelbar an die römischen Elegien anschließen. Am 12. August 1795 aus Anlaß der bevorstehenden Veröffentlichung der Epigramme in den „Horen", schreibt Goethe darüber an Schiller: „Bei der Zusammenstellung habe ich zwar die zusammengehörigen hintereinander rangiert, auch eine gewisse Gradation und Mannigfaltigkeit zu bewirken gesucht, dabei aber, um alle Steifheit zu vermeiden, vornherein unter das venezianische Lokal Vorläufer der übrigen Arten gemischt." — Ähnlich hatte er schon kurz zuvor auf die Anordnung seiner Kleinen Gedichte im achten Band seiner Schriften Kunst und Sorgfalt verwendet, wie wir aus einem Brief an Herder vom 1. März 1788 sehen: „Zur Stellung der verschiedenen Kleinen Gedichte habe ich Deine (d. h. Herders) Sammlungen der ‚Zerstreuten Blätter' zum Muster dienen lassen und hoffe zur Verbindung so disparater Dinge gute

Digitized by Google

Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen." An der Hand dieser Äußerungen Goethes selbst möchte ich der Kunst nachgehen, mit der Goethe auch sein erstes Elegienbuch zu einem Ganzen gestaltet hat; dabei muß ich die ersten zwei unterdrückten Elegien als vollgültige Bestandteile des Buches zählen. Denn ihre Ausschließung ist erst im letzten Augenblick für die Veröffentlichung in den „Horen" 1795 aus Rücksicht auf die Dezenz erfolgt. In der schon 1790 fertiggestellten Sammlung, deren Veröffentlichung Goethe schon damals beabsichtigte, aber auf Herders und des Herzogs Rat unterließ, hatten sie als zweite und sechzehnte Elegie ihren festen Platz. Sie müssen daher mit berücksichtigt werden, wenn wir den künstlerischen Plan des Zyklus verstehen wollen. Dagegen sollten die dritte und vierte unterdrückte Elegie zwar ursprünglich auch in die Sammlung aufgenommen werden, sind aber von dem Dichter selbst, schon als er 1790 der Sammlung ihre abschließende Gestalt gab, aus künstlerischen Gründen ausgeschieden worden. Sie sind daher für meine Untersuchung nicht Bestandteil des Ganzen, das ich interpretiere, sondern beleuchten nur die Entstehungsgeschichte dieses Ganzen. Dasselbe gilt von den übrigen „Erotika" in elegischen Distichen, die nicht in das erste Elegienbuch aufgenommen wurden, weil sie sich in dessen künstlerische Einheit, wie sie sich dem Dichter im Laufe der Zeit gestaltet hatte, nicht einfügen wollten, und dann zum Teil in das Epigrammenbuch, die Fortsetzung der römischen Elegien, Aufnahme fanden.

Die Betrachtung des Aufbaus des Elegienbuches wird uns zeigen, mit welchen Mitteln Goethe einen einheitlichen Gesamteindruck zu erzielen gewußt hat; aber auch daß sich wegen der Mannigfaltigkeit der seelischen Quellen, aus denen die Gedichte flossen, eine vollkommene Einheitlichkeit nicht erreichen ließ, so daß auch die umstrittene Entstehungsgeschichte des Buches von dieser Seite her beleuchtet werden kann. Unter diesen Quellen sind drei die wichtigsten: erstens die Erlebnisse Goethes während seines ersten Aufenthaltes in Italien, die sein Verhältnis zu Natur, Kunst und Leben umgewandelt hatten; sodann sein nach der Rückkehr aus Italien seit dem Juli 1788 angesponnenes Liebesverhältnis zu Christiane Vulpius und dessen Aufnahme durch seine Freunde, die Gesellschaft und die Öffentlichkeit; endlich sein ebenfalls erst nach der Rückkehr aus Italien seit dem Spätherbst 1788 in Gemeinschaft mit seinem Freunde Knebel, der damals den Properz übersetzte, eifrig betriebenes Studium des Properz und der anderen römischen Erotiker, das ihn anregte, sich die Kunstweise dieser Dichter anzueignen und auf ihrem eigenen Felde mit ihnen um den Kranz zu ringen. Die Gefühle, Gedanken, Bilder, die aus diesen drei Quellen, also nicht nur aus dem Leben sondern auch aus Büchern flossen, in eine einheitliche poetische Offenbarung zusammenfließen zu lassen, das war die Aufgabe, die sich Goethe in seinem ersten Elegienbuche stellte. Seine tiefere Berechtigung leitete das Unternehmen daraus her, daß alle diese verschiedenen Erlebnisse sich in seiner Seele zu einer ideellen Einheit verschmolzen hatten. Reine Natur und auf ihr beruhende klassische Kunst, im Altertum vorbildlich verwirklicht, im

Digitized by Google

klassischen Lande des Südens lebendig weiterwirkend, sollten auch die schöne Sinnlichkeit seiner eigenen Erotik in Leben und Dichtung rechtfertigen und erklären. Diese ideelle Einheit steht hinter dem Buche, in den einzelnen Gedichten aber ist das Mischungsverhältnis der Bestandteile sehr verschieden, so daß aus dem schillernden Farbenspiel bald diese, bald jene Farbe sich abklärt.

Die erste Elegie zeigt uns den Dichter, der, kürzlich in Rom eingetroffen, durch die Gassen schweift, Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen betrachtet, „wie ein bedächtiger Mann schließlich die Reise benützt". Aber der Genius regt sich nicht, die Steine und Mauern reden noch nicht zu ihm, weil er in Rom noch kein Liebchen gefunden hat, und „ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom". Diese Elegie gibt Erinnerung erlebter Stimmung nur in den schönen Eingangsversen, nicht in ihrem Gedankengang, der die Möglichkeit, Rom zu verstehen und zu genießen, von der Liebe abhängig macht. Sie ist nicht um ihrer selbst willen, sondern als eine der letzten, als Eingang für das fertige Buch gedichtet, in dem sich die Freude an Kunst und Natur Roms mit der Erotik vermählt. Die Frage: „An welchem Fenster erblick' ich einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?" wird in der ersten Elegie nur gestellt, um in der jetzt unterdrückten Elegie Ia beantwortet zu werden. Denn diese schildert uns, wie der kluge Amor den liebebedürftigen Dichter an allen Palästen vorbei zu der niederen Pforte eines armen Mädchens aus dem Volke geführt hat, die gern sein Lager teilt und mehr als es eine vornehme Geliebte vermöchte, durch ihre Hingabe ihn glücklich macht: „Nehme denn Jupiter mehr von seiner Juno, es lasse wohler sich, wenn er es kann, irgendein Sterblicher sein." Hier ertönt zum erstenmal das Lob seines Glückes: „Mehr als ich ahndete schön das Glück es ist mir geworden" — das hohe Lied seines Glückes, das dann durch die ganze erste Hälfte seines Buches widerhallt und sich bei jeder Wiederkehr zu höheren Gefühlsregionen erhebt. Absichtlich ist in Elegie Ia um dieser „Gradation" willen der Liebe nichts Herzliches, Geistiges, Ideales beigemischt. Das rhetorisch durchgeführte Lob der armen auf Kosten der vornehmen Geliebten ist mit leisem Zynismus auf den Ton des horazischen: „parabilem amo Venerem facilem que" gestimmt. Denn als entscheidender Vorzug des armen Mädchens wird hier nur die Bequemlichkeit des Genusses für den Liebhaber hervorgehoben. Nur hier an den Anfang paßte dieser zynisch-naturalistische Ton, der Goethe in der zweiten horazischen Satire des ersten Buches angesprochen haben mochte. Dieser Zynismus eignete sich auch besonders dazu, Trotz gegen die Gesellschaftsmoral auszudrücken, der zu den bezeichnenden Merkmalen des Buches gehört. Das neurömische Kolorit ist in diesem Gedicht durch Nennung der Borgheſe und einer Nipotina als vornehmer Damen, das altrömische durch die Jupiters und der Juno geflissentlich betont; das Nebeneinander beider ist ebenfalls für das ganze Buch charakteristisch. In der ursprünglich dritten, jetzt zweiten Elegie bricht der Trotz gegen die Gesellschaft noch unverhüllter hervor. Da triumphiert der Dichter, daß er nun den geistlosen Gesprächen, besonders den politischen, der feinen Welt entronnen sei, die

Digitized by Google

ihn, wie einst den reisenden Briten das Liedchen „Marlborough s'en va-t-en guerre", überall auf seiner Reise eintönig verfolgt hatten. „Nun entdeckt ihr mich nicht sobald in meinem Asyle, das mir Amor der Fürst königlich schützend verlieh." Die Liebste erkundigt sich nie bei ihm nach politischen Neuigkeiten, wohl aber „spähet sie sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach". Er frohlockt, daß die Römerin nicht zu stolz ist, sich dem nordischen Fremdling hinzugeben. Sie „freut sich, daß er das Gold nicht, wie der Römer, bedenkt. Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern, fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt."

Die Absage an die feinere Gesellschaft, deren geistlosen Unterhaltungen der Dichter den Verkehr mit dem ungebildeten Kinde des Volkes vorzieht, trug ursprünglich einen noch mehr individuellen und goethischen Anstrich. Denn, in der ersten Fassung dieser Elegie frohlockte der Dichter, daß ihn nun niemand mehr nach Werther und Lotte frage: „Glücklich bin ich entflohen! Sie kennet Werthern und Lotte, kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum." Welche kolossale, anbetungswürdige Unbildung, nicht einmal dem Namen nach den Verfasser des Werther zu kennen. Goethes Beweggrund, das Werthergespräch in der späteren Fassung durch das politische zu ersetzen, war gewiß das Streben, das Individuelle und Persönliche durch das Allgemeingültige und Typische zu ersetzen. Es ist in diesem Gedicht schon viel mehr von Goethes wirklichem innerem Erlebnis, als er aus Weimar nach Italien geflüchtet war, und jeder uneingeweihte Leser mußte annehmen, daß es in Rom unter dem frischen Eindruck dieses Erlebnisses gedichtet sei. Aber das ist, selbst für die erste Fassung, ganz unwahrscheinlich. Die Geliebte hat hier eine Mutter, die sich mit ihr des vorteilhaften Verhältnisses zu dem freigebigen Nordländer freut. Aber auf die Person dieser Hetäre kommt es hier ebensowenig wie in dem vorigen Gedicht an. Genug, daß sie ungebildet und ihm unbedingt gefällig ist. — Wenn dagegen in der folgenden, jetzt dritten Elegie der Dichter die Geliebte anredet: „Gräme, Geliebte, dich nicht, daß du so schnell dich ergeben. Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir", und wenn er ihr dann von den Pfeilen Amors erzählt, die „mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe" ins Mark dringen — „In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten, folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier" —, dann fühlen wir: die Hetäre, die wir aus den beiden vorigen Elegien kennen, hat dieses Trostes nicht bedurft. Das Gedicht steht passend hier, konnte, wenn irgendwo in dem Buche, nur hier stehen, aber wir müssen an Christiane denken, obgleich der Hinweis auf Rhea Sylvia, die von Mars die Zwillinge empfängt, besser für die römische Faustine paßt. — Es folgt die vierte Elegie, die von der Göttin Gelegenheit handelt, der die Liebenden mehr als allen anderen Göttern und Göttinnen ihren täglichen Dienst weihen: „Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt. Sie betrügt den Unerfahrenen, den Blöden; Schlummernde necket sie stets, Wachende fliegt sie vorbei: Gern ergibt sie sich nur dem raschen tätigen Manne; Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold. Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches

Digitized by Google

Mädchen, die Haare fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab; kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen; ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf. Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende; lieblich gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück." Wir erwarten in diesem beglückenden Mädchen die Römerin wiederzufinden, aber wir werden enttäuscht. „Oh, wie war ich beglückt! — Doch stille! die Zeit ist vorüber. Und umwunden bin ich, römische Flechten, von euch." Passend schließt sich dies Gedicht an das vorige an. Denn sein Grundgedanke, daß nur dem raschen tätigen Manne, der die Gelegenheit zu ergreifen weiß, die schönsten Liebesgenüsse blühen, berührt sich nah mit den Versen der vorigen Elegie: „Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen, als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?" usw. Man erwartet, auch die Liebe zu der Römerin, die wir aus den vorigen Elegien kennen, als Frucht rasch ergriffener Gelegenheit gefeiert zu sehen. Statt dessen ergibt sich, daß eine angeblich frühere Geliebte gemeint ist, die jetzt bereits durch die Römerin verdrängt ist. Wenn irgendwo, so können wir hier mit Händen greifen, daß ein ohne Rücksicht auf den Zyklus entstandenes Erotikon durch leise Umwandlung ihm angepaßt und eingefügt wurde. Das Lob der Gelegenheit als der Hauptgöttin der Liebenden mußte naturgemäß darin gipfeln, daß auch der Dichter selbst ihr sein Liebesglück verdankte, ja, daß er sie und mit seiner Geliebten die Göttin selbst ergriffen und festgehalten hatte. Die Schlußverse, welche die Gelegenheitsliebe als schon vorüber, als schon verdrängt durch die der Römerin hinstellen, beeinträchtigen das Lob der Göttin. Denn unwillkürlich fragt man: Und bei deiner jetzigen Liebe? Hat dir da etwa die Göttin nicht geholfen? Es scheint mir also klar, daß die Schlußverse nachträglich und nur zu dem Zwecke hinzugefügt sind, das ohne Beziehung zu dem Zyklus entstandene Erotikon, das sich auf Christiane bezog, diesem anzugliedern. Wir besitzen einen älteren, nicht datierbaren Gedichtentwurf Goethes (zuerst publiziert von Biedermann im 7. Band des Archivs), in dem die Schilderung der Gelegenheit schon zum Teil wörtlich gleichlautend gegeben wird. Aber dort ist sie keine Göttin, sondern eine Dirne mit lauerndem Blick, die einem blöden, verträumten Knaben Degen und Schärpe stiehlt. Erst in dem Erotikon ist dieses dämonische Weib Göttin zugleich und Geliebte des Dichters geworden. Die ursprüngliche Konzeption aber dieser Goethes Phantasie vorschwebenden Gestalt, die das Haar vorn lang, hinten kurz trägt, hat Ferd. Bronner auf Herders Übersetzung eines griechischen Epigrammes der palatinischen Anthologie zurückgeführt, in der der männliche Kairos des Originals, lediglich der Verdeutschung zuliebe, zur weiblichen Gelegenheit geworden war. — Mit der wundervollen fünften Elegie nimmt das Glücksgefühl und die Erotik des Dichters einen höheren und idealeren Aufschwung: „Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert; Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir. Hier befolg' ich den Rat, durchblättre die Werke der Alten mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß." Wer, der diese Verse liest, möchte nicht glauben, daß Goethe Horazens Rat: „Vos exemplaria graeca" schon in Rom befolgt

Digitized by Google

und die Triumvirn der Liebe, die er am Schlusse nennt, Catull, Tibull, Properz, schon damals studiert habe? Aber es steht aus seinem Briefwechsel mit Knebel fest, daß er diese drei Dichter damals noch nicht besaß und studierte, sondern erst im Oktober 1788 durch Knebel erhielt. — Die Steigerung, welche diese Elegie gegenüber den früheren erotischen Glücksbekenntnissen bringt, liegt darin, daß die Erotik nun mit dem Kunststudium und dichterischen Schaffen Goethes in engstem Zusammenhang gebracht und dadurch idealisiert wird: „Dann versteh' ich den Marmor erst recht" usw. Es ist „der Gestalt einzige, furchtbar entschiedne Gewalt", die in der Liebe wie in der Kunst waltet. „Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet und der Hexameter Maß leise mit fingernder Hand Ihr auf dem Rücken gezählt." Diese Elegie ist für den Zyklus geschrieben, denn sie beruht auf der hinter ihm stehenden Idee! —

Die Ergüsse des Glücksgefühls, die in der ersten Hälfte des Buches zu immer höheren Gefühlsregionen emporsteigen, werden durch die folgende sechste Elegie wirksam unterbrochen. Neben der Gradation fordert die Mannigfaltigkeit ihr Recht. Der Dichter hat seiner Liebsten den Vorwurf der Treulosigkeit gemacht. Es war ihm das Gerücht zugetragen worden, daß sie außer ihm auch einem geistlichen Herrn, einem Prälaten, ihre Gunst schenke. Sie weiß ihn aber zu überzeugen, daß sie ohne Grund verleumdet worden ist und wenigstens mit Geistlichen sich grundsätzlich niemals eingelassen hat. Das Milieu ist hier ganz neurömisch. Ihre Schilderung, wie geschickt sie den Fallstricken der Verführer zu entschlüpfen weiß, um ihm die Treue zu wahren, hebt sie und läßt sie — zum erstenmal — als eine Persönlichkeit erscheinen. Nur in diesem Gedicht erscheint sie als Witwe und Mutter eines Kindes. Ihren Vorwürfen und Tränen gegenüber sitzt der Dichter beschämt, daß Reden feindlicher Menschen dieses liebliche Bild ihm zu beflecken vermocht. Die durch trübende Dämpfe der Eifersucht zeitweilig verhüllte Liebesflamme reinigt sich und schlägt mächtiger und leuchtender empor. So führen die Schlußverse unmittelbar hinüber zu einem neuen höheren Aufschwung des Glücksgefühls in der siebenten Elegie. Diese hob in der ursprünglichen Fassung so an: „Oh, wie machst du mich, Römerin, glücklich, gedenk' ich der Zeiten, da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing, Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte, farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag, Da ein sittliches Bette dem darbenden Armen vergebens Lohn, der einsamen Nacht ruhige Stunden verhieß. Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne: Phoebus rufet der Gott Formen und Farben hervor. Sternenhelle glänzet die Nacht, sie klingt von Gesängen und mir leuchtet der Mond bis an dein stilles Gemach." Und dann folgt, wie in der bekannten Fassung, die Vision des Dichters, der in Jupiters ambrosischem Hause zu weilen glaubt und den gastlichen Gott bittet, ihn nicht wieder aus seinem Reiche zu verstoßen, sondern ihn in Rom leben und sterben zu lassen. In dieser ursprünglichen Fassung trägt also die Liebe der Römerin zu dem Glücksgefühl des Dichters, das sich zu der olympischen Vision steigert, am allermeisten bei. Dagegen ist in der späteren Fassung das

Digitized by Google

Gedicht so abgeändert, daß das Glücksgefühl des Dichters in Rom von seinem Liebesleben, das nun gar nicht mehr erwähnt wird, losgelöst ist und sich nur noch auf die Natur des Südens und auf all das zu beziehen scheint, was Rom dem Kunst und Altertum liebenden Nordländer bedeuten kann. Es heißt nun nicht mehr: „Oh, wie machst du mich, Römerin, glücklich!" sondern: „Oh, wie fühl' ich in Rom mich so froh". Und das traurige Bild der deutschen Heimat, das dem römischen Leben gegenübergestellt wird, gipfelt nun nicht mehr in der Klage über des sittlichen Bettes Einsamkeit, sondern dieses ganze Distichon ist durch ein neues ersetzt: („Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing) Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes düst're Wege zu spähn, still in Betrachtung versank." Endlich ist der Vers: „Und mir leuchtet der Mond bis an dein stilles Gemach" so abgeändert: „Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag." Durch diese drei Änderungen ist die siebente Elegie die einzige des ganzen Zyklus geworden, die nichts Erotisches enthält. Das allgemeine Glücksgefühl Goethes in Rom wird freilich gerade dadurch noch reiner und stärker vergegenwärtigt. Aber in den Aufbau des Buches paßt die erste Fassung weit besser.

Dann folgen als achte und neunte Elegie zwei kleine epigrammatische Erotika, aus denen wir mehr als aus irgendeinem anderen Stück des Zyklus echte innige Liebe heraushören. Beide sind meines Erachtens ohne Beziehung auf die Sammlung als Momentbilder der Liebe entstanden und um ihrer selbst willen aufgezeichnet. Sie enthalten nichts Römisches. Sie beziehen sich nicht auf Faustine, sondern auf Christiane. Aber sie fügen sich gut hier ein und konnten wegen ihrer Zartheit nur hier stehen, wo schon die höheren Gefühle angeklungen sind.

Die zehnte Elegie besteht nur aus drei Distichen, aber sie bildet doch den Höhepunkt in der stufenweise gesteigerten Verherrlichung erotischen Glückes, die des Büchleins erste Hälfte erfüllt: „Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen, gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms, könnt' ich auf eine Nacht dies Lager jedem vergönnen; aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt. Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte, ehe den fliehenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt." Für sein erotisches Glück hat der Dichter hier einen hyperbolischen Ausdruck von ernstem, fast tragischem Klang gefunden. Mit Recht hat er diese Verse ans Ende dieser ganzen Glück atmenden Gedichtreihe gestellt. Wie die Schatten in der homerischen Nekyia drängen sich die Schatten der großen Weltüberwinder heran, um noch einmal die Süßigkeit des Sinnenlebens und ihre höchste Steigerung im erotischen Genuß zu erleben. Als Preis bieten sie dem Dichter die Hälfte ihres erworbenen Ruhms. Das wirkt erhaben, obgleich es nur eine Hyperbel der Leidenschaft ist, die sich als Philosophie verkleidet.

Daß nun hier nach diesem Höhepunkt genau in der Mitte des Buches ein Einschnitt ist und eine neue Reihe von Elegien beginnt, hat Goethe dadurch angedeutet, daß er hier die elfte Elegie sich anschließen läßt: „Euch, o Grazien,

Digitized by Google

legt die wenigen Blätter ein Dichter auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu, und er tut es getrost." Vielleicht war dieses Gedicht, in dem der Dichter seine Lieder den Grazien als Weihgeschenk darbringt, ursprünglich den Abschluß der ganzen Sammlung zu bilden bestimmt. Wo es jetzt steht, kann es meines Erachtens nur auf die vorangehenden elf Elegien bezogen werden, die dadurch als ein Ganzes zusammengefaßt und von der folgenden Reihe abgesondert werden. Daß der Dichter seine Blätter getrost auf den reinen Altar der Grazien legt, das hebt er offenbar hervor, um die Verurteilung seiner Poesie als unrein im voraus abzulehnen. Warum er aber so zuversichtlich ist, das begründet erst die folgende Versreihe: „Dahin bestrebt sich der Künstler, daß die Werkstatt um ihn immer ein Pantheon sei. Jupiter senket die göttliche Stirn und Juno erhebt sie, Phoebus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt; Trocken schaut Minerva herab, und Hermes, der leichte, wendet zur Seite den Blick, schalkisch und zärtlich zugleich. Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere Blicke der süßen Begier, selbst in dem Marmor noch feucht. Seiner Umarmung gedenket sie gern und scheinet zu fragen: Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht stehn?" Der herrliche Sohn der Venus und des Bacchus, den sie in dem Götterverein an ihrer Seite möchte stehen sehen, ist bekanntlich Priap. In dem Pantheon, das der Künstler in seiner Werkstatt um sich zu schaffen bestrebt ist, gebührt auch ihm ein Platz. Dieser hier als Schlußwendung, als Trumpf sozusagen, ausgespielte Gedanke kehrt in der vierten unterdrückten Elegie wieder, wo der Dichter den Priap selbst sagen läßt: „Nur durch deine Bemühung, o redlicher Künstler, gewinn' ich Unter Göttern den Platz, der mir und andern gebührt." Wie der Bildhauer in seinen Werken alle göttlichen Kräfte der Natur, auch den Priap, gestalten will, damit das Pantheon, der Allverein der Götter, vollzählig sei, so auch der Dichter. Darum darf er getrost seinen Gedichtzyklus, an dem auch Priap Anteil hat, auf den reinen Altar der Grazien legen. Dies ist der Sinn der elften Elegie, die, soviel ich sehe, vielen Erklärern rätselhaft geblieben ist. Der Polytheismus ist hier nur Einkleidung für einen naturalistischen Pantheismus.

In der zweiten Hälfte des Büchleins ist nicht, wie in der ersten, das erotische Glück Hauptmotiv, sondern die Heimlichkeit, zu der die Liebenden durch das Vorurteil und die üble Nachrede der Menschen genötigt werden. Wir wissen, daß Goethe sein Verhältnis zu Christiane anfänglich der Welt verbarg. Am deutlichsten beherrscht dieses Motiv die beiden letzten Elegien, die neunzehnte und zwanzigste. In der neunzehnten Elegie veranschaulicht Goethe durch einen selbsterfundenen Mythus die Wahrheit, daß zwischen Amor und Fama von alters her Fehde herrscht. Wenn sich Fama einen Helden erwählt, gleich ist Amor bei der Hand. „Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an. Will ihm einer entgehen, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste. Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden; dem Heuchler streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Not. Aber auch sie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und

Digitized by Google

Ohren; sieht sie ihn einmal bei dir, gleich ist sie feindlich gesinnt, schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen und heftig, strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht. Und so geht es auch mir: Schon leid' ich ein wenig; die Göttin, eifersüchtig, sie forscht meinen Geheimnissen nach. Doch es ist ein altes Gesetz: ich schweig' und verehre; denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich." Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Die ernsten Erfahrungen, die in diesem Gedicht tändelnd ausgesprochen sind, hat Goethe sicherlich nicht in Rom, sondern in Weimar gemacht. Sein Verhältnis zu Christiane Vulpius war anfänglich geheim geblieben. Dann hatte die Göttin Fama begonnen, seinem süßen Geheimnis nachzuforschen, und schon litt er ein wenig. Das ist nicht Fiktion, das ist Erlebnis. Die Quiriten, die ihm sein Glück mißgönnten, lebten nicht in Rom. Mit diesen Erfahrungen dichterisch abzurechnen, gehört auch zu der Absicht des Büchleins. Hier am Schluß des Ganzen tröstet er sich mit dem Gedanken, daß sein Leiden einem ewigen Naturgesetz entspringt: er schweigt und verehrt. Wir wissen, daß dieses Gedicht am 24. Dezember 1789 fertig wurde. Die zwanzigste Elegie, die sich als letzte des Zyklus an diese unmittelbar anschließt, bezieht sich auf dieselben Erlebnisse. Obwohl tief überzeugt von dem Werte der Verschwiegenheit, die ihn sicher durchs Leben geführt hat, gibt der Dichter dennoch den Entschluß kund, sein schönes Geheimnis in seinen Dichtungen auszusprechen. „Ach, schon wird es so schwer, der Könige Schande zu bergen," wie einst Midas erfahren hat, dessen Geheimnis die im Winde rauschenden Rohrhalme ausplauderten. „Schwerer wird es nun mir, ein schönes Geheimnis zu wahren; Ach! den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht! Keiner Freundin darf ich's vertrau'n: sie möchte mich schelten" — Frau v. Stein beklagt sich in einem Briefe an Schillers Frau, daß ihr ehemaliger Freund sie noch nicht würdig befunden habe, ihr seine Elegien mitzuteilen — „Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr — Dir, Hexameter, dir Pentameter, sei es vertrauet, wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt." Und dann folgt die anmutige Schilderung, wie seine Liebste den Nachstellungen anderer Männer zu entgehen und ihre Liebe geheim zu halten weiß: „Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und kennet die Wege, Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig empfängt. Zaud're, Luna, sie kommt! damit sie der Nachbar nicht sehe; rausche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt. Und ihr wachset und blüht, geliebte Lieder, und wieget euch im leisesten Hauch lauer und liebender Luft und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geschwätzig, eines glücklichen Paars schönes Geheimnis zuletzt." So ist hier neben der im Leben notwendigen Verschwiegenheit und Heimlichkeit der Freimut der Muse betont, die keine Heuchelei kennt. Wenn die lauen Lüfte der Liebe wehen, dann wiegen sich die schlanken Liederhalme schon im leisesten Hauch und beginnen lispelnd und rauschend das Geheimnis auszuplaudern. Darauf beruht der einzigartige Wert der Kunst und der Dichtung, daß sie kein Dogma beschränkt, daß sie der Heuchelei dürftige Maske verschmäht, daß sie die reine Natur wiedergeben und ganz wahr sein

Digitized by Google

darf, was dem Menschen in des Lebens bedingendem Drang nicht immer möglich ist. So wird ein wundervoller Abschluß des ganzen Zyklus erreicht, auch ohne daß die dritte unterdrückte Elegie noch folgt, wo der Dichter den Priap zum Wächter seines Liedergartens bestellt mit den Worten: „Ich habe von Dieben nichts zu befürchten und frei pflückend genieße wer mag. Nur bemerke die Heuchler, entnervte, verschämte Verbrecher. Nahet sich einer und blinzt über den zierlichen Raum, Ekelt an Früchten der reinen Natur, so straf' ihn" — wie du eben auch sonst die Gartendiebe zu strafen pflegst.

Von dem Gedankenkreis, der sich hier in den Schlußelegien auftut, mußte die erste Hälfte des Zyklus rein gehalten werden, weil in ihr das absolute Liebesglück walten sollte. Darum ist die Liebe dort bequem und ungefährdet nach Art einer Ehe geschildert. Die in dieses Bild nicht hineinpassenden Gedichte sind der zweiten Hälfte vorbehalten. Passend wird daher diese mit der zwölften Elegie eröffnet, in der der Dichter die Geliebte auffordert, mit ihm in der Stille die eleusinische Mysterienfeier zu begehen und ihr als das Geheimnis, das dieser Feier zugrunde lag, die Liebe der Demeter und des Königs Jasion von Kreta enthüllt. Diese ganz ohne eigenen Erlebnisgehalt aus dem Gedichte Ovids, Amores III 10, herausgesponnene Elegie, die als eine der letzten am 8. Februar 1790 fertig wurde, steht passend hier, weil sie die Liebe als heiliges Mysterium feiert. Aber auch die übrigen Gedichte des zweiten Teils, ausgenommen Nummer 13 und 18, zeigen uns eine heimliche und gefährdete Liebe. Die vierzehnte bis siebzehnte Elegie bilden eine in sich zusammenhängende Gruppe von Erotika, in denen der Liebesverkehr des Dichters ganz anders geschildert wird als in der Elegie 1—10. Die Geliebte steht jetzt unter der Aufsicht eines Oheims, der betrogen werden muß, damit sie sich sehen dürfen, was weder für die Hetäre der Elegie 1, 1a, 2, noch für die Witwe der sechsten Elegie paßt. Nur heimlich dürfen sie sich zueinander stehlen, bald das Mädchen zu ihm, wie in 14 und 17, bald er zu dem Mädchen, wie in 15 und 16. Durch eine Vogelscheuche im Weinberg, die das Mädchen selbst hat aufstellen lassen, der Liebende aber für den lauernden Oheim hält, wird in der sechzehnten Elegie ein Stelldichein vereitelt. In der siebzehnten hat des Nachbars Hund das Mädchen angebellt, als sie sich zu ihm stehlen wollte, und beinahe ihr Geheimnis verraten. Die vierzehnte Elegie muß man mit der ganz ähnlichen neunten vergleichen, um zu verstehen, daß diese Stücke, die den Dichter den Besuch der Geliebten erwartend darstellen, wegen ihrer Ähnlichkeit getrennt werden mußten und daß die neunte in die erste Hälfte kam, weil sie nur Vorgefühl des Glücks, die vierzehnte in die zweite, weil sie leidenschaftliche Unruhe und Ungeduld des Wartenden schildert. Von diesen vier Gedichten zeigt nur Nummer 15 das Bestreben, römisches Leben zu zeichnen und auch antike Motive mit einfließen zu lassen. Die Szene in der Osteria, wo das Mädchen dem mit anderen Deutschen am Nebentisch sitzenden Dichter, mit vergossenem Wein auf der Tischplatte schreibend, die Stunde des Stelldicheins mitteilt, wird bekanntlich durch Verse eingeleitet, die auf den von Spartian mitgeteilten poetischen Briefwechsel

Digitized by Google

Kaiser Hadrians mit Florus anspielen. Als der Dichter Annius Florus an Hadrian geschrieben hatte:

Ego nolo Caesar esse,	Ich möchte nicht der Kaiser sein,
Ambulare per Britannos	Der nach Britannien zieht ins Feld
Scythicas pati pruinas.	Und leidet unter Frost und Schnee.

erwiderte Hadrian schlagfertig:

Ego nolo Florus esse,	Ich möchte nicht Herr Florus sein,
Ambulare per tabernas	Der zu der Krämer Buden läuft
Latitare per popinas	Und heimlich in den Schenken hockt
Culices pati rotundos.	Und leidet von der Mücken Stich.

Aus den Mücken (culices), von denen Hadrian redet, hat Goethe, sei es absichtlich, sei es versehentlich pulices, Flöhe, gemacht, und aus dem szythischen Rauhreif bei Florus nordischen Nebel, denn er sagt: „Caesarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget, Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt! Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt." Durch die geschickte Erfindung, daß der Dichter, den sein Mädchen bei dem Zusammentreffen in der Osteria auf die vierte Nachtstunde zum Stelldichein bestellt hat, in seiner Ungeduld die Sonne anfleht, sich heute schneller als sonst von dem herrlichen Anblick Roms, seiner Kuppeln, Säulen und Obelisken zu trennen, schafft sich Goethe Gelegenheit, hier in der zweiten Hälfte des Zyklus noch einmal Rom zu preisen. Dieser Grundton mußte irgendwo auch im zweiten Teil angeschlagen werden. Zwischen der vierzehnten und fünfzehnten Elegie nach jetziger Zählung stand die zweite unterdrückte Elegie 14a, in der Goethe mit nie genug zu bewundernder Kühnheit im edelsten klassischen Stil von der giftigen Schlange handelt, dem tückischen Wurm, der sich überall in die lieblichsten Liebesgärten einschleicht und die Genießenden vergiftet, und von dem Gott Hermes oder Merkurius, der allein die von dem Wurm vergifteten zu heilen vermag. Auch hier also das Motiv der Gefahren heimlicher Liebe! „Eins nur fleh' ich im stillen, an euch, ihr Grazien, wend' ich dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf: Schützet immer mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet jegliches Übel von mir; reichet mir Amor die Hand, Oh! so gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue, ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß." Diese Verse, nur diese allein im ganzen Buch setzen voraus, daß der Dichter sich in Rom nicht nur mit einer Geliebten begnügt. Sonst gilt nicht nur in den Elegien 1—10, sondern auch in der dreizehnten und am ausdrücklichsten in der achtzehnten die entgegengesetzte Voraussetzung. Die Elegie 14a ist nachweislich eine der frühesten und schon vor Anfang April 1789 verfaßt. Es ist ohne Zweifel wohl berechnete Absicht des Dichters, daß er die achtzehnte Elegie, die am stärksten von allen der zweiten Hälfte die gegenseitige Treue der Liebenden und die Dauerhaftigkeit des Verhältnisses hervorhebt, zwischen die Gruppen 14—17 und die

Digitized by Google

Schlußgedichte gestellt hat, die von der Feindschaft zwischen Fama und Amor und von der Verschwiegenheit in Liebessachen handeln. Denn der Ernst und die Bedeutung dieser Frage für den Dichter beruhte gerade darauf, daß sie sein einer Ehe ähnliches Verhältnis zu Christiane betrafen. Es verdient Beachtung, daß die achtzehnte Elegie die einzige des Zyklus ist, die den Namen Faustine nennt; sonst steht er nur noch in dem vierten venezianischen Epigramm: „Faustinen find' ich nicht wieder." Ursprünglich hieß es auch in der achtzehnten Elegie „mein Mädchen". Durch den Namen Faustine will der Dichter die Leser absichtlich irreleiten und sie gerade da, wo er sicher an Christiane denkt, nötigen, an sein römisches Liebchen zu denken. Von dem Namen Faustine abgesehen, enthält die achtzehnte Elegie nichts Römisches außer der Anrede an die Quiriten am Schluß: „Gönnet mir, o Quiriten, das Glück, und jedem gewähre aller Güter der Welt erstes und letztes der Gott." Dieses ist aber nur hinzugefügt, um zu den beiden Schlußgedichten überzuleiten. Auch in der zwanzigsten Elegie werden ja als die Neugierigen, denen die Lieder das Geheimnis ausplaudern, die Quiriten genannt. — In der achtzehnten Elegie wird das eheähnliche Liebesverhältnis des Dichters erst durch einen Schluß sozusagen aus zwei Vordersätzen gerechtfertigt und dann erst in seiner auch das Herz des Dichters beglückenden Wirkung geschildert. Den ersten Vordersatz geben die Worte: „Ich will es euch, Freunde, gestehen: gar verdrießlich ist mir einsam das Lager zur Nacht." Den zweiten Vordersatz gibt das Distichon: „Aber ganz abscheulich ist's, auf dem Wege der Liebe Schlangen zu fürchten und Gift unter den Rosen der Lust," womit das Motiv der Giftschlange aus der Elegie 14a noch einmal aufgenommen wird. Aus diesen Vordersätzen wird der Schluß gezogen: „Darum macht Faustine mein Glück; sie teilet das Lager gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau. Schöner könnte sie sein und klüger und edler geboren, williger gäbe sie nicht, gäbe nicht reiner sich hin." — Dieses Distichon war aus dem dankbaren Herzen eines glücklich Liebenden geflossen. Aber es mußte getilgt werden, weil es zu dem Kultus der Formenschönheit in 5 und 13 nicht stimmte. — „Reizendes Hindernis will die rasche Jugend; ich liebe, mich des versicherten Guts lange bequem zu erfreun. Welche Seligkeit ist's! Wir wechseln sichere Küsse, Atem und Leben getrost saugen und flößen wir ein. So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauschen, Busen an Busen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß (aus Tibull I 1). Und so dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden neue Blumen herbei, schmücken uns festlich den Tag." Hier wird wieder ein Ton angeschlagen, der uns an die sich steigernden Glücksergüsse der ersten Hälfte gemahnt, ein Ton, den wir in der mittleren Gruppe der zweiten Hälfte, in Nummer 14—17, nicht vernahmen, wohl aber in der vor ihnen stehenden dreizehnten Elegie, die von der ersten Hälfte des Zyklus zu der achtzehnten Elegie die Brücke schlägt. Wie dort, wird auch in der dreizehnten die Frage aufgeworfen, ob das Liebesleben des Dichters seiner Dichtung förderlich ist. Darin erinnert sie am meisten an die fünfte Elegie, aber die Antwort fällt hier anders aus. Gott Amor hat dem Dichter vorgespiegelt „solange du

Digitized by Google

mir lässig dienst, kann deine Dichtung nicht gedeihen", „Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß dir ihn geben und den höheren Stil lehret die Liebe dich nur." Der Dichter hat dem Sophisten Amor geglaubt. „Nur verräterisch hält er sein Wort, gibt Stoff zu Gesängen, ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich: Blick und Händedruck und Küsse, gemütliche Worte, Silben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar. Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede: solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß." Selbst Aurora, die der Dichter sonst als Musis amica kannte, hat sich von Amor verführen lassen. Denn wenn sie ihn weckt, so findet er die noch schlummernde Geliebte in seinen Armen. Er kann sich von ihrem Anblick nicht losreißen, und wenn er sich doch mit einem Abschiedskuß von ihr wegstehlen will, wie Theseus von der schlafenden Ariadne, deren Schilderung bei Properz I 3 dem Dichter vorschwebt, so erwacht sie. „Blick' ihr ins Auge! sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest." So wird hier die Situation aus der fünften Elegie, der Dichter wach neben der schlafenden Geliebten, zu dichten versuchend, wieder aufgenommen und doch ganz neu gewendet. In der langen Mahnrede Amors im ersten Teil hat der Dichter besonders darauf Bedacht genommen, das Erlebnis mit seinem Aufenthalt in Rom in Beziehung zu setzen. An sich hat die der Elegie zugrundliegende Erfahrung, daß der Dichter sich in der Hoffnung getäuscht sieht, durch die Liebe sein dichterisches Schaffen zu steigern, mit Rom nichts zu tun. Eher möchte man glauben, daß Goethe in seinem Liebesverhältnis mit Christiane diese Erfahrung gemacht hat. Der Dichter hat aber dieses Motiv künstlich mit seinen Kunststudien in Rom verknüpft: „Du betrachtest mit Staunen die Trümmer alter Gebäude und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum. Du verehrest noch mehr die werten Reste des Bildens einziger Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht. Diese Gestalten, ich formte sie selbst." Wie den Werken jener bildenden Künstler kann auch deinen Dichtungen, meint Amor, nur die Liebe Farben und Glanz verleihen. — Diesen Umweg über die bildende Kunst läßt der Dichter den Amor nur deswegen in seiner Beweisführung einschlagen, weil er uns hier noch einmal an die Idee des Zyklus, die schon die erste Elegie aussprach, erinnern und uns vorspiegeln will, daß er römische Erlebnisse behandle. Das war nötig, weil die Beziehungen auf Rom im zweiten Teil des Buches sonst spärlich sind. Nur in der fünfzehnten Elegie sind sie mit der Substanz des Gedichtes unlösbar verknüpft; die zwölfte Elegie spielt zwar in Rom, aber römische Erlebnisse schildert sie nicht. Die Voraussetzung, daß sich der Dichter und sein Mädchen in Rom befinden, wird nur als Einleitung für die Schilderung des eleusinischen Festes benutzt. In der sechzehnten Elegie „Warum bist du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?" deutet nichts auf Italien als der Ausdruck „Vigne"; es könnte ebensogut heißen „zum Weinberg". In der achtzehnten und zwanzigsten Elegie werden zwar die „Quiriten" angedeutet, sonst aber enthalten sie nichts von römischer Szenerie.

Überschauen wir zum Schluß noch einmal die ganze Reihe, so finden wir, daß Gedichte, die Goethes Leben in Rom zu schildern und in Rom geschrieben

Digitized by Google

zu sein vorgeben, mit solchen, die keine Hindeutung auf Rom enthalten, oder doch nur eine nachträglich eingefügte, folgendermaßen abwechseln: römisch sind: 1, 1a, 2, 5, 6, 7, 12, 13, 15, 18, 20; nicht römisch 3, 4, 8, 9, 10, 11, 14, 14a, 16, 17, 19. Wir sehen nun, daß bei der Anordnung auch die Absicht mitgewirkt hat, den Leser immer wieder an das römische Lokal zu erinnern, so daß sich das ganze Buch auf die römische Liebschaft des Dichters beziehen muß. So hatte Goethe ja auch in den Epigrammen nach seiner eigenen Äußerung „unter das venezianische Lokal Vorläufer der übrigen Arten gemischt" und bei der Anordnung seiner kleinen Gedichte „zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke" durch die Anordnung „einigermaßen genießbar zu machen".

Von hier aus kann man vielleicht auch Einblick in die Entstehungsgeschichte der Sammlung gewinnen. Den Antrieb zur Schöpfung des ersten Elegienbuches hat dem Dichter sicherlich sein Liebesverhältnis mit Christiane Vulpius gegeben. Auf sie bezogen sich die „Erotika" und „fragmentenartigen erotischen Späße", von denen in den Briefen von November 1788 bis März 1790 wiederholt die Rede ist. Es hatte sich schon eine größere Zahl solcher Erotika in elegischen Distichen angesammelt, die außer dem eigenen Liebesleben des Dichters auch durch das Studium der altrömischen Elegiker beeinflußt waren, als Goethe eines Tages den Plan faßte, sie so zu einem Buche zusammenzufassen, daß er seine Liebschaft in die Zeit seines römischen Aufenthaltes zurück verlegte, die Geliebte selbst zur Römerin machte und sein Leben in Rom samt den idealen Momenten seines Kunst- und Altertumsstudiums als Hintergrund der erotischen Schilderungen benutzte. So konnte er nicht nur die Aufrichtigkeit der Muse mit der Verschwiegenheit, die man einer Geliebten schuldet, verbinden, sondern auch dem ganzen Gegenstand eine ideale und typische Bedeutung geben. Er konnte natürlich von den vorhandenen Erotika in das geplante Buch nur die aufnehmen, die dem römischen Ideal leicht angepaßt werden konnten oder ihm mindestens nicht widersprachen. Vor allem aber mußte er nun aus der neuen Idee heraus neue Elegien schaffen, die, aus seinen römischen Erinnerungen geschöpft, den Leser ganz in das römische Milieu und in Goethes römisches Leben hineinversetzten. Die älteren Gedichte mußte er dann so unter die neuen mischen und verteilen, daß auch sie nach dem Süden mitgezogen wurden und ein einheitlicher Gesamteindruck entstand. Soviel ich sehe, ist alles, was wir über die Entstehungszeit einzelner Elegien wissen, mit dieser Hypothese vereinbar, z. B. daß die neunzehnte Elegie am 24. Dezember 1789 und die zwölfte am 8. Februar 1790 fertig wurde; ferner daß die zweite unterdrückte Elegie schon vor April 1789 entstanden und daß es noch im Mai 1789 Goethes Absicht war, das Lobgedicht auf Karl August, das jetzt Nummer 34b der venezianischen Epigramme ist, in das Elegienbuch hineinzustellen, in das es nach der Änderung des Plans nicht mehr hineinpaßte. Leider läßt sich der Brief an Knebel, in dem Goethe die fünfzehnte Elegie erwähnt, nicht sicher datieren.

Digitized by Google

Goethe hatte gehofft, durch die Anlage des Buches das Geheimnis seiner Entstehung zu wahren. Darum schrieb er am 4. Juli 1791 an seinen Verleger Göschen: „Ein Büchlein Elegien, die ich in Rom schrieb, desgleichen Epigramme, die in Venedig entstanden, liegen auch noch da und warten auf den Zeitpunkt, in dem sie erscheinen können." Das ist kein Versehen, kein ungenauer Ausdruck, sondern absichtliche Täuschung. Daß aber die Absicht nicht völlig gelang und auch über den eigenen Freundeskreis hinaus der wahre Sachverhalt bekannt wurde, zeigt der bald nach dem Erscheinen der Elegien im Juli 1795 geschriebene Brief K. A. Böttigers, in dem er sagt: „Die meisten Elegien sind bei seiner Rückkunft im ersten Rausche mit der Dame Vulpius geschrieben."

Briefe des † Reichskanzlers v. Caprivi

Mitgeteilt von

Prof. Dr. Max Schneidewin, Oberlehrer a. D.

Unter den geschichtlichen Konstellationen, die ich als denkender und um Urteilsbildung (selbstverständlich nach Maßgabe der mir in dieser Richtung etwa verfüglichen Gaben) bemühter Beobachter miterlebt hatte, haben sich in einem individuellen besonderen Interesse mir zwei erhalten: aus der preußischen „Konfliktzeit" die Jahre 1864—1866, als die des Aufstieges Bismarcks aus einem bestgehaßten, vermeintlich rückschrittlichen Kämpen, ja gering geschätzten verstockten „Junker", zu dem vergötterten größten deutschen Staatsmann; und die der nicht ohne Peinlichkeit vorgegangenen Versenkung desselben Bismarck in die Inaktivität 1890. Die erstere habe ich einmal berührt in „Ein Stück aus meinen Lebenserinnerungen" (Göttingen 1860—1863, Berlin 1864—1867) in dem August-Heft der „Preuß. Jahrbücher" von 1905. Über die zweite Epoche habe ich mich jetzt in längeren, noch ungedruckten Aufzeichnungen ergangen. Doch habe ich über diese noch bedeutungsvollere fremde Dokumente, die allerdings über jenen Kernpunkt, den sie nur zwischendurch mit ihrem Urteil begleiten, auch noch weit zu größerer Mannigfaltigkeit hinausgehen, in meinem Besitze: 20 an mich gerichtete Briefe des zweiten Kanzlers des Deutschen Reichs, v. Caprivi, aus den Jahren 1892—1898. Diese habe ich mich jetzt entschlossen mit wenigen notwendigsten Anmerkungen, zu ergänzendem geschichtlichem Zeugnis für die Politik und die menschliche Persönlichkeit des von mir hochverehrten Mannes hier zu veröffentlichen. —

Der Ursprung eines Briefwechsels zwischen dem obersten Beamten des Deutschen Reichs mit einem einfachen preußischen Oberlehrer lag darin, daß ich, in dem Verlangen, der sich als sehr schwer durchzubringen erweisenden Militärvorlage des Grafen v. Caprivi von 1892/93 Sukkurs aus vielen verwandten Motiven von E. v. Hartmanns „Zwei Jahrzehnte deutscher Politik"

Digitized by Google

(1889) zuzuführen, dem persönlichen Adjutanten Caprivis, Hauptmann Ebmeyer, geschrieben hatte, ob er nicht den Herrn Reichskanzler auf dieses Buch des großen Denkers und im Nebenberuf Publizisten, aufmerksam zu machen die Gefälligkeit haben möchte. Die Antwort auf diesen Brief erfolgte zu meiner größten Überraschung durch den Kanzler selbst (Brief 1).

Die Wiedergabe der Originalschrift der Briefe ist vollkommen genau, auch in der Orthographie, welche noch nicht die heutige, 1. Januar 1903 eingeführte deutsch-österreichisch-schweizerische war, und in der Interpunktion. Vereinzelte leichte sprachliche Flüchtigkeiten, die dem Schreiber der Briefe untergelaufen sind, wie das wohl jedem Briefschreibenden vorkommt, übrigens in den auch sprachlich ganz vorzüglichen Reden des Grafen v. Caprivi (herausgegeben von Rudolf Arndt, Berlin, Ernst Hofmann & Co., 1893, 424 S.) kaum irgendwo vorzufinden sein dürften — sind, um des Grundsatzes vollkommen genauer Wiedergabe willen, nicht verändert. Ausgelassen ist einiges Wenige, das für immer als diskret gesagt gehalten werden mußte. Das Zeichen der Auslassung ist: „...".

Hameln, Januar 1921.

Professor Dr. Max Schneidewin.

1] Berlin, 28. Oktober 1892.

Sehr geehrter Herr Professor!

Hauptmann Ebmeyer hat mir Ihre freundlichen Zeilen vom 20. d. M. vorgelegt; das Hartmann'sche Buch ist eingesehen und Ihre gütige Mittheilung soll bestens benutzt werden. Mehr aber noch als für diese Anregung danke ich Ihnen für die begleitenden Worte. Ich bin bisher im politischen Leben durch Theilnahme nicht verwöhnt, und vielleicht deshalb um so empfänglicher dafür. In den neuen, schweren Kampf, der vor mir liegt, trete ich mit der Überzeugung ein, daß es sich um eine innerlich wahre und nothwendige Forderung handelt. Ich habe das volle Bewußtsein von der Größe und Schwere der meinen Mitbürgern zugemutheten Opfer, aber ich bin ebenso überzeugt davon, daß wir die Consequenzen unserer Geschichte tragen müssen, und daß wir die Pflicht haben, die uns von Gott gegebenen Aufgaben zu erfüllen, solange wir können. Es handelt sich meines Erachtens nicht blos um unsere politische und militärische Machtstellung, sondern alles das, was uns in dem Worte „Deutsch" lieb und werth ist, steht auf dem Spiel, wenn wir zu satt oder zu weichlich geworden wären, um weitere Opfer zu bringen. In dem Geschick dieser Vorlage kann die Entscheidung über Deutschlands Zukunft liegen.

Als ich das Gefecht um die Volksschule verloren hatte,[1]) kam mir eine,

[1]) Caprivi hatte seine Ministerpräsidentschaft niedergelegt, als das von dem preußischen Kultusminister Grafen Zedlitz eingebrachte und auch von dem Ministerpräsidenten selbst in der herrlichen Rede vom 29. Januar 1892 im Abgeordnetenhause auf das wärmste und nachdrücklichste verteidigte, dem religiösen Indifferentismus der Mehrheit nicht zusagende Volksschulgesetz nicht durchzubringen gewesen war.

Digitized by Google

wie mir schien, von einem hochgebildeten Hannoveraner stammende Schrift vor Augen, die mehr Licht in die Sache brachte, und die mir das wohltuende Bewußtsein gab, nicht ganz allein zu stehen. Ich halte nicht für unmöglich, daß Sie den Verfasser kennen.[1]) Trifft diese Annahme zu, so sagen Sie ihm, bitte, meinen warmen Dank. Mit der Bitte, mir Ihre Theilnahme zu erhalten, bin ich in Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren ergebener

v. Caprivi.

2] Karlsbad, 5. Oktober 1893.

Sehr verehrter Herr!

Die beiden Schriften,[2]) die Sie die Güte gehabt haben mir mit dem freundlichen Schreiben vom 30. v. M. zu übersenden, habe ich mit Dank erhalten und gelesen. Wenn auch meine Muße hier keine ganz vollkommene ist, so reicht sie doch hin, um auch mal einer philosophischen Betrachtung mit Freuden nachgehen zu können. Es sind liebenswürdige Betrachtungen, die da über das Alter angestellt werden. Nur vermisse ich die Würdigung eines Motives, das mir am schwersten gegen das Alter ins Gewicht zu fallen scheint: die Nothwendigkeit, anderen zur Last zu fallen, in die doch die Mehrzahl der Greise, sei es durch körperliche Gebrechlichkeit, sei es durch die Unfähigkeit ihr täglich Brod zu erwerben, gerathen. Die Besorgnis davor macht mir den Gedanken, sehr alt zu werden, unlieb.

Den in der politischen Brochüre entwickelten Gedanken, daß es doch mal zum Zusammengehen der erhaltenden Parteien mit der Regierung kommen muß, gebe auch ich nicht auf. Fürs erste wird aber das Zentrum Ihre Hoffnung schwerlich erfüllen. Das Zentrum wird weiter bestehen. Man bedarf dessen und es findet in den Parlamenten einen Kampfplatz, den der geweihte Boden seiner Kirche ihm nicht bietet. Es scheint mir aber natürlich, daß nach dem Erkalten des Kulturkampfes die religiösen Motive im Zentrum zurücktreten und socialen oder wirtschaftlichen Ideen Platz machen. Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Katholiken steht in dieser Beziehung durchaus auf demokratischem Boden, die Kapläne inbegriffen. Das Zentrum wird also zur Zeit weder kirchlich noch praktisch geneigt sein, die Regierung zu unterstützen. Seine gegenwärtigen intellectuellen Leiter scheinen mir nicht mal zu begreifen, welchen Werth ein gutes Verhältniß zur Regierung für die Katholiken haben kann. Für die nächste Sitzung beklage ich das übrigens nicht. Wir werden zwei große Fragen haben: Finanzreform und Militärsteuern,

---

[1]) Das hier erwähnte, von mir anonym herausgegebene Schriftchen hatte den Titel: „Etwas mehr Licht über Bismarck, Caprivi und die eben erlebte Mobilmachung des Liberalismus" (Berlin, Fr. Stahn 1892, 39 S.).

[2]) „Cicero und Jakob Grimm über das Alter" (Hamburg, Richterscher Verlag, jetzt bei Konrad Mecklenburg in Berlin, im März 1893, und die Broschüre „Ein Mahnwort an das Zentrum", im August 1893 erschienen.

Digitized by Google

und dann den russischen Handelsvertrag. Macht in ersterer das Zentrum Opposition, so müssen die Matrikularbeiträge herhalten; die Reform wird aufgeschoben, ihre Nothwendigkeit wird aber auf die Dauer nicht geleugnet werden können. Und was den Handelsvertrag angeht, so ist das Zentrum zur Zeit so zusammengesetzt, daß agrarische Tendenzen bei ihm kaum zu erwarten sind. —

Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung und Dankbarkeit bleibe ich, hochverehrter Herr,

Ihr sehr ergebener

v. Caprivi.

3] Berlin, 4. März 1894.

Sehr verehrter Herr Professor!

Herzlichen Dank für Ihre Theilnahme an meinem Geburtstage. Daß Sie wiederum Ihre Feder ansetzen wollen,[1]) um mein politisches Thun der Menge schmackhafter zu machen, ist liebenswürdig von Ihnen und freut mich auch um der Sache willen. Denn zuletzt kann es auch dem Reiche nicht nützen, einen Kanzler zu haben, der in weiten Kreisen nicht für voll genommen wird. Vielleicht wird sich die Stimmung bessern, wenn — wie ich hoffe — der russische Handelsvertrag perfect geworden sein wird. Ich habe dabei mehr Schwierigkeiten zu überwinden, und selbst von Menschen, die mir früher nahe standen, mehr Gehäßiges zu erfahren gehabt, als man glauben mag. Indeß auch das will ich ruhig auf mich nehmen in der bestimmten Überzeugung, daß es eine gute Sache ist, die ich vertrete.

In aufrichtiger Hochachtung bleibe ich

Ihr dankbarer

Gr. v. Caprivi.

4] Berlin, 23. Juli 1894.

Sehr verehrter Herr Professor!

Durch den Hinweis auf Hartmann's „sociale Kernfragen" haben Sie mich von Neuem zu Dank verpflichtet. Ich habe sofort den Abschnitt von der Boden- und Bevölkerungsfrage in die Hand genommen und mit Hilfe des Sonntags beendet.

Wie ich noch nie Etwas von Hartmann, ohne eine Anregung davon zu behalten, gelesen habe, so habe ich auch hier manchen neuen Gedanken gewonnen und für manche Überzeugung Bestätigung und Stärkung gefunden.

Nach Ihrem letzten Briefe hatte ich die Hoffnung, Ihre eigene Schrift noch erscheinen zu sehen, aufgegeben und freue mich nun doppelt der guten Aussicht.

---

[1]) Ich hatte dem Reichskanzler geschrieben, daß ich an einer Schrift „Das politische System des Reichskanzlers Grafen v. Caprivi" arbeitete, die dann (21 Kapitel in 158 Seiten) im September 1894 bei A. W. Kafemann, Danzig, erschienen ist, also sehr kurz vor Caprivis Abdankung.

Digitized by Google

Mit der Hoffnung, daß Norderney Ihnen Erholung geben wird, bleibe ich in steter Dankbarkeit

Ihr sehr ergebener
Gr. v. Caprivi.

5] Karlsbad, 9. September 1894.

Sehr verehrter Herr Professor!

Nachdem ich Ihre Apologie meines politischen Daseins gelesen habe, will ich Ihnen warmen, herzlichen Dank sagen. Ich will nicht auf Einzelheiten eingehen, ich müßte sonst wohl bekennen, daß ich mich beim Lesen hier und da beschämt gefühlt habe. Aber ich habe den Eindruck, daß Ihnen allzuviel Bescheidenheit für einen Kanzler des Deutschen Reiches nicht passend scheint, und so will ich lieber gestehen, daß ich glaube, mit der Militär-Vorlage und den Handelsverträgen mir ein Verdienst um Deutschland erworben zu haben, und daß ich bei manchen anderen Dingen, die man tadelt, nicht wußte, wie ich es hätte besser machen sollen. Finde ich keine Anerkennung, so muß ich das hinnehmen; ich habe darauf auch nicht gerechnet als ich mein Amt antrat; ich habe gewußt, daß ich eine Aufgabe übernahm, wie sie kaum schwerer und undankbarer sein kann. Aber, schlecht oder recht, es mußte doch mal auf Bismarck ein anderer Kanzler folgen; wie diesem dabei zu Muthe war, war gleichgültig. — Ich wünsche Ihrer Schrift den besten Erfolg, nicht sowohl Ihrer Mühe und Arbeit oder meiner Person wegen, sondern um der Nation willen, denn der kann es nicht frommen einen Kanzler zu haben, von dem In- und Ausland gering denken.

Mit der Wiederholung meines aufrichtigen Dankes bleibe ich voll Hochachtung

Ihr sehr ergebener
Gr. v. Caprivi.

6] Berlin, 27. Oktober 1894.[1])

Hochverehrter Herr Professor!

Ich kann nicht unterlassen, ehe ich nach der Schweiz gehe, was hoffentlich in wenigen Tagen geschehen wird, Ihnen nochmals für die so wohlwollende und wirksame Unterstützung, die Sie mir geliehen haben, zu danken. Ich würde nur fürchten, Sie hätten umsonst gearbeitet, wenn ich nicht dächte, daß es unserem Volke ein Nutzen ist, zu wissen, daß sein zweiter Reichskanzler kein unwürdiger Träger dieses Amtes war. Ich kann mich über diese Motive meiner letzten Schritte nicht äußern, und nehme Ihren Glauben dafür in Anspruch, daß ich weder selbstsüchtig noch leichtfertig gehandelt habe. —

Mit den besten Wünschen für Ihr Ergehen bleibe ich in warmer Dankbarkeit

Ihr treu ergebener
G. v. Caprivi.

---

[1]) Am Tag vorher war Caprivi, ebensowenig wie 4½ Jahre vorher Bismarck ganz freiwillig, aus seinem Amt entlassen worden.

Digitized by Google

7] Montreux, 28. Dezember 1894.

Sehr verehrter Herr Professor!

Wenn Sie bei Herausgabe Ihrer Brochüre[1]) auch den Zweck verfolgten, mir eine Weihnachtsüberraschung und -freude zu bereiten, so haben Sie ihn vollkommen erreicht. Schon allein das Bewußtsein von Ihnen geachtet und anerkannt zu werden, ist mir Freude, wie viel mehr, wenn es einen so liebenswürdigen Ausdruck findet. Auch der Umstand, daß Sie sich mit dem liebenswürdigen und hochbegabten Fräulein v. W. verbündet haben, trägt dazu bei, den Werth Ihrer Gabe für mich zu erhöhen; ich besorge nur, daß die arme Dame nun noch mehr Anfeindungen von ihren agrarischen Verwandten zu erdulden haben wird.

Was aber Ihr zweites Motiv angeht: das geschichtliche Bild des zweiten Reichskanzlers zu klären, so kann ich Ihnen auch dafür nur von Herzen dankbar sein, denn, wenn auch in der von Parteigesichtspunkten beherrschten Gegenwart auf ein objektives Urtheil wenig zu rechnen ist, so zeigen Sie doch einem künftigen Geschichtschreiber, daß auch eine günstigere Auffassung meiner Thätigkeit möglich ist. Ihre Schriften werden ihn zur Prüfung nöthigen, werden einem a priori absprechenden Urtheil vorbeugen. Es hat mich schon oft in Erstaunen gesetzt, daß sich nicht unter den politisch Denkenden, namentlich unter den Nationalliberalen, die Überzeugung Bahn bricht, wie doch — bei vollster Anerkennung von Bismarcks Größe und Leistungen — nicht in aeternum mit seinen Mitteln weiter regiert werden konnte. Daß derjenige, dem die Überführung auf andere Geleise zufiel, dabei schlecht weg kam, war klar, ändert aber Nichts an der Nothwendigkeit sie vorzunehmen. Ich schätze Carlyle's „on Heroes and Heroworship" und bin völlig damit einverstanden, habe auch als Soldat immer in diesem Sinne gehandelt, daß man an den Helden nicht mit einer kritischen Scheere herumschneiden soll; man soll sie zu Nutz und Frommen der Nation so groß wie möglich erscheinen lassen. Schon der bloße Umstand, daß Eines sich nicht für Alle schickt, müßte zu der Erkenntnis führen, daß selbst, wenn in der Regierung Heros auf Heros folgte, eine Änderung in den Mitteln und der Methode von Zeit zu Zeit unumgänglich wäre. Und nun wird man doch nicht behaupten können, daß die Regierungsweise des Fürsten Bismarck überall einwandfrei gewesen wäre. Ich glaube vielmehr, daß ein Wechsel kommen mußte. Indem er die in der äußeren Politik zulässigen Mittel skrupellos auch auf die innere übertrug, indem er unseren alten, guten, aber schon durch den Parlamentarismus geschädigten Beamtenstand zum Servilismus erzog, indem er jeden Widerspruch persönlich nahm und die Charaktere beugte oder entfernte, hat er Schaden getan, der durch seine Größe aufgewogen werden konnte, der aber lange nachwirken wird. Er hat die Nation, die Alles von ihm erwartete, dem Gedanken der Selbsthilfe entfremdet, so weit, daß sie schließ-

[1]) Des Titels „Gedanken über antike und moderne Staatsberedsamkeit und Versuch einer Charakteristik des Grafen v. Caprivi als Redner", erschienen Weihnachten 1894.

Digitized by Google

lich Phrasen wie die: „sie fürchte nichts als Gott im Himmel", für baare Münze nahm. Meines Dafürhaltens mußte der Nachfolger — auch wenn seine Befähigung weiter gegangen wäre — danach trachten, dem Volke das Bewußtsein wiederzugeben: es muß auch mit Durchschnitts-, oder wenn Sie lieber wollen, mit Normal-menschen gehen, und wir müssen verlangen, daß die Regierung der Nation das Beispiel treuer Pflichterfüllung, der Wahrhaftigkeit, der Unbestechlichkeit Einflüssen aller Art gegenüber, der Selbstlosigkeit bietet.

Fand dies Streben etwa im Laufe des ersten Jahrzehntes nach Bismarck in dem wesentlichsten Theil des Volkes Anerkennung, so war das Erreichbare erreicht; die Regierung hatte keine angenehme Rolle gespielt, ich glaube aber, sie hätte auf Dank Anspruch gehabt.

Ich hoffe, im Leben danach getrachtet zu haben, Nichts für mich zu wollen, ich habe aber die Ansicht, daß wenn — wie es so viel geschehen — der zweite Reichskanzler öffentlich gar zu geringschätzig behandelt wird, die Nation mitleidet und daß schon deshalb Ihr Streben, dem entgegenzutreten, den Dank der Deutschen verdient. Es hat mich oft gewundert, daß nicht im Auslande häufiger die Frage aufgeworfen wurde, wie kann eine große, stolze Nation einen so kläglichen Beamten an ihrer Spitze dulden? Und wiederum waren es die Nationalliberalen, die zu diesem dürftigen Kanzlerbilde am meisten beitrugen, während ihre nationalen Gesichtspunkte sie hätten dahin bringen müssen, den schwachen Kanzler zu stützen oder zu beseitigen. Daß sie Letzteres erst nach 4½ Jahr mit Erfolg versuchten, zu einer Zeit, wo sie nicht mehr darüber im Zweifel sein konnten, daß ich Wege ging, auf denen sie auch ihre Prinzipien noch unterstützen konnten und mußten, gehört für mich noch zu den unaufgeklärten Rätseln.

Ähnliche Erwägungen haben mir schon früher den Gedanken nahe gelegt, ob ich nicht recht täte Ihnen, Herr Professor, mal, so weit es anginge, ohne das Amtsgeheimnis zu verletzen, über die Motive mancher meiner Handlungen, über die Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen hatte, einiges Licht zu geben. Ich habe aber davon Abstand genommen und will es auch weiter thun, weil ich doch meine, daß im Ganzen dadurch mehr Schaden als Nutzen geschehen würde. Ich könnte nicht von meiner Person reden, ohne auch von anderen zu sprechen, und ich wäre überdies der Gefahr ausgesetzt, daß der Teufel der Eitelkeit mir die Feder führte und verführte. Ich muß schließlich hinnehmen, was mir beschieden ist und froh sein, wenn Menschen, auf deren Urtheil ich hohen Werth lege, wie auf das Ihre, mir die laudanda voluntas und das integer vitae zugestehen.

Am 1. Februar 1890 war ich nach Berlin beschieden, um aus Allerhöchstem Munde zu vernehmen, daß für den Fall eines Bruches mit dem Fürsten Bismarck, ich für die Nachfolge ausersehen sei. Ich glaube, damals dagegen vorgebracht zu haben, was mir an Bedenken zu Gebote stand und weiß, daß ich schließlich der Bemerkung, der Fürst würde alt und gebrechlich, mit der Äußerung entgegenzutreten suchte: der Fürst, selbst wenn er tod, wie Cid, vor

Digitized by Google

dem Kaiser hergeführt würde, sei diesem mehr werth wie ich. — Bis zum 18. März 1890 habe ich dann kein Wort mehr von der Sache gehört und glaubte die Idee beseitigt; als Se. Majestät an letzterem Tage vor einer größeren Versammlung von Generalen aussprach, Er habe den Fürsten Bismarck entlassen und mich zum Kanzler ernannt. Ich habe danach nur noch einen Abend — ein Kriegsspiel — im Kreise meiner hannoverschen Kameraden verbracht. Der Abend schloß mein Soldaten-Dasein ab. Ich habe diesen Offizieren mitgetheilt was mir bevorstand, mit wie schwerem Herzen ich mein neues Amt antrat und habe ihnen — sie erinnern sich dessen noch — gesagt, ich wüßte, daß ich mit Dreck beschmissen werden würde, daß ich unrühmlich fallen würde, aber ich wolle dem Verlangen des Kaisers zu genügen suchen und mich dessen getröften, daß — was mir auch passiere — diese meine Kameraden den Glauben nie würden fallen lassen: ich sei doch ein anständiger Kerl. —

Daß Sie, ein Mann, auf dessen Achtung und gute Meinung ich nicht den geringsten Anspruch habe, denselben Glauben festhalten und zu verbreiten gesucht haben, ist mir eine der wenigen, mir zum Herzen gehenden Freuden meines Kanzler-Daseins. Und an diesem Glauben will ich es mir genügen lassen.

Wenn Sie nun gar noch aus meiner Rhetorik verwerthbare Körner herausgefunden haben, so ist das ebenso liebenswürdig als für mich überraschend. Denn, wenn ich in dieser Richtung etwas geleistet habe, so kommt das auf Rechnung des „Unbewußten". Ich habe immer mit der Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, daß ich im Reichstag von keiner Partei getragen wurde, und daß ich das, was ich zum Fenster heraussprach, nicht blos auf die breiten Massen zuschneiden, sondern auch mit der Rücksicht auf bestimmte Stellen serviren mußte. Im Übrigen theile ich Ihre Vorliebe für die klassische Bildung. Ich habe im Offizierstand Kadetten und Abiturienten neben einander gesehen; ich weiß, wie viele hervorragende Offiziere wir dem Kadettenkorps verdanken. Aber einem Kadetten haften zwei Schwierigkeiten an, die nur von Wenigen überwunden werden: der engere Gesichtskreis und die Unbeholfenheit bei selbständigen Studien. — Wenn Sie aus dem Zitat von der „schaffenden Freude" schließen, daß ich Freude an der Litteratur überhaupt, und vor allem an der sogenannten „schönen" habe, so trifft das zu, und soll mir jetzt mit der wiederauflebenden Freude an der Natur, weiterhelfen.

Möge Ihnen, hochverehrter Herr, das Jahr 1895 nur Gutes bringen und mir Ihre Freundschaft erhalten. Mein Großvater mütterlicherseits[1]) war Direktor des Gymnasiums zum Grauen Kloster in Berlin. Vielleicht steckt etwas wie philologische Seelenverwandtschaft in uns beiden. — Interessiert Sie es, zu hören, daß der 88jährige Geh. Rat Wiese[2]) in Potsdam sich für Ihre

[1]) Er gehörte der gens Koepke an, die mehrere Gelehrte auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften hervorgebracht hat.

[2]) Ludwig Wiese, geb. 1806, von 1851 bis 1876 Dezernent des höheren Schulwesens im preußischen Kultusministerium.

Digitized by Google

erste Schrift über meine Politik lebhaft interessirt und dabei geäußert hat, ...
[Es folgt eine für meine Person wohlwollende Bemerkung.]

Nochmals herzlichen Dank und glückliches neues Jahr von

Ihrem treu ergebenen

Gr. v. Caprivi.

8] Montreux, 22. Februar 1895.

Sehr verehrter Herr Professor!

Einer Mittheilung des Fräulein v. W. verdanke ich die Kenntnis, daß wir beide an demselben Tage unseren Geburtstag begehen, und mag ich nicht unterlassen, Ihnen meine herzlichen Glückwünsche auszusprechen. Wenn ein gütiges Geschick Ihnen wenigstens für die Mühe, die Sie darauf verwandt haben, dem deutschen Volke ein wohlwollendes Bild von seinem zweiten Kanzler zu geben, einigen Ersatz geben wollte, so würde auch ich gewinnen, nicht blos, indem ich mich mit Ihnen freute, sondern auch dadurch, daß mein Schuldgefühl[1]) Ihnen gegenüber sich ein Wenig verminderte. Ich mag zu Ihrem Geburtstage keinen politischen Brief schreiben, nicht bloß weil der Mensch an diesem Tage ein Recht hat, mehr den Seinigen als dem Staate zu gehören, sondern auch, weil ich nicht heiter in die Zukunft sehe und zusammennehmen muß, was ich an Optimismus, an Glauben an Deutschland aufbringen kann. Ein Geburtstagsbrief soll aber keinen Trauerrand haben. So will ich von mir nur berichten, daß ich mich guter Gesundheit erfreue und das Ende dieser Schnee- und Eiszeit herbeisehne. Auch die schönste Landschaft wird, wenn sie monatelang unter der Schneedecke liegt, einförmig. Jetzt läßt sich wenigstens die Sonne, die uns lange genug geschnitten hatte, wieder blicken.

Darf ich nun noch mit einer Bitte kommen? Es thut mir leid, daß ich Sie wissentlich nie von Angesicht zu Angesicht gesehen habe. Wollen Sie diesem Mangel in Etwas dadurch abhelfen, daß Sie mir gelegentlich eine Photographie von sich schenken? Sie würden damit meiner Dankbarkeit ein neues Motiv hinzufügen.

Möchten Sie den 24. in Gesundheit im Kreise der Ihrigen verleben. Frei von aller Plage und in ungetrübter Hoffnung auf die glückliche Entwicklung des kommenden Geschlechtes.

In alter Hochachtung darf ich bleiben Ihr dankbarer

Gr. v. Caprivi.

9] Montreux, 17. März 1895.

Sehr verehrter Herr Professor!

Für zwei freundliche Briefe vom 24. 2. und 13. 3. habe ich mich zu bedanken. Ich thue das herzlich gern und will versuchen, auf einige von Ihnen angeregte

[1]) Ich selbst habe natürlich nicht im geringsten den edlen Mann in meiner „Schuld" gefühlt, wenn ich mir selbst die Genugtuung bereitet hatte, mir eine tiefe und mächtige Überzeugung aus der Seele zu schreiben.

Digitized by Google

Punkte Bescheid zu geben. Was Sie über die Erwähnung und Behandlung unserer Militär-Vorlage in Paris sagen, ist mir zumeist neu; ich bekomme wenig Zeitungen zu Gesicht. Daß aber im französischen Kriegsministerium der Werth unseres neuen Gesetzes sehr hoch angeschlagen wird, hatte ich schon früher durch den Militär-Bevollmächtigten erfahren. Bei uns selbst ist man, zum Theil auch in militärischen Kreisen, zu solcher Werthschätzung noch nicht gekommen. Das hat zwei Gründe, der eine liegt darin, daß der Kaiser zwei Jahre oder länger daran festhielt, nur mit dreijähriger Dienstzeit die Vermehrung annehmen zu wollen. Ich fand, als ich ins Amt kam, die große Verdy'sche Vorlage vor, die auf dreijähriger Dienstzeit basirt war, obschon Verdy sich selbst darüber klar zu sein schien, daß das nicht zu erreichen sein würde. Der Kaiser hatte sich, auch Generalen gegenüber, in der Erinnerung an seinen Großvater so bestimmt für drei Jahre ausgesprochen, daß, als ich einen Offizier des Kriegsministeriums gegenüber zum ersten Male aussprach, die Sache sei nur mit zweijähriger Dienstzeit machbar, der Herr mir erwiderte: sein Sie stille, wenn der Kaiser das hört, schickt er nach der Wache und läßt Sie arretieren. Der Lauf der Dinge brachte es dann mit sich, daß ich schon 1891 darüber Klarheit geben mußte, daß von mir nur eine Vorlage mit zweijähriger Dienstzeit eingebracht werden könnte. So zog sich die Sache hin, die Generale, die Offiziere der Garde bei ihren Liebesmahlen, hatten die kaiserliche Ansicht so oft vernommen, daß sie auf eigene Prüfung der Sache verzichteten und die drei Jahre Stichwort wurden. Unerwartet gab der Kaiser, ich glaube im Mai 1893, nach, die Stimmung in den Offizierkreisen konnte aber nicht so schnell folgen und so blieb man geneigt, die Verkürzung der Dienstzeit als einen Nachteil zu betrachten. Ich glaube hierüber wird jetzt, ausgenommen die Garde, die durch großen Etat und auserlesenen Ersatz die Nachtheile der verstümmelten dreijährigen Dienstzeit nie an sich erfahren hatte, eine andere Ansicht vorherrschen. Der andere Grund zu Mißvergnügen liegt darin, daß die 4. Bataillone nur Torsos sind. Das hat im Frieden mancherlei Unbequemlichkeiten; am 1. Mobilmachungstage aber, wird kein Mensch darüber im Zweifel sein, daß die Sache gut ist. Man hat nun, meines Erachtens ohne Not, noch Dinge unternommen, die dahin führen mußten, das Unbehagen an dieser Schöpfung zu erhöhen. Wenn ein Stabsoffizier bei einer großen Parade so ein Häuflein vorbeiführen muß, so ärgert er sich. Aber warum diese Cadres, die nicht zum Paradiren geschaffen sind, überhaupt zur Parade heranziehen? Und dann die Fahnenweihe! Wurde die nicht vielfach so verstanden und Kaiserliche Worte begünstigten das Verständniß, als sollten nun nächstens volle Bataillone daraus werden? Es wurden damit Erwartungen erregt, die nicht befriedigt werden können, weil wir dafür weder Geld noch Menschen genug haben. — So will ich nun wünschen, daß der neuste Kurs diese Reorganisation nicht antastet. Es ist nach meiner Überzeugung bei den gegebenen Mitteln nichts Besseres zu finden.

Besten Dank für die Mitteilung der guten Meinung für mich in Bremen. Ich theile Ihre Ansicht, daß Bremen eins unserer edelsten Gemeinwesen ist,

Digitized by Google

vollkommen. Die freiwillige Hergabe dessen, was zu Nutz und Frommen von Staat und Stadt dient, ist nirgends größer als in Bremen.

Herrn Nicolai's[1]) Wünschen konnte ich nicht entgegenkommen, weil ich über den Fürsten Bismarck und die Schattenseiten seiner Politik mich nicht laut äußern kann. Das würde auch zur Zeit gar Nichts nützen, eher schaden. Und vor Allem, kann ich die Motive meines Verhaltens nicht darlegen, ohne meines Verhältnisses zu S. Majestät Erwähnung zu thun. Gerade in diesem Verhältniß, was vielfach den schwersten Theil meiner Aufgabe bildete und was mir die trübsten Zeiten bereitet hat, haben oft die entscheidenden Motive gelegen. Das aber kann weder jetzt noch später an die Öffentlichkeit kommen. Ich muß es tragen, wenn daraus ungünstige Urtheile über mich erwachsen. Sie erwähnen den Herrn Miquel. Kein Mensch hat grade nach dieser Richtung so viel geschadet wie der. Ich habe von Anfang danach getrachtet, das Staatsministerium als ein solidarisches Ganzes auftreten zu lassen, einmal um durch dies Ganze einen größeren Ersatz für die eine Persönlichkeit Bismarcks zu schaffen, dann aber auch, um der Neigung zu raschen Entschließungen mehr Gegengewicht entgegensetzen zu können, als meine Person allein bieten konnte. Das hat mir Herr Miquel durch die Weise, wie er dem Schulgesetz erst zustimmte und dann dagegen intriguirte, verdorben, und ihm verdanke ich die Abtretung des Minister-Präsidenten. Aber auch wenn Letzteres nicht nothwendig geworden wäre, wäre ein Minister-Präsident nie vollwerthig gewesen, wenn die Miquel'sche Stimme und der Miquel'sche Einfluß auf den Kaiser die Solidarität des Ministeriums jeden Tag wieder in Frage stellen konnte. Trotz seines Geschicks glaube ich, daß er bisher dem Staate mehr geschadet wie genützt hat. So auch in seinem Verhältniß zu den Agrariern. In Bezug auf Letztere sehe ich schwarz und scheint mir eine Revolution auf agrarischer Basis nicht unmöglich und für den Augenblick gefährlicher als eine socialdemokratische. Geht die agrarische Agitation so weiter, wer will sie eindämmen? Die Königsberger Rede[2]) war ein Unglück. Bedenklich ist auch die Rückwirkung der agrarischen Hetze auf unser Offizierkorps, das in erheblichen und einflußreichen Theilen mit dieser Bewegung zusammenhängt. Wenn unser Junker anfängt, seine Gesinnung von seinen Einnahmen abhängig zu machen und wenn er zur Bedingung seines Royalismus macht, daß der Staat Unmögliches für ihn thun soll, so ist schon das Beste in unserem kleinen Adel, seine staatliche Gesinnung zerstört, und sein Werth für den Staat so reduziert, daß man sich fragen kann: lohnt es dem Staate noch für diese Klasse Opfer zu bringen?

Ich habe mich gefreut, neulich in der Frankfurter Zeitung einen philosophischen Aufsatz[3]) von Ihnen zu finden, wenn auch der Inhalt außerhalb meines Gesichtskreises liegt.

---

[1]) Dieser war in jenen Jahren Redakteur der „Berliner Morgenzeitung", ein Mann von offenbar vielseitiger und feiner Bildung, feinem Verständnis und Gerechtigkeitsgefühl.

[2]) Der Kaiser hatte in dieser Rede den Widerstand der Agrarier gegen die Handelsvertragspolitik Caprivis, die er doch selbst für notwendig erachtet hatte, gestärkt.

[3]) Über Rudolf Lehmanns Schopenhauerbuch, im ersten Morgenblatt vom 8. 3.

Digitized by Google

Es will hier immer noch nicht Frühling werden und mir scheint, wir sind relativ weiter zurück als Deutschland. Das wird in einem Orte, der von den meisten gerade des Klimas wegen aufgesucht wird, doppelt unangenehm empfunden. Ich denke indeß noch einige Wochen hier zu bleiben und den Frühling abzuwarten.

Sehr vielen Dank für Ihre Photographie. Goethe sagte mal: seines Daseins eigentliche Gewißheit hat der Mensch nur in seiner Familie. Möge auch das neue Jahr Ihnen diese Gewißheit in der reinsten und ungetrübtesten Weise geben und mir in Ihnen einen so treuen Freund erhalten. Ich aber werde immer bleiben

Ihr dankbarer
Gr. v. Caprivi.

10] Montreux, 16. Mai 1895.

Sehr verehrter Herr Professor!

Ehe ich Montreux verlasse, drängt es mich, Ihnen noch einmal für alle Freundlichkeit und Theilnahme, die Sie mir haben angedeihen lassen, aufrichtig zu danken. Ich glaube, daß es mir jetzt nicht mehr schwer werden wird, jeden Rückfall in die Politik zu vermeiden. Meinen Wohnsitz denke ich Ende Juni, bis wohin ich eine Rundreise bei Verwandten machen werde, in Skyren bei Radewickel, Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O., aufzuschlagen, mitten unter Nichten und Neffen, Enkelnichten und Enkelneffen. Ich kenne den Ort selbst noch nicht, er ist erst kurze Zeit in den Händen eines meiner Neffen. Er soll hübsch gelegen sein, angenehme Spaziergänge bieten, und ist schließlich nicht so aus der Welt, daß es mir — so lange die Kräfte dazu reichen — schwer würde, von da aus auch entferntere Freunde aufzusuchen. Wird es mir mal möglich, Hameln zu erreichen und persönlich Ihre Bekanntschaft zu machen, so würde mir ein lieber Wunsch erfüllt werden. — Möge Ihnen und den Ihrigen das Beste werden, was die Erde bieten kann. Inzwischen lassen Sie mich Ihren dankbaren Freund bleiben, der sich aufrichtig freuen wird, so oft er Gutes von Ihnen hört.

Mit vielen Grüßen der Ihrige

Gr. v. Caprivi.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Weisheit der Ägypter

Von

Dr. Alexander Scharff

Der Begriff Weisheit ist vielseitig und schwer bestimmbar. Welche Taten oder Gedanken der Mensch für weise hält, liegt in dem Wesen des Einzelnen, in seiner Geistesrichtung, begründet. So wird auch bei der Betrachtung der Geisteserzeugnisse vergangener Völker dem einen dies, dem anderen jenes als weise erscheinen, und was die Träger jener vergangenen Kulturen selbst für weise erachteten, kann wiederum völlig verschieden von dem sein, was frühere und heutige Betrachter als Weisheit anzusehen und zu bewundern pflegen. Die Weisheit der alten Ägypter ist im Laufe der Jahrtausende fast sprichwörtlich geworden, und gerade heutzutage fühlen sich manche Anhänger moderner religiöser Richtungen mit den Äußerungen der sogenannten altägyptischen Weisheit verbunden, während der objektive Historiker sie ihres wunderbaren Zaubers großenteils entkleidet hat. Den geschichtlichen und sprachlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte folgend, soll es in diesem kurzen Aufsatz unsere Aufgabe sein, vor allem zu zeigen, was die alten Ägypter selbst und was die Griechen als die ältesten fremden Betrachter ägyptischer Kultur — und damit z. T. auch wir Heutigen — für ägyptische Weisheit gehalten haben.

Wie heutzutage hat schon im klassischen Altertum vom 7. vorchristlichen Jahrhundert an das Wunderland am Nil eine magische Anziehungskraft auf die Reisenden aus aller Herren Ländern ausgeübt und durch seine aus fernsten Zeiten erhaltenen Bauten, seine Schrift und, was in erhöhtem Maße gerade im Altertum hervortrat, durch seine Sitten und Gebräuche die Reisenden in Erstaunen und Bewunderung versetzt. Herodot, dem wir den ältesten uud immer noch besten Bericht über Ägypten aus dem Altertum verdanken, stellt in anschaulicher, wenn auch übertriebener Schilderung all das zusammen, was ihm als völlig im Gegensatz zu dem sonst Üblichen, also Griechischen zu stehen scheint. [1])

Und auch keinem Geringeren als Platon erschien Ägypten als ein Land uralter Weisheit. In seinem Phaidros läßt er Sokrates ein in Ägypten spielendes Märchen erzählen, in dem es sich um die Erfindung verschiedener Wissenschaften und besonders der Schrift durch den Gott Theut (wir nennen den ibisköpfigen Gott in der Regel Thoth) und ihren Einfluß auf Weisheit und Wahrheit handelt. Der starke Hang der Ägypter zum Mythologischen wird es u. a. gewesen sein, der auf den großen griechischen Denker wirkte, liebt er doch selbst, gerade wenn er in die tiefsten Tiefen menschlicher Erkenntnis steigt, die mythologische Einkleidung (z. B. im Phaidon). Wir Heutigen sind leicht

[1]) Herodot II, 35.

Digitized by Google

geneigt, der nüchternen historischen Betrachtung zuliebe alle mythologischen Spekulationen in der ägyptischen Religion als Unsinn oder Zauberei abzutun, anstatt zu bekennen, daß wir sie nicht verstehen, weil wir uns in unserer geistigen Wesensart zu weit von den Ägyptern entfernt haben. Wenn die Ägypter schon zur Zeit des mittleren Reiches (um 1800 v. Chr.), also in einer Blüteperiode auf allen Gebieten menschlichen Geistes, einen alten religiösen Text mit einem mythologischen Kommentar versahen, der von dem alten Sinn kaum etwas übrig läßt und uns heute das Verständnis des Textes eher noch unklarer macht, so haben sie doch damit gewiß für ihre Zeit geläufige Erklärungen und gangbare Deutungen geben wollen. In der Spätzeit, also in den Zeiten der Berührung mit den Griechen, wird allerdings auch die Religion, wie die ganze ägyptische Kultur, einem langsamen Siechtum anheimgefallen sein. Wir können aber heute nicht mehr die Grenze zwischen dem ziehen, was bei der Religion auf Geister wie Platon als Weisheit tiefsten Eindruck machte und was tatsächlich nur Zauberei und leerer Formelkram war.

Zu den Auswüchsen dürfte z. B. gewiß mit Recht der ausgedehnte Tierkult zu zählen sein, der in diesen spätesten Zeiten aufblühte und geradezu ins Verrückte ausartete. Er muß höchst fremdartig auf die griechischen Besucher gewirkt haben, und die einheimischen Fremdenführer werden, wie wir es schon in Herodots Erzählungen merken, sich keine Gelegenheit haben entgehen lassen, um dem staunenden Touristen durch mehr oder weniger tiefsinnige Erzählungen eine gewisse unheimliche Scheu einzuflößen. Nach den Ursachen dieser und anderer Merkwürdigkeiten, also nach der Geschichte des alten Landes durch eigenes Hinabsteigen zu den Quellen zu forschen, das versäumten die Griechen, vielmehr wurde alles Ägyptische immer mehr von volkstümlichen Sagen und Wundern umwoben, und Ägypten gelangte schließlich in den Ruf des ehrwürdigen Mutterlandes aller Kultur und des Sitzes ältester Weisheit.

Ganz besonders fühlten sich dann im ausgehenden Altertum die Kreise von Ägypten angezogen, die aus religiösem Bedürfnis nach Neuem, Fremdem, Mystischem suchten. Hierfür war das späte Ägypten mit seiner der endgültigen Erstarrung anheimfallenden und ganz in mythologisch-geheimnisvollen Zeremonien aufgehenden Religion gerade der richtige Boden, und der Kult der Göttin Isis, in Ägypten selbst erst spätzeitlich in der uns aus griechisch-römischen Quellen bekannten Form nachweisbar, fand überall im Römerreich Einlaß. In diesem Dunstkreis von Sage und Mystik, allgemein „Weisheit" genannt, verharrte Ägypten bis zu seiner wissenschaftlichen Wiederentdeckung im 19. Jahrhundert.

Und von der alten Weisheit, die sich in Pyramiden und Obelisken, Göttervorstellungen und Mumien und ganz besonders in den „heiligen eingegrabenen Zeichen" (den Hieroglyphen) offenbaren sollte, ist unter dem aufhellenden Licht kritischer moderner Forschung recht wenig übrig geblieben. Beim Lesen und Verarbeiten der Denkmäler und Papyrus hat sich als eine der Hauptursachen für all das unter der Flagge der altägyptischen Weisheit Segelnde heraus-

Digitized by Google

gestellt, daß es ein unüberwindbarer Konservatismus gewesen ist, der die Ägypter trotz fortschreitender Weiterentwicklung niemals das Alte abstoßen ließ.[1]) Das Volk hat durch die Jahrtausende in seiner Schrift und besonders in seiner Religion die ältesten vorgeschichtlichen Bilder und Vorstellungen beibehalten, die von den jüngeren Geschlechtern mißverstanden, aber immer als altgeheiligtes Gut betrachtet wurden. Wie es der Ägypter nie fertig brachte, zu einer reinen alphabetischen Schrift vorzudringen, sondern bis in die spätesten Zeiten neben den alphabetischen die ältesten Wortbildzeichen bewahrt hat, so hat er auch in seiner Religion z. B. alte Totensprüche, die für den Späteren schon rein sprachlich unverständlich waren und durch häufiges Abschreiben naturgemäß noch verderbter wurden, bis in die Römerzeit beibehalten.

In ähnlicher Weise wird vieles, was bei den in der Spätzeit berühmten und bei Griechen und Römern so beliebt gewordenen Isismysterien[2]) eine besondere Rolle spielte, mißverstandenes Überbleibsel aus älteren, gesünderen Zeiten gewesen sein. Die wahre Tätigkeit des Priesters beim Kultus bestand zu allen Zeiten in genau vorgeschriebenen Handlungen an und vor dem Götterbild: An- und Auskleiden, Salben, Schmücken, Hinsetzen der Speisen und anderes mehr, wozu immer bestimmte Sprüche zu rezitieren waren. Nichts von alledem, was wir über den ägyptischen Kultus wissen, hat mit besonderer Weisheit etwas zu tun, und ebensowenig kann behauptet werden, daß die Priester die Wissenschaften im griechischen oder im modernen Sinne gepflegt hätten. Die Medizin, die wohl in der Regel in den Händen der Priester lag, hat es nie über Quacksalberkünste, die Mathematik nie über verhältnismäßig einfache Rechenaufgaben und die Astronomie nie über Benennung von Sternen und bildliche Darstellungsversuche der Lage der Sternbilder zueinander gebracht. Der Anstoß zur wissenschaftlichen Forschung in modernem Sinne bleibt immer die Tat der Griechen.

Fragen wir nun die alten Ägypter selbst, was sie für Weisheit hielten, so werden wir durch ihre Texte dahin belehrt, daß bei ihnen die meist in losen Sprüchen aneinandergereihten Lebens- und Erziehungsregeln berühmter hoher Beamter oder eines ehrwürdigen Königs der alten Zeiten für Weisheit galten. Wir Heutigen können in dem Inhalt dieser Sprüche kaum mehr viel Weisheit erblicken, doch freuen wir uns an der natürlichen, gesunden und vernünftigen Lebensauffassung, die aus ihnen spricht. Die Ägypter scheinen den Wert dieser Sprüche weniger in ihrem Inhalt als in ihrer künstlich aufgemachten Ausdrucks-

---

[1]) Hiervon ist nur die religiöse Reform Amenophis' IV. (Echnaton) auszunehmen, die in der Tat für eine kurze Zahl von Jahren vorübergehend sich über alles Althergebrachte hinwegsetzte.

[2]) Leider sind wir über die Isismysterien aus ägyptischen Quellen nicht genügend unterrichtet. Dagegen besitzen wir aus dem Mittleren Reich eine Schilderung der Osirismysterien in Abydos, bei denen in der Art eines großen Festspiels Auszug, Tod und Wiederbelebung des Vegetationsgottes Osiris und die Besiegung seiner Feinde dargestellt wird. Die Schilderung ist wohl in ehrfürchtiger, heiliger Scheu abgefaßt, aber nicht so gesucht dunkel wie alles aus der Spätzeit über Mysterien Überlieferte.

Digitized by Google

form gesehen zu haben. Den Künsten griechischer und auch vieler moderner Rhetoren vergleichbar, war ihnen nicht das Was, sondern das Wie die Hauptsache, wie wir auch aus vielen anderen Erzeugnissen gerade aus ihrer literarischen Glanzzeit im Mittleren Reiche sehen. Der galt bei ihnen als ein wahrer Weiser, der die einfachsten und natürlichsten Dinge in möglichst gekünstelter, man möchte sagen preziöser Form, entweder aphoristisch kurz oder in aufgebauschtem Wortschwalle ausdrücken konnte. Diese Form macht uns das Verständnis solcher Texte so ungeheuer schwer; ägyptischen Wortspielen und Anspielungen stehen wir immer noch recht hilflos gegenüber, so daß es beim Übersetzen solcher Weisheitslehren meist nicht ganz ohne Raten abgehen kann. Der gebildete Ägypter dagegen fühlte sich in dem Phrasenschwall zu Hause, und es war sein Wunsch, seine Söhne möglichst frühzeitig mit der feinen Redeweise vertraut zu machen. So sind gerade in Schülerhandschriften, die durch ungelenke Schrift und durch Verbesserungen des Lehrers leicht als solche kenntlich sind, diese „Lehren" zum großen Teil auf uns gekommen. Der Lehrer verband dabei zweierlei: er gab seinen Zöglingen gute Anstands- und Lebensregeln und führte sie gleichzeitig in die gefällige Ausdrucksweise in Sprache und Schrift ein.

Den Inhalt dieser Lehren bildet immer eine lange Rede des Vaters an seinen Sohn, die nur vereinzelt durch Zwischenbemerkungen des Sohnes unterbrochen wird; und zwar wählten sich die Schriftsteller für ihre weisen Väter, wie schon gesagt, meist berühmte Persönlichkeiten längst vergangener Zeiten. Man gab dadurch den Sprüchen eine gewisse Heiligkeit, die auf die nach etwa 1000 Jahren abschreibenden Schüler gewiß ihren Eindruck nicht verfehlte.

Die erhaltenen Schülerhandschriften stammen zumeist aus dem späteren Neuen Reich (um 1300 v. Chr.); die Texte selbst lassen sich aber bis ins Mittlere Reich (um 1800 v. Chr.) zurückverfolgen, in dem sie wohl alle verfaßt sind. Im folgenden gebe ich einige Proben, Verständliches aus der Masse des infolge der ägyptischen Rhetorik uns meist Dunklen:[1])

Anfang der Sprüche des guten Wortes, das der Vezier Ptah-hotep sprach, als einer, der die Unwissenden zum Wissen unterrichtete nach der Regel des guten Wortes, zum Vorteil dessen, der hören wird, zum Schaden dessen, der es übertreten wird. Er sprach vor seinem Sohne: laß nicht dein Herz wegen deines Wissens übermütig werden. Berate dich mit dem Unwissenden wie mit dem Wissenden. — Das gute Wort ist versteckter als der grüne Edelstein, wenn man es auch (zuweilen) bei den Dienerinnen an den Mühlsteinen findet. — Wenn du einen Weisen in seiner Zeit findest, einen tatkräftigen, der trefflicher ist als du, so beuge deine Arme und krümme deinen Rücken. — Wenn du ein Führer sein wirst, dann sei ruhig, bis du die Rede des Bittenden gehört hast. Es ist ein Schmuck des Herzens, wohlwollend anzuhören. — Wenn du die Freundschaft in einem Haus befestigen willst, in welches du als Herr, als Bruder oder als Freund ein-

[1]) Die Zitate sind nur zwei Texten entnommen: dem Papyrus Prisse (Mittleres Reich; in Paris) und den sogenannten Maximes d'Anii (Papyrus des Neuen Reiches; in Kairo; der Text ist aber auch schon im Mittleren Reich entstanden).

Digitized by Google

trittst, überall wo du eintrittst, hüte dich (?), daß du den Frauen nicht nahst. Die Stelle, wo sie sind, ist nicht gut. Tausend Männer werden verdorben, nachdem (?) sie eine kurze Zeit wie einen Traum genossen haben. Man erreicht den Tod dadurch, daß man sie erkennt. — Sei nicht habgierig gegen deine Untergebenen; größer ist der Ruhm des Milden als der des Strengen. Elend ist der, welcher mit seinen Untergebenen zankt (?), ohne ein (begütigendes) Wort anbringen zu können. Ist nur etwas Habgier dabei, so schafft sie (nachher) Gewissensbisse (?), wenn sich der Leib (wir sagen: das Blut) abgekühlt hat. — Wenn du klug bist, so gründe dir einen Hausstand und liebe deine Frau im ehelichen Umgang; gib ihr zu essen und kleide sie, ein Heilmittel für ihre Glieder ist das Öl; erfreue ihr Herz Zeit deines Lebens. — Trage nicht Klatschereien weiter, höre erst gar nicht auf sie; das Nachreden sieht dem Hitzkopf ähnlich. — Wäge deine Worte, sei nicht parteiisch. — Beuge deinen Rücken vor deinem Vorgesetzten, deinem Vorsteher von seiten der Regierung, dann wird dein Haus auf seinen Gütern feststehen und dein Lohn an rechter Stelle sein. Es ist schändlich, sich gegen den Vorgesetzten aufzulehnen; man lebt, solange er milde ist. — Wie schön, wenn ein Sohn sich das, was sein Vater sagt, zu Herzen nimmt, es wird ihm dadurch ein hohes Alter zufallen.[1]) — Hüte dich vor einer Frau von der Straße (?), die in ihrer Stadt nicht bekannt ist; erkenne sie nicht leiblich, (sie ist) ein tiefes, großes Wasser, dessen Strudel (?) man nicht kennt. — Laufe nicht viel ins Gericht, damit dein Name nicht stinke; rede nicht viel, schweigend wirst du gut. — Übernimm (?) dich nicht beim Biertrinken. Wenn du sprichst, kommen wirre (?) Reden aus deinem Munde, du fällst hin, deine Glieder brechen, und niemand reicht dir die Hand. Kommt man dich zu suchen, um dich um Rat zu fragen, so findet man dich am Boden liegen wie ein kleines Kind. — Sage nicht: „Ich bin noch jung . . .“; du kennst deinen Tod nicht. Der Tod kommt und befehligt das Kind in den Armen seiner Mutter so gut wie den Mann, der sich dem Greisenalter nähert. — Sitze nicht, wenn ein anderer steht, der älter ist als du oder es in seinem Amt weiter als du gebracht hat. — Vermehre das Brot, das du deiner Mutter gibst, und trage sie, wie sie dich trug, denn sie hatte viel Last an dir. — Iß nicht Brot, wenn ein anderer dabei steht, ohne daß du ihm auch von dem Brote anbietest. —

Eine düstere, schwermütige Note bringt zu diesen und ähnlichen Sprüchen die sogenannte „Lehre des Amenemhet“, von der wir mehrere Schülerabschriften aus der Zeit des Neuen Reiches besitzen, während der Text selbst sicher im Mittleren Reich verfaßt ist und vielleicht tatsächlich auf den damals regierenden König Amenemhet I. zurückgeht. Der alte König warnt u. a. seinen Sohn und Nachfolger, den Menschen zu trauen, weil er selbst Schlimmes — anscheinend ein nächtliches Attentat — von ihnen hat erleiden müssen:[2]) Höre auf das, was ich dir sage, damit du König seist über die Erde und die Länder beherrschest und mehr als Gutes tust. — Liebe keinen Bruder, kenne keinen Freund. —

[1]) Von hier an aus den Maximes d'Anii.

[2]) Auch dieser Text ist großenteils unverständlich; die Übersetzungen nach Erman.

Digitized by Google

Schläfst du, so hüte selbst dein Herz, weil ein Mann keine Leute hat am Tage des Unheils. —

Vielfach schlagen diese Weisheitslehren in eine Verhimmelung des Schreiberberufs um, wobei dann der eigentliche, lehrhafte Inhalt der Sprüche ganz in den Hintergrund tritt. Wer die feine Ausdrucksweise erlernt hat, der ist der Mann der Wissenschaft, was für den Ägypter gleichbedeutend mit „Schreiber" ist; er wird überall gern gehört und hat Zutritt zu den höchsten Stellen. Ihm geht es besser als allen anderen Menschen, den Bauern, den Handwerkern, den Offizieren usw., deren Berufsnöte und sonstige Leiden mehr oder weniger ausführlich und drastisch geschildert werden. Auch in fingierten Briefen werden den Schülern die Vorzüge des Schreiberberufs vor allen anderen mit beredten Worten vor Augen geführt; hierbei konnte sich der Lernende gleichzeitig die Feinheiten des Briefstils aneignen. Diese nur auf die äußere Form zugeschnittenen Lehrbriefe dürften aber selbst für den Ägypter wohl kaum mehr etwas mit Weisheit zu tun gehabt haben.

Hingegen sei zum Schluß noch ein merkwürdiges Literaturerzeugnis erwähnt, das völlig vereinzelt dasteht und auch nur in einer einzigen Handschrift aus dem Mittleren Reich (in Berlin) erhalten ist. Es ist der von Erman herausgegebene und „Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele" betitelte Papyrus. Er ist nicht dem zuzurechnen, was wir im vorigen als Weisheit in ägyptischem Sinne kennen gelernt haben, sondern er hebt sich hoch darüber hinaus und darf mit vollem Recht als philosophisch bezeichnet werden. Ein Mensch, der von Krankheit geplagt und ins Unglück geraten ist, will in den Tod gehen [1]) und bittet seine Seele, da er von allen Menschen verlassen ist, ihm den letzten Dienst beim Begräbnis zu erweisen und mit ihm ins Jenseits zu gehen. Die Seele widersetzt sich diesem Ansinnen und will den Menschen durchaus am Leben erhalten, aber mit immer eindringlicheren Worten, zuletzt in strophenmäßig gebauten Gedichten, in deren einem er mit ergreifenden Worten den Tod als Erlöser preist, überredet er die Seele, mit ihm freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Auch dieser Text ist infolge seines eigenartigen Inhalts und der bei ägyptischen literarischen Texten so geschraubten Redeweise oft schwer verständlich; nur die durch ihren klaren Strophenbau für uns leichter erfaßbaren Schlußgedichte sind so gut wie restlos erklärt, und ich lasse den Gesang auf den Tod nach Ermans Übersetzung hier folgen:

Der Tod steht heute vor mir,
wie wenn ein Kranker gesund wird,
wie wenn man ausgeht nach der Krankheit.

Der Tod steht heute vor mir,
wie der Geruch von Myrrhen,
wie wenn man am windigen Tage unter dem Segel sitzt.

[1]) Der nicht erhaltene Anfang des Textes ist so sicher richtig von Erman rekonstruiert.

Digitized by Google

Der Tod steht heute vor mir,
wie der Geruch von Lotosblumen,
wie wenn man auf dem Ufer der Trunkenheit sitzt.
Der Tod steht heute vor mir,
wie ein Regenbach,
wie wenn einer aus dem Kriegsschiff zu seinem Hause kommt.
Der Tod steht heute vor mir,
wie jemand sein Haus wiederzusehen wünscht,
nachdem er viele Jahre in Gefangenschaft verbracht hat.

Intellektuelle und soziale Wirkungen der Technik[1])

Von

Prof. Dr.-Ing. Robert Weyrauch (Stuttgart)

1. Intellektuelle Hebung der Arbeiterschaft.

Man kann oft die Klage hören, die Arbeit an der Maschine lasse keinen Raum für persönliche Intelligenz und formgebende Kraft, wie das Handwerk und andere Berufe. „Arbeit an der Maschine" ist ein ebenso unbestimmter Begriff, wie der des Arbeiters selbst. Man unterscheidet nach ihrer verschiedenen technischen Ausbildungshöhe folgende Stufen:

Der gelernte Arbeiter hat ähnlich wie der Handwerker einen mit der Lehrlingstätigkeit beginnenden umfassenden, jahrelangen praktisch theoretischen Ausbildungsgang hinter sich.

Der ungelernte Arbeiter kann nur für solche einfachste Tätigkeiten benutzt werden, die ohne eigentliches Anlernen nach kürzester Unterweisung ausübbar sind.

Der angelernte Arbeiter wird nach Max Weber „in der Fabrik unmittelbar an Maschinen der gleichen oder ähnlichen Art, wie er sie dauernd zu bedienen hat, gestellt und an diesen bis zur Erreichung einer für die Rentabilität seiner Verwendung erforderlichen Mindest- oder Normalleistung geschult." Wir finden diesen Typus zwar oft schon in der Manufaktur und der Hausindustrie; seine eigentliche Domäne ist jedoch die Fabrik.

Diese Begriffsbestimmungen ergeben ohne weiteres, daß die eingangs wiedergegebene Behauptung nur beschränkt richtig ist. Im übrigen muß die intellektuelle Hebung der Arbeiterschaft dazu führen, daß die Zahl der Ungelernten und Angelernten im Verhältnis zur Zahl der Gelernten abnimmt. Dies liegt aber gleichzeitig in der technischen Entwicklung begründet, denn je

[1]) Anm. d. Red. Mit Erlaubnis des Verfassers bringen wir im folgenden einen Abschnitt aus dem demnächst erscheinenden Werk: „Die Technik. Ihr Wesen und ihre Beziehungen zu anderen Lebensgebieten. Von Robert Weyrauch" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zum Abdruck.

Digitized by Google

leistungsfähiger und teurer die Maschinen werden, desto höher stellen sich in vielen Fällen die Anforderungen an die Intelligenz des Arbeiters. So wirken technische, wirtschaftliche und sittliche Gesichtspunkte in derselben Richtung der intellektuellen Hebung der Arbeiter.

Einen großen, vielleicht den größten Teil dieser Erziehung bewirkt die technische Berufsausübung selbst. Sie schärft den Blick und die Urteilskraft, erzieht zu Ordnung, Präzision, Disziplin, zu scharfem Beobachten, raschem Denken, Entschlußfähigkeit und Willenskraft, weckt die Einsicht in die Fragen des praktischen, des wirtschaftlichen Lebens und erweitert dadurch den geistigen Horizont. Sie bekämpft Wunderglauben, Aberglauben und Schwarmgeisterei in wirksamerer Weise als die dem Volk immerhin schwerer erreichbare Wissenschaft. Sie fördert Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit, Wirklichkeitssinn und Kritik. Das Zusammenarbeiten mit anderen Arbeitsgenossen kann unter günstigen Umständen zu eigener schärferer Tätigkeit und vermehrter Willenskraft anspornen. Und nun denke man noch an die Forderungen, welche die Technik an die Schul- und Fachbildung der Arbeiter stellt und deren Befriedigung wir früher kurz skizziert haben, so wird man erkennen, daß die Technik außerordentlich viel für die Verstandesbildung ihrer einen erheblichen Teil der Gesamtbevölkerung ausmachenden Träger tut. Und das tut sie, wohlgemerkt, gegenüber allen ihren Trägern, vom höchsten bis zum niedersten, in der Industrie- und Großstadt, wie an der abgelegenen Gebirgsbahn. So werden wir Schmoller wohl recht geben dürfen, wenn er in seinem „Grundriß" (S. 227) schreibt: „In einer großen Anzahl unserer technisch hochstehenden Industrien haben wir Arbeiter, welche technisch, geistig, körperlich und moralisch den Vergleich mit den besseren Arbeitern aller Zeiten nicht nur aushalten, sondern sie übertreffen."

Bei der Bedeutung dieser Frage halte ich es für geboten, an einem Beispiel die intellektuelle Höhe zu zeigen, zu der schon vor Jahren gewisse Arbeiterarten emporsteigen konnten. Hierfür eignet sich besonders die Arbeit von Schulze-Gävernitz über die englische Textilindustrie.[1]) Dort finden sich folgende Stellen: „Die Natur der Arbeiter ist eben eine andere geworden, an Stelle der Muskeltätigkeit tritt die Beaufsichtigung der Maschine, d. h. geistige Anspannung. Wer den Mulespinner von Oldham beobachtet hat, umschwirrt von $2^1/_2$ Tausend Spindeln, oder die Weberin zu Burnley, umtost von 4, ja 6 Weberschiffchen, mit der Geschwindigkeit von 200 Schlägen in der Minute, der weiß, welch hoher Grad geistiger Anspannung hier erfordert wird."

„Zudem erfordern die Maschinen, welche immer komplizierter werden, eine gewisse liebevolle Behandlung, ein verständnisvolles Eingehen auf die in ihnen niedergelegten Gedanken der Technik seitens des Arbeiters ..."

„Nicht die Länder, welche die niedrigst gelohnte Handarbeit, sondern die, welche die besten und am meisten Maschinen anwenden, erweisen sich heute am stärksten in dem gewerblichen Wettkampf der Nationen ..."

---

[1]) Der Großbetrieb, ein wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt, S. 167, 181, 183 f.

Digitized by Google

„Es hat sich dabei gezeigt, wie unrichtig die Behauptung war, daß die Maschinenarbeit das geistige Niveau des Arbeiters herabdrücke. Der englische Baumwollarbeiter, wie der nordenglische Fabrikarbeiter überhaupt, ist heute ein Sohn des Zeitalters der Technik. Technische Probleme erwecken sein lebhaftestes Interesse. Einzigartig ist die Tatsache, daß das Organ der Baumwollarbeiter Lancashires, die ‚Cotton Factory Times', stets einen bedeutenden Teil technischen Erörterungen widmet ..."

„Das Gesagte zeigt, wie jener Widerwille, ja Haß gegen die Maschine, welcher in der ersten Stufe der Großindustrie den Arbeiter erfüllt und oft von menschenfreundlichen Beobachtern geteilt wird, heute in Lancashire beseitigt ist. Hofft der Arbeiter noch nach wie vor auf sozialen Fortschritt, so weiß er, daß das Mittel seines Fortschreitens die Ausbreitung der Maschine ist." —

Die durch die Technik bewirkte Schulung der Intelligenz erstreckt sich übrigens nicht nur auf die Arbeiter. Das ganze Volk nimmt teil an ihr. Schon 1825 schreibt Goethe an Zelter: „Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht ... Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leicht fassende praktische Menschen."

Es bedarf wohl keines Beweises für die Behauptung, daß große Techniker und Unternehmer in hohem Maße erzieherisch wirken: Namen wie Watt, Stephenson, Krupp, Ballin, Stinnes sagen genug.

Die verstandesmäßige Erziehung der Technik hat aber, wenn zu weit getrieben, auch eine Kehrseite: Disziplin ist notwendig und gut, allein sie kann in Mangel an Initiative umschlagen, scharfes Beobachten kann seelische Nüchternheit und Phantasielosigkeit, dauerndes Voranstellen der wirtschaftlichen Gesichtspunkte kann Mangel an Menschlichkeit, Herzenskälte im Gefolge haben. Die industrielle Technik vergaß bisher gar zu oft den Menschen, und die intensive Vertiefung, welche die Technik von ihren Trägern — je höher sie stehen, desto mehr — verlangt, führt nur zu oft zur Fachsimpelei und zum Mangel an Interesse für andere Lebensfragen. Es muß offen ausgesprochen werden: es gibt nicht wenige Techniker, mit denen ein Gespräch über allgemeinmenschliche Fragen, über Kunst u. dgl. zu führen geradezu unmöglich ist. Ein ernster Mangel an persönlicher Kultur tut sich hier kund.

Wie eine Erlösung kommt da ein neues Arbeitsgebiet des Ingenieurs, das ihn nun zwingt, sich aufs eingehendste mit dem Menschen zu befassen: ich meine die industrielle Psychotechnik, ein Sondergebiet der Psychologie. Die Auswahl der Geeignetsten zu treffen und diesen die richtige Ausbildung zu gewähren, ist eine neue Aufgabe des Ingenieurs, deren wirtschaftlich-technische und menschliche Bedeutung noch gar nicht abzusehen und die gleichzeitig geeignet ist, den Ingenieur über sich selbst hinauszuheben, seinen Gesichtskreis über das rein Technische hinaus wesentlich zu erweitern.

Digitized by Google

2. Wirtschaftliche Stufenreihen.

Man hat in der wirtschaftlichen Entwicklung Stufenreihen oder Perioden angenommen, welche den Verhältnissen in der nördlichen gemäßigten Zone entsprechen sollen. So unterschied List die Perioden des Jägerlebens, des Hirtenlebens, des Ackerbaus, die Agrikultur-, Manufakturperiode und die Agrikultur-, Manufaktur-, Handelsperiode. Bruno Hildebrand begnügte sich mit der heute oft genannten Unterscheidung zwischen Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und Kreditwirtschaft. K. Bücher („Die Entstehung der Volkswirtschaft", Tübingen 1893) geht aus von der Länge des Wegs, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen, und unterscheidet demnach — wenigstens für die zentral- und westeuropäischen Völker —:

a) die Periode der geschlossenen Hauswirtschaft (reine Eigenproduktion, tauschlose Wirtschaft), in welcher die Güter in derselben Wirtschaft verbraucht werden, in der sie entstanden sind;

b) die Periode der Stadtwirtschaft (Kundenproduktion, oder Periode des direkten Austausches), in welcher die Güter aus der produzierenden Wirtschaft unmittelbar in die konsumierende übergehen;

c) die Periode der Volkswirtschaft (Warenproduktion, Periode des Güterumlaufs), in welcher die Güter in der Regel eine Reihe von Wirtschaften passieren müssen, ehe sie zum Verbrauch gelangen.

Man erkennt ohne weiteres, daß die von Bücher gegebene Einteilung sich auch der technischen Entwicklung gut anpaßt. Wir werden uns daher ihrer in der Folge bedienen und dabei beachten, daß es nach Bücher „ebensowenig notwendig ist, daß die Industrie eines Landes das Betriebssystem des Handwerks durchlaufen hat, ehe sie zur Hausindustrie und Fabrik gelangt, als es notwendig ist, daß jedes Volk vorher Jäger- und Nomadenvolk gewesen ist, ehe es zum seßhaften Ackerbau übergeht". Auch können ja selbst im Zeitalter der Volkswirtschaft die Haus- und die Stadtwirtschaft sehr wohl in beschränktem Umfang weiter bestehen.

In technischer Beziehung charakterisiert Bücher[1]) die Hauswirtschaft durch folgende Sätze: „In der geschlossenen Hauswirtschaft haben die Hausgenossen nicht bloß dem Boden seine Gaben abzugewinnen; sie müssen auch alle dabei nötigen Werkzeuge und Geräte mit eigener Arbeit herstellen; sie müssen endlich die Rohprodukte durch Veredelung und Umformung zum Gebrauche geschickt machen; dies alles erfordert eine ausgebreitete technische Arbeitsgeschicklichkeit, eine Vielseitigkeit des Könnens und Verstehens, von der sich der Kulturmensch der Neuzeit schwer eine rechte Vorstellung macht. Für die einzelnen Glieder der autonom wirtschaftenden Hausgemeinschaft kann der Umfang dieser Arbeitsgeschicklichkeit nur vermindert werden, wenn sie die Arbeit untereinander nach Alter und Geschlecht, nach individueller Kraft und Anlage verteilen können."

Digitized by Google

Uns interessieren hier besonders die Tatsachen einer „ausgebreiteten technischen Arbeitsgeschicklichkeit“ und der Arbeitsteilung.

Über die Technik in der Stadtwirtschaft führt Bücher aus: „Sind auch die Anfänge volkswirtschaftlicher Arbeitsteilung und Berufsgliederung vorhanden, so gibt es doch noch keine stehenden Unternehmungen und kein Unternehmungskapital. Höchstens ließe sich von Handelskapital sprechen. Das Handwerk ist Übernehmen von Arbeit, kein Unternehmen. In der Form der Stör und des Heimwerks ist es fast kapitallos. Es verkörpert Arbeit gegen Lohn in fremdem Material, und auch wo der Handwerker bereits mit eigenen Betriebsmitteln arbeitet, vollzieht sich die Werterhöhung des Produktes nicht in der Weise, daß dasselbe in der Fabrikation fortgesetzt neue Kapitalteile einschluckt, sondern so, daß Arbeit in ihm investiert wird.“

Bezüglich der Gewerbe unterscheidet Bücher fünf Hauptbetriebssysteme, nämlich den Hausfleiß, das Lohnwerk, das Handwerk, das Verlagssystem (Hausindustrie) und die Fabrik.

Aber schon beim Hausfleiß finden wir im alten Griechenland reiche Sklavenbesitzer, die für den Markt arbeiten, und andererseits Bauernfamilien, die den Überschuß ihrer Hausfleißproduktion zum Austausch bringen.

Beim Lohnwerk wird nur der jeweils nötige Warenbedarf hergestellt, indem der Besteller die Rohstoffe liefert.

Der Handwerker dagegen kann schon für den Markt seines Orts arbeiten. Auch liefert er meist selbst die von ihm vorher eingekauften Rohstoffe.

Ein erweitertes Marktgebiet sucht das Verlagssystem (von „Vorlage“, „Vorschuß“) zu befriedigen. Es organisiert lediglich den Absatz und läßt in den Häusern der Arbeiter den von diesen oder vom Verleger gelieferten Rohstoff verarbeiten („Hausindustrie“): der Hersteller ist vom Markt getrennt.

Die Fabrik endlich organisiert mit Hilfe der Arbeitsteilung und des Kapitals Rohstoffbezug, Arbeitsprozeß und Vertrieb in einer vom Arbeiter völlig unabhängigen Unternehmung.

Die Wirtschaftsformen und gewerblichen Betriebssysteme stehen in folgenden Beziehungen zueinander:

Hauswirtschaft: meist Hausfleiß, dazu Lohnwerk, mit der Zeit etwas Handwerk.

Stadtwirtschaft: hauptsächlich Handwerk, wenig Lohnwerk.

Volkswirtschaft: ursprünglich nur Verlagssystem, dann Manufaktur und Fabrik, letztere in neuester Zeit herrschend, dazu in beschränktem Umfang Handwerk.

Eine außerordentlich bedeutsame Rolle in der Wirtschaftsentwicklung spielt die Einrichtung der Sklaverei. Sie trat in der Vergangenheit überall da auf, wo die Technik den ihr gestellten Aufgaben noch nicht gewachsen war. Man muß die Lebenserinnerungen von Karl Schurz lesen, um z. B. zu begreifen, welche schwere wirtschaftliche Einbuße für die baumwollpflanzenden

Digitized by Google

amerikanischen Südstaaten die Aufhebung der Sklaverei bedeutet hat, bis die weiter entwickelte Technik sie allmählich entbehrlich machte.

3. Sozialer Aufstieg des gewerblichen Arbeiters.

A) Bis zur Neuzeit. Die Frage, die uns hier beschäftigen soll, hat in umfassender Weise Wendt in seiner Arbeit über „Die Technik als Kulturmacht" behandelt. Diesem Werk habe ich Tatsachenmaterial zu den folgenden geschichtlichen Ausführungen entnommen. Ich möchte aber mit ihnen nicht den Eindruck hervorrufen, als glaube ich mit Marx, „die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft sei die Geschichte von Klassenkämpfen". Sie spielen sicher eine große, aber ebenso sicher nicht die einzige Rolle in der Entwicklung.

In den ältesten Zeiten seßhaften Lebens saß der Freie umgeben von seinen Angehörigen, seinen Knechten und Mägden auf seinem Hof und lebte mit ihnen von Ackerbau und Viehzucht. Der Hausfleiß sorgte für Befriedigung aller Bedürfnisse. Mit der Zeit begannen die Handwerke sich zu gliedern, einzelne Arbeiter erwarben sich eine besondere Geschicklichkeit; für ihre Leistungen erhielten sie Nahrungsmittel und wurden so teilweise von dem Zwang frei, ihren ganzen Lebensbedarf auf dem Felde selbst zu erarbeiten. Damit wurde ihre Lage gegenüber der der Ungelernten, der reinen Landarbeiter, eine unabhängigere. Vermochten sie noch durch ihr Handwerk mehr als den eigenen Bedarf und den ihrer Herren zu decken, so mochte ihnen gestattet werden, zeitweise auch für andere tätig zu sein. Der Herr willigte wohl auch unter der Bedingung, daß seine Bedürfnisse vorweg gedeckt wurden, gegen Ablösung in eine gewisse Befreiung vom Sklavendienst ein. Allerdings behielt er wohl den Hörigen in der Hand, da dieser im Zeitalter der Hauswirtschaft und bei dem immerhin geringen Bedarf an handwerklichen Erzeugnissen doch meist noch auf den Anbau von etwas Land angewiesen war. Solches Land gab ihm der Herr gegen Zins und Frondienst gerne, denn dabei wurde er selbst frei von seiner früheren Verpflichtung, den Hörigen zu ernähren. Der Grundherr stand sich also auf diese Weise noch besser als früher, der Hörige aber blieb trotzdem unfrei und wirtschaftlich abhängig.

Sammelte sich nun im Laufe der Zeit in den Händen der Herren Kapital und damit weitere Macht an, so vermochte nur der gelernte Arbeiter, der Handwerker, „der Techniker", durch seine besonderen Leistungen seine wirtschaftliche Stellung und sein persönliches Los zu erhalten, vielleicht sogar zu verbessern, während der Ungelernte um so tiefer sank, je mächtiger der Besitzer des Grundes und Bodens wurde.

Dieser aber, allmählich zum Kapitalisten geworden, wünschte, sein Kapital für den Markt arbeiten zu lassen, sei es in der Landwirtschaft, im Handel, im Gewerbe, in Bergwerken oder im Verkehr. Vermehrte Leistung aber war, solange es an händesparenden Maschinen fehlte, nur möglich durch Vermehrung der Arbeiterzahl. Aus dem eigenen Land waren diese bei der damaligen geringen Bevölkerungsdichte nicht ganz zu decken. Freiwillige Arbeiter gab das Ausland, das auch keinen Bevölkerungsüberschuß haben mochte, nicht her, es

Digitized by Google

blieb also nur die Anwendung von Gewalt, d. h. die Sklaverei. So ist diese die notwendige Folge wirtschaftlicher Entwicklung in einem Zeitalter ohne genügend entwickelte Technik.

Wir haben somit in derartigen wirtschaftlichen Blütezeiten — und sie kehrten immer wieder — festzustellen: Die zunehmende Unterdrückung der Ungelernten, speziell der Bauern, und das Aufkommen der Sklaverei einerseits, sowie die soziale Hebung der handwerklichen Arbeiter, der „Techniker" andererseits.

Wir gehen nun zur Einzelbetrachtung der drei Gruppen über und beginnen mit den Sklaven.

a) Sklaven. In der Zeit der Hauswirtschaft waren Knechte und Mägde zwar Eigentum ihrer Herren, aber das enge Zusammenleben bewirkte ein patriarchalisches Verhältnis. Anders wurde dies mit zunehmender industrieller geldwirtschaftlicher Entwicklung. Nach Liebig sollen in Athen zur Zeit seiner Blüte auf einen Bürger 20 Sklaven entfallen sein. In den Silbergruben von Laurion arbeiteten ihrer Tausende, in denjenigen von Neu-Karthago in Spanien z. B. mehr als 40000. Cäcilius Claudius allein hinterließ im Jahr 8 v. Chr. 4116 Sklaven. Unter solchen Verhältnissen war die Beaufsichtigung der Sklaven nur durch Beauftragte der Herren durchführbar. Schonungslose Ausbeutung mußte die Folge sein. Daher auch die wiederholten Sklavenaufstände.

Diese Verhältnisse verhinderten allerdings nicht, daß die wertvollen Sklaven eben wegen ihres Wertes besser behandelt wurden. Fanden sich doch unter ihnen die gebildetsten Menschen: Bildhauer, Maler, Musiker, Ingenieure, Architekten, Gelehrte, Ärzte, Grammatiker.[1]) Zwar winkte solchen Leuten am ehesten die Freilassung, aber auch die Freigelassenen blieben Hörige.

Im klassischen Altertum kannte nur das rein kleinlandwirtschaftliche Sparta die Sklaven nicht. An ihrer Stelle standen dort die Heloten.

Schon die Stoa hat sich gegen die Sklaverei ausgesprochen. Aber auch das Christentum konnte wenig dagegen tun, solange der Stand der Technik die Sklaverei nicht entbehrlich machte. Und solange die Herren genügend Sklaven besaßen, hatten sie kein Interesse an Maschinen, die den Wert ihres lebenden Inventars verringerten.

Selbst im Mittelalter wäre man bei Beginn der industriellen Blüte am Anfang des 12. Jahrhunderts ohne Sklaven nicht ausgekommen, wenn damals nicht gleichzeitig händesparende Fortschritte der Technik zu verzeichnen gewesen wären. Dazu gehörten bis zum 14. Jahrhundert vor allem durch Wasser angetriebene Arbeitsmaschinen, wie Pumpen, Blasebälge, Pochwerke, welche gestatteten, Eisen zu schmelzen und in größere Stücke zu schneiden. So kam es, daß die Sklaverei ums Jahr 1400 im großen ganzen in den europäischen Städten und Bergwerken aufhörte. In den Vereinigten Staaten dauerte sie bekanntlich bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts.

---

[1]) Ferrero, „Größe und Niedergang Roms". I. Bd., S. 144, 146, 152, 221, 364.

Digitized by Google

b) Bauern. Für den ungelernten einheimischen Arbeiter gab es seit den Anfängen keine Möglichkeit, sein Leben zu fristen, als durch Ackerbau und Viehzucht. Aber der Boden gehörte entweder bereits den Herren, oder diese nahmen ihn mehr und mehr in ihren Besitz. (Auskaufen der Bauern: Latifundien.) Die kleinen Freien aber, die es auch im Altertum jederzeit gab, stellten sich mehr und mehr unter den Schutz der Herren, soweit sie nicht schon abhängig und darum schutzberechtigt, also Hörige, waren. So war in den unsicheren Zeiten des späteren Altertums die Hörigkeit fast allgemein.

Der Anbau der immer größer werdenden Einzelgüter konnte erfolgen durch Sklavenhände oder durch Bauern. Im letzteren Fall wurden vielfach Besitze zerschlagen und verpachtet. Gegen die Neigung zur Abwanderung in die Städte erfand man die Erbpacht und die Verknüpfung der Bauern mit dem Boden: die Leibeigenschaft. Konstantin erklärte die Kolonenfamilien für „ewig" an die Scholle gebunden. Kein Wunder, wenn solche Unterdrückung frühe schon Bauernaufstände hervorrief.

Dieselben Zustände mußten im alten Deutschland entstehen. Im Zeitalter der vorherrschenden Naturalwirtschaft erhielten die Beamten statt der Bezahlung Lehen; diese wurden im 11. Jahrhundert erblich (hoher und niederer Adel; bis zum Jahr 1200 Entwicklung des Ritterstandes). Die Grundherren besaßen vor allem die Gerichtsbarkeit und das Fronrecht (Fronhof, Frongenossenschaft). Weite Strecken, namentlich Ostdeutschlands, wurden bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts mit freien Bauern kolonisiert. Als es mit dem Anwachsen der Bevölkerung mehr und mehr an Boden zu mangeln begann, gerieten die nichtversorgten Bauernsöhne in Abhängigkeit von den Grundherren, um so mehr, als die Städte begannen, den zunehmenden Zuzug vom Lande zu sperren. So erklären sich die um 1500, genau wie früher in Rom, immer wiederkehrenden Bauernunruhen.

Wenn es auch der mittelalterlichen Technik gelang, die Sklaverei bei uns überflüssig zu machen, der Bauer blieb hörig, die landwirtschaftliche Technik war noch zu roh, die Maschine hatte noch keine Hebung des landwirtschaftlichen Arbeiterstandes bewirkt.

Auch in der Neuzeit wurde es damit nur langsam besser, bestand doch die Leibeigenschaft in Frankreich bis 1789. Noch im Jahr 1809 waren im Münsterischen alle Bauern hörig und leibeigen.

Allmählich begann aber der Aufschwung; im 18. Jahrhundert entwickelte sich das Zusammenlegen der Felder und das Aufteilen des Gemeindebesitzes, das landwirtschaftliche Kreditwesen, sowie die Abschaffung der Dreifelderwirtschaft und Brache. Der Maschinenbau gestattete bessere Ackerwerkzeuge herzustellen. Im 19. Jahrhundert waren vom besonderen Segen die Ent- und Bewässerungsverfahren und die Agrikulturchemie.

In Preußen wurde 1807 die private Erbuntertänigkeit aufgehoben, allein dies zwang den zur Selbsthilfe in schlechten Jahren zu schwachen Bauern, sein

Digitized by Google

Anwesen zu verkaufen: es entstand ein abhängiger ländlicher Arbeiterstand und seine Folge: vermehrte Ab- und Auswanderung.

c) Technische Arbeiter. In der homerischen Zeit war die griechische Technik noch relativ wenig entwickelt, die handwerklichen Arbeiten wurden im Hause gefertigt. Aber schon ums Jahr 400 kannte man in Griechenland über 40 Gewerbe. Man arbeitete auf Vorrat: Megara z. B. war für seine Konfektion bekannt.

Die Zeit Solons kannte bereits eine Volkswirtschaft. Man unterschied den Großgrundbesitz, die Bauern und die städtische Bevölkerung, bestehend aus Gewerbe- und Handeltreibenden, sowie aus freien Lohnarbeitern.

Im Jahr 509 brach Kleisthenes die Übermacht des Grundbesitzes zugunsten der städtischen Bevölkerung. Damit hatte die städtische, insbesondere also auch die gewerblich-technische Bevölkerung ihre Dienstbarkeiten gelöst und war zu Einfluß und Macht gelangt. Die darauf folgende Kapitalbildung ermöglichte die griechische Blütezeit.

Die ersten Bewohner Roms waren Bauern. Bald vermittelten sie jedoch auch den Handel zwischen dem Meer und den Bewohnern des Binnenlandes. Schon Numa soll Zünfte gebildet haben. Im Jahr 259 wurde in Rom die Silberwährung eingeführt. Schon 342 gab die Reform des Appius Claudius und 287 das hortensische Gesetz den Plebejern die vollen Bürgerrechte: es war insbesondere auch der Sieg des trotz der Sklavenheere niemals ganz ausgerotteten Handwerks, der Technik.

In Deutschland war schon zur Zeit vor Christi Geburt die Bearbeitung des Eisens im Schwung. Bereits im 4. Jahrhundert soll es von Wasser getriebene Sägemühlen gegeben haben. Im Jahre 1105 werden Wind- und Wassermühlen unterschieden.

Die soziale Hebung der Handwerker zeigte sich in der ums Jahr 1200 vollendeten Entwicklung der Zünfte. Ihr Kampf um die Befreiung des Handwerks dauerte aber noch bis 1400. Ums Jahr 1300 waren schon eine Reihe von technisch wichtigen Maschinen bekannt. Man konnte Eisen schmelzen und hatte im Schmieden Fortschritte gemacht. Die technische Entwicklung bewirkte, daß man ohne Sklaven auskam, und ermöglichte auch, wie seinerzeit in Griechenland, im 15. Jahrhundert eine geistige Blüte der mittelalterlichen Städte.

Allmählich begann die Zeit der großen Erfindungen und Entdeckungen. Verbote einzelner Maschinen, wie des Mühlstuhls, halfen nichts. In ihrem Kampf mit der Technik (Baumwolle, Metalle) unterlagen die Zünfte. 1794 wurde die Pariser Polytechnische Schule gegründet.

Mit den Handfeuerwaffen hatte die Technik den einzelnen Mann an die Stelle des Ritters gesetzt. Es entstanden die stehenden Heere und, auf sie gestützt, das absolute Herrschertum. Der Ausbau des Verkehrswesens begünstigte die zentralisierte straffe Verwaltung und die Ausbildung eines Beamtenheeres: es entstand der Polizeistaat mit Handelsbeaufsichtigung und Handelsbeschränkung. Aber die Erhebung des dritten Standes beseitigte diese Hinder-

Digitized by Google

nisse samt dem Absolutismus: 1791 fielen in Frankreich Zölle, Zünfte und Provinzgrenzen.

Wenn so diejenigen sich gehoben und gefördert sahen, die sich der jeweils vorhandenen technischen Mittel in vollem Umfang bedienen konnten, so unterlagen andererseits diejenigen, die das nicht vermochten: die Hausindustrie fiel der fortgeschrittenen Maschinentechnik zum Opfer. Im Jahr 1835 berichtete der Gouverneur von Indien: „Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen von Indien." Wer dächte hier nicht an G. Hauptmanns Weber.

B) Die neueste Zeit. „Wie nah steht jetzt auch dem Müßigsten von uns die Arbeit und die Arbeiter! Die königliche Höflichkeit in dem Worte ‚wir alle sind Arbeiter!' wäre noch unter Ludwig XIV. ein Zynismus und eine Indezenz gewesen." So spricht Nietzsche[1]) und kennzeichnet damit am schärfsten den Wandel der Zeit, hervorgerufen durch das Auftreten des Industriearbeiterstandes. Am stärksten unterscheidet sich seine heutige Lage von der der Arbeiter vor hundert Jahren

1. durch seine allgemeine und fachliche Bildung;

2. durch das allgemeine Wahlrecht und die übrigen Arbeitergesetze: Koalitionsfreiheit, Achtstundenarbeitstag, Anerkennung der Gewerkschaften, Arbeiterräte usw.;

3. durch die soziale Gesetzgebung, namentlich im Deutschen Reich;

4. durch die Steigerung der Löhne bei bis auf 8 Stunden verkürzter Arbeitszeit.

Über den ersten dieser Punkte habe ich schon an anderer Stelle das Nötige gesagt. Der Inhalt und die Bedeutung von Punkt 2 kann hier als bekannt vorausgesetzt werden. Zu Punkt 3 führe ich nach Goldstein an, daß von 1884 bis 1899 im Deutschen Reich 464 606 Unfälle, die zu Erwerbsbeeinträchtigung führten, entschädigt wurden. Die in den gewerblichen Berufsgenossenschaften vereinigten Arbeitgeber zahlten von 1885 bis 1899 den Betrag von 370 Millionen Mark für Betriebsunfälle.

Bezüglich der Löhne und der Arbeitszeiten sei folgendes erwähnt. England führte 1840 den Zehnstundenarbeitstag ein. Er wurde gefordert nicht nur von den Arbeitern, sondern von der Technik selbst, da sie wegen ihrer hochwertigen Maschinen mit ihrer intensiveren Arbeitsleistung gesteigerte Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit und Aufmerksamkeit der Arbeiter stellen mußte. In Deutschland haben einzelne Betriebe, wie diejenigen der Zeißwerke und der Firma Robert Bosch in Stuttgart, schon vor Jahren den Achtstundenarbeitstag eingeführt.

Wie die Löhne im Laufe des 19. Jahrhunderts gestiegen sind, zeigen einige von Schultze-Gävernitz mitgeteilte Zahlen. Sie betreffen zwei Fabriken der englischen Textilindustrie, welche seit 1830 dieselbe Ware unverändert herstellten und das erforderliche Garn selbst spannen; in den Kosten der Arbeiter sind somit

[1]) Nietzsche, „Die fröhliche Wissenschaft". Leipzig 1905, S. 189, Nr. 188. Arbeit.

Digitized by Google

hier sowohl die Kosten des Spinnens wie des Webens enthalten. Die Angaben sind den Geschäftsbüchern der betreffenden Firmen entnommen. Es betrugen:

	Jahresproduktion pro Arbeiter	Kosten der Arbeit pro Yard	Jahresverdienst der Arbeiter
1830	4321 Yards	1,9 Cts.	146 Dollars
1850	12164 „	1,55 „	190 „
1870	19293 „	1,24 „	240 „
1884	28052 „	1,07 „	290 „

Schultze-Gävernitz faßt das Ergebnis in den Satz zusammen: „Der technische Fortschritt, verbunden mit der Steigerung der Arbeitsleistung, bewirkt ein dauerndes Herabgehen der Stücklöhne verbunden, mit der Steigerung der Wochenverdienste der Arbeiter und allmählicher Verkürzung der Arbeitszeit ... Jedoch werden die Stücklöhne nicht in demselben Verhältnis herabgesetzt, in dem die Produktion steigt, wobei der Arbeiter in derselben Lage bliebe. Vielmehr ist das Verhältnis der Herabsetzung der Stücklöhne ein etwas geringeres, so daß der Wochenverdienst steigt."

Daß trotz dieser Fortschritte die sozialen Kämpfe denkbar schwer sind, wer wollte es leugnen? Wenn sie vielleicht schwerer sind als diejenigen früherer Jahrhunderte, so kommt dies daher, daß die wirtschaftlichen Verflechtungen heute viel zahlreicher, enger und zugleich weitreichender sind als früher. Sie und die technischen Fortschritte bedingen sich eben gegenseitig. Sie ermöglichten die gewaltige Einwohnerzunahme Europas im 19. Jahrhundert und wurden andererseits von ihr ermöglicht. Wir haben heute nicht weniger, sondern mehr und angespannter zu arbeiten als vor hundert Jahren. Das ist Schicksal, keine Schuld. Und treffen endlich die Vorwürfe der Unbefriedigten in erster Linie die Technik und nicht viel mehr die rein privatkapitalistische Wirtschaft, welche die Technik benutzte und zum Teil mißbrauchte? „Im Dienstverhältnis der Technik zur Ökonomik steht vielleicht der triftigste Grund für eine gewisse Vergeblichkeit alles Fleißes und Sachgenügens, aller Pflichttreue und Schöpferlust, die sich im Ingenieurkorps des vorigen Jahrhunderts gesammelt und betätigt hat," sagt v. Möllendorf.[1])

Leider war der Einfluß der Geisteswissenschaften zu gering, um den übertrieben privatkapitalistischen Geist der Wirtschaft im Zaum zu halten. „Die Technischen Hochschulen sind in der kommenden Zeit zu großen Aufgaben berufen, die bisherigen Richtungen haben ja leider in sozialer Beziehung vollständig versagt," sprach einmal Wilhelm II.

[1]) Zeitschr. d. Ver. deutscher Ing. 1917, S. 636.

Digitized by Google

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49

Herausgegeben und erläutert
von
Professor Dr. Manfred Laubert

(Fortsetzung)

12. An Hegel. Frankfurt a. M., 25. Juni 1848.

Eben hat mich der Obrist v. Auerswald mit der Benachrichtigung verlassen, daß seinem Bruder (dem Oberpräsidenten)[1] die Bildung des neuen Ministeriums und ihm selbst die Stelle Camphausens übertragen ist. Er wird es annehmen und ich bin sehr erfreut darüber, weil dieser Auerswald ein Mann von sehr tüchtiger Gesinnung, dem Königshause treu ergeben und dabei von so angenehmen Formen ist, daß er überall und in allen Verhältnissen sich eine große Zuneigung und vielen Einfluß erworben hat. Der Minister v. Auerswald tritt dagegen in das Privatleben und also auch in die Reihe der Abgeordneten zurück und wird darin, wie Sie nach Ihrem letzten Brief auch mit Recht hoffen, dem Vaterland gewiß nützlicher sein als in einem Ministeramte. Die größte Verlegenheit werden aber immer die Besetzung des Ministeriums des Innern und des Kultus darbieten; Gott gebe, daß man darin auch eine ebenso gute Wahl treffen möge als in der von Rudolf Auerswald und Schreckenstein![2] Hansemann bleibt im Finanzministerium und Milde[3] wird die Patowsche Stelle annehmen; ich hoffe, Sie werden auch mit ihm sich wohl zu stellen wissen. Schreiben Sie mir aber ja recht bald, wie es mit der ganzen Veränderung geworden ist und ob Sie zu Milde Vertrauen hegen?

Morgen werden wir den wichtigsten Beschluß für die Gegenwart und auch wohl für die Zukunft Deutschlands in den nächsten Jahren fassen, nämlich die Wahl des provisorischen Reichsverwesers, denn dahin hat sich die Versammlung bereits vereinigt, daß nicht eine Trias, sondern eine Monas die Zentralgewalt führen soll. Ich hoffe, daß die Wahl auf den Erzherzog Johann mit überwiegender Majorität fallen werde, denn er ist jetzt der allein Mögliche, und seine Persönlichkeit berechtigt auch zu vielen Hoffnungen. Wir leben deshalb alle in großer Spannung, denn die linke Seite wird sich sehr dagegen sträuben, weil sie von keinem Fürsten etwas wissen will, aber sie wird doch wohl nachgeben müssen, denn Gagern hat die etwa auf ihn gerichteten Absichten ganz entschieden von sich gewiesen, und einen anderen Verweser aus dem Privatstande gibt es nicht. Wird diese Wahl getroffen: so fürchte ich auch nicht die Störung des Friedens mit Rußland und fürs erste ebensowenig die Wühlereien der Demokraten. Gott gebe seinen Segen!

---

[1] Rudolf v. Auerswald, der mittelste der drei Brüder, bisher Oberpräsident von Preußen.

[2] Schreckenstein übernahm als Nachfolger von Graf Kanitz das Kriegsministerium.

[3] Bisher Präsident der Nationalversammlung; vgl. oben S. 2.

Digitized by Google

... Lebt wohl, geliebte Kinder! Gottes Segen walte auch ferner über Euch und Euren lieben Kindern! Wäre meine Kraft, dem Maß meiner Liebe und meiner Teilnahme an Euch, nur einigermaßen gleich, so würde ich sehr glücklich sein. Gedenket usw."

13. An Hegel. Frankfurt a. M., 12. Juli 1848.

„Heute haben wir unseren Reichsverweser in der Nationalversammlung feierlich empfangen; die Feier bestand zwar nur in einer ganz einfachen Begrüßung seitens des Präsidenten, welcher die Verlesung des Gesetzes wegen Errichtung einer provisorischen Zentralgewalt und sodann das Ersuchen des Präsidenten an den Reichsverweser folgte, hier in der Versammlung die Annahme des ihm übertragenen Amtes auf Grund des Gesetzes erklären zu wollen, sodann in der ebenso einfachen, aber sehr fest und würdig gesprochenen Erwiderung des Erzherzogs, das Amt annehmen, das Gesetz streng beobachten und auf dessen Befolgung halten zu wollen, wobei er aber auf ausdrückliches Verlangen des Präsidenten (in dem Empfangsgruß) die Versicherung gab, sich der Verwaltung dieses Amtes mit ungeteilter Kraft widmen und daher auch die ihm von dem Kaiser übertragene Stellvertretung in Wien, gleich nach Eröffnung der Ständeversammlung, welcher er noch beiwohnen müsse, niederlegen zu wollen. Ein ungeheures Lebehoch und Bravo folgte dieser Zusicherung. Damit war die ernste und ergreifende Feier geschlossen und der Reichsverweser, von sämtlichen Mitgliedern der Nationalversammlung gefolgt, ging in einem Zuge unter Glockengeläute und einer imposanten Aufstellung der ganzen Truppenmacht Frankfurts wieder nach seiner Wohnung. Das Äußere des Erzherzogs, der, beiläufig gesagt, nur in einem schwarzen Frack ohne alle Auszeichnung gekleidet war, ist nicht bedeutend und er scheint sogar älter, als er in der Tat ist, aber sein ehrliches, offenes Auge und eine gewisse einfache Würde in seiner ganzen Haltung gewinnen ihm bald Zuneigung und Vertrauen. Möge er nur Kraft genug haben, das letztere zu bewähren und dies zunächst in einer gescheuten Wahl seines Ministeriums rechtfertigen. Man hat ihm sehr Camphausen zum Präsidenten des Ministeriums empfohlen sowie Schreckenstein als Kriegsminister; der erstere, fürchte ich, wird nicht genug Energie und praktisches Talent entwickeln, und den letzteren wird man in Berlin nicht gut entbehren können. Sonst wäre ich mit dieser Wahl um so mehr zufrieden, weil die beiden wichtigsten Ämter dann doch von Preußen bekleidet würden. Die übrigen Minister sollen sein: v. Schmerling (Inneres),[1]) Mathy[2]) (Justiz),

[1]) Schmerling übernahm zunächst das Innere und Äußere; im August gab er letzteres an Heckscher ab. Den Vorsitz erhielt der Fürst von Leiningen.

[2]) Der Badener Karl Mathy war, da er in seiner Heimat keinen Wahlkreis fand, für den 4. württembergischen Kreis in die Nationalversammlung gewählt worden, wo er sich dem Kasino anschloß; vgl. Gust. Freytag, Karl Mathy, S. 290. Mathy wurde Unterstaatssekretär im Reichsfinanzministerium.

Digitized by Google

v. Roenne[1]) oder Duckwitz[2]) (Handel usw.). — In einer Schilderung der Reise der Deputation (welche den Erzherzog von Wien geholt hatte), die uns heute Heckscher[3]) in einer sehr breiten Manier vortrug, wurde der Aufenthalt in Breslau auf eine für Preußen eben nicht schmeichelhafte Weise erwähnt, indem bei einem Gastmahl der Graf Brandenburg[4]), taktlos genug, nur der Verbrüderung Österreichs und Preußens, auch zum Schutz gegen äußere Feinde gedacht, die weitere Vereinigung mit Deutschland aber ganz unberührt gelassen hatte, so daß die letztere wieder erst von dem Erzherzog hervorgehoben ist. Es fiel überhaupt dabei auf eine uns Preußen empfindlich berührende Weise auf, daß man nicht daran gedacht hatte, den Erzherzog in Breslau durch einen Prinzen (wozu sich der Prinz von Preußen wohl am besten geeignet hätte) begrüßen zu lassen, während der König von Sachsen ihm bis Bautzen entgegengegangen und ihn bis Leipzig begleitet, und während in gleicher Weise die Großherzoge von Weimar und Gotha sich ihm aufmerksam erwiesen hatten. Solche Taktlosigkeiten und Unterlassungen werden hier sehr empfunden und tun dem Vertrauen zu Preußen, welches durch den mit Dänemark einseitig abgeschlossenen Waffenstillstand schon wieder einen erheblichen Stoß erlitten hat,[5]) vielen Eintrag! Doch was läßt sich nicht alles gegen unser Gouvernement sagen! leider, leider.

Sonnabend wollen wir nach Heidelberg... Lebt wohl... Teilen Sie doch Brünneck den Inhalt des Briefes mit; ich schreibe sehr bald an ihn..."

14. An Hegel. Frankfurt a. M., 23. Juli 1848.

Flottwell will jetzt nur den Teil von Hegels Brief beantworten, „welcher sich auf die Zustimmung der Nationalversammlung zu dem Waffenstillstand

[1]) Ludwig v. Roenne, der preußische Gesandte bei den nordamerikanischen Freistaaten, gehörte der Nationalversammlung ohne Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei an.

[2]) Der Bremer Senator Arnold Duckwitz war ebensowenig wie Peucker Mitglied der Nationalversammlung. Er erhielt das Handelsministerium.

[3]) Joh. Gust. Heckscher, Advokat aus Hamburg, Mitglied des Kasinos, übernahm zunächst im Reichsministerium die Justiz. — Der Erzherzog war durch eine Deputation von sieben Mitgliedern, der außer Heckscher auch Saucken angehörte, in Wien abgeholt worden; vgl. Sauckens Briefe, Deutsche Rundschau 1904/05, Bd. IV, S. 113 ff.

[4]) Graf Brandenburg war bis zum 5. Mai Kommandeur des VI. Armeekorps gewesen. Heckschers Bericht bei Wigard, Bd. II, S. 859 ff.

[5]) Die Nationalversammlung hatte die schleswig-holsteinische Frage am 9. Juni zum erstenmal beraten. Sie verfolgte die unter englischer Vermittlung stattfindenden Verhandlungen mit großem Interesse. Das fälschlicherweise aufgetauchte Gerücht vom Abschluß eines Waffenstillstandes führte am 15. Juli zu der Interpellation des Abgeordneten Francke aus Schleswig, auf die Schmerling am 24. die Erklärung abgab, daß nach einer Depesche Wrangels nur eine militärische Waffenruhe vereinbart sei und er keinen Waffenstillstand eingehen werde, der die Ehre Deutschlands verletze und von der Zentralgewalt nicht genehmigt werden könne; vgl. Wigard a. a. O., S. 1123, und Rud. Haym, Die deutsche Nationalversammlung bis zu den Septemberereignissen, Frankfurt a. M. 1848, S. 110 ff.

Digitized by Google

mit Dänemark bezieht. Noch ist die offizielle Mitteilung hier (wenigstens bei der Nationalversammlung) nicht eingegangen; ich besorge aber, daß sie, wenn die Bedingungen desselben nicht bloß militärischer, sondern auch politischer Natur sind und zugleich Präliminarien des künftigen Friedensschlusses enthalten, hier keine günstige Aufnahme finden werden; die schleswigsche Angelegenheit ist gewissermaßen der verwundbarste und empfindlichste Punkt an der Nationalversammlung. Es würde daher ein großes Gewicht in die Wage legen, wenn die Ostseestädte über die Fortdauer des Krieges ein recht lautes Geschrei erheben und die Vernichtung ihres Handels auf das dringendste geltend machen wollten. Ich habe jeden Tag auf solche Reklamationen gewartet; es sollen auch Deputierte aus Danzig und Stettin zu diesem Zweck sich hier befinden, aber noch haben sie nichts von sich hören lassen. Ich werde mich aber nach ihnen erkundigen und sie zum Lärmmachen anregen; tun Sie dies auch von Ihrer Seite auf das schleunigste; denn nur auf diesem Wege wird es möglich sein, das politische Interesse der Versammlung zu erwecken, welches ganz unbegreiflicherweise in dieser Angelegenheit schon seit der Tätigkeit des Vorparlaments sich ganz einseitig der Vereinigung Schleswigs mit dem Deutschen Bunde zugewendet hat, ungeachtet die Einwohner dieses Landes eigentlich gar nichts dafür getan haben und sich auch, wie glaubwürdige Leute versichern, wenigstens nicht in der Mehrzahl, für den Anschluß an Deutschland interessieren.

Teilen Sie mir doch den Eindruck mit, den der Reichsverweser dort gemacht hat, wie man ihn seitens des Königs und des Ministeriums aufgenommen und wie er sich dort geäußert hat. Auch über den Reichsminister Heckscher wünsche ich sehr Einiges zu hören; ich kenne ihn als einen sehr gescheuten, aber auch sehr eiteln Mann ..."

15. An Hegel. Frankfurt a. M., 5. August 1848.

„Ich freue mich herzlich, aus Ihrem Briefe ... zu entnehmen, daß Sie sich in Ihre Stellung, Beschäftigung und besonders in Ihr Verhältnis zu Auerswald immer mehr hineinleben ... Die Berliner Stimmung hat gewiß ihr Gutes, denn das preußische Nationalgefühl ist durch die eingetretenen Tatsachen und besonders durch die (übrigens sehr unüberlegte und viel zu leidenschaftlich abgefaßte) Schrift von Griesheim[1]) zu einem Bewußtsein gelangt, das uns lange gefehlt hat; möge es nun aber auch keinen Rückschlag geben oder zu einem Extrem ausarten, dessen Folgen leicht übler werden könnten als alles,

[1]) Karl Gust. v. Griesheim, Oberstleutnant und seit dem 3. Mai Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements. Es handelt sich um die anonyme Schrift: Die deutsche Zentralgewalt und die preußische Armee, Berlin 1848. Geschrieben am 23. Juli. Nach den Memoiren Brandts (Aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Brandt, Bd. III, Berlin 1882, S. 199) wurde die Broschüre Griesheim fälschlich zugeschrieben, doch um nicht den höhergestellten Verfasser zu kompromittieren, durfte er diesen Irrtum nicht berichtigen. Vgl. auch Beseler, Erlebtes und Erstrebtes, Berlin 1884, S. 73.

Digitized by Google

was vorangegangen ist. Hier hat die demokratische Partei diese Mißstimmung in Preußen zu ihrem Vorteil schon gehörig ausgebeutet und sie in öffentlichen Versammlungen schon als ein sehr willkommenes Ereignis bezeichnet, welches man benutzen könne und müsse, um den alten Haß gegen Preußen, unter dem Vorwande, daß es dem Separatismus und reaktionären Tendenzen immer noch ergeben sei, wieder anzufachen und daran wieder die revolutionären Bestrebungen anzuknüpfen, welche nur geruhet, aber unter der Asche immer fortgeglimmt haben. Ich und viele meiner Landsleute haben uns daher verpflichtet gehalten, an unsere Wähler Worte der Beruhigung und der Mahnung zum Festhalten an Deutschland zu richten, ich habe ein solches Sendschreiben in vielen Exemplaren nach Quedlinburg gerichtet und teile Ihnen ... auch einige Exemplare zur eigenen Kenntnisnahme und weiterem Gebrauch mit. Ich hoffe und wünsche, daß es nicht ohne Erfolg sein werde. Den Minister Camphausen habe ich noch nicht sprechen können, aber mit Fischer[1]) habe ich über diesen Gegenstand schon viel verhandelt und ich darf jetzt hoffen, daß er ebenfalls die Notwendigkeit anerkennen werde, dem in Preußen erwachten Nationalgefühl eine weniger absondernde Richtung zu geben und es nicht zu einer Störung der Vereinigung Preußens mit Deutschland kommen zu lassen.

Vorgestern hat die Nationalversammlung die von der demokratischen Partei mit großem Drange zur Sprache gebrachte Frage wegen Abschaffung des Adels mit großer Majorität durchfallen lassen[2]) und dadurch hoffentlich auch der Berliner Versammlung ein Motiv zu einer gleichen Beurteilung dieses Gegenstandes gegeben; denn man wird doch in Preußen nicht den Adel aufheben wollen, dessen Fortbestehen die deutsche Nationalversammlung — allerdings unter Aufhebung aller Standesvorrechte — als notwendig anerkannt hat. Dieser Beschluß und die Entscheidung über die Polenfrage hat der demokratischen Partei zugleich den Mut gebrochen, der nur durch die preußische Aufregung sich wieder zu heben beginnt.

Wenn Sie Brünneck sehen, so geben Sie ihm auch ein Exemplar des Sendschreibens und suchen Sie auf ihn zu wirken, daß er nicht zu einseitig werde ..."[3])

16. An Hegel. Köln, morgens den 13. August 1848.

„Ich habe gestern meine Reise gleich bis hierher ausgedehnt ..., weil Eichmann[4]) im Begriff war, mit demselben Dampfboot, welches mich nach

[1]) Friedrich Fischer, Major im Generalstab, früher Chef beim VII. Armeekorps, im Sommer 1848 zum Militärbevollmächtigten bei der deutschen Zentralgewalt ernannt; vgl. Brandt a. a. O., S. 109. Beseler a. a. O., S. 74, spricht von ihm als „einflußreichem" Oberstleutnant. — Camphausen war als Bevollmächtiger Preußens bei der Zentralgewalt nach Frankfurt gekommen; vgl. Brief Nr. 19.

[2]) Mit 282 gegen 167 Stimmen.

[3]) Er meint: nicht zu sehr zum Liberalismus neige.

[4]) Franz Aug. v. Eichmann, Oberpräsident der Rheinprovinz, später Minister des Innern.

Digitized by Google

Koblenz brachte, hierher zu gehen und ich diesen sehr günstigen Moment zu einem längeren Beisammensein mit ihm zu benutzen, nicht zögern wollte. Mit ihm schiffte sich auch der Bischof Mueller[1]) (mit noch zwei anderen Bischöfen, dem von Trier[2]) und dem von Speyer[3]) ein, und diese glückliche Vereinigung der Umstände habe ich dann auch benutzt, um unseren Bischof um eine vertrauliche Unterredung hier in Köln zu ersuchen, die er mir auch mit sehr freundlichen Worten zusagte. Ich suchte auch eine Annäherung zu den beiden anderen Bischöfen, die mir ebenfalls glückte; den Bischof Arnoldi von Trier hatte ich schon auf meiner Reise vor drei Jahren kennen gelernt und dem Bischof von Speyer, einem sehr gescheuten, geistreichen Manne, ließ ich mich vorstellen. Er brachte auch gleich das Gespräch auf jenen berüchtigten Antrag und äußerte mir, daß er in ganz Deutschland, eben weil ich daran teilgenommen, einen verletzenden Eindruck gemacht habe, den der Widerruf und die Überzeugung, daß hier allerdings nur die in solchen Versammlungen nicht selten eintretende Übereilung bei der Mitunterzeichnung solcher kursierenden Anträge vorgewaltet haben könne, indessen wohl ausgeglichen haben werde. Ihr könnt wohl denken, daß ich diese Ansicht gern auffaßte und ihn darin befestigte. Ich erhielt dadurch zugleich Gelegenheit, mit ihm ein paar ausführliche und interessante Unterredungen anzuknüpfen, in die er mit lebhafter Teilnahme und vieler Freundlichkeit einging, so daß ich wohl anzunehmen berechtigt bin, in ihm eine wohlwollende Gesinnung, die sich dann wohl auch auf die anderen Geistlichen übertragen dürfte, erweckt zu haben. Eichmann billigte ganz meine Herüberkunft und hielt es nach näherer Erwägung für ratsam, daß ich bei dem Eintreffen des Königs auf dem Bahnhofe mich nicht gleich präsentiere, sondern erst mit den Ministern, welche ihn begleiten, und mit General Neumann[4]) darüber Rücksprache nehmen sollte, die er einzuleiten versprach; indessen wird sich dies wohl noch erst nach meiner Unterhaltung mit dem Bischof Mueller, welche ich heute vormittag noch zu erlangen hoffe, bestimmen lassen, indem [ich] wenn ich dessen Bereitwilligkeit gewiß sein kann, mich namens der Geistlichkeit in Westfalen vertreten zu wollen, auch beim Könige mit Unbefangenheit auftreten kann. — ... Der König wird aber ... leider erst morgen hier eintreffen und den Erzherzog also nicht empfangen, was sehr zu beklagen ist, dagegen hat er den General v. Rauch[5]) vorausgesendet, der den Erzherzog schon in Koblenz

[1]) Über Dr. Mueller vgl. Wichmann a. a. O., S. 9. Mueller hatte dem Vorparlament angehört und war anfangs auch Mitglied der Nationalversammlung.

[2]) Wilhelm Arnoldi, 1798—1854, der bekannte Aussteller des heiligen Rockes 1844 und scharfer Gegner der Regierung in der Mischehenfrage.

[3]) Dr. Weiß.'

[4]) August Wilh. v. Neumann, 1786—1865, von 1841 bis 8. Juli 1848 Chef der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium; vgl. Meinecke, Leben des Generalfeldmarschalls Herm. v. Boyen, II, Stuttgart 1899, S. 486 f.

[5]) Friedr. Wilh. v. Rauch, 1789—1850, seit 1843 Generaladjutant des Königs, im Mai 1848 Generalleutnant; vgl. über den Empfang durch Rauch: Wichmann a. a. O., S. 212.

Digitized by Google

namens des Königs begrüßen und ihn einladen soll, seine Wohnung in Bruehl zu nehmen; ob er diese Einladung annehmen oder die ebenfalls an ihn ergangene Einladung des Präsidenten v. Wittgenstein,[1]) bei ihm zu wohnen, vorziehen wird, steht nun dahin; ich fürchte, er wird das letztere wählen und das wäre für das Verhältnis Preußens zu ihm und zur Nationalversammlung sehr übel."

Es folgt die Nachricht, daß die Unterredung mit dem Bischof erst am nächsten Morgen stattfinden könne ...

17. An Hegel. Frankfurt a. M., 17. August 1848.

„Gestern abend bin ich von Köln zurückgekehrt, wohin ich mich auf den Rat von Camphausen begeben hatte, um mich dort dem Könige vorzustellen und den Minister v. Auerswald über die Angelegenheit zu sprechen, welche auch Ihre Teilnahme ... so lebhaft angeregt hat. Zuvor hatte ich von unserem Münsterschen Bischof Mueller die feste Versicherung — deren Betätigung ich mir von dem wirklich freundschaftlichen Wohlwollen erwarten zu dürfen glaube, welches er mir immer erwiesen und selbst nach der eingetretenen Differenz nicht aufgegeben hat — erhalten, daß er dem Könige und den Ministern ausdrücklich erklären wolle, daß weder er noch die ganze Geistlichkeit seiner Diözese irgendeine Veranlassung gehabt habe, sich über mich zu beklagen und daß er daher keineswegs den Wunsch meiner Entfernung aus Münster teile. Der König war nach alter Weise sehr freundlich, ich hatte aber bei der großen Eile, mit welcher dort alles vor sich ging, und dem Zudrange so vieler Leute, die sich um den König versammelten, keine Gelegenheit, ihn allein zu sprechen, indessen sagte mir doch der General Graf Groeben,[2]) der den König von Minden bis Köln begleitet hatte, daß der letztere sich über mich sehr milde geäußert und die Sache so aufgenommen habe, wie sie denn auch unbefangenerweise nicht anders aufgefaßt werden kann. Auerswald habe ich freilich auch nicht ausführlich sprechen können, aber doch von ihm die wohlwollendsten Zusicherungen erhalten; ebenso von Kühlwetter.[3]) Beide äußerten nur den Wunsch, daß in Münster nicht Deputationen von Behörden und Korporationen, denen man doch am Ende Rede stehen müsse, mit dem Antrage auf meine Versetzung hervortreten möchten. Dies wird hoffentlich, und wie ich von dort aus erfahren habe, auch wohl nicht der Fall gewesen sein; ich habe indessen gegen die Minister doch die Ansicht geltend gemacht, daß ein solcher Terrorismus seitens einer konfessionellen Partei in einer Provinz, gegen einen Abgeordneten in der Nationalversammlung in Beziehung auf seine konfessionellen Ansichten

[1]) Über die Einladung Wittgensteins und ihre Annahme vgl. Wichmann a. a. O., S. 214 f.

[2]) Karl Graf v. Groeben, 1788—1876, seit 1843 Generaladjutant des Königs, seit März 1848 interimistisch kommandierender General des VII. Armeekorps.

[3]) Friedr. Christian v. Kühlwetter, 1809—1882, Mitglied des Ministeriums Auerswald-Hansemann.

Digitized by Google

und Meinungen, doch unmöglich von der Regierung in Schutz genommen werden könne, wenn die jedem Abgeordneten zugesicherte und ihm auch unbedenklich zustehende Freiheit in der Äußerung seiner Meinungen nicht gänzlich vernichtet werden solle, und dies hat man auch anerkannt. Ich muß nun vor allen Dingen abwarten, welchen Eindruck die Anwesenheit des Königs und der Minister in Münster in dieser Beziehung auf die letzteren gemacht hat, und bitte Sie, mir nach der Rückkehr v. Auerswalds gleich davon Kenntnis zu geben.

Ich gestehe Ihnen zugleich, daß nach dieser Erfahrung meine Neigung für die Fortdauer meiner Wirksamkeit in Münster auch sehr geschwächt ist und daß ich daher eine Versetzung in eine andere Provinz ohne alle Widerrede gern annehmen, daß ich aber gegen meine Entlassung aus dem Staatsdienst, und wenn sie auch nur einstweilen stattfinden sollte, mich kräftig wehren werde. Wäre es möglich, mich nach Sachsen oder auch Preußen zu bringen, so würde ich es mit Dank annehmen. Fürs erste dürfte es aber wohl genügen, den Herren in Münster zu eröffnen, daß man sie zu einem solchen Antrage nicht für berechtigt halte, daß man dabei auch auf die ganze Amtsführung des Beamten Rücksicht nehmen müsse und daß es daher am geratensten sei, erst abzuwarten, ob sich bis zu meinem Abgange von hier die Aufregung nicht besänftigen werde und daß man daher die Verlängerung meines hiesigen Aufenthalts vorläufig bis zum 1. November gestatten wolle. Sollte man gegen die längere Dauer meiner Stellvertretung durch Herrn v. B.[1]) Bedenken tragen: so könnte man ja allenfalls den Präsidenten v. Borries aus Minden damit beauftragen oder den Vizepräsidenten v. Metternich aus Potsdam hinsenden, der als Katholik dort weniger mißliebig sein wird, als Herr v. Bodelschwingh oder Borries. Ich würde es nur überhaupt hart und ungerecht finden, wenn man auf das einseitige Verlangen der katholischen Volkspartei und gewiß nicht einmal der ganzen, sondern nur der Münsterschen, mich wegen eines unbewachten Augenblicks, in welchem ich die Petition mit unterzeichnete, ohne an meine amtliche Stellung zu denken, gleich einem pflichtwidrigen und ehrvergessenen Beamten behandeln wollte. Dies hieße denn doch das Ansehen der Regierung offenbar einer Partei und deren ungestümen Verlangen preisgeben. —

Ich darf Ihnen nicht erst empfehlen, auch in den dortigen Kreisen mich gegen solche ungerechte Angriffe in Schutz zu nehmen; Sie werden darin Ihre Treue und Anhänglichkeit mir besser bewahren als Herr v. Brünneck, der, nach seinem Briefe, sich wohl gehütet hat, meinen Namen bei einem Gastmahl nur zu nennen, zu welchem er seitens der westfälischen Abgeordneten in Berlin geladen worden ist! Das soll Freundschaft heißen!! — Gott mit Ihnen! Flottwell."

---

[1]) Regierungspräsident Karl v. Bodelschwingh in Münster, 1800—1873, Bruder des Ministers Ernst v. Bodelschwingh.

Digitized by Google

18. Flottwell an Brünneck. Frankfurt a. M., 19. August 1848.

„Die Diskussion eines, von den Mitgliedern der ultrademokratischen Partei auf das eifrigste unterstützten Antrags auf Gewährung einer Amnestie oder eigentlich Abolition für die von der badischen Regierung verhafteten und zur gerichtlichen Untersuchung gezogenen Teilnehmer an dem Heckerschen Landesverrat, gab am 7. d. M. zu einer alle preußischen Abgeordneten tief verletzenden Szene Veranlassung. Ein Redner jener Partei (Brentano aus Baden)[1]) erlaubte sich in seinem von beleidigenden Angriffen gegen die Regierung seines Landes und von gehässigen Anfeindungen jeder Art strotzenden Vortrage, auch die Äußerung: „Man könne unmöglich diesen Angeklagten die Amnestie versagen, wenn man einen Prinzen von Preußen —" hier wurde der Redner von dem mit einem Schlage hervorbrechenden Vaterlandsgefühl aller preußischen Abgeordneten — nur mit Ausschluß der zur äußersten Linken sich zählenden — welches durch diese empörende Vergleichung auf das tiefste verletzt war, und durch den allgemein ertönenden Ruf: „zur Ordnung!" unterbrochen. Der an diesem Tage statt des H. v. Gagern fungierende Vizepräsident v. Soiron beging die unbegreifliche Taktlosigkeit, den Redner zur Wiederholung seiner Worte, welche er nicht verstanden zu haben vorgab, aufzufordern. Diese Aufforderung gab das Signal zu einem solchen Ausbruch der heftigsten Demonstration gegen den Redner, der mit einem höhnischen Lächeln dem Verlangen des Präsidenten nachzugeben begann, und dabei von dem wildesten Beifallsruf der Galerie und der äußersten Linken unterstützt wurde, daß alle Bemühungen des letzteren, die Ruhe wiederherzustellen, vergeblich waren und die Sitzung geschlossen werden mußte. Unter den im höchsten Grade aufgeregten Preußen (welchen sich aber auch viele Mitglieder anderer deutscher Volksstämme, namentlich Österreicher, anschlossen) ward sogleich eine Zusammenkunft in einem nahe gelegenen Versammlungslokal beschlossen, welche jedoch in richtiger Würdigung der hohen Gemütsbewegung, von welcher alle Anwesenden ergriffen waren, nur die Verabredung einer zweiten Zusammenkunft an dem Nachmittag desselben Tages zur Folge hatte. Diese war mindestens von dreihundert Abgeordneten aller deutschen Volksstämme besucht, und schon nach einigen einleitenden Vorträgen war es nicht mehr zweifelhaft, daß man sich in einem von Vincke proponierten Vorschlag vereinigen werde, die Nationalversammlung durch einen von allen Anwesenden zu unterzeichnenden Antrag zu dem Beschluß zu bestimmen, daß dem Abgeordneten Brentano die entschiedenste Mißbilligung auszudrücken und ihm das Wort zur Fortsetzung seines Vortrags zu entziehen sei. Eine Anrede des ebenfalls anwesenden Präsidenten v. Gagern, welche darauf hinwies, daß die Geschäftsordnung eine solche Form der Zurechtweisung nicht kenne und dieselbe daher

[1]) Lorenz B., Hofgerichtsadvokat aus Bruchsal, Mitglied des Donnersbergs. Vgl. über den Vorfall Wigard, II., S. 1438 und über die Sitzung vom 8. August S. 1441 ff.

Digitized by Google

eine neue Diskussion über den nämlichen Gegenstand hervorrufen werde, und daß es daher zweckmäßiger scheine, den Präsidenten durch einen von vielen Teilnehmern unterzeichneten Antrag zu einem motivierten Ordnungsruf gegen den Abgeordneten Brentano aufzufordern, brachte jedoch eine Spaltung in der Meinung der Versammelten hervor, so daß zuletzt nur etwa 170 derselben, zu welchen auch ich gehörte, bei dem Vinckeschen Antrag stehenblieben und ihn unterzeichneten, während die übrigen den Saal verließen und in einer anderen Versammlung den Beschluß faßten, dem Vorschlag des Präsidenten v. Gagern zu folgen.

Am folgenden Tage wurden demnach von dem abermals fungierenden Vizepräsidenten v. Soiron beide Anträge, welche sich aber in dem Ausdruck der entschiedensten Mißbilligung über die als unpatriotisch und einen großen deutschen Volksstamm und mithin auch die Würde der Nationalversammlung beleidigend, bezeichnete Äußerung des Brentano vereinigten, von der Tribüne laut verlesen und dem letzteren, ungeachtet eines wahrhaft skandalösen und tumultuarischen Widerspruchs seitens der Linken, von dem Präsidenten der durch jene Bezeichnung motivierte Ordnungsruf erteilt und die Versammlung zum Ausdruck ihrer Zustimmung aufgefordert, welche dieselbe auch durch das Erheben von mindestens drei Viertel der Anwesenden zu erkennen gab.

Der von Vincke eingegebene Antrag ist dadurch zwar ebenfalls beseitigt, der Zweck aber auch wohl ohne Zweifel vollständig erreicht worden. Einen Beweis von dem Eindruck, den der solchergestalt motivierte und von der Versammlung feierlich gebilligte Ordnungsruf hervorbrachte, lieferte die an Wut grenzende Äußerung der Unzufriedenheit der linken Seite und der Galerie, welche deshalb auch zum ersten Male während der ganzen Existenz der Nationalversammlung vollständig geräumt wurde, so daß die Beratung erst nach der Entfernung des ganzen Publikums fortgesetzt wurde. Jedenfalls aber hat das preußische Volk durch dieses Ereignis die erhebende Überzeugung eines starken und einhelligen Mitgefühls aller deutschen Volksstämme und einer Einheit in der deutschen Gesinnung erlangt, wie sie bis jetzt noch nicht hervorgetreten ist und den preußischen Patrioten um so wohltuender sein muß, als sie gerade durch diesen Anlaß hervorgerufen ist. Die Erhaltung und Befestigung solcher Gesinnung muß daher zur Ehre Preußens uns allen am Herzen liegen."[1]) (Fortsetzung folgt)

[1]) F. übergeht den Gegenantrag der Linken, der, von 63 Unterschriften gestützt, in der Unterbrechung Brentanos, dem Sturm auf die Tribüne, Beleidigung eines Abgeordneten und mehreren Pistolenforderungen einen schweren Bruch des Friedens und der Hausordnung sah und dem Präsidenten das Vertrauen aussprach, daß er diesem Verfahren gegenüber die Ordnung handhaben werde.

Digitized by Google

Die Seele des Menschen und die Willensfreiheit

Von

Prof. Dr. J. Rehmke (Greifswald)

Reden wir von Willensfreiheit, so meinen wir Freiheit des menschlichen Willens, und wann immer die Frage, ob der menschliche Wille frei sei oder nicht, aufgeworfen wurde, war sie eine Angelegenheit der Psychologie. Nicht also handelt es sich darum zu untersuchen, ob der menschliche Wille nicht gehemmt (frei) sei, denn darüber konnte niemals ein Zweifel sein, daß, wenn überhaupt vom menschlichen Willen als wirkendem mit Recht zu reden ist, dieser sowohl Ungehemmtsein als auch Gehemmtsein erfährt, er also das eine Mal das Gewollte wirken (verwirklichen) kann, das andere Mal dagegen nicht. Diese ursächliche Beziehung des menschlichen Willens, in der er als Wirkendes sich zeigt, kommt demnach bei der bekannten Streitfrage, ob der menschliche Wille frei sei oder nicht, gar nicht in Betracht, sondern es handelt sich hier um eine rein psychologische Frage und das heißt, um die menschliche Seele und Veränderungen derselben. Freilich, daß es überhaupt eine psychologische Frage sei, die in der Frage nach der Willensfreiheit zu Wort kommt, wird nur anerkennen, dem das Wort „Wille" erst im Leben eines Bewußtseinswesens, insbesondere der menschlichen Seele einen Sinn haben kann.

Wer, wie Schopenhauer, von „Wille" redet, ohne dabei eine Seele, ein Bewußtsein als das Wollende zu haben, oder wer von „unbewußtem Willen" redet und dann mit dem Worte „Wille" etwa soviel wie „Kraft" im Sinne von „Wirkendes" meint, dem wird es nicht gelingen, mit dem hergebrachten Sinn von „Wille", dem „bewußter Wille" nur ein überschüssiges Wort ist, sich zu verständigen und angesichts eines gehemmten, d. h. nicht wirkenden Willens (= Kraft d. i. Wirkendes) über den Widerspruch „nichtwirkendes Wirkendes" hinwegzukommen. Wir können aber in der Tat von dieser Schopenhauerschen Verwendung des Wortes „Wille" absehen und daran festhalten, daß, wenn von menschlichem Willen gesprochen wird, eben die menschliche Seele als wollende zur Sprache kommen muß.

Eine Untersuchung über Willensfreiheit würde mithin in der Luft schweben, wenn man nicht vorher Klarheit darüber gewonnen hat, was menschlicher Wille und vorerst noch was menschliche Seele ist.

Von jeher hat man am Menschen Leibliches und Seelisches, Leib und Seele unterschieden, von jeher hielt man dafür, daß der Mensch ein leiblich-seelisches Einzelwesen sei, mochten nun die einen dieses angebliche Einzelwesen als zusammengesetztes, aus den Einzelwesen Leib und Seele bestehendes, die anderen als einfaches, aus Leiblichem und Seelischem bestehendes Einzelwesen begreifen. Die letzte Auffassung nennt man die monistische, die erste die

Digitized by Google

dualistische Auffassung vom Menschen. Die monistische krankt an zwei Widersprüchen, indem sie erstens das anerkannt schlechthin wesensverschiedene Leibliche und Seelische dem Menschen als einfachem angeblichem Einzelwesen zuschreibt, also einfaches Wesen zwiefachen Wesens sein läßt, und zweitens den Menschen, der doch zweifellos sterblich, also vergänglich ist, als angeblich einfaches Einzelwesen für unvergänglich ausgeben muß.[1])

Dieser mit solchen Widersprüchen belastete Monismus kann demnach wissenschaftlich nicht mehr in Betracht kommen, und somit bleibt der Dualismus, nach dem der Mensch aus den zwei Einzelwesen, Leib und Seele, besteht, allein auf dem Plan. Ebensowenig aber, wie einfaches Einzelwesen zweierlei Wesens sein kann, ist es möglich, daß zwei Einzelwesen, die, wie der menschliche Leib und die menschliche Seele, schlechthin verschiedenen Wesens sind, die Teilwesen eines Einzelwesens seien. Darum ist auch die Wirkenseinheit von Leib und Seele, die wir einen Menschen nennen, nicht selber auch ein Einzelwesen, während doch die aus Dingen, also wesensgleichen Einzelwesen bestehende stetige Wirkenseinheit selber auch ein besonderes Ding, also Einzelwesen ist.

Nun hat nur das Einzelwesen allein Bestimmtheiten aufzuweisen, so das Ding (Leib), Größe, Gestalt, Ort, so das Bewußtsein (Seele), Wahrnehmen, Vorstellen, Fühlen. Wenn daher zu allen Zeiten und in allen Ländern auch der Wirkenseinheit von Leib und Seele, z. B. dem Menschen, solches als eigene Bestimmtheiten beigelegt worden ist, wenn bis auf den heutigen Tag darum anstandslos davon geredet wird, daß der Mensch Größe und Gestalt habe, daß der Mensch wahrnehme und fühle, so beruht dies immer auf der irrigen Meinung, die Wirkenseinheit von Leib und Seele sei auch, wie die beiden Glieder selbst, ein Einzelwesen. Indes nicht der Mensch hat Gestalt und einen Ort aufzuweisen, sondern das zu dieser Wirkenseinheit gehörige Einzelwesen „der Leib", und nicht der Mensch nimmt wahr und fühlt, sondern das zu dieser Wirkenseinheit gehörige Einzelwesen „die Seele". Und doch sprechen wir mit Recht von dem „Leibe des Menschen" und von der „Seele des Menschen", freilich nicht, als ob der Leib und die Seele uns Teilwesen eines angeblichen (zusammengesetzten) Einzelwesens „Mensch" wären, sondern in dem Sinne, daß jene beiden in stetigem Wirkenszusammenhang stehenden besonderen Einzelwesen die Wirkenseinheit „dieser Mensch" bilden, mithin ein jedes von ihnen zu der Einheit „dieser Mensch" gehören, also mit vollem Recht von „Leib und Seele des Menschen" oder, was uns dasselbe sagt, von dem menschlichen Leibe und der menschlichen Seele zu reden ist.

Etwas anders schon steht es, wenn vom „menschlichen Willen" die Rede geht. Selbstverständlich ist zunächst, daß in die Irre geht, wer vom menschlichen Willen spricht, als ob der Mensch wolle; nicht die Wirkenseinheit „Mensch", so lehren die Tatsachen, will, sondern die zu dieser Einheit gehörige Seele will,

[1]) Rehmke, „Philosophie als Grundwissenschaft", S. 408, „Die Seele des Menschen", 5. Aufl., S. 38, und „Willensfreiheit", S. 2 ff.

Digitized by Google

also der Wille gehört zur Seele, nicht zum Menschen, denn nur ein Bewußtsein, also ein Einzelwesen will, nicht aber kann eine Wirkenseinheit, und wenn auch zu dieser ein wollendes Bewußtsein (Seele) gehört, wollen. Ebenso, wie es den Tatsachen zuwiderläuft zu sagen, der Mensch geht oder schläft, da nur der Leib des Menschen geht oder schläft, ist es verkehrt zu sagen, der Mensch will, denn nur die Seele des Menschen will.

So werden wir denn folgerichtig nicht vom „menschlichen Willen", sondern vom „Willen der menschlichen Seele" sprechen, indes auch dieses Wort bedarf noch der Richtigstellung, denn wir sind sicherlich geneigt, es so zu deuten, daß, was wir „Wille" oder „Wollen" nennen, etwas zur Seele Gehöriges sei neben anderen Bestimmtheiten, wie Vorstellen und Fühlen; betrachten wir aber, was wir den Willen im menschlichen Seelenleben nennen, genauer, so zeigt sich, daß er sich neben die uns geläufigen Bestimmtheiten der Seele als eine besondere Bestimmtheit nicht einordnen läßt, daß vielmehr jedes besondere Wollen ein besonderes Vorstellen und ein besonderes Fühlen in sich schließt, das will heißen, zu jedem Wollen gehört ein Vorstellen und ein Fühlen. Diese Tatsache wird in der Regel gar nicht beachtet, was denn gar phantastische Meinungen von „Willen" mitgezeitigt hat, als ob er in der Seele ein besonderes Einzelwesen sei, das in Bewegung gesetzt („motiviert") und zur Ruhe gebracht („befriedigt") werde. Solche Auffassungen vom „Willen" fallen ohne weiteres unter den Tisch, wenn wir uns daran erinnern, daß die Seele ein einfaches Einzelwesen ist, und demnach „Wille", wenn er zur Seele gehören soll, nicht selber ein besonderes Einzelwesen sein kann.

Im Sprachgebrauch hat das Wort „Wille" dreifachen Sinn, was vielfach nicht beachtet wird: „Wille" nämlich bedeutet entweder „Wollen" oder „Wollendes" oder „Gewolltes" (dein „Wille" geschehe). Zu jedem besonderen Wollen nun gehört Gewolltes, denn Gewolltes ist in jedem einzelnen Fall die Besonderheit des betreffenden Wollens. Gewolltes aber ist immer Vorgestelltes; das Wollende hat stets, was es will, als seine Vorstellung, so daß, wer immer etwas will, dieses vorstellt. Ich sage nicht „auch" vorstellt, denn das Vorstellen gehört zum Wollen und nicht etwa gehören Vorstellen und Wollen zusammen. Zur wollenden Seele gehört aber nicht nur ein Vorstellen, sondern auch ein Fühlen, und in jedem Fall geht einem Wollen das besondere Vorstellen und Fühlen schon voraus, so daß es als die Bedingung für das Wollen anzusprechen ist. Da aber dieses Vorstellen und Fühlen dann auch zu dem Wollen gehört, so muß, was von Vorstellen und Fühlen bedingt und hervorgerufen wird, dasjenige sein, was in jedem Fall das Wollen noch mehr aufweist außer dem Vorstellen und Fühlen, und dies ist ein „sich ursächlich Beziehen der Seele auf das Vorgestellte", das dann eben ihr Gewolltes ist.

Hieraus ist klar ersichtlich, daß Wollen (Wille) nicht etwas der Seele ursprünglich Eigenes ist, sondern ein Vorstellen und Fühlen der Seele als notwendige Voraussetzung hat, das dann weiter zu dem sich einstellenden Wollen gehört. Jedes Wollen also erweist sich durch ein Vorstellen und Fühlen derselben

Digitized by Google

Seele bedingt; in Vorstellen und Fühlen der Seele ist jedes Wollen begründet, es gibt demnach kein grundloses Wollen (= Wille), und jedes Wollen der menschlichen Seele ist notwendig, jedes Wollen der Seele ist durch ihr Vorstellen und Fühlen bedingt. An dieser Notwendigkeit alles Wollens (des Willens) ist also nicht zu rütteln, und die Zufälligkeit (Nichtbedingtsein) ist für jedes Wollen ausgeschlossen. Wer darum Willensfreiheit im Sinne von nicht irgendwie bedingtem Wollen behauptet, der redet Sinnloses; jedes Wollen erweist sich als bedingtes d. i. als notwendiges, und es gibt nicht den Gegensatz „notwendiges—freies Wollen", als ob das eine Wollen bedingtes, das andere aber nicht bedingtes („grundloses") Wollen wäre.

Wenn in dem Streit des Determinismus und Indeterminismus der Determinismus sagen soll, jedes Wollen (= Wille) des menschlichen Bewußtseins sei bedingt (determiniert), so müssen wir uns selbstverständlich auf seine Seite stellen und den Indeterminismus, wenn er sagen soll, das Wollen der menschlichen Seele sei überhaupt nicht bedingt oder könne wenigstens in gewissen Fällen nicht bedingt sein, rundweg abweisen. Soll also in Ansehung des Willens das Wort „Freiheit" einen Sinn haben, so kann dieser nicht auf einen Gegensatz zur Notwendigkeit hinauslaufen und wir müssen einen vermeintlichen Gegensatz „Notwendigkeit — Freiheit" in das Fabelreich verweisen.

Wenn nun der Indeterminismus doch von der Freiheit d. i. dem Nichtbedingtsein des Willens weiß und dem Determinismus demnach entgegentritt, so werden wir uns auch ihm nicht weniger treu zur Seite stellen müssen, sofern er nur sagen soll, daß das menschliche Bewußtsein stets in sich selbst und nicht in anderem, das eben nicht zu diesem Bewußtsein gehört, die unmittelbare Bedingung jeglichen Wollens aufzuweisen habe, also in seinem Wollen unmittelbar nur durch sich selbst, nämlich durch sein besonderes Vorstellen und Fühlen bedingt sei. In diesem Sinne müssen wir rückhaltlos zum Indeterminismus stehen und den Determinismus rundweg abweisen, sofern dieser sagen soll, nicht nur daß das Wollen der menschlichen Seele überhaupt in jedem einzelnen Fall bedingt sei — was wir ja rückhaltlos zugestehen —, sondern auch, daß das menschliche Bewußtsein in seinem Wollen unmittelbar von anderem, nicht zu dieser Seele Gehörigem bedingt sei — was wir ebenso rückhaltlos verneinen. In dem Streite, den die Deterministen und Indeterministen aussichtslos miteinander führen, schlagen beide aneinander vorbei, indem sie beide über das Wahre, das ein jeder von ihnen vertritt — die einen das Bedingtsein des menschlichen Willens (Wollens) überhaupt (Notwendigkeit), die anderen das „nicht unmittelbar durch anderes Bedingtsein" der wollenden Seele — hinausstoßen, die Deterministen, weil ihnen die Seele in ihrem Wollen durch anderes, nicht zur Seele Gehöriges, unmittelbar bedingt sein soll, die Indeterministen, weil sie mit dem unmittelbaren Bedingtsein durch anderes, das sie durchaus berechtigterweise für das Wollen abweisen, das unmittelbare Bedingtsein des Wollens überhaupt leugnen. So heißt denn ihnen beiden „Willensfreiheit" das Nichtbedingtsein des Willens (Wollens) überhaupt, das die Deterministen schlechthin

Digitized by Google

leugnen, die Indeterministen schlechthin behaupten, beide mit dem Schein des Rechtes und zwar jene, wenn sie unter dem Bedingtsein der Seele als wollender nicht nur „durch Anderes, sondern auch durch der Seele Zugehöriges bedingt" verstehen, diese, die Indeterministen, sofern sie das Bedingtsein nur als durch anderes bedingt verstehen. Will man nun mit dem Worte „Willensfreiheit" ein Wollen treffen, in dem die Seele unmittelbar nicht von anderem, sondern von ihr selbst, nämlich von ihrem Vorstellen und Fühlen bedingt sei, so trifft das Wort von der Willensfreiheit ausnahmslos für jedes Wollen der menschlichen Seele zu; „freies Wollen" ist dann ein überschüssiges Wort, da es keinen Willen des menschlichen Bewußtseins gibt, der nicht in diesem Sinne frei wäre, und somit ist dann der Gegensatz „freies—unfreies Wollen" undenkbar.

Wenn nun aber doch von Freiheit und Unfreiheit des Willens immerfort die Rede ist, so muß das Wort „Freiheit des Willens" in einem anderen Sinn gemeint sein. Freilich die vielgenannte „Wahlfreiheit" hat mit einem Gegensatz auch nichts zu tun, wie man vielleicht meinen möchte. Denn alles Wählen betrifft ausnahmslos Mittel zu einem Zweck (Gewolltem); das wählende, genauer gesprochen, das Mittel zu einem Zweck wählende Bewußtsein ist selbst schon Wille, will etwas und dieses Gewollte heißt als das zu Verwirklichende der Zweck. Als dieser Wille (Wollendes) wählt nun die menschliche Seele unter verschiedenen möglichen Mitteln das Mittel zum Zweck aus. Bei der Wahl urteilt also das wollende Bewußtsein, es bestimmt selbst das Zweckdienlichste als Mittel zum Zweck. Diese Selbstbestimmung des wollenden Bewußtseins in bezug auf das Mittel zu dem als Zweck Gewollten hat man auch mit dem Worte „Freiheit des Willens" belegt und sicherlich mit einigem Recht, wenn eben in dem Worte „Freiheit" die Unabhängigkeit, das auf sich selbst Gestelltsein zum Ausdruck kommen soll. Aber für diese allerdings allein auf das Mittel zum Zweck des Wollenden abstellende „Wahlfreiheit des Willens" läßt sich auch kein Gegensatz, keine Wahlunfreiheit finden, denn in jedem Mittelwählen ist es der Wille (die wollende Seele), der selbst das Mittel bestimmt, hier tritt als Mittelbestimmendes in keinem einzigen Falle anderes für ihn ein, „auf sich selber steht er da ganz allein".

Indes, wenn nun auch die „Wahlfreiheit" d. i. die Selbstbestimmung des Mittels für den Zweck seitens der wollenden Seele ausscheidet, so bleibt doch die Frage nach dem Gegensatz „Freiheit—Unfreiheit des Willens" immer noch bestehen und findet auch in der Tat eine bestätigende Antwort, sobald wir das Gegensatzglied „Unfreiheit" als „Zwang" verstehen, also von Willensfreiheit und Willenszwang reden. Hier ist es wieder das Bewußtsein, das in Beziehung zum Mittel des von ihm schon als Zweck Gewollten in Frage kommt; das Mittel zum Zweck ist selbstverständlich, wie der Zweck Gewolltes, aber in dem einen Fall frei gewolltes Mittel, in dem anderen Fall dagegen gezwungen gewolltes Mittel; dort also ist von „Freiheit", hier von „Zwang des Willens" die Rede. Wann nun wissen wir uns als Mittelwollende frei und wann gezwungen wollend?

Digitized by Google

Wenn auch alles Gewollte, das als „Zweck" auftritt, ausnahmslos im Lichte der Lust vorgestellt ist, so ist, was als Mittel eines „Zwecks" auftritt, in dem einen Fall wohl im Lichte der Lust, in dem anderen Fall aber im Lichte der Unlust Vorgestelltes. Nehmen wir zum Beispiel: „ich will meinen Freund besuchen", dieser Zweck „Freundesbesuch" kann nur verwirklicht werden, wenn ich einen Gang aufs Land mache; dieser Gang, das Mittel zu jenem Zweck, bei schönem Wetter steht mir im Lichte der Lust, bei stürmischem Regenwetter aber im Lichte der Unlust, in dem ersten Falle will ich ihn gerne machen, im zweiten Fall aber ungern, oder, wie wir zu sagen pflegen, im zweiten Fall will ich gezwungen, im ersten aber frei.

Spricht man demnach in Ansehung des als Mittel zum Zweck Gewolltem von Willensfreiheit im Gegensatz zum Willenszwang,[1]) so ist mit Recht dieser Gegensatz dem Willen d. i. dem wollenden Bewußtsein zugeschrieben, aber auch stets daran festzuhalten, daß der Gegensatz „Freiheit—Zwang" nur auf das mittelwollende, niemals aber auf das zweckwollende Bewußtsein geht, und daß beides, sowohl das „freie" als auch das „gezwungene" Mittelwollen unter der Notwendigkeit steht.

Jacob Burckhardt und Rembrandt

Von

Ernst Grohne

An jeder Zeit packen uns am meisten die Weiten ihrer Liebes- und Haßschwingungen. Die Pendelschläge der zeitlichen Temperamente wechseln im Laufe der Menschenalter, ja — was noch seltsamer ist —, es geschieht wohl, daß die Schwingungspole sich vertauschen; bis dahin für schön und gut Empfundenes wird verachtet, und umgekehrt. Derartig aufeinanderfolgende konträre Zeitabschnitte stehen sich völlig fremd gegenüber. —

Jacob Burckhardt fühlte eine beinahe leidenschaftliche ästhetische Abneigung gegen Rembrandt. Uns, denen der Name „Rembrandt" vor allen teuer ist, erscheint das herbe Urteil Burckhardts beinahe als etwas Schmerzliches; denn gerade an seinem lauteren Kunstwollen und seiner kritischen Ehrlichkeit möchten wir nicht irre werden. Versuchen wir darum, so gut es geht, den Standpunkt des Baseler Kunst- und Kulturhistorikers zu verstehen!

Nach Burckhardts Ansicht[2]) sind die Kunstmittel nicht um ihrer selbst willen da, sondern sie haben lediglich dem Zweck des zu erzeugenden Kunstwerkes zu dienen. So war es (angeblich!) in der Antike und noch im Mittelalter. In

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Metaphysik" in „Grundwissenschaft", Zeitschrift der Johannes-Rehm-Gesellschaft, Bd. III, Heft 1, S. 1 ff.

[2]) Vgl. Jacob Burckhardts Vorträge (herausgegeben von Emil Dürr, Basel 1919), S. 130 ff.

Digitized by Google

neuerer Zeit erst kommt es vor, daß ein brillantes Können sich rücksichtslos in den Vordergrund drängt. Als hervorstechendster Typ dieser Gattung erscheint unserem Kritiker Rembrandt. Wohl bewundert er an ihm das „enorme Können", aber er verzeiht es ihm nicht, daß er alle malerischen Vorwürfe unter die zwei elementaren Großmächte Luft und Licht unterordnet. Ja er macht ihm seinen Impressionismus geradezu zum Vorwurf. Die bildlichen Erscheinungen Rembrandts haben mit der empirischen Wirklichkeit wenig gemein. „Die normale anatomische Bildung der Menschengestalt hat er nie gelernt." Dieser „Makel" haftet an allen künstlerischen Leistungen Rembrandts wie ein Fluch — so empfand es Burckhardt. Saskia, auf den Knien ihres Gemahls sitzend, findet er im Ausdruck leblos und langweilig und überdies in ihren Proportionen zu kurz. Er fragt: „Was würde aus dieser Gestalt werden, wenn sie aufstünde?" Der kleine hellgelbe lichtumstrahlte Schützenleutnant auf der sogenannten Nachtwache erregt Burckhardts besonderen Ärger: „Er ist sogar als Skelett eine der kümmerlichsten Figuren, welche dem Rembrandt je mißlungen sind." Immer wieder betont er, daß Rembrandt zeitlebens unfähig geblieben sei „zu einer leidlich normalen durchschnittlichen Bildung der Menschengestalt". Es wird fernerhin begreiflich, daß Burckhardts ganz auf Italien und Griechenland eingestellter Ästhetizismus die Rembrandtschen Realismen, die teilweise „enorme Häßlichkeit der Formen" nur mit Schaudern in sich aufnahm. Nach seiner Ansicht „frevelt" Rembrandt geradezu gegen den heiligen Geist der Schönheit, wenn er seine Stoffe aus der Antike oder aus dem biblischen Bilderkreis nimmt. Die Leiber der heiligen Gestalten sind zum Teil „pöbelhaft", ihre Gesichter von „fataler" Widerwärtigkeit. Das durch „namenlose Häßlichkeit überall beleidigte Auge" klammert sich an die hier und da hervortretenden Anfänge von Innigkeit; dadurch kommt es, daß man, sich selbst täuschend, den Gefühlsinhalt der Rembrandtschen Bilder subjektiv überschätzt.

Noch viele solcher ätzenden Urteile ließen sich anführen. Sie werden nur zum kleineren Teil durch die zögernden Zugeständnisse Burckhardts aufgewogen. Gewiß — er hält Rembrandt für den „größten Lichtmaler aller Zeiten"; und mit der Radiernadel ist das „Höchste von leichter und duftiger Führung" von ihm geleistet worden. Aber das, was unser Geschlecht so ungeheuer an ihm packt — gerade das verneint er. Das möge ein Maßstab dafür sein, wie ganz unermeßlich sich das Kunstgefühl in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat. Burckhardts Kunstempfinden steht ganz unter dem Einfluß einer harmonisierenden Ästhetik. Schönheit ist Ebenmaß; eben, d. h. ausgeglichen in den Formen; maßvoll, d. h. gedämpft in jeder leidenschaftlichen Bewegung. Eine Kunst ohne „edelen" Inhalt war für ihn undenkbar. Nach seiner Ansicht verlangt das Heilige zu seiner Darstellung „gereinigte und unanstößige Formen", daher mußte hier Rembrandt versagen. —

Dies eine können wir wohl begreifen, daß einer Ästhetik, deren letztes Idol der goldene Schnitt war, das unsagbar Menschliche der Rembrandtschen Kunst fremd bleiben mußte. Aber es ist doch seltsam — sind wir selbst in so kurzer Zeit

Digitized by Google

um soviel inniger, lebensvoller und menschlicher geworden, daß uns bei jener Burckhardtschen Ästhetik fröstelt, während uns die geheimnisvollen Augen der Rembrandtschen Gestalten mit tiefster Brüderlichkeit anschauen? — Und was bestimmte am Ende Burckhardt dazu, die Pforten seines Herzens vor diesem heißen Bruderblick zu verschließen? Gewiß nicht allein die „fatalen" Naturalismen Rembrandts, sondern vielleicht noch mehr die bewußte Sphinxheit seines künstlerischen Wollens, das innige, urhafte Hineingehen in das wirklich Menschhafte und das Darüberhinausfliegen über das Allzumenschliche mit naivster Transzendenz und kindlichster Märchenlust. Dies kecke und grübelnde Transfigurieren erschien Burckhardt fast wie eine spekulative Indiskretion. „Du sollst das Verhältnis zwischen dir und der Kunst nie ergründen," so ruft er einmal mit scheuer Emphase aus. Wie der sternenvolle Himmel über die Erde, so spannt sich nach ihm die Kunst über das Leben — ebenso unergründlich und gewaltig und mit Wundern gesegnet. Nur diejenigen Künstler erkannte er an, deren Werke wie leuchtende Meteore oder purpurgesättigte Wolken über diesen Himmel zogen. Von diesem dualistischen Standpunkt, hier profanes Leben, dort heilige Kunst, be- und verurteilt Burckhardt Rembrandts Schaffen. Es erschien ihm mit dem Leben in unheilvoller Weise verquickt. Dieses ist in sich roh und amorph — die Kunst aber rein und kristallinisch.

Wir empfinden heute völlig rembrandtisch. Die edlen, kühlen Hallen des Burckhardtschen Kunsthimmels sind eingestürzt. Die Kunst wächst allein durch und für das Leben. Gerade das, was Burckhardt an der Kunst des großen Holländers ein Ärgernis war, ist zum Angelpunkt der modernen Kunstanschauung geworden: die Befreiung von dem Pedantismus der Kunstgesetze zugunsten einer esoterischen Beseelung und menschhaften Durchdringung. Das Streben, sich beim Übertragen bildhafter Erscheinungen von jeder Realistik freizuhalten, hat sogar dazu geführt, die bildlichen Elemente wie Ideogramme in eine begriffliche Urform zurückzuschreiben: dieser Strich ist ein Bein, dieser Winkel eine Nase... Es ist ein gefahrvoller Gratweg, auf dem diese moderne Kunst balanciert; rechts und links gähnen die Abgründe des Wahnsinns und Nichts. Die Bilder sind gedacht und geschaut, nicht im Burckhardtschen Sinne gesehen. Vom Wein ist nur noch die Blume übriggeblieben. Burckhardt liebte dagegen ein schweres, volles, dunkelgoldiges Gewächs. Sein Künstler war Rubens, der Maler des blühenden Fleisches, des schönen Schmerzes und der edelen Geste.

Vielleicht sind wir zur Zeit zu ausgehungert und ausgeblutet, um uns an einer ersehnten, aber nicht vorhandenen Lebensintensität freuen zu können. Wir lieben die Ecken und spitzen Winkel, die starren, aufgerissenen Augen und verzerrten Lippen, den Hunger und die Verzückung. Burckhardt überschätzte an der Kunst den Wert formaler Vollkommenheit, wir unterschätzen diesen Wert — aber es lebt noch in uns die bewußte Erinnerung, daß Rembrandt vielleicht der einzige Maler gewesen ist, der in wundersamer Mittelfühlung aus Form und Wahrheit eine überwältigende Kunst schuf.

Digitized by Google

Die Bedeutung der technischen Messungen für das öffentliche Leben

Von

Prof. Dr. G. Berndt

Mit Maß und Messen ist unser tägliches Leben in weit höherem Grade verquickt, als es zunächst den Anschein hat, denn selbst bei den Einkäufen zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse muß immer auf eine bestimmte Menge zurückgegriffen werden. Im Laufe der Jahre hat sich im allgemeinen die Regel herausgebildet, feste Körper (Fleisch, Kartoffeln, Kohlen) nach Gewicht, Flüssigkeiten (Wasser, Milch, Petroleum) und Gase (Leucht- und Heizgas) nach Rauminhalt zu bewerten; dagegen werden Kleiderstoffe, Bänder, Garne und ähnliches nach Längen gehandelt. Diesen materiell-greifbaren Stoffen, der Substanz im naturwissenschaftlich-philosophischen Sinne, steht als zweite nicht minder bedeutende Klasse die (von ihr losgelöste) Energie gegenüber, wie sie z. B. in der Form von Elektrizität zur Beleuchtung unserer Wohnungen oder zum Antrieb von Motoren geliefert wird. Sie hat gleichfalls einen bestimmten Wert und muß demnach gemessen werden, wie es durch die Elektrizitätszähler geschieht. Auch bei vielen der vorhin genannten Dinge handelt es sich letzten Endes gar nicht um ihre Menge, sondern um die in ihnen aufgespeicherte Energie. Eine Tonne guter Steinkohle hat einen viel größeren Wert als eine Tonne Rohbraunkohle, weil ihr Heizwert bedeutend höher ist. Trotzdem es also gerechtfertigt wäre, Brennstoffe nicht nach Mengen, sondern nach ihrem Kalorieninhalt zu handeln, hat sich dies doch praktischer Schwierigkeiten wegen nicht durchsetzen können. Noch weniger möglich wäre es bei Nahrungsmitteln, da ihr Nährwert nicht allein durch die Anzahl der Kalorien bestimmt ist.

Die gewöhnlichen Längen-, Raum-, Gewichts- und Energiemessungen sind nur Mittel zur Bestimmung des Gesamtpreises eines Kaufes auf Grund des für die Einheit festgesetzten Betrages. Dieser ist aber im wesentlichen bedingt durch die bei der Herstellung entstandenen Unkosten, und ihre verschiedene Höhe ist die Ursache dafür, daß z. B. die Kilowattstunde an den einzelnen Orten Preise hat, die sich um das Mehrfache voneinander unterscheiden, obwohl sie überall denselben Betrag an Energie darstellt. Im wirtschaftlichen Leben kommt es aber nicht nur darauf an, eine genügende Menge von Substanz oder Energie zu liefern, sondern sie auch möglichst ökonomisch zu erzeugen. Da unsere Hauptenergiequelle — trotz der Ausnutzung der bisher ausgebauten Wasserkraftanlagen — immer noch durch die Verbrennung der Kohle unter den Kesseln der Dampfmaschinen und -turbinen oder der aus ihr erzeugten Gase in den Gasmotoren gebildet wird, so bedeutet jene Forderung, bei gleichbleibender Leistung den Kohlenverbrauch so weit wie möglich zu

Digitized by Google

verringern. Dies geschieht durch Verbesserung des Wirkungsgrades der Maschinen und Kessel, wie sie durch Verwendung von Speisewasservorwärmern und Überhitzern, sowie durch automatische Kohlenbeschickung bei Dampfkraftanlagen erreicht ist, oder durch neue Gesichtspunkte beim Bau der Maschinen, als deren Beispiel der Dieselmotor genannt sei, ferner aber auch durch eine dauernde Kontrolle des Brennstoffverbrauchs. Dazu ist aber nicht nur die Bestimmung der täglich verbrannten Menge, sondern auch ihrer Ausnutzung erforderlich, wie sie etwa mit Hilfe von Rauchgas-Analysatoren möglich ist, die sofort erkennen lassen, ob die Kohle mit der gerade notwendigen Luftmenge verbrannt und die in ihr enthaltene Energie möglichst restlos und zweckmäßig verwendet ist.

An diese volkswirtschaftlich an erster Stelle stehenden Messungen muß sich nunmehr in der Industrie und im öffentlichen Leben noch eine Reihe weiterer schließen, die daneben auch auf das soziale Gebiet übergreifen. Als Beispiele dafür seien genannt: die Kontrolle des Wasserstandes und des Dampfdruckes an Kesseln, um gefahrvolle Explosionen zu verhüten; die Beobachtung der Schalttafelinstrumente in elektrischen Zentralen, da bei zu hoher Stromstärke eine Gefährdung der Maschinen, bei zu großer Spannung dagegen ein Durchbrennen der angeschlossenen Glühlampen oder zum mindesten eine starke Herabsetzung ihrer Lebensdauer erfolgen würde. Die Technik hat uns ferner die nötigen Meßinstrumente geliefert, um die Temperatur öffentlicher Gebäude (Schulen, Vortragssäle usw.) von einer Zentralstelle aus dauernd kontrollieren und auch geeignet einstellen zu können.

Gegenüber den genannten Messungen zur Feststellung der Menge sind in den letzten Jahrzehnten die Qualitätsbestimmungen von immer größerer Bedeutung geworden. Beim Einkauf von Eisen kommt es anscheinend zwar nur auf die Menge an, da es ausschließlich als Baustoff und nicht zur Energiegewinnung verwendet wird; es bedeutet aber einen gewaltigen Unterschied, ob man etwa eine Säule mit 1000 Kilogramm oder mit 3000 Kilogramm belasten darf, da man sie im letzten Falle um ein Drittel schwächer wählen kann und somit ein Drittel an Material und eine dementsprechende Menge von Kohle zu seiner Herstellung spart. Das gleiche gilt sinngemäß für alle zur Weiterbearbeitung bestimmten Rohstoffe. Auch die Ermittlungen der Festigkeit haben also ein bedeutendes volkswirtschaftliches Interesse; sie haben uns indessen nicht nur gelehrt, das für jeden gewünschten Zweck geeignete Material zu finden, indem sie ungenügendes ausscheiden und damit die Gefahr eines Einsturzes der daraus gefertigten Bauwerke vermeiden, oder dafür sorgen, daß ein Material mit hohen Festigkeitswerten nicht unnötig dort verwendet wird, wo auch ein solches mit geringeren Eigenschaften ausreicht; sie haben ferner auch außerordentlich befruchtend dadurch auf die Industrie gewirkt, daß sie sie dazu anregten, an die Erzeugung hochwertiger Rohstoffe mit hervorragenden Materialeigenschaften zu gehen. Durch die Verwendung der Nickelstähle ist es z. B. möglich geworden, Brücken mit dem halben Eisen-

Digitized by Google

gewicht wie früher zu erbauen; dadurch wurde nicht nur bedeutend an Kosten gespart, sondern auch eine in ästhetischer Hinsicht befriedigende Konstruktion erlangt.

Wie bei der Rohstoffe herstellenden ist es auch bei der sie verarbeitenden Industrie das Bestreben gewesen, die Qualität ihrer Erzeugnisse auf eine immer größere Höhe zu bringen. Wenn die deutsche Optik einen unerschütterten Weltruf besitzt, so verdankt sie dies vor allem dem Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Technik und dem dadurch ermöglichten Ausbau ihrer Meßlaboratorien zur zahlenmäßigen Ermittlung der Eigenschaften ihrer Objektive und Instrumente. Ebenso wie die Feinmechanik, der Präzisionsinstrumentenbau, heute vorzügliche Meßinstrumente verlangt, ist auch die gesamte Maschinenindustrie darauf angewiesen, denn ohne diese wäre eine verbilligend wirkende Massenherstellung nicht möglich. Handelt es sich nur darum, eine möglichst große Zahl fertiger Teile, die für sich gebraucht werden, in geringster Zeit mit den kleinsten Unkosten herzustellen, so kann dies zwar allein durch die Benutzung leistungsfähiger Maschinen erreicht werden; bilden sie dagegen Einzelteile zur Zusammensetzung eines größeren Apparates oder einer Maschine, so müssen ihre Abmessungen so genau miteinander übereinstimmen, daß die Montage mit beliebig aus den einzelnen Serien herausgegriffenen Stücken ohne jedwede Nacharbeit möglich ist. Aber nicht nur der Hersteller hat aus pekuniären Gründen ein Interesse hieran, sondern in mindestens dem gleichen Grade auch der Benutzer, wenn auch von einem anderen Gesichtspunkte aus. Ihm kommt es nämlich darauf an, daß er in der Lage ist, beschädigte oder abgenutzte Teile seiner Maschine ohne Zeitverlust auswechseln zu können, damit seine Arbeit nicht auf Tage und Wochen unterbrochen wird, was z. B. in der Landwirtschaft den Erfolg eines ganzen Jahres in Frage stellen kann; man denke nur an eine Außerbetriebsetzung der Mähmaschine während der Ernte oder des Motorpfluges während der Bestellung. Hier ist es geradezu Lebensfrage, daß selbst ein nach Jahren nachbestelltes Teil sofort geliefert und ohne Einpassen durch Abdrehen, Feilen oder Schmirgeln eingesetzt werden kann. Ja, das Ziel der Industrie ist heute noch höher gesteckt: es sollen nämlich nicht nur die von derselben Fabrik bezogenen Teile, sondern, im Notfalle auch die von anderen Firmen zu erhaltenden diese Eigenschaft der Austauschbarkeit aufweisen. Vorläufig sind wir allerdings erst auf dem Wege zu diesem Ziele. Ein gewaltiges Stück Arbeit zu seiner Freilegung ist aber bereits von dem Normenausschuß der deutschen Industrie geleistet, durch dessen Arbeit es erreicht ist, daß sich der größte Teil der deutschen Fabrikanten auf bestimmte Abmessungen der Einzelteile geeinigt hat. Am weitesten vorgeschritten sind in dieser Beziehung wohl die Lokomotivfabriken. Zur Erreichung jenes Zieles ist es nun nötig, daß die Einzelteile mit der gewünschten Genauigkeit hergestellt werden können, was auf den heutigen vorzüglichen Werkzeugmaschinen ohne Schwierigkeit möglich ist, und daß man ferner die Innehaltung der geforderten Abmessungen zu kontrollieren vermag. Diese Aufgabe war nun nicht ein-

Digitized by Google

fach, handelte es sich doch hierbei um sehr hohe Genauigkeiten, die sich bis zu Eintausendstel Millimeter erstrecken, und die noch dazu in der Werkstatt häufig von völlig ungelernten Leuten erreicht werden müssen. Was im zweckmäßig eingerichteten wissenschaftlichen Laboratorium mit einem entsprechend vorgebildeten Personal unter leichter Mühe möglich ist, bereitet aber dort beträchtliche Schwierigkeiten, da man der harten und ungelenken Hand des Arbeiters natürlich kein subtiles und empfindliches Meßinstrument anvertrauen darf. Diese Aufgabe ist heute durch das sogenannte Grenzlehrensystem restlos gelöst, bei welchem der Arbeiter zwei feste Meßstücke, zur Kontrolle von Löchern, Lagern und ähnlichem, z. B. zwei Zylinder erhält, deren Durchmesser sich um ein bestimmtes Maß unterscheiden, das von dem Verwendungszweck und der Größe des Werkstücks abhängt und je nachdem wenige Tausendstel bis einige Zehntel Millimeter betragen kann. Geht dann der kleinere Meßzylinder in die Bohrung hinein, der andere dagegen nicht, so ist man sicher, daß ihr Durchmesser zwischen denen der beiden sogenannten Kaliberdorne liegt und damit stets in der erwünschten Weise zu der mit ähnlichen Mitteln kontrollierte Welle paßt. Erst durch die Benutzung der Grenzlehren ist die Güte der Arbeit eine derartige geworden, daß ein vollständiger Austausch möglich ist. Damit hat der Benutzer die Gewähr, daß er seine Maschinen — von außerordentlichen Unglücksfällen oder vollständiger Abnutzung abgesehen — jederzeit wieder in gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen vermag, ohne sie der Fabrik zur Reparatur einschicken zu müssen, und gleichzeitig auch den Vorteil, sie billiger einkaufen zu können, da ihre Einzelteile, soweit wie irgend möglich, in Massen erzeugt oder sogar von besonders dafür eingerichteten Fabriken zu einem geringeren Preise bezogen werden können, als die Selbstherstellung kosten würde, wie dies schon früher bei Schrauben und Muttern gebräuchlich war, heute aber auch bei einer Reihe von anderen Teilen (es seien Kegelstifte, Handräder und ähnliches genannt) möglich ist. Wohl auf keinem Gebiet sind die technischen Messungen von so einschneidender Bedeutung für die gesamte Industrie und damit auch für das öffentliche Leben geworden, wie gerade auf dem der Prüfung der Güte der Rohstoffe und Fertigfabrikate.

Literarische Berichte

Von Gambetta bis Clémenceau. Fünfzig Jahre französischer Politik und Geschichte. Von Fritz Roepke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 80.—.

Geschichte Rußlands von 1878 bis 1918. Von Alfred v. Hedenström. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 90.—.

Vermutlich wird jeder Historiker und Politiker diese beiden neuen Bände der „Politischen Bücherei" mit einem Seufzer der Erleichterung, einem „Endlich!" willkommen heißen. Denn es war wirklich höchste Zeit, daß auch die Deutschen sich wieder ernsthaft mit der Geschichte des Auslandes beschäftigten: die stiefmütterliche Behandlung in Friedenszeiten, die Verzerrung während des Weltkrieges hat doch nur uns geschadet. Nicht als ob man die Fremden verherrlichen oder gar den Feinden von gestern und heute schmeicheln dürfte — würdeloser Anbiederung redet kein rechter Mann das Wort —, aber kennen sollte man

Digitized by Google

auch und gerade den Gegner, und wer wagte zu behaupten, das deutsche Volk habe von der modernen französischen, russischen, englischen, italienischen, ja österreichischen Geschichte mehr als ein paar Daten und ein paar Namen gewußt!

Eine französische Geschichte der neuesten Zeit ist gewiß keine leichte Aufgabe, besonders für den deutschen Historiker. Nicht nur weil die Quellen spärlich fließen und dem deutschen Forscher zum Teil entrückt sind, sondern auch aus psychologischen Gründen. Erfreulicherweise ist es Fritz Roepke trotzdem gelungen, in knapper und klarer Form die äußere und innere Geschichte der französischen Republik von der Septemberrevolution des Jahres 1870 bis zum Frieden von Versailles nicht nur darzustellen, sondern zu beleben; sein Buch fesselt auch dort, wo man nicht einverstanden sein mag: an eine deutsch-französische Verständigung kann ich leider nicht oder nicht mehr glauben. Aber ich muß zugeben, daß Roepke von dieser Verständigung und ihren Voraussetzungen in würdiger Weise spricht. — Vermutlich wird die französische Geschichte Fritz Roepkes manchen deutschen Leser überraschen, manchen trösten. Denn sie schildert den Aufstieg eines Volkes, trotz aller Hemmnisse und Rückschläge, trotz aller Fehler und Sünden. In fünfzig Jahren hat die französische Nation das Unmögliche möglich gemacht, die Republik erst in eine Wirklichkeit, dann in eine Weltmacht verwandelt und dieser Weltmacht schließlich die Vorherrschaft über Europa verschafft. Wenn ich mich nicht sehr täusche, hat Frankreich diese Triumphe vor allem zwei Eigenschaften seines Volkstums zu verdanken, dem nationalistischen Idealismus, der an eine größere Zukunft glaubte, und der geschäftsmännischen Nüchternheit, die, unbekümmert um Doktrinen und Vorurteile, jeden gangbaren Weg beschritt, jede helfende Hand ergriff. Idealismus und Nüchternheit haben, in ihrer Art vorbildlich, so Gambetta wie Clémenceau verkörpert; mit Recht trägt Roepkes Buch im Titel ihre Namen. Und welche Namen wird ein Buch über deutsche Geschichte tragen?

Im Gegensatz zu Fritz Roepke und hoffentlich auch im Gegensatz zu einem künftigen Historiker der Deutschen erzählt Alfred v. Hedenström die Geschichte eines grauenvollen Abstieges; die Geschichte Rußlands vom Berliner Kongreß bis zum Sieg der Bolschewisten in Petersburg und Moskau. Hedenström erzählt hinreißend, aus lebendiger persönlicher Kenntnis heraus, gestützt auf sein sorgfältig gesammeltes, zum großen Teil neues Material: namentlich die Kriegszeit wird hier, zum erstenmal in deutscher Sprache, zusammenhängend und objektiv dargestellt. Erst jetzt erkennt man, daß die Kraft des monarchischen Rußland von Europa doch erheblich überschätzt worden ist — eine Erkenntnis, die übrigens schon aus Kurd von Schlözers „Petersburger Briefen" zu gewinnen gewesen wäre —, erst jetzt fühlt man, wie früh die russische Revolution begonnen hat und wie sehr die Witte und Stolypin den Turgot und Necker des „ancien régime" glichen. Mit künstlerischer Kraft, mitunter fast zu temperamentvoll, charakterisiert Hedenström die Menschen, Parteien und Ideen des sterbenden Staates: von diesem hervorragenden Schriftsteller möchte man noch manches Buch, am liebsten seine Erinnerungen, sich wünschen. Wird seine russische Geschichte jemals fortgesetzt werden können oder wird die Herrschaft der Bolschewisten dieses weite und starke Land auf Jahrhunderte hinaus in eine Wüste verwandeln? Wir wissen es nicht, aber die eine Wahrheit könnten und sollten wir aus Roepkes und Hedenströms Büchern lernen, daß das Schicksal der Völker wie der Einzelnen nicht nur von den unerforschlichen Mächten, sondern auch von uns selbst gestaltet wird, und daß unserem Verdienst der Lohn folgt wie unserer Versäumnis die Strafe. Fritz Endres.

Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg. II. Reihe: Richard Fester, Die Internationale 1914 bis 1919. Heinrich Waentig, Belgien. Ernst Daenell, Dänemark. Gustav Aubin, Deutsch-Oesterreich. Halle a. S., M. Niemeyer.

Das so oft mißbrauchte Wort von den Büchern, die eine Lücke auf dem Büchermarkt ausfüllen, ist für obige Schriften wirklich am Platz. Was der übergroßen Mehrzahl von uns fehlt, ist eine genauere Kenntnis des Auslandes und besonders der Veränderungen, die der Weltkrieg im feindlichen und neutralen Ausland hervorgebracht hat. Hier greifen nun oben genannte Studien ein, die auf Grund öffentlicher von akademischen Sachverständigen gehaltener Vorträge hier erweitert und mit Literaturangaben versehen veröffentlicht werden. Knapp und mit größter Klarheit geben die Verfasser ihre Ueberblicke. Fester über die Entwicklung der Sozialdemokratie von der ersten bis zur dritten Internationale, Waentig über die Entwicklung Belgiens bis nach dem Zusammenbruch der deutschen Besetzung, Daenell über die Geschichte Dänemarks bis Anfang 1919, und endlich Aubin über das tragische Schicksal der Deutschen Oesterreichs von 1848/49 ebenfalls bis zum Beginn des Jahres 1919. Alle vier Schriften, denen noch weitere folgen sollen, enthalten auf engstem Raum eine solche Fülle von Stoff in so gründlicher Verarbeitung, daß wir sie in der Hand jedes Deutschen zu sehen wünschen. Schn.

Digitized by Google

Das preußische Kultusministerium vor hundert Jahren. Von Archivrat Dr. Ernst Müsebeck. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Zur Jahrhundertfeier des Tages, an welchem das preußische Kultusministerium als selbständige Ministerialbehörde dem staatlichen Verwaltungsorganismus eingefügt wurde, im Auftrage des Ministeriums verfaßt, konnte sich diese Gedenkschrift für die Zeit von 1807 bis 1809 auf die Arbeiten von Gebhardt und Spranger über Wilhelm v. Humboldt als den Schöpfer des preußischen Kultusministeriums, ferner auch auf Er. Foersters grundlegendes Buch über die Entstehung der preußischen Landeskirche stützen. Ganz Eigenständiges aber bot Müsebeck auf Grund eindringlicher archivalischer Forschungen in seiner Analyse der Ideen und Ziele des ersten Inhabers des Amtes, des Freiherrn von Altenstein; er verfolgt diese Ideen und Ziele auf dem Gebiete des Bildungswesens in ihren sachlichen und persönlichen Kämpfen bis zum Jahre 1823 und bereichert seine gehaltvolle Darstellung durch den Abdruck einer Reihe von wichtigen Aktenstücken aus der Reformzeit. — Eine dankenswerte Ergänzung zu dem Werke ist die im gleichen Verlage erschienene Schrift: Die preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817 bis 1917 von Archivar Dr. Reinhard Lüdicke (M. 4.—), eine sorgfältige Zusammenstellung, in der Hauptsache auf Grund der Personalakten, über die Lebensabrisse der Minister, Unterstaatssekretäre, Direktoren, vortragenden Räte usf. Beigegeben ist eine Einleitung über die Abteilungen und Registraturverwaltungen und am Schluß ein Verzeichnis der sämtlichen am 3. November 1917 im Dienst befindlichen Mitglieder und Beamten des Kultusministeriums, sowie eine Uebersichtstafel über die Amtszeiten der Minister, Unterstaatssekretäre, Ministerialdirektoren und Abteilungsdirigenten. H. Z.

Praktischer Ratgeber für Selbstversorger und Siedler. Von F. O. Waldmann. Ein stattlicher Band von 240 Seiten in Lexikonformat mit zahlreichen farbigen und schwarzen Tafeln sowie Textabbildungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In solidem Halbleinenband M. 90.—.

„Wie soll ein kleiner Landsitz, von dem man möglichst viel Nutzen haben will, beschaffen sein?“ Auf diese Frage gibt das Buch in eingehender und selbst dem Anfänger leicht verständlicher Weise Auskunft. Es zeigt ferner, wie sich ein kleines Gütchen rentabel gestalten läßt, wie es seinen Besitzer ernähren, zum mindesten aber dessen Lebenshaltung wesentlich verbessern und verbilligen kann. Aber nicht nur für die Erzeugung der wichtigsten Lebensmittel des Eigenbedarfs, sondern darüber hinaus auch für die Verwertung der Produkte durch Verkauf erteilt das Buch wertvolle und bewährte Ratschläge. Wer sich daran hält, wird vor manchen unnötigen Ausgaben und vielen Enttäuschungen bewahrt bleiben. Die in den Text gestellten zahlreichen Abbildungen, namentlich aber die vielen prächtigen Tafeln in Vierfarbendruck, an denen jeder Beschauer seine Freude haben wird, ergänzen die klare Darstellung aufs beste. Waldmanns Buch wird zweifellos dazu beitragen, die Freude an der Scholle, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet, zu heben, und dem Besitzer viele Vorteile bringen. Kein Selbstversorger, Siedler oder Kleinlandwirt wird diesen Ratgeber eines alten Praktikers entbehren können.

Der unbekannte Gott. Versuch einer Religion des modernen Menschen. Von Paul Göhre. Leipzig, J. Grunow.

Neben all den wirtschaftlichen und sozialen Fragen unserer Zeit drängt sich immer wieder die religiöse Frage hervor. Aus den Tiefen des Menschenherzens ist sie geboren. Verkündigung und Leugnung, Deutung und Umdeutung, Angriff und Verteidigung werden in bunter Fülle laut. Ein eigenartiges Zeugnis, das besondere Beachtung verdient, ist Göhres Schrift. Schon der Werdegang dieses Mannes, der stets von unbedingter Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit erfüllt war — Pfarrer, Fabrikarbeiter, Sozialistenführer, Unterstaatssekretär im Kriegsministerium — verbürgt uns, daß er etwas zu sagen hat. Es werden behandelt: Der moderne Mensch. Das Christentum. Der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Christentum und modernem Menschen. Die Voraussetzung neuer Religion und die neue Religion selbst. Göhres Schrift gehört zu den Büchern, die durch eine kurze Besprechung, mit Ja oder Nein, mit bloßer Zustimmung oder Bekämpfung nicht erfaßt werden können. Sie ist mit zu viel Herzblut geschrieben. Es spricht eine tiefe innere Kraft aus allen Ausführungen, die sehr wohltuend wirken gegenüber so vielem oberflächlichem Aufkläricht in unserer Zeit. Es wäre schade, wenn das Buch, das schon vor Jahren geschrieben, jetzt aber erst veröffentlicht worden ist, nicht die rechte Beachtung fände bei dem Uebermaß neuer und neuester Erscheinungen auf dem Büchermarkt. Keiner wird ohne Ergriffenheit und Segen diese Bekenntnisse lesen, selbst wenn man anderer,

Digitized by Google

ja entgegengesetzter Anschauung ist und meint, daß das recht verstandene Christentum nicht nur eine Größe der Vergangenheit, sondern auch eine Kraft der Zukunft ist.
Lic. Dr. Werdermann-Gransee.

Geschichte Europas von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. Von Alfred Stern. Achter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

Das bekannte Werk des Berner Historikers schreitet stetig voran, so daß man hoffen darf, es werde kein Torso bleiben, wie das leider das Schicksal von Treitschkes deutscher Geschichte im 19. Jahrhundert war. Der achte Band enthält die Anfänge des zweiten Kaiserreichs, den Krimkrieg, den italienischen Krieg und die neue Aera in Preußen bis zur Uebernahme des Ministerpräsidiums durch Bismarck. Ein Schlußkapitel ist den Hauptströmungen des geistigen Lebens gewidmet. Der Anhang enthält sieben ungedruckte Aktenstücke von Bedeutung, darunter einen Bericht des Erzherzogs Albrecht über seine Sendung nach Berlin im April 1859. Sterns Werk ist zweifellos eine hervorragende Leistung nach Form und Inhalt; wenn ihm auch der berückende Glanz Treitschkes, des einzigen, fehlt, so fesselt er doch überall durch Klarheit und Schönheit der Darstellung, und der Inhalt ist auf sorgfältigste Studien der gedruckten Literatur und der Archive gegründet. Die beherrschende Figur ist zunächst Napoleon III., der als sonderbare Mischung von Sentimentalität und Härte, von Zutraulichkeit und Verstellung, von Sinnlichkeit und Ideologie, scharfsinnig und träumerisch, Spieler und Verschwörer, Despot, halb und halb wider Willen, geschildert wird. E.

Der religiöse Mensch und seine Probleme. Von Johannes M. Verweyen. München, Ernst Reinhardt. M. 26,—, geb. M. 36.—.

Dies Buch ist ein Bekenntnis. Auf jeder Seite offenbart sich das aufrichtige Ringen eines Menschen, dessen Begreifen ihn immer weiter fortführt von dem beglückenden Glauben seiner Kindheit. Ehrlich und gewissenhaft führt Verweyen den Pilger, der ihm folgt, durch alle Gedankengänge seiner klaren Ueberlegungen, die ein reiches, gereiftes Wissen verraten. Mit kritisch geschultem Verstande und trotzdem nicht ohne Gefühlswärme untersucht er die Probleme der religiösen Richtungen vom Gottvertrauen des einfach Gläubigen bis zum Sichverlieren in das Dunkel mystischer Spekulationen. Mit zwingender Beweiskraft gelangt er endlich zu dem Schluß, der wahrhaft freie Mensch, in seiner Entwicklung über die Hoffnung auf jede übernatürliche Hilfe fortschreitend, verliert nicht die tiefe Ehrfurcht vor dem Weltmysterium, auch wenn er an Stelle der Anbetung eines sorgenden Gottes die Erkenntnis der schaffenden Natur setzt und mit ihr verbunden den strebenden Menschengeist erblickt. — Vom gleichen Verfasser erschien im selben Verlage die zweite Auflage von „Der Edelmensch und seine Werte“ (M. 26.—). Beide Bücher sind ausgezeichnet durch eine klare, einfache Sprache, die sie auch dem Laien verständlich macht. Die vornehme Art, seinen Standpunkt zu vertreten, macht Professor Verweyen zu einem der sympathischsten Streiter auf dem heiklen Gebiete der religiösen Frage. Sp.

Die Novellen von Goethe. Herausgegeben von Heinz Amelung. Verlag von W. Girardet in Essen. Geh. M. 18.—, geb. M. 24.—.

Heinz Amelung, der vor einiger Zeit schon die Jugendarbeiten Goethes in dem Sammelwerk „Der junge Goethe“ herausgegeben hat, bringt uns jetzt die Novellen Goethes, die in den Wahlverwandtschaften, Wilhelm Meisters Wanderjahren, den Erzählungen deutscher Auswanderer und anderen eingestreut sind. Es war ein guter Gedanke, diese Perlen herauszulösen und sie damit denjenigen zugänglich zu machen, die sich zu einer Lektüre des Gesamtwerkes nicht entschließen können. Goethe ist ja, so unglaublich es auch klingen mag, dem größeren Publikum als Novellist sozusagen unbekannt geblieben, es werden viele Goethe als Erzähler erst aus diesem Buche kennen und schätzen lernen. Auf jeden Fall machen wir eindringlich auf das schöne Buch aufmerksam, das nicht genug gelesen werden kann. H.

Irrfahrten des Lebens und der Liebe. Roman von Arthur Babillotte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Die reife Erzählungskunst des Dichters zeigt sich hier noch einmal in schönem Licht. Umrahmt von Kultur- und Zeitgeschichte, entfaltet sich vor uns ein äußerlich abwechslungsvolles, innerlich reiches Leben in aufsteigender Linie, zum Teil gewiß das eigene Leben des Verfassers. Von der elsässischen Heimat führt er uns nach dem Herzen Deutschlands. Als Junge verläßt er, ein abenteuernder Ausreißer, das Elternhaus, wird Wanderbursch, Klavierspieler in einer Kneipe, Zeitungsschreiber, freier Schriftsteller und Dichter. Wieder geht's bergab: der Dichter muß sich auf kleinen Aushilfsposten und als Straßenverkäufer notdürftig über Wasser halten, bis er als wohlbestallter Geschäftsmann im Hafen der Ehe geborgen ist. Der Alltag droht ihn zu verschlingen, da läßt ihn ein letzter Höhen-

Digitized by Google

trieb — im eigentlichen Sinne — seinen wahren Beruf als Flieger finden. Bis auf diesen etwas fremdartigen, zu der Anlage des Ganzen nicht recht passenden Schluß ist das Werk überaus reizvoll. Es ist von schlichter, ehrlicher Kraft getragen, zugleich ein ergreifendes Erlebnis- und Bekenntnisbuch. Am besten gelungen sind in der Darstellung des Helden die Tiefpunkte und die Abschnitte des innern Zwiespalts und Irrens in seinem geistigen Ringen und seinem Liebesleben. Auch viele andere Gestalten — besonders aus der deutsch-französischen Umgebung seiner Jugendjahre — fesseln in hohem Maße. Heinrich Brömse.

Der Todesgang des armenisches Volkes. Von Johannes Lepsius. Bericht über das Schicksal des armenischen Volkes in der Türkei während des Weltkrieges. Potsdam, Tempelverlag.

Der Verfasser, selbst ein genauer Kenner Armeniens, gibt auf Grund von Berichten, die ihm von den verschiedensten Seiten, Konsulatsbeamten, armenischen Geistlichen und Flüchtlingen zugegangen sind, eine Darstellung der Schicksale der Armenier während des Krieges. Nach seinen Ausführungen sind von der 1 845 450 zählenden armenischen Bevölkerung, die unter der türkischen Herrschaft stand, 1 396 350 deportiert oder getötet worden. Der Grund hierzu ist ihm die Durchführung eines innerpolitischen Programms der Jungtürken, das als leitende Gesichtspunkte hatte, der türkischen Rasse nicht nur die Vorherrschaft, sondern die Alleinherrschaft zu verschaffen und das Reich auf rein islamischer Grundlage aufzubauen. Bemerkenswert ist auch seine Darlegung des freilich vergeblichen Kampfes, den die deutsche Regierung während des Weltkrieges gegen die Durchführung dieser Deportationen geführt hat, sowie der wirtschaftlichen Folgen, da nach Lepsius die Vernichtung der Armenier nicht nur den Ausfall von 10 bis 25% der Bevölkerung Anatoliens, sondern auch die Ausscheidung der kulturell wertvollsten und wirtschaftlich entwickeltsten Elemente der Bevölkerung bedeutet. S.

Edvard Grieg. Von Dr. Richard H. Stein. Eine Biographie. Berlin, Verlag Schuster & Loeffler.

Mit Liebe und frischer Unbefangenheit, ohne Anspruch darauf, dem berühmten Norweger seinen Platz für alle Ewigkeit anzuweisen, erzählt der Verfasser den Lebensgang des Tondichters. Natürlich führte ihn sein Weg, wie etwa Jenny Lind, nach Deutschland; doch bot das Leipziger Konservatorium gerade um 1860 wenig Anregung; ergötzlich stellt sich die Zumutung heraus, ohne inneres Verhältnis zu den klassischen Meistern, ohne tieferes Eindringen in den Aufbau ihrer Formen schlankweg zu „komponieren". Weder in geselliger noch künstlerischer Hinsicht ergaben sich besonders enge Beziehungen zu Vertretern deutscher Tonkunst. Der Norweger stellte sich ganz auf sich selber und fand es natürlich, aus der Volkskraft seine musikalische Nahrung zu ziehen. Das mitunter Kurzatmige, auf das man bei ihm hinwies, erklärt der Verfasser aus Griegs körperlichem Leiden, das an Chopin erinnert. Bemerkenswert sind Griegs Urteile über Altmeister und Zeitgenossen, ebenso die Begegnung mit dem genialen, überall der Einfühlung fähigen Liszt, der Grieg gern hatte. In geschickter Weise behandelt der Biograph auch Griegs musikalisches Schaffen: Hausmusik, Kammermusik, Werke für Konzertsaal und Bühne. Sehr dankenswert sind die reichhaltigen Verzeichnisse angelegt; das Schrifttum über Grieg umfaßt auch die Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften. Dr. Karl Grunsky.

Meer und Matrosen. Erzählungen von Hermann Horn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 50.—.

Wie in dem ergreifenden Roman „Die Mannschaft des Aeolus", so hat H. Horn den kleineren und größeren Geschichten des vorliegenden Buches Bilder aus dem Seemannsleben gestaltet, das ihm von seinen Wanderjahren her aus eigenem Erleben völlig vertraut ist. Tiefes Grausen und derbe Fröhlichkeit, jugendfrisches Leben und jäher Tod lösen einander in ergreifender Unmittelbarkeit ab, und als fester Grundton, gleich dem Orgelpunkt, auf dem sich rasch wechselnde Akkorde und Melodien aufbauen, vernehmen wir in allem jene echte Menschenliebe des Dichters, die seinen Blick so scharf und klar gemacht hat für alles Gute und Schlimme, das im Menschenwesen den ewigen Kampf führt. Am vollsten und ergreifendsten klingt uns dieser Ton, auf den Horns ganzes Wesen abgestimmt ist, aus den beiden letzten Erzählungen des Bandes entgegen: „Der verwundete Knabe" ist die Geschichte eines reich begabten, fein organisierten Jungen, dessen arglose und wehrlose Seele unter den „Pfeilen und Schleudern" erliegt, mit denen die Härte des Schicksals und die gedankenlose, nicht einmal schlimm gemeinte Brutalität seiner Kameraden ihn bedrängt. Daneben als vollwertiges, versöhnendes Gegenstück die Geschichte von dem „Deutschen Matrosen", der sich mit Fäusten und Zähnen seiner Haut zu wehren, eine ganze englische Schiffsbesatzung an der Nase herumzuführen und das eigene Leben für den Dienst des bedrängten Vaterlandes zu retten weiß; eine ganz unpathetische und darum

Digitized by Google

desto wahrhaftigere und erhebendere Verherrlichung frischen Wagemutes und echten Jugendgeistes.

*

Reutergeld. Vom Mecklenburgischen Verkehrsverband, E. V. in Rostock i. M., ist ein nach Entwürfen mecklenburgischer Künstler sehr geschmackvoll ausgeführtes Notgeld, das alle Gemeinden des Landes umfaßt, unter dem Namen „Reutergeld" ausgegeben worden. Die Scheine zeigen hübsche Zeichnungen und charakteristische Baudenkmäler der einzelnen Städte und tragen auf der Rückseite einen kernigen Spruch des Nationaldichters Fritz Reuter.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bäzner, Erhard, Der Hypnotismus. Sein Wesen und seine Gemeinschädlichkeit auf Grund eigenen Schauens und übersinnlicher Erlebnisse dargestellt. (Okkulte Bücherei, Bd. II.) Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. Kart. M. 9.40.

Balzac, Honoré de, Die Herzogin von Langeais. — Eugenie Grandet. Verdeutscht und eingeleitet von Max Hochdorf. (Bongs klassische Bücherei aller Zeiten und Völker.) Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Britting, Georg, Der verlachte Hiob. Sieben Novellen. Traisa b. Darmstadt, Arkaden-Verlag. Hauptausgabe brosch. M. 48.—, geb. M. 78.—, Vorzugsausgabe in Pergament geb. M. 750.—.

Bücher, Karl, Zur Frage der Pressereform. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 5.—.

Croll, Dr. Walter, Das „Hilfswerk". Berlin, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.—.

Doehler, Gottfried, Spatzen und Schwalben. Geschichten und Scherze aus Dorf und Stadt. Leipzig, F. A. Barthel, Verlag.

Engelhardt, O., Die Oresteia des Aischylos, übertragen und für die Bühne unserer Zeit eingerichtet. Dresden, Verlag von L. Ehlermann.

Freyhan, Max, Das Drama der Gegenwart. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 17.50.

Freudenthal, Prof. Dr. Berthold, Die politische Erziehung des Deutschen. (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart, Heft 21.) Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 6.—.

Führer, Der deutsche. Nationale Blätter für Politik und Kultur. Herausgeber H. E. v. Lindeiner, M. d. L. 1. Jahrgang 1922, Heft 2. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Vierteljährlich M. 12.—, Einzelhefte je M. 3.—.

Gymnich, Gerda, Corsische Ehre. Drama in einem Akt. Köln und Leipzig, Salm-Verlag. Geh. M. 3.50.

Hauser, Dr. O., Leben und Treiben zur Urzeit. Mit 4 bunten Beilagen von Wilhelm Kranz und Wilhelm Kuhnert, 145 Textbildern von Erich Sturtevant und einer Karte. (Bongs Jugendbücherei, Bd. IV.) Berlin, Rich. Bong.

Heilborn, Dr. Adolf, Unter den Wilden: Entdeckungen und Abenteuer. Mit 5 bunten Beilagen und 36 Textbildern von Erich Sturtevant. (Bongs Jugendbücherei, Bd. III.) Berlin, Rich. Bong.

Herzen, Alexander, Rußlands soziale Zustände. (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 6262—6264.) Leipzig, Philipp Reclam jun.

Heuberger, Dr. Rich., Allgemeine Urkundenlehre für Deutschland und Italien. Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 15.—.

Jedermanns Bücherei. Natur aller Länder — Religion und Kultur aller Völker — Wissen und Technik aller Zeiten. Bergmann, Ernst, Der Geist des 19. Jahrhunderts. Brückner, Alexander, Polnische Literatur — Russische Literatur. Dix, Arthur, Politische Erdkunde. Maul, Otto, Griechisches Mittelmeergebiet. Breslau, Ferdinand Hirt. Jeder Band kart. M. 12.50, geb. M. 15.—.

Kieler Vorträge. Herausgegeben von Prof. Dr. Bernhard Harms. 1. Oppenheimer, Prof. Dr. phil et med. Franz, Die psychologische Wurzel von Sittlichkeit und Recht. 2. Fillmann, Heinrich, Aus der Praxis eines deutschen Industriellen in der Nachkriegszeit. Jena, Kommissionsverlag Gustav Fischer.

Kunst, Dr. H., Montesquieu und die Verfassungen der Vereinigten Staaten von Amerika. (Historische Bibliothek, Bd. 48.) München, R. Oldenbourg. Geh. M. 32.—.

Künzler, Jacob, Im Lande des Blutes und der Tränen. Erlebnisse in Mesopotamien während des Weltkrieges. Potsdam, Tempel-Verlag. Geh. M. 15.—.

Lacour-Gayet, G., Bonaparte, Membre de l'Institut. Paris, Gauthier-Villars et Cie., Editeurs. Fr. 15.—.

Digitized by Google

Leibholz, Dr. phil. Gerhard, Fichte und der demokratische Gedanke. Ein Beitrag zur Staatslehre. Freiburg i. B., Julius Bolze. Geh. M. 20.—.

Lüders, Else, Regierungsrat im Reichsarbeitsministerium, Friedrich Rittelmeyer. München, Chr. Kaiser. M. 4.—.

Mayreder, Rosa, Fabeleien über göttliche und menschliche Dinge. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky.

Menzel, Viktor, Die Wataga. Ein Steppenroman aus der Ukrainerzeit. Mit Bildern von R. Trache. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. Geb. M. 20.70.

Meerfeldt, Else, Der Tisch der guten Hoffnung. Roman. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. M. 22.—, geb. M. 28.—.

Müller-Freienfels, Dr. Richard, Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. Ein volkscharakterologischer Versuch. München, C. H. Beck (Oskar Beck). Geh. M. 24.—, geb. M. 33.—.

Münch, Paul Georg, Freude ist Alles! Erlebnisse und Gedanken auf einer Schulinspektionsfahrt. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. Geh. M. 14.—.

Piuloche, A., Der große Krieg 1914—1918 in deutschen Original-Darstellungen. (Lectures Allemandes sur La Grande Guerre 1914—1918 en extraits originaux.) Paris, Librairie Henri Didier.

Rapp di Pauli, M., Magdalena Castelli. Der Roman eines Frauenschicksals. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. M. 24.—, geb. M. 30.—.

Reclams Universal-Bibliothek. Schwab, Gustav, Die deutschen Volksbücher. Nr. 1424: Einleitung. — Der gehörnte Siegfried. — Der arme Heinrich. Nr. 1447: Die vier Heymonskinder. — Nr. 1464: Genoveva. — Robert der Teufel. Nr. 1484: Die schöne Melusina. — Hirlanda. — Nr. 1498: Herzog Ernst. — Nr. 1503: Kaiser Oktavianus. — Das Schloß in der Höhle. — Nr. 1515: Die Schildbürger. — Doktor Faustus. Nr. 1526: Fortunat und seine Söhne. Nr. 1575: Die schöne Magelone. — Griseldis. Leipzig, Philipp Reclam jun.

Remmling, Gustav, Germanensage. Volksepos der deutschen Mythologie in Stabreim. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.40.

Robert, F., Liebesglück und Liebesleid. Geständnisse an die Geliebte. Leipzig, Otto Hillmann. Geb. M. 15.—.

Rudolf, Hermann, Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit. Ein Mahnruf an die Völker. (Theosophische Kultur-Bücher für wahre Lebenskunst und Lebensweisheit, Nr. 16.) Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. Kart. M. 4.70.

Schulz, Heinrich, Staatssekretär, Aus meinen vier Pfählen. Mit Zeichnungen von Otto Delling. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 16.—.

Schwantje, Magnus, Hat der Mensch das Recht, Fleisch zu essen? Dresden-A. 19, Volkshygienischer Verlag. Geh. M. 5.—.

Schwaßmann, Prof. Dr. Arnold, Relativitätstheorie und Astronomie. Mit 15 Abbildungen. Hamburg, Henri Grand. Geh. M. 6.—.

Stendhal (Henri Beyle): Lucian Leuwen. Roman. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Jean de Mitty. Ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Edgar Byk. Mit 7 Beilagen. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Testori, Graberg Carla v., Die Bibel der Liebe. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 20.—.

Vögel, Fritz, Sonnenwärts. Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geh. M. 15.—, geb. M. 21.—.

Vesper, Will, Die Nibelungensage. Mit mehrfarbigen Federzeichnungen von E. R. Vogenauer. Mehrfarbige Einbandzeichnung von O. H. W. Hadank. Oldenburg, Gerhard Stalling. In Künstlereinband. M. 23.—.

Weiser, Dr. Martin, Das Atom. Eine gemeinverständliche Darstellung der neueren Ergebnisse der physikalischen Strahlenforschung. Mit 36 Abbildungen. Dresden, Emil Pahl. Geh. M. 5.—.

Wendenburg, Walther, und Lange, Hans Friedrich, Die Memelfrage. Berlin NW., Georg Stilke.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und die preußische Wahlreform

Vom

Wirklichen Geheimen Rat Wahnschaffe

Vor einigen Wochen ging durch die Presse ein Auszug eines Berichtes über einen Vortrag, den der ehemalige preußische Minister des Innern, Herr v. Loebell, auf Aufforderung eines engeren Kreises über die Entwicklung der preußischen Wahlrechtsreform und über die Haltung des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg in dieser Frage gehalten hat.

Es ist sehr dankenswert, daß gerade Herr v. Loebell einen Beitrag zur Geschichte der preußischen Wahlreform liefert, an der er hervorragenden Anteil gehabt hat. Die erste Ankündigung in der Thronrede vom Januar 1908 erfolgte, als er in der Zeit der Blockpolitik dem Fürsten Bülow in der Reichskanzlei zur Seite stand. Als er dann im Frühjahr 1914 als Nachfolger des Herrn v. Dallwitz das preußische Ministerium des Innern übernahm, begrüßte ihn die liberale Presse als den Minister der Wahlreform. In seiner ersten Rede im Abgeordnetenhaus am 18. Mai 1914 lehnte er freilich dieses Vertrauen mit großer Entschiedenheit ab. Er hoffte auf eine Verständigung mit den Rechtsparteien und nahm deshalb die Enttäuschung der Linken in den Kauf.

Ein hoher preußischer Beamter, der ebenso wie ich unser innerpolitisches Leben von dem Druck der preußischen Wahlrechtsfrage bald befreit zu sehen wünschte und sich deshalb warm für die Ernennung des Herrn v. Loebell zum Minister des Innern interessiert hatte, äußerte unmittelbar nach dieser Rede mit wehmütigem Lächeln zu mir: „Mit Loebell kommen wir auch nicht vorwärts. Er will die Wahlreform nur im Einvernehmen mit der Rechten einbringen, und das wird leider nicht gehen."

Ein Vierteljahr darauf standen wir im Kriege. In seinen Mitteilungen über die Entwicklung der Wahlrechtsfrage im Kriege scheint der obenerwähnte Zeitungsbericht die Darlegungen des Vortragenden aber nicht genau wiederzugeben, wie es bei großen Versammlungen leicht vorkommt. Er enthält Angaben, die der über die wirklichen Tatsachen und Zusammenhänge unterrichtete Vortragende kaum gemacht haben kann. Da diese Angaben aber nicht korrigiert worden sind und den Eindruck erwecken müssen, als ob — wie es in dem Vortrag angeblich ausgesprochen wurde — den verstorbenen Kanzler bei seiner Darstellung im zweiten Bande seiner Betrachtungen zum Weltkriege „das Gedächtnis im Stich gelassen" habe, so bedürfen sie der Berichtigung.

*

Copyright 1922 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

In dem Bericht über den Vortrag — mir liegt die „Weser-Zeitung" vor — heißt es, im Anschluß an die Erwähnung eines dem Kaiser vom Staatsminister v. Loebell im November 1914 vorgelegten Stimmungsberichtes, mit Bezug auf die Umgestaltung des preußischen Wahlrechts: „Der Kanzler, der an sich meine Auffassung teilte, zögerte, weil er den Widerstand des Kaisers fürchtete."

Dies trifft nicht zu. Der vorerwähnte Stimmungsbericht berührte die Wahlreform auch gar nicht. Der Minister des Innern Herr v. Loebell schreibt unter dem 16. Januar 1915 an den Kanzler: „Euer Exzellenz haben mir gelegentlich Ihres letzten Aufenthaltes hierselbst den Wunsch zu erkennen gegeben, daß die Frage des preußischen Wahlrechts in meinem Ministerium erneut einer eingehenden Prüfung und Bearbeitung unterzogen und nach Möglichkeit so gefördert werde, daß die Kgl. Staatsregierung in der Lage ist, alsbald nach beendetem Kriegszustand an den Landtag heranzutreten."

Danach erst entstand die von Herrn v. Loebell für den Kaiser verfaßte Denkschrift, die er in seinem Vortrag erwähnt. Sie war sehr geschickt geschrieben, enthielt noch keine näheren Angaben über die Art des neuen Wahlrechts, betonte aber, wie Herr v. Loebell in seinem Vortrag hervorhebt, daß die Wahlreform den preußischen Konservativen, dem Zentrum und den Nationalliberalen die Zustimmung ermöglichen müsse. Wenngleich nach den Erfahrungen von 1910 und nach der politischen Lage im Reiche die Möglichkeit der Durchsetzung der Reform mit einer konservativen Mehrheit stark bezweifelt werden mußte, so hielt Herr v. Bethmann Hollweg die Denkschrift, die den großen Ernst und die zunehmende Dringlichkeit der Wahlrechtsfrage scharf beleuchtete, doch zur Information des Monarchen für sehr geeignet. Und der Kanzler selbst war es, der sie dem Kaiser, als dieser nach dem glücklichen Erfolg der Offensive bei Gorlice wieder für die Beschäftigung mit innerpolitischen Fragen Zeit übrig hatte, sogleich vorlegte, wie sich aus einem Telegramm an Herrn v. Valentini vom 12. Mai 1915 ergibt.

Nein! Nicht der Kanzler zögerte, sondern es war zu jener Zeit noch die gemeinsame Ansicht der preußischen Staatsregierung und der Reichsregierung, der auch die überwiegende Mehrheit des Landtages und des Reichstages zustimmte, daß man den Kampf um die Wahlreform nicht während des Krieges eröffnen solle. Und ein entschiedener Vertreter dieser Ansicht war auch Herr v. Loebell. Er erklärte am 27. Februar 1915 im Haushaltsausschuß des Abgeordnetenhauses: „Er bitte, alle Fragen auszuschalten, die die Gefahr in sich bärgen, daß Zwistigkeiten hervorgerufen werden könnten. Zu diesen Fragen gehöre sicher die Wahlrechtsfrage."

Ein Jahr später, im Januar 1916, kündigte die fortschrittliche Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses die Absicht an, die Wahlrechtsfrage zu besprechen. Der Kanzler hielt es deshalb, um der Diskussion die Schärfe zu nehmen, für nötig, bei der Eröffnung des Landtages im Januar 1916 in der Thronrede die Willensabsichten der Krone in folgenden Sätzen zu bekunden: „Der Geist gegenseitigen Verstehens und Vertrauens wird auch im Frieden

Digitized by Google

fortwirken in der gemeinsamen Arbeit des ganzen Volkes am Staat, er wird unsere öffentlichen Einrichtungen durchdringen und lebendigen Ausdruck finden in unserer Verwaltung und Gesetzgebung und in der Gestaltung der Grundlagen für die Vertretung des Volkes in den gesetzgebenden Körperschaften."

Der Minister des Innern hatte auch gegen einen solchen allgemein gehaltenen Hinweis auf die Wahlreform Bedenken, befürchtete davon eine Gefährdung des Burgfriedens und wünschte, ihn aus der Thronrede gestrichen zu sehen. Er fügte sich erst einem Mehrheitsbeschluß des Staatsministeriums, das die vom Kanzler vorgeschlagene Fassung der Thronrede billigte.

Womit hat denn also der Kanzler gezögert, da an die Einbringung einer Wahlrechtsvorlage niemand dachte? Etwa mit der Festlegung des Staatsministeriums und des Königs auf das vom Minister des Innern entworfene Pluralwahlrecht? Aber daß sein Gesetzentwurf nicht im Staatsministerium zur Beratung gestellt wurde, entsprach ja dem vom Minister selbst geäußerten Wunsche. Der Kanzler hat sich darüber in einem Brief an Herr v. Loebell vom 11. April 1917, wie folgt, geäußert:

„Die von Euer Exzellenz vorbereitete Wahlrechtsvorlage war auf Euer Exzellenz ausdrücklichen Wunsch nicht zum Gegenstand des Votenwechsels gemacht und nur gelegentlich regten Euer Exzellenz vor einigen Wochen bei mir an, zunächst vielleicht im kleineren Kreise eine vertrauliche Aussprache stattfinden zu lassen, nachdem ich Euer Exzellenz gesagt hatte, daß ich mich im Hinblick auf die durch die lange Dauer des Krieges hervorgerufene innerpolitische Entwicklung auf Ihren Entwurf nicht festlegen könne. Gegen die von Euer Exzellenz gewünschte vertrauliche Aussprache habe ich mich mit keinem Worte gewendet, und wenn sie nicht zustande kam, so war wohl die Erkrankung Euer Exzellenz der einzige Hinderungsgrund. Die Bemerkung Euer Exzellenz, „daß es Ihnen seit sieben Monaten nicht gelungen sei, eine Verhandlung über die grundlegenden Fragen durchzusetzen," ist mir hiernach nicht verständlich, und ich müßte einen etwaigen Vorwurf, als hätte ich eine solche Verhandlung verhindert, durchaus ablehnen."

Gegen das Pluralwahlrecht, das Herr v. Loebell vorschlug, erhoben sich allmählich innerhalb des Staatsministeriums selbst bei Ministern von durchaus konservativer Grundanschauung schwerwiegende Bedenken. So wies der Landwirtschaftsminister, Freiherr v. Schorlemer, selber stets ein Gegner des gleichen Wahlrechts, in einer Denkschrift darauf hin, daß dem Pluralwahlrecht die werbende Kraft fehle. Mit Zensusstimmen werde es für eine neue Auflage der „Dreiklassenschmach" erklärt werden. Herr v. Schorlemer empfahl deshalb, ein Drittel der Abgeordneten nach dem Reichstagswahlrecht, ein Drittel nach Berufsständen, ein Drittel aus Selbstverwaltungskörpern (Provinziallandtagen) zu wählen. Auch der frühere Minister und damalige Statthalter in Elsaß-Lothringen, Herr v. Dallwitz, mit dem der Kanzler trotz mancher politischen Meinungsverschiedenheiten immer in alten freundschaftlichen Beziehungen und lebhaftem Gedankenaustausch blieb, sprach sich gegen ein Pluralwahlrecht aus.

*

Digitized by Google

Auch dem Kanzler wäre es erwünscht gewesen, dem neuen preußischen Wahlrecht eine Form zu geben, die ein Gegengewicht gegen weitgehende Radikalisierung enthielt. Aber er kam nicht darüber hinweg, daß es nach diesem Kriege unvertretbar sei, das Wahlrecht nach Geld abzustufen. Er hat es mir etwa vom Ende des Jahres 1916 an oft ausgesprochen: das alte Dreiklassenwahlrecht mit seinen rohen Steuerstufen habe wenigstens seinen antidemokratischen Zweck erreicht, den es niemals verleugnet habe. Aber es sei ein vergebliches Bemühen, ein neues Wahlrecht konstruieren zu wollen mit der Absicht, es demselben antidemokratischen Zweck wirksam dienen und es gleichzeitig als demokratische Errungenschaft erscheinen zu lassen. Beide Ziele seien nicht zu vereinigen. Deshalb würden wir schließlich, da das Dreiklassenwahlrecht unmöglich geworden sei, notwendig zum gleichen Wahlrecht kommen.

Und als es sich um den Erlaß der Osterbotschaft handelte, hat er dieser seiner Überzeugung im Staatsministerium offenen Ausdruck verliehen. Die Mehrheit des Staatsministeriums — allerdings nur eine Mehrheit von einer Stimme — stimmte ihm bei und erklärte sich schon damals mit der Ankündigung des gleichen Wahlrechts einverstanden.

Aus welchem Grunde der Kanzler darauf verzichtete, mit dieser Ankündigung schon in der Osterbotschaft hervorzutreten, ist aus dem zweiten Bande seiner Betrachtungen hinreichend bekannt. Es galt noch, den Monarchen für das gleiche Wahlrecht zu gewinnen. Und dafür war die Einstimmenmehrheit des erwähnten Beschlusses bei den starken Widerständen in der Umgebung des Kaisers keine genügende Grundlage. Auch fehlte es an Zeit, wenn die Osterbotschaft nicht zu spät kommen sollte. So blieb jener Beschluß zunächst noch ein Internum des Staatsministeriums.

Nach diesen Vorgängen mußte es doch wohl im höchsten Grade überraschend wirken, als ein nationalliberaler Parlamentarier an den Chef der Reichskanzlei die Frage richtete, ob es mit Wissen und Willen des Kanzlers geschehe, daß der Minister des Innern mit den bürgerlichen Parteien des Abgeordnetenhauses mit Ausschluß der Freisinnigen über ein Pluralwahlrecht verhandle und dicht vor dem Abschluß eines festen Kompromisses stehe. Der nationalliberale Fraktionsführer des Abgeordnetenhauses und der darauf zum Reichskanzler gebetene Minister des Innern bestätigten die Nachricht.

Das war am 20. Mai 1917, sechs Wochen nach Erlaß der Osterbotschaft, die selbst von der Rechtspresse dahin interpretiert worden war, daß auf dem Wege zum gleichen Wahlrecht kein Halten mehr sei. Schon im März hatten im Reichstage nicht etwa nur Freisinn und Sozialdemokratie, sondern Zentrum und Nationalliberale stürmisch nach der preußischen Wahlreform verlangt. Der Abgeordnete Stresemann hatte die Frage des preußischen Wahlrechts als eine deutsche Frage, als eine der eminentesten Fragen der deutschen Politik bezeichnet. Süddeutsche Ministerpräsidenten, darunter der gewiß nicht demokratischer oder unitarischer Übertreibungen verdächtige Graf Hertling, wiesen den Kanzler nachdrücklich auf die große Bedeutung dieser Frage auch für die

Digitized by Google

Stimmung im außerpreußischen Reiche hin. Der Verfassungsausschuß des Reichstages beschäftigte sich mit dem Wahlrecht und war nur mit Mühe von Anträgen auf reichsrechtliche Einführung des gleichen Wahlrechts in den Bundesstaaten zurückzuhalten.

Der leitende Staatsmann hatte also allen Grund, überrascht zu sein durch den ohne seine Kenntnis unternommenen Versuch, diese Frage im stillen durch ein Pluralwahlrechtskompromiß hinter den Kulissen der Zweiten preußischen Kammer zu lösen. In der auf den 23. Mai einberufenen Staatsministersitzung betonte er schon in seiner einleitenden Rede die Unmöglichkeit einer Festlegung des Staatsministeriums auf ein bestimmtes Wahlrechtsprogramm über die Osterbotschaft hinaus und forderte im weiteren Verlauf der Besprechung, daß der Minister des Innern beauftragt werde, den Parteiführern zur Kenntnis zu bringen, daß das Staatsministerium sich völlige Freiheit seiner Entschließungen wahre. Das Staatsministerium beschloß demgemäß, nachdem auch noch der Staatsminister Helfferich als Staatssekretär des Innern auf die schweren und nachteiligen Wirkungen hingewiesen hatte, die ein Bekanntwerden der Verhandlungen über das Pluralwahlrecht im Reichstage haben müsse.

Selbstverständlich verlief die Besprechung im Staatsministerium in den diesem Kollegium eigenen ruhigen und vornehmen Formen. Der Vorwurf „nicht pflichtmäßigen" Handelns, der ja auch eine ganz unerhörte Anschuldigung gegen einen preußischen Staatsminister gewesen wäre, wurde nicht erhoben, woraus aber keineswegs gefolgert werden darf, daß das Staatsministerium dem Minister des Innern beitrat.

Der Gegensatz in den Anschauungen des Ministers des Innern und des Reichskanzlers über die zur Kernfrage der inneren Politik gewordene Wahlreform trat bei diesem Vorkommnis scharf hervor. Es war zugleich bezeichnend für den verhängnisvollen Gegensatz zwischen den Parlamenten Preußens und des Reiches. Herr v. Loebell hielt treu zu der konservativen Mehrheit des Abgeordnetenhauses. Der Leiter der Reichspolitik hatte die schwerere Aufgabe, das deutsche Volk und besonders die Arbeitermassen in einiger Kampfesfront zu erhalten. Der Kanzler mußte jetzt eine neue Besetzung des preußischen Innenministeriums wünschen, zu der auch ich ihm nach diesen Vorgängen mit Entschiedenheit geraten habe. Den Ministerwechsel durchzuführen war nicht möglich, ohne mit Seiner Majestät die Frage des gleichen Wahlrechts zu erörtern. Dazu war aber dem Kanzler auf lange Zeit der Weg verbaut durch den Vorstoß des Verfassungsausschusses des Reichstags wegen der Gegenzeichnung der Offizierspatente, der den Kaiser aufs tiefste erregt hatte. Die Trennung des Kanzlers und des Ministers hätte die Situation geklärt und wäre für beide besser gewesen als die Verkleisterung des Risses. Sie hätte auch Herrn v. Loebell aus einer unangenehmen Lage befreit und ihm schwere Konflikte erspart, in die ihn die Julikrisis und die Frage des Nachfolgers für Herrn v. Bethmann Hollweg hineinrissen.

*

Digitized by Google

Nach dem Zeitungsbericht über seinen Vortrag hat Herr v. Loebell auch seine Verwunderung darüber geäußert, daß der Reichskanzler, der in der Sitzung vom 23. Mai noch dem Staatsministerium die Freiheit der Entschließungen wahrte, schon Anfang Juli die Verkündigung des gleichen Wahlrechts forderte.

Aber gerade Herrn v. Loebell gegenüber hatte sich der Kanzler über seine Stellung zum gleichen Wahlrecht schon am 11. April 1917 in dem obenerwähnten Briefe folgendermaßen geäußert:

„Wenn ich in den Beratungen am 5. d. M. (über die Osterbotschaft) zunächst den Standpunkt vertreten habe, daß das gleiche Wahlrecht angekündigt werden müsse, so muß ich allerdings nach wie vor das Recht zu einem solchen Vorschlage für mich ebenso in Anspruch nehmen, wie ich es niemals unternommen habe, Euer Exzellenz das Recht zur Ablehnung eines solchen Vorschlages streitig zu machen. Der Gedanke, daß Euer Exzellenz darin eine persönliche Brüskierung erblicken könnten, weil Sie vor einem halben Jahre ein Pluralwahlrecht vorgeschlagen und das gleiche Wahlrecht für undiskutabel erklärt haben, hat sich mir allerdings dabei nicht aufgedrängt. Denn wie ich selbst zu jener Zeit ein Gegner des gleichen Wahlrechts für Preußen war, so haben mir doch die gewaltigen Weltvorgänge dieses Krieges die absolute Notwendigkeit entschlossenster Stützung der Monarchie mit allen — auch den extremsten — Mitteln zu einer Sache so fester innerer Überzeugung gemacht, daß ich in Konzessionen, die zu diesem Zweck auch im Gegensatz zu früheren Anschauungen gemacht werden, nicht sowohl ein Opfer als lediglich den Ausfluß apodiktischer Staatsnotwendigkeit erblicke. Ergibt sich, worüber ich ein endgültiges Urteil noch nicht zu fällen wage, der Zwang, selbst zum gleichen Wahlrecht — vielleicht in der Form eines Proporzes — zu greifen, so würde ich auch davor nicht zurückschrecken, ja freudig darauf eingehen, wenn nur dadurch die sichere Fundierung von Monarchie und Dynastie gewährleistet wird. Bei dieser Betrachtungsweise tritt — darin erhoffe ich Euer Exzellenz Zustimmung — jede Vorstellung von einer Aufopferung persönlicher Überzeugung völlig hinter der alleinigen Frage nach dem Einsatz rechter Mittel zu gewolltem Zweck zurück.

„Ich würde es als besondere Genugtuung empfinden, wenn sich bei Euer Exzellenz auch nach geschehener Tat die Überzeugung befestigen könnte, daß sie absolut notwendig war. Mich bedrängt höchstens der Vorwurf, sie beinahe zu spät vorgeschlagen zu haben.

„Seine Majestät war — das wird Euer Exzellenz interessieren — von dem Erlaß in jeder Beziehung hoch befriedigt und hält, wie mir heute berichtet wird, mit wachsender Überzeugung an dem darin eingenommenen Standpunkt fest, obwohl er in seiner militärischen Umgebung fast ausnahmslos stark zweifelnden Gesichtern begegnet. Unsere demokratische Presse erscheint mir durchaus verständig.

„Die antidynastischen Treibereien der Entente nehmen gesteigerten Fortgang, und ich werde nicht erstaunt sein, wenn sie demnächst öffentlich und offiziell er-

Digitized by Google

klärt, sie sei jederzeit zum Friedensschluß mit dem deutschen Volke, nicht aber mit der Hohenzollerndynastie bereit."

*

Man muß sich die Situation des Sommers 1917 ins Gedächtnis zurückrufen. Die mit den Rechtsparteien des Abgeordnetenhauses geführten Verhandlungen über das Pluralwahlrecht waren leider nicht unbekannt geblieben. Sie trugen mit anderen gegen das gleiche Wahlrecht gerichteten Anstrengungen dazu bei, die Unruhe und Ungeduld zu vermehren, die sich in der durch Ernährungsschwierigkeiten, durch Enttäuschung über das Ausbleiben der friedenbringenden Endwirkung des U-Bootkrieges und der russischen Revolution und durch die Aussicht auf einen vierten Kriegswinter und das Eingreifen Amerikas immer nervöser werdenden Volksstimmung des Sommers 1917 in steigendem Maße geltend machten.

Die Osterbotschaft hatte das Staatsministerium beauftragt, für die Änderung des Wahlrechts dem König bestimmte Vorschläge zu machen. Die bei der Rechten hervortretende scharfe Gegnerschaft gegen das gleiche Wahlrecht rief selbstverständlich dessen Freunde auf den Plan. Nicht nur in den demokratischen Parteien und in den Arbeitermassen wurde der Ruf nach dem gleichen Wahlrecht und der Parlamentarisierung immer lauter. Auch in intellektuellen Kreisen wurde er immer stärker erhoben. Angesehene Hochschulprofessoren, richterliche und kommunale Beamte begannen sich öffentlich dafür einzusetzen.

Am 3. Juli trat der Reichstag wieder zusammen. In einer Vorbesprechung, die der Kanzler am 2. Juli mit den Parteiführern abhielt, wurde auf allen Seiten ein noch nie dagewesener Tiefstand der Stimmung konstatiert und zwar nicht nur in Berlin, sondern im ganzen Staate. Auf sofortige Reform des preußischen Wahlrechts drängten nicht nur Sozialdemokraten und Freisinnige, sondern vor allem auch der die Nationalliberalen vertretende Abgeordnete Stresemann. „Ich spreche es als Preuße aus," sagte er, „wir brauchen die Wahlreform, das deutsche Volk braucht sie."

Im Verfassungsausschuß des Reichstages wurde wiederum ein Antrag vorbereitet auf reichsgesetzliche Einführung des gleichen Wahlrechts in den Bundesstaaten. Im Hauptausschuß kam es zu sehr bewegten Debatten. Die allgemeine Nervosität sprach besonders aus den Artikeln der Presse.

Ein Schreiben des Kanzlers an den Chef des Geheimen Zivilkabinetts vom 5. Juli 1917 schildert die Situation folgendermaßen:

„Grünau telegraphiert mir, daß Seine Majestät der Kaiser die Absicht habe, von Wien aus zunächst nach Berlin zu kommen. Ich kann diesen Entschluß nur auf das lebhafteste begrüßen. Voraussichtlich werde ich am 7. im Reichstag sprechen, und das Haus wird dann, soweit es sich bis jetzt übersehen läßt, am Dienstag auseinander gehen. Meiner Ansicht nach wäre es sehr erwünscht, daß der Kaiser während seines Aufenthaltes in Berlin, der hoffentlich nicht bereits am Sonnabend, den 7., sein Ende findet, nicht nur das Staatsministerium und den Reichstagspräsidenten, sondern auch die Führer der Reichs-

Digitized by Google

tagsparteien empfängt. Dabei müßten allerdings auch Vertreter der sozialdemokratischen Fraktion mit einbegriffen werden, selbstverständlich aber nicht der unabhängigen sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft. Eine solche Anknüpfung an den 4. August 1914 würde große Wirkung tun können, wenn dabei besonders das warme Herz des Kaisers für die Leiden des Volkes, seine Friedensbereitschaft, seine Abneigung gegen Eroberungspläne und seine feste Zuversicht auf ein gutes Ende unseres gerechten Verteidigungskampfes zum Ausdruck käme. Ob Vertreter der Sozialdemokratie, die infolge der erregten Stimmung im Lande gerade jetzt sehr große Schwierigkeiten in ihren eigenen Reihen haben, an dem Empfange teilzunehmen bereit sind, muß ich selbstverständlich erst noch durch vorsichtige Sondierung feststellen. Diese aber kann ich erst vornehmen, wenn ich weiß, daß Seine Majestät dazu grundsätzlich bereit ist, auch Sozialdemokraten zu sehen. Ich wäre daher für telegraphische Nachricht hierüber dankbar. Den Empfang der Parteiführer würde ich mir ebenso denken, wie seinerzeit den Empfang der Mitglieder des Kriegsernährungsamtes, d. h. bei uns und in äußerlich ungezwungener Weise.

„Die Fragen, die gegenwärtig die Gemüter aller bewegen, sind, abgesehen von Nahrungs- und Kohlennöten, die Art und der Zeitpunkt der preußischen Wahlreform, sowie die Aufnahme von neuen Männern in die Regierung, die vom Vertrauen der Parteien getragen, bzw. aus ihnen hervorgegangen sind. Was das Wahlrecht anlangt, so bin ich nach dem Verlauf, den der Krieg nun einmal genommen hat, zu der Überzeugung gelangt, daß wir um das gleiche nicht herumkommen. Ich glaube ebenso wie Dallwitz, daß man einer zu starken Demokratisierung des Landtags durch Einführung einer Wohnsitzklausel im Enderfolg schließlich noch wirksamer entgegenarbeiten wird als durch Einführung von Pluralstimmen. Denn soweit Pluralstimmen *nicht* von Einkommen- und Besitzsteuer abhängig gemacht werden, verschärfen sie nur die demokratische Wirkung des Wahlrechts. So würden Zusatzstimmen, die durch Alter, Kinderzahl, Kriegsteilnahme erworben werden, nur den großen Massen zugute kommen und die Wirkung der Steuerzusatzstimmen stark abschwächen, wenn nicht ganz aufheben. Mit Steuerstimmen *allein* ist ein Wahlrecht niemals durchzubekommen. Kommen jene anderen Zusatzstimmen hinzu, so wirken die Steuerstimmen nur wenig, verleihen aber auch dem neuen Wahlrecht das Odium des Klassenwahlrechts.

„Die Stimmung im Reichstag ist so erregt und schwankend, wie ich sie noch nie erlebt habe. Die täglichen Nachrichten von Lebensmittelunruhen und Streiks wirken sehr stark. Wir befinden uns ja in der für die Ernährung schwersten Zeit. Aber die psychologische Wirkung des Notstandes ist doch von ganz überraschender Stärke. Wenn soeben die radikale Sozialdemokratie ganz offen in der allerdings vertraulichen Kommissionssitzung erklärt, ein vierter Kriegswinter sei gleichbedeutend mit einer blutigen Revolution, so ist das selbstverständlich eine wilde Übertreibung, die vom Staatssekretär Helfferich mit großer Schärfe und Festigkeit zurückgewiesen worden ist. Aber sehr bemerkenswert ist, daß bei solchen demagogischen Entgleisungen selbst die Rechtsparteien nicht mehr die

Digitized by Google

Kraft zu starker Gegendemonstration finden, sondern der Regierung das Gefecht überlassen. Auch bei den Fortschrittlern und Nationalliberalen ist das Drängen auf schleunige Inangriffnahme der Wahlreform so stark, daß sich noch nicht übersehen läßt, wie die nächsten Tage im Reichstag ablaufen.

„Da nun die Wahlreform nicht sofort zu machen ist, die Regierung aber der bedrohlichen Entwicklung der Volksstimmung unmöglich tatenlos zusehen kann, so bleibt vorläufig nur die Auffrischung der Regierung mit neuen Männern, der aber voraussichtlich bald eine Erklärung über das Wahlrecht folgen muß. Sie wissen, daß ich dringend wünschte, dem Lande während des Krieges den Kampf um die Wahlreform zu sparen. Das wäre gelungen, wenn jetzt ein Ende des Krieges abzusehen wäre, aber da das nicht der Fall ist, so werden sich die Dinge mit unheimlicher Schnelligkeit dahin entwickeln, daß das gleiche Wahlrecht kaum noch ernste Widerstände findet, und daß die Krone sich entscheiden muß, ob sie es bald geben oder es sich entreißen lassen will. Wie verhängnisvoll letzteres im In- und Auslande wirken würde, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.

„Den Inhalt meiner Unterredung mit dem Kaiser über die Personalfragen habe ich Ihnen neulich in Kreuznach schon mitgeteilt. Daß Seine Majestät mir gegenüber schon früher geäußert hat, er werde keinen Schritt über die Osterbotschaft hinausgehen, ist Ihnen ja auch bekannt. Möglicherweise werden bei den bevorstehenden Unterredungen mit den Parteiführern und den Staatsministern auch die oben skizzierten Fragen zur Sprache kommen. Eine Festlegung des Kaisers gegenüber einzelnen Ministern oder anderen Personen etwa dahin, daß keinesfalls das gleiche Wahlrecht eingeführt werden wird, und daß der Termin der Einführung unter allen Umständen bis nach dem Kriegsende aufgeschoben wird, wäre in der gegenwärtigen Lage nicht zu ertragen. Der Kaiser muß sich und seiner Regierung die volle Freiheit des Handelns wahren. Bei einer für die Dauer des Krieges gebundenen Marschroute könnte ich die Verantwortung für die Führung der Geschäfte nicht weiter tragen. Der große Ernst der Lage nötigt mich, dies mit aller Bestimmtheit auszusprechen."

*

Das Schreiben zeigt, aus welchen Gründen der Kanzler zu dem Entschluß kommen mußte, das gleiche Wahlrecht schon im Juli anzukündigen. Es zeigt ferner, daß er diese Notwendigkeit schon betonte, bevor Erzberger am 6. Juli seinen überraschenden Vorstoß in der Reichstagskommission mit der Friedensresolution unternahm, und bevor die Stellung des Kanzlers durch das Eingreifen der Obersten Heeresleitung bedroht war. Am 6. Juli einigten sich dann im Reichstage nicht nur Sozialdemokraten und Fortschrittler, sondern auch Zentrum und Nationalliberale dahin, dem Kanzler eine Regierungserklärung zugunsten des gleichen Wahlrechts dringend nahezulegen. Der Abgeordnete v. Payer überbrachte dem Kanzler die Mitteilung. Der Kanzler nahm sie entgegen, ohne sich in seiner Entschließung zu binden. Man stelle sich vor, welche Wirkung es unter solchen Umständen wohl gehabt hätte, wenn die Regierung

Digitized by Google

plötzlich ein mit den Rechtsparteien des Abgeordnetenhauses vereinbartes Pluralwahlrechtkompromiß aus der Tasche gezogen hätte. Der Vizepräsident des Staatsministeriums, Herr v. Breitenbach, ein prinzipieller Gegner des gleichen Wahlrechts, der gewiß frei war von aller Neigung zu überstürzter Demokratisierung, hatte recht, wenn er im Kronrat am 9. Juli feststellte, daß die Regierung mit dem Pluralwahlrecht sich eine schwere Niederlage geholt hätte.

Es ist eine Legende, die auch in dem Loebellschen Vortrag anklingt, als habe der Kanzler mit der Verkündung des gleichen Wahlrechts die Erhaltung seiner Stellung bezweckt. Nicht um sich in seinem Amt zu halten, sondern aus innerster Überzeugung staatlicher Notwendigkeit heraus hat er die Proklamation des gleichen Wahlrechts gefordert, der die Mehrheit der Minister und Staatssekretäre im Kronrat am 9. Juli zustimmte.

Schon vorher, am 8. Juli, hatte der Kanzler Seiner Majestät die Gründe vorgetragen, die ihn nötigten, auf seinen schon im April im Staatsministerium gemachten Vorschlag, das gleiche Wahlrecht anzukündigen, zurückzukommen. Er bat aber auch in diesem Vortrag schon, auf seine Person und Stellung keine Rücksicht zu nehmen.

In einem Vortrag am 10. Juli, also einen Tag nach dem Kronrat, wies der Kanzler den Kaiser ausdrücklich hin auf die Erschütterung seiner persönlichen Stellung durch die Gegnerschaft der Konservativen, Nationalliberalen, Alldeutschen, durch die Opposition der Obersten Heeresleitung, durch das Nachlassen der Unterstützung von seiten des Zentrums, des Freisinns, der Sozialdemokratie. Er bat den Kaiser, ernstlich zu erwägen, ob es nicht besser sei, einen Kanzlerwechsel vorzunehmen. Allerdings werde auch ein neuer Kanzler das gleiche Wahlrecht fordern müssen. Der Kaiser stimmte der letzteren Auffassung zu und behielt sich im übrigen seine Entscheidung vor. Dies war in dem Vortrag, dem unmittelbar derjenige des Ministers des Innern vorangegangen war, und über den der erwähnte Zeitungsbericht Herrn v. Loebell sagen läßt: „Es gelang dem Kanzler, den Kaiser zu bestimmen, ihn im Amt zu lassen und die Botschaft wegen des gleichen Wahlrechts ihm zu geben." Dies ist falsch. Der von mir dargestellte Verlauf des Vortrages bei Seiner Majestät ergibt sich aus einer unmittelbar nachher niedergeschriebenen Aufzeichnung des Kanzlers.

Herr v. Loebell erzählt ferner, daß er dem Kaiser am 10. Juli gesagt habe, das gleiche Wahlrecht sei allerdings jetzt unvermeidlich, aber es müsse der Boden werden für eine neue Regierung, die sich dann sofort mit den Vertretern des Abgeordnetenhauses und des Herrenhauses in Verbindung setzen, diesen die Notwendigkeit der Reform in der jetzigen Lage entwickeln und dann dem Kaiser die Verkündung des gleichen Wahlrechts empfehlen müsse.

Herr v. Loebell trug sich noch immer mit der Hoffnung, das Wahlrechtsproblem in gütlichem Einvernehmen mit den Rechtsparteien des Abgeordnetenhauses zu lösen. Er versuchte dies — wie erwähnt — erst mit dem Pluralwahlrecht und war auch bereit, den Versuch mit dem von ihm aus prinzipiellen

Digitized by Google

Gründen scharf bekämpften gleichen Wahlrecht zu erneuern, nachdem die königliche Entscheidung für dieses ausgefallen und ein Kanzlerwechsel eingetreten war. Erst als der Reichskanzler Michaelis ihm Ende Juli 1917 schrieb, daß der Herr v. Heydebrand ihm auch jetzt noch schärfsten Widerstand gegen das gleiche Wahlrecht angekündigt habe, und daß er nunmehr den Unterstaatssekretär Drews zum Minister vorschlagen wolle, gab er die Hoffnung auf und nahm seine Entlassung.

Herr v. Bethmann Hollweg, dessen Politik täglich unter der immer schärfer werdenden Divergenz zwischen Preußen und dem Reich zu leiden hatte, hatte dagegen klar vorausgesehen, daß ohne schwere innere Konflikte die Wahlrechtsfrage nicht gelöst werden konnte. Er wußte, daß seine konservativen Gegner sich nicht nur wegen ihrer Machtstellung in Preußen, sondern auch aus innerer Überzeugung und staatlichem Pflichtgefühl gegen das gleiche Wahlrecht einsetzten, ebenso wie er selbst für dessen Ankündigung, und daß sie deshalb durch gutes Zureden nicht zu gewinnen waren. Deshalb wünschte er zwar immer den parlamentarischen Kampf um das Wahlrecht bis nach dem Friedensschluß aufzuschieben, erhoffte aber von einer Verzögerung der Ankündigung des gleichen Wahlrechts, wie Herr v. Loebell sie vorschlug, keinerlei Vorteil, sondern sah voraus, daß die Krone in wenigen Tagen die Freiheit der Entschließung völlig verlieren würde durch den bereits angekündigten Versuch reichsrechtlicher Regelung, der nicht von den Sozialdemokraten allein, sondern von einer aus Nationalliberalen, Zentrum, Freisinnigen und Sozialdemokraten gebildeten Vierfünftelmehrheit des Reichstages ausging, und der unterstützt worden wäre durch eine starke Bewegung im ganzen Lande. Deshalb riet er dem Kaiser zu schnellem Entschluß.

*

Auch die Haltung Seiner Majestät des Kaisers und Königs ist in dem Loebellschen Vortrag nicht richtig geschildert. Nach Herrn v. Loebells Darstellung hätte der Monarch geschwankt, erst Herrn v. Loebells Vorschlag auf Vertagung der Entscheidung und Bildung einer neuen Regierung zugestimmt, sich dann unmittelbar darauf vom Reichskanzler wieder bestimmen lassen, ihn im Amte zu belassen und ihm die Botschaft wegen des gleichen Wahlrechts freizugeben, um 24 Stunden später den Kanzler doch zu entlassen, weil sich die Parteien des Reichstages gegen ihn erklärt hätten.

Das Bild des Kaisers ist hier falsch gezeichnet. Er hat in jenen sturmbewegten Tagen fest zu seinem Kanzler gehalten, wohl, wie es Herrscherpflicht ist, auch die Ratschläge anderer gehört, sich aber in allen wichtigen Entscheidungen auf den Standpunkt des leitenden Staatsmannes gestellt, der sein Vertrauen besaß und dessen Politik er in ihren Grundlinien für die richtige hielt. Nicht er hat, wie Herr v. Loebell meint, infolge eines Druckes des Reichstages den Kanzler fallen lassen, vielmehr hat der Kanzler am 13. Juli früh seine Entlassung erbeten. Dabei wirkte allerdings die Haltung des Reichstages mit, indem unter Einwirkung der vom Abgeordneten Erzberger und dem Oberst-

Digitized by Google

leutnant Bauer von der Obersten Heeresleitung entfalteten Agitation auch ihn bisher unterstützende große Parteien den Kanzler des Verständigungsfriedens, der allerdings der panikartigen Gestaltung der Erzbergerschen Resolution widerstrebte, für ein Friedenshindernis erklärten. Vor allen Dingen aber sah Herr v. Bethmann Hollweg den Kaiser in der unerträglichen Zwangslage, zwischen seinem Kanzler und den beiden größten, vom einmütigen Vertrauen der deutschen Nation getragenen Heerführern wählen zu müssen, weil diese ihr Bleiben von einem Kanzlerwechsel abhängig machten. Er erklärte dem Kaiser, daß eine Entlassung der beiden Generale unmöglich sei, und reichte seinen Abschied ein, so daß der Kaiser den Heerführern, als sie am 13. Juli bei ihm eintrafen, ehe sie auf die Angelegenheit zu sprechen kamen, mitteilen konnte, daß der Kanzler seine Entlassung erbeten und erhalten habe.

So ist der wirkliche Hergang. So ist er vom Kanzler in seinen „Betrachtungen" dargestellt, und seine Darstellung war bis zu dem Loebellschen Vortrage von niemand angefochten. Sie ist auch unanfechtbar. Den Kanzler hat sein gutes Gedächtnis nie, wie jener Vortrag behauptet, im Stich gelassen. Es ist ihm treu geblieben bis zum Ende und wurde unterstützt durch reiches schriftliches Material. Auch als Historiker hat Herr v. Bethmann Hollweg mit der unbeirrbaren Wahrhaftigkeit und strengen Sachlichkeit gearbeitet, die ihn durch sein ganzes politisches Leben geleitet haben.

Nationalität und Naturalisation in England

Von

Dr. C. R. Hennings

Noch nie ist durch einen Krieg die bürgerliche Bevölkerung eines Landes so in den Wirrwarr des Konfliktes hineingerissen worden wie in dem verflossenen. Nicht nur wurde, allem internationalen Brauch zum Hohn, das Eigentum eines feindlichen Untertans mit Beschlag belegt, die Zurückgebliebenen wurden entweder interniert oder deportiert. Wer ist feindlicher Untertan? Die Beantwortung dieser Frage, grundsätzlich klar, stieß manchmal auf große Schwierigkeiten.

In Deutschland wird die Reichsangehörigkeit durch das Gesetz über den Verlust und Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit vom Jahre 1870 und durch das Reichs- und Staatsbürgergesetz vom 22. Juli 1913, in England durch die British Nationality and Status of Aliens Acts von 1914 und 1918 entschieden. Beide gehen von entgegengesetzter Auffassung aus. Wir unterscheiden grundsätzlich zwischen dem Erwerb der Staatsangehörigkeit durch Abstammung (jus sanguinis) und demjenigen durch Geburt innerhalb des Staatsgebietes (jus soli). Deutschland legt ersteres, England im wesentlichen letzteres Recht zugrunde, wodurch bemerkenswerte Gegensätze entstehen.

Digitized by Google

Wir besitzen ferner neben der mittelbaren eine unmittelbare Reichsangehörigkeit, die letztere für den nicht im Inlande lebenden Deutschen. Verlust der Staatsangehörigkeit findet durch Entlassung auf Gesuch, durch Erwerb einer fremden Staatsangehörigkeit sowie früher durch Nichterfüllung der Wehrpflicht statt. Wer zuvor zehn Jahre lang sich im Auslande aufhielt, sich weder in die zuständigen Konsulatsmatrikel eintragen ließ, noch den Auslandsaufenthalt durch zeitweilige Rückkehr nach Deutschland unterbrach, verlor nach dem alten Gesetz sein Heimatrecht. Diese trockene Formel ist jetzt glücklicherweise durch die Lex Delbrück beseitigt. Sehr viele Auslandsdeutsche haben ohne ihr Wissen durch Nichtbeachtung dieser Bestimmung ihr deutsches Staatsbürgerrecht verloren und erwarben fremdes Bürgerrecht, um ein schützendes, nationales Dach über sich zu haben. Auch eine mehrfache Staatsangehörigkeit kann es bekanntlich nach deutschem Gesetz geben. Liegen bei der Erwerbung einer ausländischen Staatsangehörigkeit Verhältnisse vor, die es als billig und wünschenswert erscheinen lassen, dem Antragsteller auch das alte Heimatrecht zu lassen, so kann eine doppelte Staatsangehörigkeit in besonderen Fällen gewährt werden. Die im Auslande geborenen Kinder von Reichsdeutschen sind Deutsche, mußten früher aber bis zum 31. Lebensjahr eine endgültige Entscheidung über ihre Dienstpflicht herbeigeführt haben. Ehemalige Deutsche müssen, auch wenn sie ein ausländisches Staasbürgerrecht erworben haben, bei ihrer Rückkehr auf Antrag ihrerseits wieder eingebürgert werden.

Dem steht gegenüber das englische Gesetz. Jeder im britischen Reiche Geborene ist Engländer, ferner auch das im Auslande geborene Kind eines Briten, aber nur bis zur zweiten Generation. Daß sich aus diesem bodenrechtlichen Standpunkte viele Mißstände ergeben, liegt auf der Hand. Häufig ist ein Übergang zum Abstammungsrecht angeregt worden, so schon von Sir William Harcourt im Jahre 1869, doch waren für England zweifelsohne die Vorteile größer als die Nachteile. Die einem Ausländer vor der Einbürgerung geborenen Kinder können, falls minderjährig und nicht schon durch Geburt englische Untertanen, in den Naturalisierungsakt eingeschlossen werden. Einbürgerung in einen fremden Staat nach Erreichung der Volljährigkeit bedingt Verlust der britischen Staatsangehörigkeit. Jemand, der durch Geburt englischer Untertan, kann, wenn er gleichzeitig durch die Staatsgesetze eines anderen Landes Angehöriger desselben ist, sich bei Volljährigkeit durch eine diesbetreffende Erklärung seines englischen Bürgertums entledigen. Diese Bestimmung würde auf die in England geborenen Kinder von Reichsdeutschen Anwendung finden können. Nach deutschem, wie nach englischem Gesetz nimmt die Frau die Nationalität des Mannes an und verliert dieselbe auch nicht durch den Tod des Gatten oder durch Scheidung. Die Möglichkeit einer verschiedenen Nationalität zwischen Mann und Frau ist durch das englische Gesetz vom Jahre 1918 gegeben. War der Mann feindlicher Untertan, so kann die englisch geborene Frau ihre Wiedereinbürgerung als Engländerin nachsuchen. Es ist erstaunlich, daß der sonst allgemein anerkannte völkerrechtliche Grundsatz, vor der Einbürgerung den Nach-

Digitized by Google

weis der Ablegung des alten Heimatrechtes zu bringen, früher in England nicht verlangt wurde. Erst nach dem neuen Gesetz können Naturalisierungszertifikate früherer Untertanen gegnerischer Länder, wenn die Inhaber nicht den Nachweis der Ablegung der alten Nationalität führen können, widerrufen werden.

Ob dem Jus soli oder dem Jus sanguinis der Vorzug gebührt, ist eine Frage, die eine verschiedene Beantwortung finden kann. Deutschland sendet viele Söhne in das Ausland und muß daher bestrebt sein, die Kinder seiner Angehörigen der Heimat zu erhalten. Daher die Berechtigung zum Abstammungsrecht. England andererseits bemüht sich, die Abkömmlinge solcher Auswanderer zu assimilieren, betrachtet sie als Bürger, denen dieses Recht durch die Geburt auf dem Boden verliehen wird. Hätte es das Abstammungsrecht vertreten, so wären die im Lande geborenen Kinder von Reichsdeutschen während des Krieges als feindliche Untertanen anzusehen gewesen, wodurch bei der großen Anzahl dieser das Problem der Deutschen im Inlande eine größere Schwierigkeit erfahren hätte.

Vom ideellen Standpunkte ist das Jus sanguinis, dem die allgemeine europäische Rechtsverfassung, übernommen von den Griechen und Römern, huldigt, vorzuziehen. England wendet daher diesen Herrenstandpunkt auch auf die im Auslande geborenen Söhne seiner Angehörigen an. Es fragt sich eben, ob für Kinder der Lebenskreis, die Umgebung ihrer Jugend oder die geistige Veranlagung, die von den Vätern ererbte Treue zum alten Lande, ausschlaggebend ist. Ich neige aus Erfahrung zur ersteren, materialistischen Auffassung, wobei allerdings zu bedenken ist, daß das Kind eines Juden stets Jude sein, eines Mongolen usw. stets die gleiche Rasse behalten wird. Durchweg ist die englische Auffassung eine durchaus praktische und kommt wohl den Bedürfnissen am nächsten. Doppelte Staatsangehörigkeit sollte durch internationale Regelung vermieden werden. Die im Auslande geborenen Kinder müßten bis zum 21. Lebensjahre die Nationalität des Vaters behalten, dann aber sich bindend erklären. Die Gesetze bedürfen einer dringenden Revision im Lichte der sich aus dem Kriege ergebenden Tatsachen.

Die während des Krieges in England zur Verhandlung gelangenden Nationalitätsfälle bildeten ein wahres Dorado für den Juristen. Die Veranlassung gaben in der Regel Verstöße gegen die Zwangsanmeldung feindlicher Untertanen, Unterlassungen in der Annahme, daß die deutsche Staatsangehörigkeit verlorengegangen oder nie besessen sei. Später, als in England der Militärzwang eingeführt wurde, ergaben sich neue Schwierigkeiten, da manche der in England geborenen Söhne von Reichsdeutschen sich weigerten, Militärdienste zu tun, da sie nach deutschem Gesetz Deutsche seien. Die meisten stellten sich zwar bereitwillig, da sie durch ihre Erziehung mehr englisch als deutsch in ihren Gefühlen waren. Anfangs wurden sie, soweit sie sich freiwillig gemeldet hatten, in die reguläre Armee eingestellt, selbst zu Offizieren befördert, später aber, auch die Söhne von Naturalisierten deutscher Herkunft, den Arbeiterbataillonen, einem der Middlesex-Regimenter, einverleibt. Diese wurden teils in England,

Digitized by Google

teils in Frankreich für Erd- oder andere mechanische Arbeiten verwandt. Ihre Zahl soll gegen Zehntausend betragen haben. Daß man sie nicht als voll ansah, geht aus dem Umstande hervor, daß sie sich, wenn auf Urlaub, bei der Polizei an- und abmelden mußten. Viele Tausende aber verblieben in der regulären Armee, einer späteren Verordnung entgegen, aber von ihren Vorgesetzten, die sie nicht entbehren wollten, zurückgehalten. Unzählige haben den Boden Frankreichs mit ihrem Blute genetzt, kämpfend gegen das Land ihrer Väter.

Vielen Deutschen in England fehlte es leider an nationalem Rückgrat. So kam es vor, daß Deutsche während des Krieges sich in Wort und Schrift auf seiten der Engländer stellten, in erster Linie, um ihre eigene Haut zu retten, um als sogenannte „Friendly enemy aliens" angesehen zu werden. Sie trifft nicht nur die Verachtung der eigenen Heimat, sondern auch im Grunde genommen die der Engländer, denen mit dem Grundsatz: „Right or wrong, my country" das Vaterland über alles geht. Es mögen jetzt einige Fälle besonders interessanter Natur wiedergegeben werden.

Das englische Gesetz wird am besten durch Lord Alfred Milner erläutert. Er sowohl wie sein Vater, waren in Deutschland geboren. Milners Großvater war Engländer von Geburt, James Richardson Milner, der sich 1825 als Kaufmann in Düsseldorf niederließ. Er änderte seinen Vornamen in Richard und heiratete eine Deutsche. Von seinen vier Söhnen war Karl der Vater des jetzigen Lord Alfred Milner. Karl Milner wurde 1830 in Neuß geboren und legte seine medizinischen Studien an den Universitäten Bonn, Tübingen und Gießen ab. In letzterer Stadt wurde sein Sohn Alfred 1854 geboren. Schon in jungen Jahren kam er nach England. Milner war bekanntlich 1897—1905 High Commissioner für Südafrika, ein heftiger Gegner der Verleihung von Selbstverwaltung an die früheren Burenstaaten, und nahm dann später am Weltkriege als Mitglied des engeren Kriegskabinetts und zum Schluß als Kriegsminister tätigen Anteil. Seine Gegner haben ihm aus seiner Geburt stets einen Strick zu drehen gesucht. Er hätte bureaukratische und militärische Tendenzen schon mit der Milchflasche eingesogen. Und als er bei Kriegsende zur Mäßigung der Bedingungen riet, griff die Northcliffe-Presse ihn scharf an, indem sie ihm deutsches Mitgefühl zuschrieb. Nach einem Statut vom Jahre 1773 ist auch der im Ausland geborene Enkel eines Briten Engländer. Das neue Gesetz vom Jahre 1914 hat aber diese Bestimmung ohne rückwirkende Kraft aufgehoben und läßt nur noch die zweite Generation zu.

Wie schon erwähnt, wurden die in England geborenen Söhne von Reichsdeutschen zur Militärpflicht herangezogen. Verschiedene erhoben Einspruch mit Berufung auf den § 14 des englischen Nationalitätsgesetzes, nach dem jemand, der durch ein fremdes Staatsgesetz gleichzeitig die Nationalität seines Vaters besitzt, bei Volljährigkeit auf das englische Bürgerrecht verzichten kann. Indem sie ihn zwangsweise dem Militär einverleibten, führte ein Widerstrebender aus, nützte die Behörde seine Minderjährigkeit aus. Das Gericht verurteilte ihn aber dazu, seinen englischen Verpflichtungen nachzukommen. Da der Vater

Digitized by Google

beim deutschen Militär, standen sich Vater und Sohn in feindlichen Kriegslagern gegenüber.

Am häufigsten trat während des Krieges der Vorwand, keine Nationalität zu besitzen, auf. In einem Falle hatte der Angeklagte nachweislich seine deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben, war dann amerikanischer Bürger geworden, ohne aber dieses Recht zu behalten, und behauptete nun, ohne jede Nationalität zu sein. Der Richter erklärte den Beweis aber nicht für erbracht, da er seine deutsche Nationalität stets wiedergewinnen könne.

In Fällen, in denen Söhne von Deutschen, die sich schon beim englischen Militär befanden, bei Eintritt in das volljährige Alter ihr durch Geburt erworbenes englisches Staatsbürgerrecht ablegen wollten, entschied das Gericht, daß während des Krieges grundsätzlich die Staatsangehörigkeit nicht aufgegeben werden könnte.

Ein Internierter klagte auf Freilassung, da er Deutschland schon in seinem 15. Lebensjahr verlassen und keine Nationalität besitze. Sein Anwalt führte aus, daß er ferner weit über zehn Jahre im Ausland gewesen sei, also nach dem deutschen Gesetz vom Jahre 1870 schon aus diesem Grunde seine deutsche Nationalität verloren hätte. Nach dem neuen Gesetze hätte sein Schutzbefohlener bis zum 31. Lebensjahre eine Entscheidung über seine Militärpflicht herbeiführen müssen, ein Alter, das von dem Kläger schon überschritten sei. Das Gericht ließ die Beantwortung der Frage, ob eine Person ohne Nationalität sein könne oder nicht, offen. Die Tatsache aber, daß der Kläger noch Anspruch auf Wiedererlangung seiner alten Nationalität habe, bei seiner Rückkehr der deutschen Armee einverleibt werden könne, müsse die Entscheidung zu seinen Ungunsten ausfallen lassen.

Bei der Beurteilung dieser Fälle wurde vom Gerichte der Jus soli-Standpunkt eingenommen. Ein in Deutschland Geborener wurde, ausgenommen im Falle der Naturalisierung, als Deutscher angesehen, selbst wenn er aus dem einen oder anderen Grunde seine alte Nationalität verloren hatte.

Nach Kriegsschluß ist mit Erfolg ein Prozeß durchgefochten worden, nach dem das englische Gericht den Staatenlosen anerkennt. Diese Entscheidung ist in vielen Fällen da von besonderer Bedeutung gewesen, wo es sich um Sequestration des Eigentums und Zurückhaltung desselben bei dem öffentlichen Treuhänder handelte. Wo nachweislich die Heimatsberechtigung verloren, eine neue aber nicht wieder erworben, tritt der Staatslose in sein Recht.

Die Einbürgerung von Leuten deutscher Abstammung betrug zahlengemäß bis zum Kriege etwa siebentausend. Auf die Jahre 1910—1914 verteilen sich diese wie folgt: Deutsche: 1910: 347; 1911: 334; 1912: 397; 1913: 409; 1914 (erstes Halbjahr): 262.

Während des Krieges wurden noch 165 Naturalisierungen feindlicher Untertanen vorgenommen, Fälle, in denen diese dem Lande zum Nutzen und Vorteil gereichten. Wiedereinbürgerungen von Witwen englischer Geburt, die durch Heirat feindliche Staatsangehörigkeit bekommen hatten, sind nicht ein-

Digitized by Google

geschlossen. Sie können auf Antrag ohne Schwierigkeit ihr altes englisches Bürgerrecht zurückerhalten. Da es nach dem englischen Staatsangehörigkeitsgesetz vom Jahre 1870, das bis 1914 in Kraft blieb, nicht erforderlich war, den Nachweis der Aufgabe der alten Heimatsberechtigung vor der englischen Naturalisierung zu führen, so ist es ohne Zweifel, daß viele Deutsche bei der englischen Einbürgerung noch die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen. Unter dem angeführten englischen Gesetz konnte ein unbescholtener, fünf Jahre in Großbritannien ansässig gewesener Ausländer, der vier englische Hausbesitzer als Bürgen stellte, gegen eine Gebühr von fünf Pfund Sterling auf seinen Antrag bei der Home Office britischer Bürger werden, ohne daß sich aber der englische Schutz auf die alte Heimat des Eingebürgerten bezog. Die Absicht, weiter in England zu verbleiben, war Bedingung. Das neue Gesetz vom Jahre 1914, das vor dem Kriege in Gültigkeit trat, änderte diese Bestimmung nicht wesentlich, dagegen brachte das Kriegsgesetz vom Jahre 1918 einschneidende Änderungen. Dieses Gesetz gibt der Regierung eine Handhabe, schon verliehene Eintragungsurkunden nichtig zu erklären, z. B. bei Mangel an Loyalität in irgendeiner Form, „disaffected or disloyal to His Majesty", wie es in solchen Urteilen zu heißen pflegt. Ein besonderes Komitee, das „Naturalization (Revocation) Committee" behandelt diese Fälle. Ein Naturalisierter, der sich über sieben Jahre lang im Auslande aufhält, verliert das englische Bürgerrecht, es sei denn, daß er für englische Interessen tätig ist. Als eine Kriegsmaßregel wurde ferner die Bestimmung getroffen, alle die während des Krieges feindlichen Ausländern behändigten Einbürgerungsurkunden einer Nachprüfung zu unterziehen. Für solche Prüfungen und Nichtigkeitserklärungen wurde das „Justice-Atkins-Committee" ernannt, dem zu diesem Zwecke gerichtliche Vollmachten übertragen wurden. Wird ein Naturalisierter seines englischen Bürgerrechtes verlustig erklärt, so brauchen die Frau und Kinder nicht ohne weiteres die englische Nationalität zu verlieren. Im Falle einer englischgeborenen Frau hat die Regierung sogar nicht das Recht, sie ihres angeborenen Heimatrechtes zu entkleiden. Es kann also auch in diesem Falle eine verschiedene Nationalität in der Ehe bestehen. Eine doppelte Staatsangehörigkeit ist aber bei der Naturalisierung nicht mehr zulässig. Bei Nichtaufgabe der alten Heimatberechtigung würde entweder die Einbürgerung nicht stattfinden oder aber eine schon vollzogene für richtig erklärt werden können. Es ist ferner zu bemerken, daß nach diesem Gesetz die Naturalisierung von Personen, die während des Krieges feindliche Untertanen waren, für die Dauer von zehn Jahren unzulässig ist.

Sehen wir nun, welche Stellung die Naturalisierten deutscher Abkunft im Kriege eingenommen haben, und wie sie gefahren sind. Dem Gesetz nach waren ihre Rechte und Pflichten denen anderer englischer Untertanen gleich. Schon von Anfang an aber wurden seitens der englischen Presse heftige Angriffe gegen sie gerichtet, und die Regierung gedrängt, die Naturalisierungen des letzten Jahrzehnts vor dem Kriege für nichtig zu erklären. Die Lage ver-

Digitized by Google

schärfte sich nach der Torpedierung der Lusitania. Die verschiedenen Börsen, für deren Mitgliedschaft für Nichtengländer Einbürgerung nötig ist, begannen, Deutsch-Naturalisierte auszuschließen, es sei denn, daß diese über sechzig Jahre alt waren oder Söhne in der englischen Armee hatten, und die Presse verlangte, daß sie ihre alte Heimat verleugneten. Leider waren viele nur zu schwach, dieses abzulehnen. Genützt hat es ihnen nicht viel. Diese Maitage des Jahres 1915 lieferten einen traurigen Beitrag zur völkischen Geschichte. Man kann zur Entschuldigung dieser Leute nur anführen, daß die Panik sich ihrer bemächtigte, daß diese allgemeinen Verfolgungen gegen alles, was deutschen Ursprungs war, Pogrome im wahrsten Sinne des Wortes, sie in eine Zwangslage brachten. Viele verloren den Kopf... Es ließen sich zahlreiche Einzelbeispiele anführen von Leuten, die vor dem Kriege mit deutschem Leben in England aufs engste verbunden waren, dann aber in der „Times" ihre alte Heimat verleugneten. Da aber jetzt durch Aufführung solcher Fälle keinem guten Zweck gedient sein würde, unterlasse ich es, näher auf Einzelheiten einzugehen. Mögen sich diese Männer vor ihrem eigenen Gewissen verantworten. In den Augen ihrer englischen Mitbürger haben sie an Ansehen wahrlich nicht gewonnen. Schweigen wäre in ihrer Lage besser gewesen.

Andererseits, den obigen Ausführungen gegenüber, muß hervorgehoben werden, daß zahlreiche Naturalisierte und ihre Frauen unendlich viel Gutes getan haben, indem sie in aufopferungswürdiger Weise für die deutschen Zivilgefangenen und besonders für die verarmten Angehörigen dieser sorgten. Ganz Hervorragendes wurde auf diesem Gebiete geleistet, und die alte Heimat ist tief in ihrer Schuld.

Als gänzlich nachteilig und den Interessen des Deutschen Reiches zuwiderlaufend hat es sich erwiesen, Naturalisierte zu deutschen Wahlkonsuln zu bestellen. Nicht alle werden den schweren Folgen, die eintreten können, so mannhaft gegenübertreten wie der anfangs des Krieges zum Tode verurteilte deutsche Konsul Ahlers in Sunderland. Den Pflichten eines deutschen Konsuls gemäß hatte er Reservisten Mittel an die Hand gegeben, bei Ausbruch des Krieges nach Deutschland zurückzukehren, kam aber hier, bei der Kriegserklärung Englands, in Widerspruch mit seiner Stellung als englischer Staatsbürger. Eine Hochverratsanklage war die Folge. Schuld und Unschuld drehten sich um die Frage, ob er schon von der englischen Kriegserklärung Kenntnis gehabt hätte, als er noch in tätiger Weise die deutschen Interessen vertrat. Vom Berufungsgericht wurde das Urteil erster Instanz, das auf Tod lautete, die durch das Gesetz festgelegte Strafe für Hochverrat, widerrufen, Ahlers zunächst auf freien Fuß gesetzt, dann aber interniert.

Mit großer Charakterstärke handelte Sir Edgar Speyer, Mitinhaber der bekannten Londoner Bankfirma Speyer-Brothers. Er kam im Jahre 1887 nach England, wurde daselbst naturalisiert, 1906 zum baronet erhoben und 1909 zum Mitglied des geheimen Staatsrats, des Privy Council, eine Ehre, die nur sehr wenigen Nichtengländern zuteil geworden ist. Gegen ihn richtete sich eine solche Masse von Haß und Gehässigkeit, daß ihm durch diese fortwährenden

Digitized by Google

Angriffe das Leben in England zur Unmöglichkeit gemacht wurde. In einem offenen Briefe gegen den damaligen ersten Minister Asquith protestierte er sehr energisch und wünschte von allen seinen öffentlichen Stellungen und Würden zurückzutreten. Der erste Minister lehnte dieses ab und versicherte ihm, daß er sein volles Vertrauen habe. Ende Mai 1915 verlegte Speyer seinen Wohnsitz nach den Vereinigten Staaten. Ende 1921 kam sein Fall vor das Komitee, das sich mit der Zurücknahme von Naturalisierungen befaßte. Seine Einbürgerung wurde für nichtig erklärt mit der Begründung, daß seine Handlungsweise während des Krieges mit der Auffassung eines englischen Bürgers nicht vereinbar gewesen wäre. Jedenfalls entsprach es dem öffentlichen Wunsche, ein Exempel zu statuieren, andererseits aber muß nicht übersehen werden, daß, wenn Speyer wirklich in Wort oder Tat über sein Ziel hinausgeschossen hat, ihm eine ganz unerhörte Reizung widerfahren ist. Bei den in allen Einzelheiten in der Presse veröffentlichten Bericht des Komitees muß man übrigens über die Tätigkeit der englischen Postzensur während des Krieges staunen ... Briefe von und nach allen Ländern wurden abgefangen, kopiert und lagen als Belastungsmaterial vor.

Dem Naturalisierten wurde bei jeder Gelegenheit zum Bewußtsein gebracht, daß man ihn nicht als voll ansah. Diesen Vorwurf muß man England im vollsten Maße machen. Auch das Adoptivland hat Pflichten seinen Eingebürgerten gegenüber, in erster Linie: Gleiches Recht für alle. Dieser Satz fand auf die Naturalisierten nur in beschränktem Maße Anwendung, und manche gefühlsmäßige Übertretung ihrerseits findet volle Entschuldigung in der ihnen während des Krieges widerfahrenen Behandlung. Von öffentlichen Ämtern mußten sie zurücktreten. Bei Aktiengesellschaften mußten naturalisierte Direktoren deutscher Abkunft die Leitung aufgeben. Von den Handelskammern wurden sie als Mitglieder ausgeschlossen. Der Schrei der Masse nach Internierung galt auch ihnen. Für Parlamentswahlen sollten sie der Stimme enthoben werden. Der Londoner Grafschaftsrat schloß ihre Kinder von Schulpreisen aus und die Regierung ließ sie nicht zu staatlichen Prüfungen zu. Und um Sicherheit zu schaffen, daß weder Naturalisierte noch ihre, wenn auch in England geborenen Kinder in staatlichen Stellen Platz gefunden hätten, wurde 1918 das „Justice Bankes Committee" zur Nachprüfung ernannt. Von den Börsen wurden sie ausgeschlossen. Eine gerichtliche Klage eines Naturalisierten gegen einen solchen Komiteebeschluß der Effektenbörse wurde abgewiesen. Zwar unterliegen die Mitglieder alljährlich der Wiederwahl, doch pflegte eine solche nur Formsache zu sein, zumal da ein Eintrittsgeld von 500 Pfund Sterling und Aktienbesitz der Börsengesellschaft verlangt wurde.

Gegen fünfzig Naturalisierte wurden auf Denunziation hin interniert. Einige, weil sie aus Gründen der doppelten Nationalität sich dem englischen Militärzwang nicht fügen wollten. Viele fühlten sich unschuldig, aber es wurde ihnen kein Gehör geschenkt. Die Internierung erfolgte unter dem Paragraphen 14 B des Reichsverteidigungsgesetzes des Defence of the Realm Act oder

Digitized by Google

kurz DORA genannt. Nach diesem konnten Personen feindlichen Ursprungs oder feindlichen Umgangs im Interesse der Sicherheit des Reiches ohne weiteres interniert werden. Zwar stand den so Betroffenen das Recht zu, bei dem Internierungskomitee Berufung einzulegen, doch wurde ihnen keine Gelegenheit gegeben, persönlich zu erscheinen.

Gegen diesen Eingriff in die persönlichen Rechte klagte, allerdings ohne Erfolg, eine Anzahl von Internierten, unter denen sich auch einige Rein-Engländer und Neutrale befanden, unter dem sogenannten Habeas Corpus Act dem Gesetz zum Schutz der persönlichen Freiheit, nach dem einem jeden Bürger das Recht zusteht, den Schutz der Gerichte gegen willkürliche Verhaftung zu beanspruchen. Dieses Gesetz, das schon 1679 zur Regierungszeit Karl II. Statut und wiederholt bestätigt wurde, wird als ein Grundpfeiler der englischen Freiheit angesehen.

Von maßgebender englischer Seite wurde wiederholt auf diese Nichtachtung des Freiheitsstatutes hingewiesen. Es handle sich um die Rückkehr zu den despotischen Tudorzeiten. Endlich taten sich eine Anzahl von Betroffenen zusammen und klagten auf öffentliches Gehör. Die sehr beträchtlichen Kosten dieses bis zum House of Lords durchgeführten Prozesses, bekannt unter dem Namen Zadig, wurde durch Sammlung aufgebracht, an der sich auch einige liberalgesinnte englische Blätter beteiligten. Ihre Klage auf Habeas Corpus wurde aber in allen Instanzen, wie wohl nicht anders zu erwarten, abgewiesen.

Die Naturalisierung ist, streng genommen, eine schwere Gewissensfrage. Denn mit der Einbürgerung in einen fremden Staat soll der Betreffende sich auch mit der Geistesrichtung seines Adoptivlandes identifizieren und hat Pflichten, nicht nur Rechte. Viele, und ich fürchte, die meisten sahen die Einbürgerung nur als eine äußerliche, eine reine Geschäftssache an, bei der sie diesen oder jenen Vorteil im Auge hatten. Erst der Krieg hat ihnen die Augen geöffnet. Als voll wird der Naturalisierte selten oder nie angesehen. Steht er im Militäralter, so kann er gezwungen werden, gegen seine alte Heimat die Waffen ergreifen zu müssen. In Wirklichkeit wird wohl jeden Mannes Herz für das Land seiner Kindheit schlagen. Keiner kann aus seinem Herzen eine Mördergrube machen. Es ist auch eine bekannte Tatsache, daß mit wachsendem Alter die Sehnsucht nach der alten Scholle steigt. Die völlige Entäußerung aller Gefühle für die alte Heimat ist jedenfalls ein Unding und deshalb kommt die Naturalisierung, als Gefühlssache angesehen, wohl häufig einem Verrat an der eigenen Seele gleich. Darüber sollte sich auch das naturalisierende Land klar sein und nicht mehr erwarten als der Adoptierte geben kann. Dieses wird aber jedenfalls eine volle Übernahme der Pflichten verlangen können. Jedenfalls ist der Schritt der Naturalisierung in Zukunft mit größerer Überlegung zu tun.

Digitized by Google

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee[1])

Geschäftsträger in Paris (1871)

Mitgeteilt von

Heinrich Otto Meisner

Berlin, 16. April.

Ich meldete mich früh 9 Uhr zum Dienst beim Kaiser und gleichzeitig vom Urlaub zurück.[2]) Er war sehr freundlich, gab mir die Hand und sagte: „Na, in Paris sieht es ja schön aus;" nach seinen Nachrichten war eine baldige Lösung der Wirren noch nicht zu erwarten.

Zwischen Bismarck und Moltke geht der alte Hader fort. Jetzt sind sie verschiedener Meinung über die in Frankreich zu lassende Truppenzahl. Bismarck will keinen Mann, Moltke zwei Armeekorps zurückziehen. Auch zwischen dem König und Bismarck ist eine kleine Spannung. Der Kanzler ist gerade augenblicklich wieder so nervös wie möglich. Seine Umgebung klagt sehr und hat in der Tat einen schweren Stand.

17. April.

Die Kommune hat uns angeboten, die 500 Millionen zu zahlen, wenn wir ihnen die nördlichen Forts einräumen. Man wird ihnen gar nicht antworten.

18. April.

Ich war am Abend bei Bismarck. Zu meinem Erstaunen höre ich, daß Thiers gar nicht daran denkt, den Parisern die Lebensmittel abzuschneiden. Wir haben ihm angeboten, keine Eisenbahnzüge mehr hineinzulassen, er hat es aber abgelehnt. Bismarck erzählt, daß Thiers abermals gebeten hat, ihm 25 000 von den in Metz und Sedan Gefangenen herauszugeben. Er ist aber abschlägig beschieden worden. Der Kanzler äußerte: „Ich habe ihm sagen lassen, daß er an 100 000 Mann genug hätte. Was ihm fehlt, seien schwere Geschütze, und die könne er sich aus Festungen kommen lassen, allenfalls von uns leihen. Wir sind auch selbst bereit, Paris von unseren Forts zu bombardieren, aber nur, wenn er uns schriftlich darum ersucht."

---

[1]) Aus den bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin demnächst erscheinenden Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee.

[2]) Verfasser — damals Flügeladjutant — hatte Anfang April seinem Vater in Breslau einen Besuch abgestattet.

Digitized by Google

22. und 23. April.

Bei den Vorträgen des Generals Moltke, zu denen regelmäßig Podbielski, General Tresckow und Roon, wenn er gesund ist, erscheinen, wird jetzt stets der Kronprinz zugezogen. Er hat sich darüber beklagt, daß er zu wenig von wichtigen Sachen zu hören bekäme. Er befindet sich überhaupt in einer eigentümlichen und wenig lobenswerten Stimmung gegen den Kaiser. Er tadelt alles, mokiert sich und hat das Gefühl, daß absichtlich vieles geschieht, nur weil er es nicht will und umgekehrt. Er tut seinem Vater bitteres Unrecht.

Sonntag war ich mit dem Kaiser im Dom. Hengstenberg predigte endlos. Beim Zurückfahren sagte der Kaiser: „Das war eine recht seichte Predigt." Dann erzählte er mir, es sei ein Bericht aus dem Elsaß eingegangen, nach dem die große Mehrzahl der Bevölkerung sich angesichts der Zustände in Frankreich sehr befriedigt mit den neuen Verhältnissen zeigte. „Na, wenn das nur Bestand hat," fügte er hinzu.

27. April.

Ich bin gestern abend bei Bismarck gewesen. Er sieht wieder recht leidend aus und klagt auch sehr über seine Gesundheit. Die Stunden, in denen er Schlaf findet, sind von 7—12 vormittags. Erst spät abends fühlt er sich leidlich wohl, das ist dann seine Arbeitszeit.

Es wird von verschiedenen Seiten sehr gedrängt, Truppen aus Frankreich zurückzuziehen, um die in Deutschland noch zur Gefangenenbewachung usw. nötigen Landwehren nach Haus schicken zu können. Ich glaube, daß Bismarck jetzt nachgeben wird; allerdings ist es eine Inkonsequenz, und ich halte gerade jetzt die Truppen für nötiger als vor vier Wochen. Der Kaiser selbst kann noch nicht recht schlüssig darüber werden.

29. April.

In Versailles sammeln sich immer mehr Bonapartisten, allmählich wird das Publikum mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Napoleon wiederkommen könne. Hierbei muß ich ein Gespräch erwähnen, das ich vor etwa vier Wochen im Bismarckschen Salon hatte.

Damals war meine feste Überzeugung, daß durch die Revolution in Paris die Chancen Napoleons sich sehr verbesserten, und sagte Bismarck: „Nach meiner Ansicht ist es praktisch, Napoleon ein paar Millionen zu geben, um möglichst schnell zu unseren Milliarden zu kommen." Der Kanzler ging sofort auf diesen Gedanken ein: „Ich habe, erwiderte er, mit ihm verhandelt, indes verlangt er eine Reduktion der Friedensbedingungen, um ernste Schritte tun zu können. Auf solche Unverschämt-

Digitized by Google

heit habe ich ihm gar nicht geantwortet." In Paris hatte ich den Eindruck gewonnen, daß nach dem Kaiserreich die Republikaner und nach diesen bald die Orleans kommen würden.[1]) Nun nutzt sich die Republik überraschend schnell ab, die Orleans machen aber keine rechten Anstalten. Es scheinen in summa recht erbärmliche Leute zu sein. Gegenüber den anderen Parteien müßte sich doch jetzt die Fusion zustande bringen lassen; aber es sieht gar nicht danach aus. Legitimisten und Orleanisten können auch nichts wie opponieren und negieren. Sobald sie etwas schaffen sollen, krankt jede der Parteien an so viel inneren Zwistigkeiten, daß sie versagen. Da sind die Bonapartisten andere Leute! Und wenn jemand sagt, nach Sedan sei der Kaiser unmöglich, so kennt er die Franzosen schlecht. In Frankreich ist niemand unmöglich. Es entscheidet immer der letzte Eindruck; seit Sedan ist soviel passiert und haben sich die Republikaner so blamiert, daß der Kaiser schon jetzt von vielen mit Freuden begrüßt werden würde.

Man ist sehr im unklaren über die Vermögensverhältnisse des Kaisers. Die Angaben variieren zwischen sehr reich und ganz arm. Ich halte letzteres für möglich. Er hatte eine sehr bedeutende Zivilliste, aber auch kolossale Ausgaben, und gar zu viele Blutsauger hingen an ihm. Nebenbei war er sehr gutmütig und wohltätig. Da er die Möglichkeit fortgejagt zu werden aber immer vor Augen gehabt hat, so wäre es ganz wunderbar, wenn er sich nicht allmählich im Ausland Vermögen gesichert hätte. Bismarck erzählte mal, es sei ihm am Tage nach Sedan aufgefallen, wie sehr der Kaiser sich mit seinen Bagagen beschäftigt und mehrere Male gefragt habe, ob sie auch noch vorhanden seien. Es habe ihm den Eindruck gemacht, als könnten einige der Fourgons mit Geld beladen sein.

4. Mai.

Bismarck wird heute nach Frankfurt a. M. reisen und dort mit Jules Favre[2]) zusammentreffen; die ganze Situation wird nicht günstig beurteilt. Die Friedensverhandlungen in Brüssel kommen gar nicht vorwärts; wie man meint, wegen schlechten Willens der Franzosen. Bismarck sagt, wahrscheinlich wäre es am besten, wir forderten Thiers auf, mit seiner Armee hinter die Loire zu gehen, und nähmen dann die Sache mit Paris ernsthaft in die Hand.

5. Mai.

Heute abend sollte ein großes Konzert von Wagner sein, wozu der König kontra Hülsen[3]) und wohl auf Drängen der Freifrau v. Schleinitz[4])

[1]) Die große Mehrheit der am 8. Februar 1871 gewählten französischen Nationalversammlung bestand aus Anhängern des Königtums, darunter dreiviertel Orleanisten.
[2]) Der französische Außenminister.
[3]) Generalintendant.
[4]) Gemahlin des Hausministers.

Digitized by Google

das Opernhaus bewilligt hatte. Man wollte mit dem Kaisermarsch und einer Hymne auf den Kaiser beginnen. Dieser sagte mir: „Ich kenne so etwas schon und habe mir glücklicherweise die Worte, die man singen will, geben lassen. Lesen Sie mal diesen Unsinn. Es ist natürlich nichts als Lobhudelei, und ich will unter keinen Umständen zugegen sein. Gehen Sie hinüber und arrangieren Sie, daß man zur bestimmten Zeit anfängt. Sagen Sie nur, ich würde wahrscheinlich gar nicht kommen, sonst wartet man, und das Publikum wird unruhig. Ich richte mich dann so ein zu erscheinen, wenn das erste Stück vorüber ist."

9. Mai.

Aus Frankfurt sind gute Nachrichten da. Bismarck hofft, mit Favre ganz einig zu werden; es kann sein, daß die weiteren Verhandlungen dann nicht mehr in Brüssel, sondern in Frankfurt geführt werden.

Es scheint mir, als ob General v. Treskow den Wunsch hat, eine Division zu bekommen, also aus seiner Stellung als vortragender Generaladjutant auszuscheiden. Ich glaube, daß sodann General Alvensleben I, bisher Kommandierender General des IV. Armeekorps, an seine Stelle treten wird; da er aber nicht gern viel arbeitet, so gibt man wohl Albedyll die Mehrzahl der Geschäfte. Bismarck ist mit Alvensleben gut bekannt und wünscht sehr, ihn hier zu haben als Vermittler mit dem König, Moltke usw., wozu er sich jedenfalls sehr eignet. Schon während des Krieges, zur Zeit der inneren Konflikte, hatte Bismarck diesen Wunsch; damals wurde Boyen zum Gouverneur von Mainz designiert, um Alvensleben Platz zu machen.

10. Mai.

Der Kaiser ist schon seit längerer Zeit nicht wohl. Manchmal hat er sogar ausgesprochen: „Ach, wenn ich doch den 3. August noch erleben könnte." Es scheint fast, als sehe er in der Enthüllung des Denkmals seines Vaters einen Akt der Pietät, der seine Laufbahn abschließen soll.

Politisch sieht es sehr gut aus. Heute gegen Abend bringen die Zeitungen die Nachricht aus Frankfurt, daß der Friede definitiv abgeschlossen sei und man sich auch über die Geldzahlungen geeinigt habe.

Der Prinz von Oranien[1]) ist seit gestern hier und reist heute abend wieder ab. Er kommt von Petersburg, wo er sich verlobt haben soll. Heute früh ist der Herzog von Braunschweig[2]) angekommen; der einzige

[1]) Wilhelm, Kronprinz der Niederlande, Sohn Wilhelms III., Halbbruder der jetzt regierenden Königin.

[2]) Herzog Wilhelm (1806—1884), zweiter Sohn des durch seinen Kampf gegen Napoleon bekannten Herzogs Friedrich Wilhelm.

Digitized by Google

norddeutsche Fürst, der sich noch gar nicht gezeigt hat. Er beträgt sich überhaupt seit 1866 sehr feindselig und ist u. a. noch nicht zum Abschluß einer Konvention zu bewegen gewesen. Sonst war das Verhältnis mit dem König und den Prinzen Karl und Albrecht ein sehr intimes; sie haben ihre ersten Offiziersjahre zusammen verlebt.

12. Mai.

Ich war heute abend bei Bismarck. Er sah recht wohl aus und war entschieden stolz über seinen Erfolg. Als nach Mitternacht die meisten Leute fort waren, erzählte er noch sehr interessant von Frankfurt. Er tadelte sehr, wie die Unzufriedenen, deren es bei so großen Umwälzungen ja natürlich viele gäbe, ihm stets das Leben sauer machten und nur ihre Sonderinteressen im Auge hätten. Man müsse einen solchen Friedensschluß in seiner Gesamtheit beurteilen; er habe, um schnell zum Abschluß zu kommen, sich nicht allzuviel um Einzelinteressen kümmern dürfen. Bei ihm könne der Maßstab nur der sein, ob diese oder jene Abmachung nach 50 Jahren noch getadelt würde bzw. die Interessen verletze oder nicht.

14. Mai.

Die Kaiserin bemüht sich sehr kräftig, den Einzug bis in den Juli oder August hinein zu verschieben. Sie geht morgen nach dem Rhein und hat keine Lust, bald wieder zurückzureisen. Einen solchen Gedanken pflegt sie nicht so leicht aufzugeben, es wird also noch heftige Kämpfe kosten. Bismarck kam gestern aus dem Palais nach Hause und hatte von dieser Einwirkung schon gehört. Er schimpfte tüchtig und sagte zu seiner Familie: „Ein Institut muß fallen, die Ehe oder das Königtum, beide zusammen sind ein Unsinn. Da wir aber das Königtum gebrauchen, so muß es die Ehe sein." Hierbei muß ich aber erwähnen, daß man bis vor wenigen Tagen dem König gesagt hatte, der Rücktransport erfordere vier bis fünf Wochen. Nun mit einem Male will man ihn in 14 Tagen bewerkstelligen. Solche Unregelmäßigkeiten in den Ansichten liebt der König nicht, sie machen ihn mißtrauisch. Nebenbei habe ich soviel hier auch schon gelernt, daß, wenn der König einmal nicht heran will, einen Entschluß zu fassen, es außerordentlich schwer ist, ihn dazu zu vermögen. In der vorliegenden Frage ist ganz unverkennbar, daß er den Franzosen nicht traut, trotz abgeschlossenem Frieden, und nicht wünscht, daß wir uns dort vorzeitig schwächen.

15. Mai.

Um 12 Uhr kamen Moltke, Roon, Podbielski und Tresckow. Sie hatten die Absicht, den König zu dem Entschluß zu bringen, den Einzug in Berlin zum 3. Juni zu befehlen. Es gelang ihnen aber nicht, sie ver-

Digitized by Google

ließen den Monarchen mit verstimmten Gesichtern; Tresckow ging nachher noch einmal allein hinein, auch dieses Mal ohne Erfolg. Nachdem sodann zwei Stunden Vortrag in Sachen des Zivilkabinetts gewesen war, kam Bismarck, dem ich die Aufregung im ersten Augenblick ansehen konnte. Sein einziger Zweck war entschieden die Einzugsfrage, und er erging sich schon mir gegenüber in allerhand Übertreibungen. Er sagte unverhohlen: „Es ist ganz allein die Königin, die uns hier Schwierigkeiten macht; die ganze Stadt spricht schon davon, daß sie keine Lust hat, ihre Badekur zu unterbrechen, lieber die Rückkehr der Truppen aufschiebt, statt noch ein paar Wochen hierzubleiben, und dadurch dem Lande Millionen kostet."

Ehrlich gestanden ist meine Ansicht, daß Berlin bisher noch nichts von der ganzen Sache gewußt hat, daß aber jeder, der aus dem Bismarckischen Salon kommt, diese Ansicht mitbringt. Man ist wieder einmal im Begriff, sich ohne Not in die größte Erregung hineinzureden. Bei ruhigen Gemütern ließe sich ein Vergleich schon dadurch zustande bringen, daß man das Gardekorps nicht Hals über Kopf, sondern allmählich zurücknimmt und lieber andere Korps, die nicht hierher sollen, vorweg fahren läßt. Dann würden nicht Millionen zum Fenster hinausgeworfen, und der ganze Konflikt, der durch den frühen Einzug hervorgerufen ist, wäre vermieden.

16. Mai.

Ich sehe jetzt ganz deutlich, daß die Frage des Einzugs zum 3. Juni allein von Bismarck aufgerührt ist. Im Generalstabe war berechnet worden, daß, wenn am 20. der Rückmarsch begann, das Gardekorps in den ersten Junitagen hier sein konnte; Bismarck hat sich nun in den Kopf gesetzt, diesen Termin festzuhalten. Vor dem 20. läßt der Kaiser den Abmarsch nicht zu und für diesen Tag wird er ihn auch nur dann befehlen, wenn Paris inzwischen gefallen ist. Dies wird aber bis dahin keinesfalls eintreten. Ganz augenscheinlich wagen Thiers und seine Generale keinen Sturm, mit zuverlässigen Truppen wäre es längst hierzu an der Zeit gewesen.

Man sagt, Bismarck wolle den Reichstag gern noch über Pfingsten hinaus zusammenbehalten und dazu als Lockmittel auch den baldigen Einzug benutzen. Aus sicherer Quelle erfahre ich, daß er jetzt eben über eine sehr bedeutende Summe aus dem Welfenfonds selbständig verfügt hat. Also ist wohl irgendeine wichtige Persönlichkeit gekauft worden.

20. Mai.

Gestern abend ist Bismarck abgereist. Man sagt, er sei auffallend vergnügt gewesen. Gestern ist ihm nämlich bekannt geworden, daß er auf

Digitized by Google

eine sehr anständige Dotation rechnen könne. Die Dotation des Kanzlers wird gesondert vor den Reichstag gebracht und geht ohne Zweifel durch. Nachher wird der Kaiser für die Armee eine Summe fordern, ohne bestimmte Namen zu nennen; er will unter allen Umständen vermeiden, daß wie nach 1866 die einzelnen Persönlichkeiten begutachtet werden. Damals wäre die ganze Sache beinahe daran gescheitert, daß der König Manteuffel dotieren wollte und das Abgeordnetenhaus sehr entschieden dagegen opponierte.

22. Mai.

Nun scheint der Kommune in Paris mit einem Male die Kraft auszugehen. Die Versailler Truppen sind gestern ohne Kampf an mehreren Punkten in die Enceinte gedrungen.

25. Mai.

Als ich mich heute früh meldete, hatte der Kaiser eben die Telegramme vom Brande der Tuilerien, des Hôtel de Ville, des Luxembourg, der Rue de Lille usw. erhalten. Er sagte u. a.: „Das sind die Folgen des ewigen Kokettierens mit den Liberalen."

Als Tag des Einzuges ist nun definitiv der 16. Juni festgesetzt. Schwache Deputationen der ganzen deutschen Armee werden zugegen sein.

Nachmittags kam noch Bismarck, um den Kaiser zu sprechen, der aber gerade ausgefahren war. Jener konnte nicht lange warten und trug mir auf, dem Kaiser einige Telegramme aus Paris zu geben und ihm dann zu sagen, daß eben im Reichstage eine ziemlich erregte Szene gewesen sei. Man habe ein Amendement eingebracht, daß ohne Bewilligung des Reichstages in Elsaß-Lothringen keine Schulden gemacht werden dürften.[1]) Bismarck hatte das Bedürfnis, dem Parlament wegen des Bunsenschen Antrags[2]) und anderer Ursachen eine kleine Lektion zu geben, und ergriff die sich hier bietende Gelegenheit. Er sagte mir, die Herren fangen an unbequem zu werden. Die Versuchung, auch etwas regieren zu wollen, ist gar zu groß, die Flachköpfe von Freikonservativen stehen dabei obenan. Ich habe ihnen gleich den Stuhl vor die Tür gestellt und glaube wohl, daß es helfen wird. Der König hörte meinen Auftrag nachher an und sagte: „Es ist mir sehr lieb, daß er ihnen tüchtig die Wahrheit gesagt hat."

[1]) Amendement Stauffenberg-Lasker zum Gesetzentwurf betr. die Vereinigung von Elsaß und Deutsch-Lothringen mit dem Deutschen Reiche, das mit ziemlich starker Majorität am 22. Mai zum Beschluß erhoben worden war.

[2]) Der Bunsensche Antrag wollte den Reservisten und Landwehrmännern Darlehen oder einmalige Gaben aus der französischen Kriegsentschädigung gewährt wissen.

Digitized by Google

31. Mai.

Die Revolution in Paris scheint nun völlig beendigt. Die Zerstörung ist ganz furchtbar, Tausende von Menschen sollen ums Leben gekommen sein. So verworfen die Kommunisten sich gezeigt haben, ebenso verächtlich erscheint die französische Armee. Nachdem sie in der fast zweimonatigen Belagerung sich erbärmlich gezeigt hat, so daß man niemals wagte, sie zu einem energischen Angriff zu verwenden, ist sie jetzt von der entsetzlichsten Grausamkeit gegen ihre Gegner und kühlt ihre Rache an den Gefangenen. Noch verächtlicher zeigt sich die Bevölkerung im allgemeinen. Es wird übrigens bisher seitens der Regierung mit großer Strenge verfahren; man scheint, gedrängt durch die monarchische Majorität, entschlossen zu sein, eine gründliche Abrechnung zu halten.

8. Juni.

Bei meiner Ankunft in Berlin[1]) fand ich einen Brief von Keudell vor, der mich in Bismarcks Auftrag sprechen wollte. Bei Albedyll erfuhr ich schon, um was es sich handelte. Bismarck will mich sogleich auf kurze Zeit als Geschäftsträger nach Versailles schicken. Das kommt mir völlig überraschend und liegt insofern nicht günstig, als der König soeben die Genehmigung gegeben hat, daß ich Kommandeur des 13. Ulanenregiments werde. Dies ist ein von mir lange gehegter Wunsch. Albedyll sagte mir mit großer Entschiedenheit, die Stelle könne nicht lange vakant bleiben, mit dem Eintreffen des Regiments in Hannover müsse ein neuer Kommandeur hin; könne ich nicht, so würde ein anderer bestimmt werden.

Ich ging nun zu Bismarck. Er sagte mir: „Der Gesandtschaftsposten in Versailles muß jetzt besetzt werden. Es kommt mir darauf an, dort zunächst jemanden zu haben, der außer den sonstigen Verhältnissen namentlich die militärischen im Auge hat. Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie hingingen. Es soll nicht lange dauern; einige Wochen, höchstens einige Monate. Dann kommt der wirkliche Gesandte hin, wahrscheinlich Harry Arnim. Nun hat mir der König gesagt, daß er Ihnen eben ein Regiment gegeben hat und dies nicht lange verwaist bleiben kann. Ich verstehe sehr wohl, daß Sie Ihr Herz zum Regiment zieht, Sie müssen aber auch den Verstand fragen, und der wird Ihnen sagen — vorausgesetzt, daß Sie überhaupt Passion für dergleichen haben —, daß Sie mein Anerbieten annehmen müssen. Kann ich Sie nicht bekommen, so wird mir Oberstleutnant v. d. Burg vorgeschlagen, er ist mir aber nicht so angenehm wie Sie."

Meine Antwort war, daß ich die Sache mit großer Passion annehmen, aber allerdings sehr bedauern würde, dadurch um das Regiment

[1]) Verfasser war zu seinem erkrankten Vater gereist.

Digitized by Google

zu kommen; denn eine so günstige Konjunktur kehre nicht noch einmal wieder. Durch den Übertritt zur Kavallerie gäbe ich meiner ganzen Zukunft eine andere Richtung, das könnte mir nun doch verdorben werden. Vielleicht ließe sich aber beides vereinigen, besonders wenn er, der Kanzler, sich dafür interessiere.

Er sagte mir das bestimmt zu und sprach dann noch über die Verhältnisse in Frankreich. Es sei ihm zweifelhaft, ob die Franzosen die Vernunft haben würden uns 5 Milliarden auszuzahlen. Als Sachverständiger würde man ja bald übersehen können, ob sie ihre Armee reorganisierten, um eine Polizei zu haben, oder ob sie sich auf Kriegführen einrichteten. Jedenfalls wäre er dafür, sogleich mit Entschiedenheit vorzugehen, sobald man sich von ihren bösen Absichten überzeugt habe.

10. Juni.

Früh erhielt ich die Benachrichtigung, daß der Kaiser mich zum Geschäftsträger ernannt habe. Als ich zu ihm kam, sagte er mir: „Nun, Sie wollen mich verlassen? Ja, ja, das habe ich davon, wenn ich mir Leute in meine Umgebung nehme, die zu allem zu gebrauchen sind."

Da er sehr heiter und gesprächig war, faßte ich mir ein Herz und sagte: „Durch den Reichskanzler ist mir mitgeteilt worden, daß Euere Majestät soeben in anderer, sehr gnädiger Weise verfügt hatten, es tut mir sehr leid, daß mir dies nun verloren gehen kann. Ich bin mit Leib und Seele Soldat und nichts als das und habe zum Diplomaten wohl nicht das Zeug."

Er erwiderte aber: „Sie gehören zu den Personen, die man in verschiedensten Richtungen mit Nutzen verwenden kann. Allerdings habe ich Ihnen ein Kavallerieregiment geben wollen. Eigentlich wollte ich Sie für die Artillerie erhalten; ich höre aber, daß Sie sich sehr für die Kavallerie begeistert haben, und da macht es mir große Freude, Ihren Wünschen zu willfahren. Das Regiment soll Ihnen nicht verloren gehen."

Um 11 Uhr reiste Kaiser Alexander ab. Es sind hier mit ihm sehr wichtige Besprechungen gewesen. Er will unter allen Umständen an der Freundschaft mit uns festhalten, die panslawistische Idee soll nun kräftig bekämpft werden. Der Kaiser ist der Meinung, daß sein Thronfolger,[1]) der stark antideutsch gewesen sei, sich darin sehr geändert habe.

Ich bin den ganzen Tag herumgehetzt, um Arrangements für Paris zu treffen. Das Personal für die neue Gesandtschaft muß erst zusammengestellt werden, und die Leute, mit denen ich hier zu reden habe, sind durchweg schwerfällig. Bismarck bleibt immer der einzige, bei dem man glatt fortkommt. Am Abend hatte er mich zu sich bestellt, und ich habe bis nach 1 Uhr mit der Zigarre bei ihm gesessen. Er erging sich erst über das

[1]) Der spätere Alexander III.

Digitized by Google

Formelle meiner Stellung, sprach dann von Fabrice[1]) und sagte dabei, dieser habe sich von den Franzosen zu viel gefallen lassen. Hierauf ging er auf die Situation über: Sowohl Fabrice wie mehrere der fremden Diplomaten in Paris sähen sie sehr pessimistisch an und behaupteten, daß die Franzosen auf einen neuen Krieg hinsteuern. Er glaubte es noch nicht, indes wäre es doch möglich. Hier käme es nun für uns darauf an, nicht zu lange zu warten, sondern, sobald man sich vergewissert hätte, sofort loszuschlagen. Fabrice meinte, daß wir unsere Truppen zu schnell zurückzögen, und daß das die Franzosen schon jetzt verrückt machte. Gegen Favre, sagte Bismarck, sollte ich mich recht bald dahin aussprechen, daß wir durchaus keinen Spaß verständen, sondern in demselben Augenblick, wo wir merkten, man führe böse Absichten im Schilde, auch unsere Okkupationsarmee verdreifachen würden. Ihre Stärke sei gar nicht begrenzt, wir könnten ebensogut 500 000 wie 150 000 Mann im Lande halten. „Drohen Sie nicht gleich, aber machen Sie ihm in aller Freundschaft klar, daß wir fest entschlossen sind, mit der äußersten Energie zu Werke zu gehen. Solange die jetzige Regierung am Ruder ist, glaube ich übrigens keinenfalls, daß es soweit kommen kann. Eine ernste Ermahnung wird immer ausreichen. Eine andere Regierung ändert aber die Situation wahrscheinlich vollständig. Wir werden sie zunächst nicht anerkennen und in den von uns okkupierten Landstrichen auch nicht dulden. Stellen Sie sich mit Ihren Kollegen ganz freundschaftlich; mit Rußland sind wir auf dem besten Fuße, mit England und Österreich besteht ein ganz gutes Verhältnis. Von den anderen kommt höchstens Italien überhaupt zur Geltung. Sie können Nigra, bei sich bietender Gelegenheit, andeuten, daß wir die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes durch Frankreich nicht unterstützen würden. Geht es nach mir, so dulden wir sie unter keinen Umständen." Die Interessen unserer Armee sollte ich gegenüber den französischen Behörden mit äußerster Energie wahren. Reibungen würde es sehr viele geben, da wären seitens der Truppenbefehlshaber kräftige und schnelle Maßregeln erwünscht. Kontributionen müßten wir vermeiden, obwohl wir sie als Strafmittel mit Recht ausschreiben könnten, aber mit kriegsgerichtlichem Verfahren und sofortigem Totschießen sollte man schnell bei der Hand sein.

11. Juni.

Ich dinierte bei Bismarck, der nachher wieder lange mit mir sprach. Er empfahl mir, mich nicht zu sehr in Arbeiten zu vertiefen, möglichst

[1]) Der sächsische Kriegsminister General v. Fabrice sollte nach Abreise des Großen Hauptquartiers die Verhandlungen mit den französischen Behörden als Vertreter des Kanzlers führen. Auf diesen Posten hatte ursprünglich Stosch mit Bestimmtheit gerechnet und war bis zum Tage der Abreise von Ferrières durch Bismarck in diesem Glauben gehalten worden. (Nach einer Notiz des Verf.)

Digitized by Google

viel davon abzustreifen, um klaren Blick zu behalten. Er sagte: „Ich habe mir noch einmal Ihre Meldungen aus der Zeit vor dem Kriege geben lassen und weiß, daß Sie richtig geurteilt haben. Suchen Sie daher, Ihre alten Agenten wieder zu bekommen. Mit Geld brauchen Sie nicht ängstlich zu sein, geben Sie aus, was Sie für nötig halten. Auch wegen Ihrer persönlichen Einrichtung verfügen Sie nach Ermessen und legen Sie nicht etwa den knappen militärischen Maßstab an."

Paris, 15. Juni.

Statt am 14. abends traf ich heute früh 6½ Uhr hier ein. Bei der Douane in Jeumont kannte man meine Qualität bereits, und ich wurde von da ab vom Publikum als ambassadeur de Prusse behandelt. Der Zivilkommissar v. Nostitz-Wallwitz, sächsischer Geheimer Rat und Vertreter des nach Berlin abgereisten Generalgouverneurs, Generals v. Fabrice, erwartete mich im Grand Hôtel. Ich sollte von ihm die Geschäfte übernehmen. Nostitz schrieb an Jules Favre, daß ich angekommen sei, und ersuchte um Angabe der Zeit, zu welcher ich mein Kreditiv überreichen könne.

16. Juni.

Nachdem ich gestern bei den Amerikanern und Russen gewesen war, besuchte ich heute früh Lord Lyons, der mich sehr freundlich empfing. Fürst Metternich war nicht zu Haus; seine Untergebenen Graf Hoyos und Baron Hübner fand ich etwas kühl. Ich habe heute tüchtig gearbeitet, um mich im Fabriceschen Nachlaß ganz zu orientieren. Da ich mein Kreditiv noch nicht abgegeben habe, unterschreibt heute noch Nostitz alles, was an die französische Regierung geht. Morgen um 1 Uhr will mich Favre in Versailles empfangen.

Nachmittags erfuhr ich durch einen von St. Denis hereinkommenden Offizier, daß die Franzosen gestern ihre Vorposten bis dicht vor Romainville vorgeschoben hätten, was sie nach der Konvention nicht dürfen. Ich ersuchte deshalb Nostitz, sogleich an Jules Favre zu schreiben, um die Zurückziehung zu verlangen. Das Schreiben sollte eben abgehen, als ein aufgeregtes Telegramm von Bismarck kam, ich solle sogleich Bestrafung des schuldigen Offiziers verlangen und mit einem Angriff am nächsten Morgen sowie Sistierung des Rückmarsches drohen.

Zur[1]) Erläuterung muß ich weiter ausholen. Von der deutschen Armee war bereits Mitte März das linke Seineufer geräumt worden,

[1]) Die weitere Entwickelung der im Tagebuch unter dem 16. Juni erzählten Episode wird hier in der Fassung eines Nachtrages, der sich ausführlicher mit ihr beschäftigt, wiedergegeben.

Digitized by Google

die Forts auf dem rechten Ufer aber blieben besetzt; in ihnen und dicht dahinter standen eng kantoniert einige Divisionen der Okkupationsarmee. Nach der Niederschlagung des Kommuneaufstands und Inbesitznahme der Stadt durch Mac Mahon war eine neutrale Zone zwischen der Stadtenceinte und den von uns besetzten Forts vereinbart worden, die weder von deutschen noch von französischen Truppen betreten werden sollte. In der letzten Zeit des Kommunekampfes hatten wir Mac Mahon gestattet, an den von uns besetzten Forts vorbei Paris von Norden anzugreifen, infolgedessen waren innerhalb der nachherigen neutralen Zone Batterien gebaut worden, um solche der Kommunards zu bekämpfen. Nun hatte augenscheinlich in Unkenntnis der Verhältnisse ein französischer Befehlshaber am 15. Juni Arbeitskommandos entsandt, um diese Batterien einzuebnen; dies war bei uns bemerkt und telegraphisch, wahrscheinlich in übertriebener Form, nach Berlin gemeldet worden. Das Telegramm traf dort während des Einzuges ein und wurde Bismarck überbracht, während er dicht hinter dem Kaiser vor dem Blücherdenkmal hielt, also ganz Berlin in patriotisch gehobener Stimmung schwelgte. Er schrieb dann auf dem Pferde sitzend mit seinem bekannten großen Bleistift auf einer ihm vorgehaltenen Mappe das Telegramm an mich. Ich glaube, es lautete ziemlich wortgetreu: „Französische Truppen sind beim Fort Aubervilliers in die neutrale Zone eingerückt, was sie konventionsmäßig nicht dürfen. Verlangen Sie deren sofortige Zurückberufung, die Bestrafung des schuldigen Generals und erklären Sie, daß wir, bei Nichteingehen auf unsere Forderung bis Mitternacht, morgen angreifen, auch alle Rückmärsche sistieren würden." Ein Telegramm ähnlichen Inhaltes hatte man gleichzeitig, ohne mir etwas davon mitzuteilen, nach Versailles an Jules Favre gesandt.

Ich war in einer eigenen Lage. Mein Beglaubigungsschreiben in Versailles hatte ich noch nicht überreicht, war daher eigentlich für die Franzosen noch keine offizielle Persönlichkeit, wollte aber in einer ernsten Sache nicht ausweichen und nicht Herrn v. Nostitz ersuchen, sie zu führen. Nun war aber die Regierung nicht in Paris, sondern in Versailles, dazu größte Eile nötig. Ich konnte nicht übersehen, was Bismarck bei diesem ernsten Schritt für Absichten hatte, wußte auch aus dem vielen Verkehr mit seinen Untergebenen, daß man sich längst daran gewöhnt hatte, Befehle zu empfangen, ohne ihren eigentlichen Zweck zu kennen; machte man doch die Erfahrung, daß alles, was er tat, einen tiefen Sinn hatte, wenn es auch zunächst nicht recht verständlich schien. Es wurde mir nach kurzer Überlegung klar, daß ich mich direkt an den Marschall Mac Mahon wenden müsse. Da das Hauptquartier des Marschalls sich im Gebäude des Auswärtigen Amtes befand, also am Quai d'Orsay nahe der Botschaft, so war ich bald dort.

Digitized by Google

Als ich den Vorhof betrat, sah ich zahlreiche berittene Ordonnanzen und bemerkte eine gewisse Erregung. Ich sandte durch den Concierge meine Karte zum Marschall, nach wenigen Minuten kam ein Ordonnanzoffizier die Treppe heruntergesprungen und bat mich heraufzukommen. Ich wurde in einen großen Salon geführt, wo mir der Marschall, einen zahlreichen Stab hinter sich, entgegentrat. Mac Mahon kannte ich bisher nur vom Ansehen aus jener Zeit, wo er in Berlin als Krönungsbotschafter weilte, während meines Aufenthaltes in Paris 1870 war er Generalgouverneur von Algerien. Der schweigsame und vor Fremden leicht verlegene Mann war hier durch die eigentümliche und peinliche Lage etwas in Aufregung versetzt. Alles, was er sagte, kam sehr abgebrochen heraus, so daß er nicht ganz leicht zu verstehen war. Er hatte aus Versailles Nachricht von Bismarcks Telegramm und setzte mir auseinander, daß er die sofortige Zurückziehung jenes Arbeitskommandos angeordnet habe. Sein Generalstabschef wäre dort und alles in Ordnung, er bedauere den Vorfall sehr. Dann sagte er, es wäre doch ein schrecklicher Gedanke, daß wegen einer solchen geringen Ursache der Kampf wieder anfangen sollte, und beschwor mich, was irgend möglich sei zu tun, um dies zu verhindern. In der Aufregung ging er lebhaft hin und her und gestikulierte mit den Händen. Er tat mir eigentlich leid; ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, es würde doch niemand so unvernünftig sein, mitten in der Nacht anzugreifen, ich sei gern bereit, etwas zu tun, müsse dazu aber telegraphisch mit den deutschen Truppen verkehren können. Sehr erfreut lud er mich ein, an seinem Schreibtisch Platz zu nehmen, wo man mir Papier und Feder reichte.

Nun wußte ich zufällig aus einem Gespräch im Berliner Generalstab, daß in Drancy und Aubervilliers Divisionsstabsquartiere waren, und wandte mich also an diese beiden Divisionen; ich telegraphierte ungefähr: „Die französischen Truppen haben die neutrale Zone wieder geräumt, die nötigen Erklärungen sind abgegeben worden; ich gebe anheim, noch nicht anzugreifen." Was die beiden Divisionskommandeure darauf tun würden, war gar nicht zu übersehen; sie wußten sicherlich von mir und meiner Stellung in Paris kein Wort. Klar war mir, daß ich eine große Verantwortlichkeit übernahm, denn es konnte ja sein, daß Bismarck aus mir nicht bekannten Ursachen es zu einem Bruche kommen lassen wollte. Der Marschall war sehr dankbar und augenscheinlich beruhigt; ich empfahl mich, und er geleitete mich hinaus. In der Nacht um 2 Uhr sandte er mir einen Ordonnanzoffizier, um mir zu melden, es sei in der Tat alles in Ordnung.

Am anderen Morgen machte ich einen kurzen telegraphischen Bericht an den Kanzler, in dem ich die verlangte Bestrafung des Generals, die

Digitized by Google

mir geschmacklos schien, gar nicht erwähnte, und schon abends kam die Antwort, daß er befriedigt sei. Er hat, wie ich später ermittelt habe, wirklich unter Einwirkung der Hurrastimmung des Einzuges telegraphiert und böse Absichten gar nicht gehabt. — Daß nach Schluß des Krieges meine erste Begegnung mit Franzosen so verlaufen würde, hatte ich wahrlich nicht gedacht. Sie so klein und ängstlich zu sehen, war mir höchst interessant.

17. Juni.

Um 12 fuhr ich mit Nostitz nach Versailles und betrat dort mit eigentümlichen Gefühlen die mir so bekannten Räume der Präfektur. Favre empfing mich sehr höflich und führte mich sodann gleich zu Thiers. Das wesentlichste Kapitel bildete die Zahlung der ersten halben Milliarde. Diese sollte stattfinden 30 Tage nach Herstellung der Ordnung in Paris. Wir meinen, dies sei der 1. Juli; die Franzosen wollen erst am 20. Juli zahlen. Bismarck will durchaus an seinem Termin festhalten und hat darin auch entschieden recht. Ich war autorisiert, wenn es nötig sei, zu drohen. Schließlich erhielt ich die Konzession, daß man am 1. Juli etwas zahlen wolle und spätestens am 10. den Rest; früher sei es unmöglich. Wir sprachen dann noch über die Kommune und die soziale Frage, ich bot unsere Hilfe an, die Thiers dankbar annahm, indem er später darauf zurückkommen wollte. Unter beiderseitigen Freundschaftsversicherungen schieden wir. Thiers lud mich ein, ihn oft zu besuchen, ich sei ihm zu jeder Mahlzeit willkommen.

Nach meiner Rückkehr schrieb ich ein längeres Telegramm und einen eingehenden Bericht, der morgen durch den Feldjäger fortgehen soll, empfing aber abends noch ein Telegramm — das jedoch vor Eingang des meinigen abgegangen war —, am 1. Juli festzuhalten und zu erklären, Bismarck hielte den Artikel 7 für verletzt, wenn die Zahlung nicht erfolgte. Ich denke, ich werde erst die Wirkung meines Telegramms abwarten.

19. Juni.

Ich war um 1 Uhr bei Favre in Versailles und sagte ihm rund heraus, wir würden erklären, Frankreich habe Artikel 7 nicht gehalten, wenn am 1. Juli nicht gezahlt wird. Um dem noch mehr Nachdruck zu geben, drohte ich, daß 100000 Mann ihren Abmarsch unterbrechen würden. Er jammerte sehr, sagte, wir wollten ihm die Kehle abschneiden usw. Doch bemerkte ich, daß er etwas weich wurde. Er bat mich, um 6 Uhr wiederzukommen, und führte mich dann zu Thiers in das frühere Arbeitszimmer des Königs. Etwas ganz Bestimmtes konnte ich noch immer nicht er-

Digitized by Google

langen, indes versprachen sie hoch und teuer, sie hätten die bestimmte Hoffnung, uns in den ersten Tagen des Juli zu befriedigen. Ich habe beide dringend gebeten, am 1. mit Zahlungen anzufangen. Favre meinte auch, daß es gehen würde.

20. Juni.

Bismarck telegraphiert mir, wenn die Zahlungen am 1. anfingen und am 7. endigten, wollte er weiter keine Hindernisse machen. Ich fuhr um 5 Uhr nach Versailles hinüber und erhielt tatsächlich von Favre die Zusage, bin daher sehr vergnügt, diesen Erfolg errungen zu haben. Wir besprachen noch die Angelegenheit der Übersiedlung der Gesandtschaften von Florenz nach Rom. Sowohl Bismarck als Favre hatten den Wunsch, d'accord zu handeln. Frankreich und Österreich schicken ihre Gesandten am 1. Juli hin, lassen sie aber gleich auf Urlaub gehen. Wir und Bayern instruieren die Gesandten, mit dem Könige nach Rom zu gehen,[1]) überhaupt ihre Geschäfte dort abzumachen, sonst aber in der Residenz des Königs Viktor Emanuel zu bleiben. Favre bat mich, Bismarck zu fragen, wie er über die Ernennung eines französischen Gesandten in Dresden denken würde.

22. Juni.

Wir wollen die Verhandlungen in Nancy beim General v. Manteuffel führen lassen, der in diesen Tagen[2]) zum Oberbefehlshaber der Okkupationstruppen ernannt werden wird.

27. Juni.

Die Anleihe ist glänzend gegangen. Paris allein hat sie gedeckt, und man rechnet auf eine Zeichnung von 5 Milliarden. Sowohl Favre als Thiers merkte ich an, daß das Ergebnis ihnen sehr angenehm war. Sie renommierten eigentlich mit ihrer Ehrlichkeit, sagten, sein Wort müsse man halten, seine Verpflichtungen pünktlich erfüllen usw. Thiers sagte mir am Abend: „Dans trois ou quatre jours Vous aurez tout Votre argent."

30. Juni.

Heute ist der erste Tag gewesen, an dem ich mich entschieden geärgert habe. Weshalb, weiß ich allerdings nicht; ich habe französische Minister für leidlich ehrliche Leute gehalten und sehe, daß ich mich täuschte; das ist eigentlich mehr Grund zum Lachen. Nachmittags 3 Uhr erhielt ich ein Schreiben von Favre, der mir ganz harmlos mitteilte, es würde

[1]) Am 2. Juli zog Viktor Emanuel in Rom ein.
[2]) Edwin v. Manteuffel erhielt das Kommando durch Kabinettsorder vom 20. Juni.

Digitized by Google

am 5., 10. und 15. gezahlt werden. Das war mir nach den vorherigen Versprechungen zu stark. Ich fühlte mich düpiert und blamiert und war so wütend wie kaum je zuvor. Ich schrieb Favre sogleich mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, und bestand auf meiner Forderung, morgen Geld zu erhalten.

Ich hatte 9 Uhr abends noch eine Konferenz mit Pouyer-Quertier,[1]) war auch hier so entschieden wie möglich und drückte ihm geradezu das feste Versprechen ab, mir morgen 100 Millionen auszubezahlen. Als ich den Louvre verließ, hatte ich allerdings das Gefühl, gesiegt zu haben.

1. Juli.

Heute abend 7 Uhr übergab mir Pouyer-Quertier im Louvre 100 Millionen 400 000 Franken in Wechseln auf Berlin und London. Es ist ein eigentümliches Gefühl, mit solchen Summen sich herumzutragen. Der Mann gefällt mir übrigens ganz gut; er versprach mir, am 5. eine gleiche Summe zu zahlen, doch erklärte ich ihm, daß nach dem Friedenstraktat in Deutschland gezahlt werden müsse. Ich hatte als Zeugen Linden und Hellwig[2]) mitgenommen. Pouyer-Quertier hatte den Direktor der Bank von Paris bei sich, der sehr ingrimmig aussah. Der Minister selbst war scharmant und gab das Geld, als ob es nur 5 Taler wären. Ich schickte die Wechsel sogleich durch Feldjäger nach Berlin. Von Favre habe ich einen Brief, daß er erst mit Thiers sprechen will, ehe er mir antwortet.

3. Juli.

Bismarck hat mir Befehl gegeben, Favre wegen der Rede des Generals Trochu, der behauptet, wir hätten im Einverständnis mit der Kommune gehandelt, zu interpellieren und zu verlangen, daß Trochu in der Kammer offiziell dementiert wird; anderenfalls will Bismarck alle Dokumente publizieren. Ich war deshalb heute wieder in Versailles. Favre hörte alles an, schwor hoch und teuer, er habe so etwas nie geglaubt, vielmehr die feste Überzeugung, daß wir die jetzige Regierung ehrlich unterstützt hätten. Er klagte über seine schwierige Stellung und darüber, daß man ihn nicht zurücktreten ließe, was sein dringendster Wunsch sei, und tat mir eigentlich aufrichtig leid. In der Kammer den General Trochu dementieren könne er nicht; er schlug vor, wir sollten ihm meine Interpellation in Form einer Note zugehen lassen, dann wollte er in befriedigendem Sinne antworten. Die Korrespondenz könnte veröffentlicht werden. Zum Schluß

[1]) Dem Finanzminister.
[2]) Legationsräte bei der Pariser Botschaft.

Digitized by Google

brachte er das Gespräch auf meinen Brief und klagte, wenn ich so schriebe, seien gute Beziehungen nicht zu unterhalten. Ich sagte ihm, daß mir eine persönliche Kränkung ferngelegen habe, es wäre mir aber nichts anderes übrig geblieben, ich wollte nicht angeführt sein. Er meinte, das könnte ich nie annehmen, daß man so etwas mit mir vorgehabt hätte, und wir gaben uns schließlich die Hand.

Gestern bekam ich die Kabinettsorder, nach der ich zum Kommandeur des 13. Ulanenregiments ernannt bin. Es wäre hiermit ein langgehegter Wunsch erfüllt. Wann aber werde ich das Regiment übernehmen?

4. Juli.

Ich mußte heute Pouyer-Quertier schon wieder mahnen, mir anzugeben, wo er morgen zu zahlen gedenke. Er antwortete mir, er wollte wieder in meine Hand zahlen, was ich neulich abgelehnt hatte. Die Franzosen sind wirklich eine unzuverlässige Gesellschaft.

5. Juli.

Pouyer-Quertier zeigt mir endlich an, vom 5. bis 10. in Straßburg 275 Millionen zahlen zu wollen.

7. Juli.

Favre sagte mir gestern, er würde versuchen, uns schon im August eine Milliarde auszuzahlen. Die Okkupation mit den vielen jetzt vorkommenden, blutigen Händeln drückt die Franzosen sehr und ist das beste Mittel, unser Geld zu erhalten. Wie es mit den 3 Milliarden aber werden wird, ist noch gar nicht zu sagen. Es ist keine Rede davon, daß Frankreich sich auf mehrere Jahre ruhig und von aller Politik fernhält. Sie arbeiten fleißig an einer großen Armee. Sie werden es sich zwar gründlich überlegen, ehe sie von neuem losgehen. Finden sie aber Allianzen, dann kann man auf alles gefaßt sein.

8. Juli.

Der Haß der Franzosen gegen uns steigert sich immer mehr. Gambetta ist gewählt; er wird sogleich in die Kammer eintreten und den Ministern, namentlich dem armen Jules Favre, den alles anfeindet, schwere Stunden bereiten. Man sagt mir, er hetze in unerhörter Weise zur Rache gegen uns.

Mit der Fusion[1]) ist es wieder mal aus; ich habe übrigens stets berichtet, sie existiere noch nicht, und habe recht gehabt. Der Graf Chambord,[2]) der

[1]) Zwischen Legitimisten und Orleanisten.
[2]) Enkel Karls X., als „Heinrich V." Haupt der Legitimisten.

Digitized by Google

in seinem Schlosse Chambord war, geht wieder fort und hat ein recht mattes Manifest hinterlassen. Mit solcher Schwäche kommt man nicht auf den Thron von Frankreich.

12. Juli.

General Faidherbe macht sich immer bemerkbarer. Er scheint sich mit Gambetta alliiert zu haben. Beides sehr gefährliche Elemente, besonders wenn sie zusammengehen.

14. Juli.

Favre telegraphiert mir zu meinem Erstaunen, er habe noch immer keine Nachricht, wieviel Truppen für die zweite Hälfte Juli von Frankreich zu verpflegen seien. Manteuffel hatte mir gesagt, er habe mit Thiers, Pouyer-Quertier und Favre abgemacht, daß die bisherigen Zahlungen für 500 000 Mann ohne weiteres fortgehen sollten. Mir kam es gleich unwahrscheinlich vor, und ich habe nun die unangenehme Mission, die Sache zu arrangieren. Favre war aber ganz verständig und ging endlich darauf ein, noch bis ultimo Juli die bisherige Summe zu zahlen, sofern zum 1. August eine Reduktion einträte.

18. Juli.

Ich habe mit Manteuffel eine ziemlich heftige Korrespondenz gehabt. Er behauptet, ich hätte mich durch obiges Arrangement in seine Befugnisse gemischt. Ich wehre mich meiner Haut, mag er mich verklagen, wenn er Lust hat.

21. Juli.

Der Kaiser hat gestern die Räumung gewisser Departements befohlen, obwohl die Zahlung noch nicht ganz erledigt ist.

28. Juli.

Ich bin nun schon in der siebenten Woche hier. Das Militärkabinett reklamiert mich; ich bin gespannt, was Bismarck tun wird. Läßt er mich noch lange hier, so verliere ich mein Regiment wieder, was ich sehr beklagen würde. Andererseits muß ich aber gestehen, daß mich meine Stellung im höchsten Maße interessiert. Die beste Lösung wäre, daß man mir erklärte, ich solle noch Jahr und Tag hier bleiben; dann habe ich Gewißheit und muß mir meine Kavallerie-Ideen aus dem Sinn schlagen, schaffe mir aber andererseits etwas für die Zukunft, indem ich weitere diplomatische Verwendung finden kann.

Die Zukunft ist für Frankreich so dunkel wie bisher. Niemand ist imstande, mit einiger Sicherheit zu sagen, wie es in vier Wochen aussieht. Alles gründet sich eben auf die Persönlichkeit des fünfundsiebzigjährigen Thiers. Fällt oder stirbt er, so entsteht die größte Verwirrung, vielleicht Bürgerkrieg.

Schluß folgt)

Digitized by Google

Aus dem Bereich der heutigen Orthopädie

Von

Professor H. v. Baeyer (Heidelberg)

I.

Zu den Kriegsgewinnlern in idealem Sinn gehört die Orthopädie; es war ihr im Kriege nicht nur die Gelegenheit gegeben, breiteren Schichten zu zeigen, was sie konnte, sondern sie erwies sich als ein Fach, das bei Behandlung von Verletzungen unumgänglich notwendig ist. In allen größeren Sammlungspunkten von Verwundeten wurden orthopädische Abteilungen eingerichtet; so entstanden orthopädische Zentralen, in denen mehrfach über tausend Invalide versorgt wurden. Mit dem Ende des Krieges begann der Abbau dieser segensreichen Einrichtungen, und zwar mit einer solchen Gründlichkeit, daß heute fast der Vorkriegszustand wieder erreicht ist. Anstatt daß die Behörden und Korporationen, die mit der Versorgung von Friedensverletzten zu tun haben, sich die Einrichtungen und Erfahrungen der orthopädischen Lazarette zunutze gemacht hätten, ließ man alles zerflattern und kehrte zu dem alten überlebten Zustande zurück, der ungeheure Summen unnötiger Renten bedingt, der die im Kriege erworbene ärztliche und technische Kunst ähnlich wie nach dem Krieg 1870 wieder verloren gehen läßt und der nicht alle Hilfen bietet, die Beschädigten und Kranken wieder möglichst erwerbsfähig, sei es im alten, sei es in einem neuen Beruf, zu gestalten. Eine rühmliche Ausnahme machte Baden, das auf Grund einer Stiftung einsichtsvoller Industrieller und Kaufleute und mit Unterstützung anderweitiger Geldgeber in Heidelberg eine orthopädische Anstalt errichtete, die die Kriegserfahrungen auf Friedensbedürfnisse übertragen soll, zum Nutzen der Verstümmelten, Verkrüppelten und Kranken, zur Förderung der wissenschaftlichen Bearbeitung aller orthopädischen Fragen, zum Unterricht der Ärzte und zur Beratung aller Instanzen, die mit orthopädisch Kranken zu tun haben. Die Aufgabe, die das Land Baden sich gestellt hat, liegt klar zutage, leider erschwert die Geldknappheit die Durchführung des Programmes, so daß die Gefahr droht, daß diese Anstalt nicht voll ausgebaut werden kann.

Woher kommt es nun, daß die Orthopädie wie eine Mode in der Wertschätzung steigt und fällt? Zum Teil lag es wohl an ihr selbst, sie hatte sich durch eine unglücklich gewählte Definition den Weg verbaut, und es hatte sich bis vor kurzem niemand die Mühe gemacht, die Quintessenz von dem, was die Orthopädie tatsächlich treibt, gedanklich herauszuziehen. In alten und neuen Lehrbüchern finden wir immer wieder als Gebiet der Orthopädie die Lehre der Deformitäten angeführt. Diese Umgrenzung ist viel zu eng und trifft auch nicht den Kern; auch beschränkt sich der Orthopäde nicht hierauf, weil die Verkrümmung ihn und die Allgemeinheit im ganzen und großen weniger interessiert

Digitized by Google

als die Bewegungsstörung durch die Deformität. Bei einem gelähmten Bein z. B. ist doch entschieden die nebensächliche Frage bei der Behandlung die Wiederherstellung der Form, der Hauptwunsch des Kranken ist, wieder gehen und stehen zu können. Unbewußt und undefiniert hat sich nun auch die moderne Orthopädie in der Richtung entwickelt, daß sie ihr Augenmerk immer mehr auf die Funktion der Bewegungsorgane richtete, sie bildete sich um zur Lehre der Bewegungsstörungen. Es ist erstaunlich, daß eine so wichtige Funktionsstörung des Körpers, wie die Bewegungsbehinderung, so spät erst das ausdrückliche Problem eines medizinischen Sonderfaches wurde. Die anderen Funktionen des Körpers haben schon längst ihre Vertreter, ich nenne nur die Augen- und Ohrenheilkunde und so fort. Nur die Funktionsstörung der Bewegung war nicht zusammengefaßt; der Internist, der Chirurg, der Nervenarzt behandelten das Kapitel, meist aber nur nebenbei und nicht systematisch, und der Orthopäde war sich des Schatzes, den er zu hüten hatte, nicht bewußt. Es ist ein Schatz. Würde man statistisch die wirtschaftliche Bedeutung der Störungen in den verschiedenen Funktionen vergleichen, so ergäbe sich zweifellos, daß die Bewegungsstörungen an erster Stelle stehen. Eine medizinische Statistik, die ein Landarzt erhob, berechtigt zu dieser Annahme: er zählte in seiner Praxis auf 100 Orthopädiekranke 85 Hautkranke, 35 Nerven- und Geisteskranke und 30 Augenkranke. Aber auch die systematische Bearbeitung der Grundlage des Studiums der Bewegungsstörung, die normale Bewegung, wird mit Ausnahme von einigen Forschern wenig betrieben. So hört der angehende Arzt in den Vorlesungen über die normalen Lebenserscheinungen (Physiologie) meist gar nichts oder nur sehr wenig über dies Thema, dessen Erforschung bis jetzt noch sehr große Lücken aufweist. So ist z. B. über die normale Bewegung des Armes und der Hand nur Spärliches zu finden, oder das Studium der Bewegungen im täglichen Leben und bei den verschiedenen beruflichen Verrichtungen war bis zum Krieg noch kaum betrieben worden und mußte, als diese Frage sich wegen Beratung der vielen Bewegungsgestörten aufdrängte, in aller Eile oberflächlich in Angriff genommen werden. Die physiologischen Gedanken des Taylorsystems hatten in der Medizin noch keinen Widerhall gefunden.

Der Grund, daß wir bisher so unachtsam an den Bewegungen unseres Körpers vorübergingen, liegt tiefer und ist nicht nur der Medizin zur Last zu legen. Funktionelles Denken in der Medizin ist erst neueren Datums und wurde besonders durch Roux zu einem wissenschaftlichen Prinzip erhoben. Früher betrachtete man den Menschen vorwiegend morphologisch und chemisch, die Form, die gegenseitige Lage der Teile, der Stoffwechsel waren das, was am meisten interessierte. Dies spricht sich auch, wenigstens auf unserem Gebiet, in der Sprache aus. So haben wir mehrere allgemeine Bezeichnungen von Abweichungen in der Form, wie z. B. mißgestaltet, unförmlich, verkrüppelt, dagegen kein einfaches zusammenfassendes deutsches Wort für das gekünstelte „Bewegungsgestört", das die Begriffe steif, lahm, hinkend usw. umschließt, es

Digitized by Google

sei denn, daß man hier den Ausdruck „ungeschickt" oder „ungewandt" anführen möchte, die aber zu weitgehend sind und auch auf geistiges Gebiet übergreifen. Vielleicht bürgert sich für bewegungsgestört das Wort „fehlgängig" ein, bei dessen Ableitung man aber nicht an das Gehen oder den Gang mit den Beinen zu denken hat, sondern an den Gang einer Maschine, z. B. der Uhr. Wir können somit auch die gestörte Bewegung eines Armes als fehlgängig bezeichnen. Versucht man es mit den verpönten Fremdworten, so fehlt uns auch hier wieder das Gegenstück zu deform. Man könnte demobil bilden; es ist aber nicht angebracht, ein neues Fremdwort einzuführen, zumal wenn es schon für ganz andere Zwecke gebraucht wird.

Wenn im vorhergehenden die Erforschung und Behandlung der Bewegungsstörungen oder des Fehlganges in die erste Reihe der orthopädischen Aufgabe gerückt wurde, so soll damit die Bearbeitung der Deformitäten nicht völlig ausgeschlossen werden. Es gibt Verkrümmungen oder Mißbildungen, die kaum die Beweglichkeit beeinträchtigen und doch, schon allein aus kosmetischen oder gesundheitlichen Gründen, behandelt werden müssen. Wir definieren die Orthopädie somit am besten als *Lehre der Bewegungsstörungen und Deformitäten.*

II.

Da aus diesen allgemeinen Erörterungen der Laie sich kein rechtes Bild machen kann, womit sich nun eigentlich die moderne Orthopädie beschäftigt, so folge hier ein kurzer Überblick über die hauptsächlichsten Aufgaben und die zur Anwendung kommenden Hilfsmittel in der Orthopädie. Diese Erörterung ist vielleicht auch für manchen Arzt nicht ohne Interesse, weil man selbst bei diesen öfters auf große Unkenntnis stößt, was aber nicht den Ärzten, sondern den Regierungen zur Last gelegt werden muß, weil die Orthopädie noch immer kein Pflichtfach im Medizinstudium und auch an vielen Universitäten überhaupt nicht vertreten ist. Die soziale Bedeutung des Faches wird noch völlig verkannt, obwohl doch im Kriege der wirtschaftliche Nutzen einer orthopädischen Behandlung, Versorgung und Beratung Verletzter und Kranker verschiedenster Art dauernd zutage trat. Es bleibt ein Verdienst des Chefs des Sanitätswesens, v. Schjerning, daß er im Gegensatz zu anderen höheren Militärärzten, die beim Militär überhaupt keine Spezialärzte anerkennen wollten, von Anfang des Krieges an uns Orthopäden den Weg ebnete und uns Gelegenheit gab, an der Wiederherstellung der Verwundeten in unserer Art mitzuwirken. Das Erstaunen und der Widerstand nachgeordneter Stellen war oft groß, wenn ein Orthopäde auf höheren Befehl antrat, der Erfolg bekehrte aber wohl auch die Unaufgeklärtesten.

Eine der dankbarsten Aufgaben für den Orthopäden ist die Behandlung *angeborener* Leiden. Ich nenne vor allem den Klumpfuß, der völlig zu heilen ist, wenn das Kind möglichst frühzeitig, womöglich in den ersten Lebenswochen, dem Orthopäden anvertraut wird. Bei älteren Kindern oder Erwachsenen setzt der verkrümmte Fuß der Behandlung immer mehr Widerstand entgegen

Digitized by Google

und macht unter Umständen blutige Eingriffe nötig, die zwar ein Auftreten auf die Sohle ermöglichen, aber dem Fuß die völlig normale Funktion, Form und Stellung nicht geben können.

Ähnlich liegt es bei den angeborenen Hüftverrenkungen, die vor dem sechsten Lebensjahr in den meisten Fällen ein Zurückbringen des ausgerenkten Hüftknochens in die Gelenkpfanne ohne Gefahr erlauben. Die Verrenkung gibt sich durch ein charakteristisches Watscheln kund. Bei älteren Individuen gelingt die Einrenkung nur schwer oder gar nicht. Sonderbar an dieser Mißbildung ist es, daß sie in manchen Gegenden viel häufiger als in anderen auftritt. Da die Störungen und Beschwerden bei hüftverrenkten Erwachsenen mit zunehmendem Alter sich meist steigern und unter Umständen das Gehen aufs Stärkste beeinträchtigen, und da die operative Einrenkung zu gefährlich ist, gehen wir neuestens nun in der Weise vor, daß durch eine verhältnismäßig gefahrlose Operation am Oberschenkelknochen eine Art zweiter Kopf gebildet wird, der sich in die leere Pfanne stützt. Da außerdem durch diesen Eingriff Muskeln, die zum normalen Gang nötig sind und infolge der Verrenkung schlapp sind, wieder gespannt werden, so läßt das unschöne Wackeln der Kranken wesentlich nach. Wir sind also heute imstande, auch den bisher irreparabeln Schaden wesentlich zu bessern.

Die erworbenen Bewegungsstörungen und Deformitäten entstehen durch Krankheit, durch Überbelastung und durch Verletzung, oder es treffen mehrere dieser Schädigungen zusammen.

Von den nach Krankheit entstandenen Bewegungsstörungen und Deformitäten erwähne ich hier nur die in der Praxis am häufigsten vorkommenden Erscheinungen. Allgemein bekannt sind die durch Rachitis bedingten X- und O-Beine, die sich bei frühzeitiger Behandlung verhüten lassen, und zwar durch eine Allgemeinbehandlung des Körpers und durch Schienen. Stärkere Verbiegungen müssen operativ, blutig oder unblutig, beseitigt werden, weil sie nur in den seltensten Fällen von selbst verschwinden; es ist auch für die Gelenke eines Beines nicht gut, wenn sie infolge der Verkrümmung längere Zeit hindurch falsch belastet werden. Eine sehr schwer zu behandelnde Folge rachitischer Erkrankung ist die rachitische Verkrümmung der Wirbelsäule. Diese windet sich hier wie eine Rebe und erleidet Drehungen, durch welche der Brustkorb völlig verzerrt und in seinen natürlichen Bewegungen stark behindert wird. Die inneren Organe, wie besonders Herz und Lunge, werden aufs ungünstigste beeinflußt und büßen an Widerstandsfähigkeit ein. Bei auch wieder frühzeitiger Behandlung können diese schlimmen Verunstaltungen verhütet werden. Ist einmal die Wirbelsäulenverbiegung weit ausgebildet und versteift, so lassen sich durch Gymnastik und Korsette weitere Verschlechterungen verhüten, entstellende Rumpfverschiebungen bessern und Schmerzen beseitigen, die Biegungen der Wirbelsäule selbst aber meist kaum verändern. Diese Teilresultate muß man durch sehr eingreifende Kuren mit Gipsverbänden oder Bandagen erkämpfen, Methoden, die für den übrigen

Digitized by Google

Körper nicht belanglos sind. Dringend zu warnen ist vor den nicht wissenschaftlich konstruierten Korsetts, die massenhaft angeboten werden; sie nützen nicht und schädigen nur die Rumpfmuskulatur und Atmung. Sie sind höchstens imstande, die Verkrümmungen zu verdecken.

Zur Lösung dieses großen Problems der Orthopädie ersann man neue Methoden. Der Amerikaner Abott gab ein Verfahren an, um die bei der Atmung auftretenden Kräfte zur Umformung der Wirbelsäule heranzuziehen. Zum neuesten gehört die operative Behandlung. So entfernt Sauerbruch einen Teil der Rippen, weil erfahrungsgemäß nach solchen Eingriffen die Wirbelsäule sich umbiegt. Wir selbst entfernen in schwereren Fällen an der Wirbelsäule Knochenteile, die der Zurückbiegung sich entgegensetzen, und nützen dann durch besondere Halteapparate die sehr wirksamen Kräfte im Körper aus, welche normalerweise Gegenbiegungen hervorrufen.

Ein großes Feld für orthopädische Betätigung bietet die Tuberkulose der Gelenke und der Wirbelsäule. Vorbedingung für eine erfolgreiche Behandlung ist eine allgemeine Kräftigung des Körpers durch gute Ernährung, frische Luft und Sonnenbestrahlung. Es ist betrüblich, daß wir in Deutschland noch so wenig Anstalten besitzen, die diese Bedingungen erfüllen, obwohl, wie die Erfahrung gelehrt hat, in unserem Klima bei richtiger Auswahl des Platzes dieselben Erfolge wie in den Schweizer Höhenorten erzielt werden können. Es genügt aber nicht, irgendwo eine Sonnenbaracke aufzustellen, sondern die Heilstätte für Knochentuberkulöse muß entweder mit allem Rüstzeug einer orthopädischen Klinik versehen sein oder sich in leicht erreichbarer Nähe einer solchen Anstalt befinden.

Über die spezielle Behandlung der Gelenktuberkulose sind die Ansichten geteilt. Die einen verwerfen jeglichen fixierenden Verband, die anderen ziehen in der Regel die Ruhigstellung der Gelenke durch sogenannte Kontentivverbände vor. Wir gehen neuerdings einen Mittelweg und verwenden feste Verbände, die aber einen ganz langsamen Stellungswechsel der Gelenke täglich erlauben, und glauben dadurch die Vorteile beider Methoden zu vereinen.

Bei der Wirbelsäulentuberkulose, die zu einem starken Buckel, zu Lähmungen, Abszessen führen kann, ging man dazu über, die Stützschienen, die bisher in Form von Korsetten außerhalb des Körpers angebracht wurden, operativ in das Innere des Organismus zu verlegen. Die Resultate mit dieser Methode befriedigen sehr, die Fremdkörper heilen anstandslos ein.

Vielfache Beziehungen hat die Orthopädie zur Nervenheilkunde. Auch hier stehen die Bewegungsstörungen im Vordergrund des Interesses. Die häufigste Ursache von Lähmungen gibt die heimtückische Kinderlähmung, die ein völlig gesundes Kind befallen und über Nacht mehr oder minder ausgedehnte Lähmungen verursachen kann. Die Erkrankung spielt sich im Rückenmark dort ab, wo die Zentren für die Bewegungsnerven liegen. Die Behandlung kann die Zerstörungen im Rückenmark nicht beseitigen, doch lassen sich durch Bandagen und Operationen die Lähmungen meist weitgehend aus-

Digitized by Google

gleichen. Eine Operationsmethode besteht darin, daß man von der Lähmung nicht betroffene Muskeln so verlagert, daß sie die Funktion der gelähmten wenigstens zum Teil ersetzen. In gleicher Weise kann man verfahren, wenn eine Nervenverletzung die Ursache der Lähmung ist.

Befällt die Infektion das Gehirn, so zeigen sich die Folgen nicht in schlaffen Lähmungen, sondern die Muskeln geraten in einen erhöhten Erregungszustand, der die freie Beweglichkeit der Glieder stark beschränkt und zu Versteifungen der Gelenke führt. Zur Behandlung dieser Zustände stehen verschiedene Methoden zur Verfügung. Da die Reize, die die Muskeln zu der vermehrten Spannung zwingen, u. a. von der Haut herstammen, hat man die Empfindungsnerven dicht am Rückenmark durchschnitten. Oder man schaltet operativ einen Teil der Bewegungsnerven aus, wodurch die von diesen versorgten Muskeln zum Teil gelähmt werden. Ferner gibt es eine Methode, die gestattet, physiologische Bremsen am Nervensystem anzulegen, so daß die Erregungen gedämpft werden. Dies Kapitel ist wissenschaftlich und praktisch von größtem Interesse, es führt in die geheimnisvolle Welt der Nervenkunde und ist noch keineswegs abgeschlossen.

Eine andere Infektionskrankheit des Zentralnervensystems ist die Rückenmarkschwindsucht, bei der im Gegensatz zur motorischen Kinderlähmung die Empfindungsteile des Rückenmarks zugrunde gehen. Die daraus folgende Bewegungsstörung äußert sich vorwiegend in einem Schwanken und Torkeln beim Gehen und in einem unmäßigen Schleudern der Beine. Bisher konnte man diese Störungen nur durch lange unermüdliche Übungen bessern, neuerdings gelang es uns, durch eine leichte Bandage ohne Schienen augenblicklich wesentliche Besserungen zu erzielen. Der Sinn dieser Bandage liegt darin, daß ein Teil der durch die Krankheit verloren gegangenen Spannung der Muskeln durch gespannte elastische Züge ersetzt wird und daß das aufgehobene Gefühl für die Bewegungen dadurch ersetzt wird, daß die Bewegungen z. B. des Fußes durch Züge auf höher gelegene Hautpartien übertragen werden, deren Gefühl noch nicht abgestumpft ist.

Diese sogenannte Tonusbandage gehört zu den prinzipiell neuesten Vorrichtungen der Orthopädie, denn sie überträgt Bewegungen von einem Körperteil auf den andern, während die bisherigen Bandagen, abgesehen von einigen Kunstgliedern, nur Stützapparate waren.

Eine weitere infektiöse Rückenmarkskrankheit, die zu starren Bewegungsstörungen führt, ist die multiple Sklerose, bei der ganz wahllos Narben im Rückenmark entstehen. Auf dieser Systemlosigkeit der Krankheitsprozesse beruht es, daß die Folgeerscheinungen ganz verschiedener Natur sein können. Wir finden Lähmungen, krampfartige Starren und Störungen im Zusammenspiel der Gliedabschnitte je nach dem Sitz der Herde. Auch hier ist durch orthopädische Maßnahmen den Kranken manch beträchtliche Erleichterung zu verschaffen. Die Krankheit als solche muß natürlich auf andere Weise bekämpft werden.

Digitized by Google

In das Grenzgebiet der Orthopädie und Neurologie gehört auch die Verhütung und Beseitigung der Haltungs- und Bewegungsstörungen nach Schlaganfällen. Durch einfachste Mittel läßt sich oft das Los dieser Kranken beträchtlich besser gestalten, leider wird hiervon nur sehr wenig Gebrauch gemacht.

Ganz andere Aufgaben ergeben sich bei der Behandlung all der verschiedenen Krankheiten, die zu Rauhigkeiten, Unebenheiten und Versteifungen in den Gelenken führen. Die Ursachen hierfür sind teils wieder infektiöser Natur, teils aber wohl auch auf nervöser Basis zu suchen. In schwereren Fällen der Erkrankungen leisten Entlastungsapparate Vorzügliches. In leichteren kommen Wärme- und gymnastische Kuren zur Anwendung. Durch letztere kann man bei entsprechender Anordnung die kranken Gelenke in einen heilenden gesteigerten Durchblutungszustand setzen und sie durch künstliche Vermehrung der Gelenkschmiere frisch „ölen". In manchen Fällen, besonders bei unsachgemäßer Behandlung, führen diese Erkrankungen zu schwersten Verziehungen und Versteifungen, wodurch das Gehen und Stehen, ja sogar das Sitzen zur Unmöglichkeit wird. Diese unglückseligen Kranken, die sonst gesund sein können, kommen leider nur selten in die Behandlung eines Orthopäden und werden in der Regel in Siechenhäusern oft noch in jungen Jahren lebendig begraben, wo sie jahrelang ein freudloses Dasein fristen. Hier müßten Orthopäden verpflichtet werden, regelmäßig Nachschau zu halten, weil man den größten Teil dieser bedauernswerten Menschen, allerdings nur durch eingreifende Prozeduren, wieder zum Gehen bringen kann.

Ein außerordentlich dankbares Feld für orthopädische Betätigung sind die sogenannten Plattfußbeschwerden, die auch bei solchen Menschen auftreten können, die keinerlei Plattfuß haben. Es sind Schmerzen, die durch Überlastung der Beine, durch Zunahme des Körpergewichts, durch langes und vieles Stehen und Gehen besonders auf hartem Boden, durch Schwächung der Muskelkraft infolge von Krankheit hervorgerufen werden. Die Schmerzen strahlen oft bis weit nach oben in den Körper aus und können die Leistungsfähigkeit und Lebensfreude des Kranken sehr beeinträchtigen. Nach Abguß gemachte individuelle Einlagen, Massage und Gymnastik beseitigen fast stets die Beschwerden. Fabrikeinlagen oder Versteifungen im Stiefel genügen meistens nicht. So mancher, der als Ischiaskranker oder Rheumatiker von Bad zu Bad reist, könnte durch eine Einlage von seinem Übel befreit werden.

Eine große Wandlung brachte der Weltkrieg in die Behandlung von Verletzungen, besonders der Knochenbrüche, durch die Arbeit der Orthopäden und bewegungsphysiologisch denkender Ärzte. Es galt bisher als Dogma, die einem Knochenbruch benachbarten Gelenke solange ruhig zu stellen, bis der Knochen geheilt war. Gewöhnlich legte man zu diesem Zweck einen Gipsverband an, den meist die Hauptschuld an unheilvoller und nur schwer oder gar nicht wieder zu beseitigender Gelenkversteifung traf. Im Krieg arbeiteten wir Methoden aus, die gestatten, die dem Knochenbruch benachbarten Gelenke

Digitized by Google

während der Heilung täglich schonend zu bewegen, so daß die Gesamtbehandlungsdauer wesentlich abgekürzt wurde und daß mehr oder minder frei bewegliche Gelenke nach Abschluß des Krankenlagers vorhanden waren. Auch für Weichteilverletzungen erwies sich diese Bewegungsbehandlung als sehr vorteilhaft, vor allem an der Hand und an den Fingern, die in besonderem Maße zu nicht wieder gut zu machenden Versteifungen neigen. Selbst bei Verlust von Sehnen, die den Muskelzug auf die Knochen übertragen, kann man durch frühzeitig einsetzende Bewegungsbehandlung erreichen, daß der Organismus aus dem entstehenden Narbengewebe neue Sehnen bildet.

Auf das große Kapitel des Gliedersatzes und der Bandagenkunde brauche ich hier nicht einzugehen, die Leistungen und Aufgaben sind ja allgemein bekannt. Der Krieg brach hier insofern mit dem üblichen Gebrauch, daß er endlich den Orthopäden Gelegenheit gab, sich mit den oft recht schwierigen Fragen des Kunstgliederbaues zu beschäftigen. Vor dem Kriege wurden die Amputierten fast ausschließlich zu einem Bandagisten geschickt, der im besten Fall nur sehr geringe Kenntnisse der Anatomie und Physiologie hatte. Das Fehlerhafte dieses Vorgehens liegt auf der Hand. Man würde doch auch nicht z. B. einen Magenkranken bedingungslos einem Apotheker zur Weiterbehandlung überantworten, obwohl dieser eine unvergleichlich intensivere wissenschaftliche Vorbildung als ein Bandagenkaufmann oder Orthopädiearbeiter hat.

Mit der medizinischen Behandlung der Fehlgänger und Verkrüppelten ist die orthopädische Tätigkeit nicht abgeschlossen. Es ergeben sich in den meisten Fällen noch weitere Aufgaben, die nur von dem gelöst werden können, der genaue Kenntnis von der normalen und krankhaft veränderten Körperbeweglichkeit besitzt und außerdem die Hantierungen im täglichen Leben und in den verschiedenen Berufen eingehend studiert hat. Es handelt sich um die Berufsberatung, Berufsausbildung und Anpassung der Werkzeuge und Maschinen an die jeweilige Störung des Kranken, auch wenn er behandelt war. Diese Fragen treten tagtäglich an uns heran, denn der im Kriege gefallene Ausspruch: Es gibt keine Krüppel mehr, trifft leider nicht zu. Die medizinische Kunst vermag ja in den meisten Fällen wesentliche Besserungen zu erzielen, nur selten ist sie jedoch imstande, völlige Herstellung herbeizuführen. Der Orthopäde ist für die Beantwortung dieser sozialen und beruflichen Fragen in erster Linie geeignet, weil ihm die Erfahrungen aus der Arbeit in Krüppelheimen zustatten kommen, wo er neben der Erziehung vor dieselben Probleme gestellt wird. Es ist daher zu wünschen, daß die Tätigkeitsfürsorge der Kriegs- und Unfallverletzten und der Kranken mit Bewegungsstörungen den orthopädischen Anstalten eng angegliedert wird und daß Zentralen geschaffen werden, wo das ganze Gebiet systematisch von Anfang bis zu Ende durchgearbeitet werden kann. Die Unkosten für solche Vollanstalten werden sich reichlich lohnen. Es wäre ein Unding, besonders in den heutigen Tagen, bei Neugründungen die Krüppelfürsorge von der Beschädigtenfürsorge völlig zu trennen, weil beide Zweige fast die gleichen Einrichtungen und die gleiche Vorbildung des

Digitized by Google

Personales erfordern. Es ist klar, daß bei dieser Verschmelzung die Altersklassen einigermaßen getrennt gehalten werden müssen, wie es ja auch schon in Krüppelheimen geschieht.

Da der Orthopäde bei der Behandlung von Bewegungsstörungen in weitestem Maß die Gymnastik zur Anwendung bringt, sei es, daß er an mehr oder minder komplizierten Apparaten üben läßt, sei es, daß er die sogenannte Arbeitstherapie verordnet, die darin besteht, daß der Beschädigte berufliche Arbeiten verrichtet oder Turnen und Sport treibt, so ist der Orthopäde der gegebene Berater und Mitarbeiter in Fragen des normalen Turnens und Sportes, besonders soweit diese gesundheitliche Ziele verfolgen. Es wäre zu wünschen, daß die Orthopäden sich noch viel allgemeiner um diese Dinge kümmern, denn wer mit den Störungen einer körperlichen Funktion genau vertraut ist, vermag auch die normale Betätigung zu bewerten, zu beurteilen und zu bearbeiten, während andererseits jemand, der die Störungen nur oberflächlich kennt, ein unvollkommenes Bild vom normalen Geschehen haben muß. Es ist hier für das volle Verständnis ebenso wichtig, wie, z. B. in der Architektur, das Beispiel und Gegenbeispiel zu kennen. Wenn auch der Orthopäde an allen körperlichen Leistungen, wie Turnen und Sport, lebhaftes Interesse haben muß, so wird sich vorwiegend sein Augenmerk auf die gesundheitliche Wirkung dieser Übungen richten. Alle Bestrebungen und Anwendungen, die dem Körper nützen, hat er zu fördern, er muß aber auch dort hemmend eingreifen, wo ein Übermaß Schaden und Siechtum bedingen. Dies gilt besonders für den Sport, dem die Gefahr innewohnt, daß er sein einziges Ziel nur im Siege beim Wettkampf sieht und auf die Gesundheit seiner Anhänger nicht achtet. Von der geistigen Ablenkung und Zerstreuung der Turn- und Sportfexen zu sprechen sei hier ganz abgesehen. Die Welle der Begeisterung für Körperübung, die durch unser Volk geht, ist auf's höchste zu begrüßen, dabei muß von berufener Seite aber auch auf die schädlichen Auswüchse hingewiesen werden. In erster Linie sind wir hierzu verpflichtet bei der körperlichen Erziehung der Jugend. Hier gibt es noch viel zu reformieren oder neu einzuführen, sowohl in den Köpfen der Erzieher als auch in der Art der Ausführung körperlicher Übung. Man dränge die langweiligen und gesundheitlich wertlosen Zucht- und Ordnungsübungen, besonders die Reigen, etwas mehr in den Hintergrund und ersetze sie durch Bewegungen, die Freude am Turnen schaffen. Der körperliche und geistige Unterricht sind in Einklang zu bringen; auch ein Kind ist nicht fähig, nach körperlichen Anstrengungen vollwertig geistig zu schaffen, und geistige Ermüdung lähmt die Tatbereitschaft. Ganz unverständlich erscheinen die geringen Anforderungen an die Kraft und Gewandtheit der Jüngsten. Wer offenen Auges das Spiel und die Ausdauer von Kindern im Kindergartenalter ansieht, wird zustimmen, daß man schon diesen ein in System gebrachtes Tollen zumuten darf. Es ist vorteilhafter, die Kinder in diesem Alter allgemein körperlich zu kräftigen und gewandt zu machen, als sie mit Hand- und Kopfarbeiten zu beschäftigen. In der Volksschule hat dann

Digitized by Google

erst recht ein fröhliches Turnen und Tummeln von Anfang an die Nachteile des langen Sitzens auszugleichen, aber nur unter der Leitung von Lehrern, die Freude und Sinn für einen geübten Körper haben.

Auf die Erörterung der Leibesübungen ging ich etwas ausführlicher ein, weil es noch zu wenig bekannt ist, daß beim Orthopäden in den meisten hierher gehörigen Fragen Auskunft und Rat zu erholen ist, denn er erblickt seine Aufgabe nicht nur darin, Kranke zu heilen, sondern auch Bewegungsstörungen in weitestem Sinne zu verhüten. Darunter sind auch Kraftlosigkeit und Mangel an Gewandtheit zu verstehen. Des Orthopäden Ziel ist, wie sein Name sagt, den Körper „richtig zu bilden".

Der Überblick über die Orthopädie, den ich hier gab, ist vielleicht etwas subjektiv gefärbt; ich glaube aber mit der Ansicht vieler meiner Fachgenossen wenigstens in den wesentlichsten Zügen übereinzustimmen. Das Fach der Orthopädie ist im Vergleich zu anderen medizinischen Disziplinen heute genügend scharf umgrenzt, um ihm eine Sonderstellung zuzuerkennen; es ist reich an Inhalt und Aufgaben und in hohem Grade wichtig in wissenschaftlicher und besonders sozialer Hinsicht. Es ist zu fordern, daß nun endlich die Anerkennung, die die Orthopädie bei der leidenden Menschheit sich errungen hat, auch offiziell dadurch zum Ausdruck käme, daß die Orthopädie zu einem Hauptfach im Medizinstudium und zum Prüfungsfach erhoben würde, so daß jeder Medizinstudent gezwungen wäre, sich mit ihr zu beschäftigen. Die diesem Ziel widerstrebenden Kräfte sind noch mächtig, aber vielleicht gelingt es uns auch hier, die Bewegungsstörung zu überwinden:

„Oh, einen Felsen streb ich zu bewegen!"

Das erste Kirchenbild

Von

Prof. Dr. J. Wittig

Die gesamte Innenkultur des christlichen Volkes ist ein Reich, das nur in seinen Grenzgebieten erforschbar ist. Das innerste Leben entzieht sich der menschlichen Fassungskraft oder wenigstens der menschlichen Darstellungskunst. Dringt ein Entdecker weit bis zur Landesmitte vor, so wird er ein schweigsamer Mann wie der Priester Zacharias im Heiligtum, oder er kehrt als Dichter wieder. Denn die Kunst kann mehr sagen als die Wissenschaft. Im Grenzgebiet des religiösen Reiches erkennen wir nur, daß abertausend Bäche und Ströme religiösen Denkens, Schauens und Lebens das Reich durchfließen, denn sie münden im Grenzgebiet. Wer aber weiß ihre Quellen? Ihre Quellen muß man suchen. An die Quellen muß man das dürstende Volk führen. Die Quellen siegen nur, wenn dürstendes Volk kommt, sonst versiegen sie.

Digitized by Google

Zu den Quellen religiösen Lebens, zu den stillsten und stetigsten, gehören die Bilder unserer Gotteshäuser, die kleinen und die großen, vor allem das eine, das von ferner Altarwand mit seinen Farben und Linien, mit seinem Glauben und seiner Frömmigkeit, mit all seiner Süßigkeit oder Herbheit den ganzen Raum durchflutet und alle umflutet, die den heiligen Raum betreten. Wer Kirchenbilder entdeckt, hat Quellen christlicher Innenkultur entdeckt. Nicht die letzten Quellen. Denn das Kirchenbild floß wieder hervor aus dem Glauben derer, die es gebildet. Was auf uns zu gerichtet, Quelle religiöser Kultur wird, ist Denkmal religiöser Kultur, ein Wegweiser, der nicht bloß das Wohin beantwortet, sondern auch das Woher. Ich schreibe diese Zeilen, um auf eine deutsche Kulturtat aufmerksam zu machen, die das ganze deutsche Volk innerlichst erfreuen und auferbauen sollte und die doch unter der Unrast der letzten Jahre fast ungesehen in die Bibliotheken gewandert ist: In dreizehnjähriger, entsagungsreicher Arbeit hat der deutsche Oberschlesier Joseph Wilpert mit seinem getreuen, von ihm selbst geschulten Maler Carlo Tabanelli und seinem Photographen Pompejo Sansaini unter Zuhilfenahme von neun der besten Reproduktionsanstalten Deutschlands und Österreichs die Mosaiken und Gemälde der Kirchen Roms und die mit ihnen verwandten Schöpfungen, besonders Neapels und Ravennas, auf 300 farbenstrahlenden Tafeln veröffentlicht. Der Traum meiner Studentenjahre war es, nur einmal das von meinem Lehrer Sdralek geschilderte Wunderleuchten der Mosaiken zu sehen. Ich habe es gesehen, soweit es nicht von Staub und Kirchendunkel bedeckt war. Nun flutet es mir freier und lichter, freilich ohne den Zauber der örtlichen Umgebung und Bestimmung, aus Wilperts Tafeln entgegen. Und ich möchte allen Menschen, die gern an den Quellen der Religion und Kunst weilen, zureden und sagen, daß sich von überallher eine Wallfahrt zu der nächsten großen Bibliothek lohnt, die das Werk erworben hat. Wir halten gar zu leicht schon das für einen Kulturbesitz des deutschen Volkes, was wir in den Bibliotheken aufbewahrt wissen und was einstweilen nur geistiger Besitz der Archäologen ist.

Kirchenbilder, Denkmäler der religiösen Gedankenwelt vergangener Jahrhunderte, Quellen religiösen Denkens und Lebens aller Jahrhunderte, die daran wie Karawanen vorüberziehen, wer hat sie geschaffen? Sie sind keine Selbstverständlichkeit im christlichen Kult. Das alte Gebot Jehovas: „Du sollst dir kein Bild machen von dem Herrn deinem Gott," beherrschte in strengster Auslegung die erste Christenheit und hätte das königlich freie Christentum beinahe um das Prachtkleid christlicher Kunst gebracht und der Bilderkunst nach dem Hinsterben der Antike wohl das Grab gegraben, aus dem vielleicht nicht einmal mehr die weltliche Kunst auferstanden wäre. Strenge Synodalbeschlüsse einzelner Kirchen, eifernde Persönlichkeiten wachten über das alte Gebot. Wer fand die mildere, vernünftigere, also die rechte Auslegung des Gebotes, die seinen lebendigen Sinn trifft, aber seinen tötenden Buchstaben überwindet? Man hat lange nach der Wiege der christlichen Kunst gesucht

Digitized by Google

und noch heute lautet die Streitfrage: „Asien oder Rom?“ Es hat sich herausgestellt, daß der große Strom mittelalterlicher Kunst starke Quellen in der urchristlichen Kirche Kleinasiens und Syriens hatte und von da, zeitweise unter Umflutung der beiden Kaiserstädte Rom und Konstantinopel, auf den alten Handelswegen nach nordischen Ländern floß, so zwar, daß manchmal von Rom und Konstantinopel her fast gar kein Einfluß zu spüren ist. Das gilt vor allem von der Baukunst. Das gilt auch von vielen Einzelzügen der Malerei und Plastik. Aber es gilt nicht von der Konzeption des christlichen Kirchenbildes an sich. Denn Rom besaß schon das erste Kirchenbild und dieses erste Kirchenbild ward schon in anderen abendländischen Städten nachgebildet, als es im Morgenlande noch als eine Ungeheuerlichkeit galt, daß ein Kirchentürvorhang mit religiösem Bildwerk versehen war. Auch Alexandrien hatte schon seine Katakomben mit religiösen Bildern geschmückt, aber es ist kein Vergleich mit Rom, wo die in abertausend Katakombenbildern geübte christliche Malkunst ohne jede Hemmung jüdisch-dogmatischer Voreingenommenheit in die weiten Hallen der christlichen Basiliken einzog. Wie von selbst! War dies, wie man mit puritanischer Miene gesagt hat, ein Rückfall in heidnisches Wesen? Rom hat das Heidentum nie so verworfen, daß es auch seine Schönheit und seinen doch immer noch bedeutenden Wahrheitsgehalt verworfen hätte!

Rom hatte das erste Kirchenbild. Damit ist nicht gesagt, daß es nun alles an diesem Kirchenbilde, jedes einzelne Element der Komposition, der Farbengebung, der Linienführung, alles, was auf dem Wege vom Gedanken zum Bilde liegt, ganz allein aus sich selbst geschaffen hätte. Das wäre gegen alle historische Feinfühligkeit. In der Mitte der lebendigen Welt liegend, sog Rom aus der ganzen Welt, was diese an Kultur hervorbrachte, auch die Kunsttraditionen außerrömischer Länder. Aber dieses vorausgesetzt, muß man doch sagen, daß wir das Kirchenbild der Kirche Roms verdanken, daß seine Konzeption und deren erste Verwirklichung in Rom geworden ist, eine Offenbarung römisch-katholischen Freisinns von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Den rechten Aufschluß über dieses erste Kirchenbild hat uns erst Wilpert im ersten Textband seines Monumentalwerkes über die römischen Mosaiken und Gemälde gegeben. Schon von jeher hatte die römische Überlieferung das Christusbild an der Apsis der Laterankirche als die erste öffentliche Darstellung des Erlösers ausgegeben. Die Wissenschaft nahm das nicht sehr ernst. Und wer in unserer Großväter Zeit nach Rom kam und das Apsismosaik der Laterankirche betrachtete, mußte ganz stark den Eindruck haben, daß es sich um eines der vielen mittelalterlichen Mosaiken handle, an denen man schneller vorüberging als an den altchristlichen Mosaiken. Sah man doch die Gestalten des hl. Franz von Assisi und des hl. Antonius von Padua unter den dargestellten Heiligen, ja sogar das Bild des mittelalterlichen Meisters und seines Gesellen und die inschriftliche Bezeugung mittelalterlichen Ursprungs: „Jakob Toriti, der Maler, hat dieses Werk geschaffen.“ Das war ein Franziskaner-

Digitized by Google

bruder, der im Dienste des gleichfalls dargestellten Stifters, des Papstes Nikolaus IV. (1288—1292), stand und auch als Meister der Marienkrönung in S. Maria Maggiore bekannt war. Darum ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Zerstörung dieses Bildwerkes bei den baulichen Veränderungen der Apsis unter Leo XIII. kein besonderes Aufsehen erregte. Glücklicherweise hatte der Altmeister der christlichen Archäologie, Giovanni Battista de Rossi, für sein sonst sehr ungenügendes Mosaikenwerk eine ausnahmsweise gewissenhafte und vorzügliche Kopie des Bildes herstellen lassen, eine Arbeit, die zufälligerweise dem damals noch in fremden Diensten arbeitenden Maler Tabanelli, dem genannten Mitarbeiter Wilperts, anvertraut worden war.

Wilpert hat nun mit der ganzen Ruhe und Sicherheit seiner jahrzehntelangen technischen und ikonographischen Erfahrung klargestellt, daß das Mittelstück des Mosaiks, das Brustbild Christi, ziemlich unversehrt aus dem altchristlichen Apsismosaik in das mittelalterliche übertragen worden ist, da man an eine wunderbare Entstehung dieses Christusbildes glaubte; daß aber auch die übrige Komposition eine im wesentlichen getreue, wenn auch in ihrem Kunstcharakter und in Einzelheiten abweichende und um mehrere Figuren bereicherte Wiedergabe des altchristlichen Bildwerkes ist; daß uns also die Tafel von de Rossi eine verhältnismäßig gute Vorstellung von dem ersten christlichen Kirchenbilde vermittelt. Es ist Wilpert gelungen, die altchristlichen Elemente der Komposition von den mittelalterlichen genau zu scheiden, so daß es möglich wäre, mit Hilfe anderer altchristlicher Mosaiken das erste Kirchenbild wiederherzustellen. Das ist deshalb so wichtig, weil dieses Bild mehr oder weniger unmittelbar die ganze christliche Kirchenbildkunst bis Raffael und über ihn hinaus, somit also auch die ganze christliche Vorstellungswelt und das aus ihr strömende Glaubensleben wesentlich beeinflußt hat.

Es ist ein Summenbild, d. h. eines jener christlichen Bildwerke, die wie die Summa theologica des Thomas von Aquin die Gesamtheit aller jeweils im Bewußtsein der Gläubigen lebenden Glaubensvorstellungen auf einer Fläche darzustellen versuchen und die uns die Möglichkeit bieten, die geschichtlichen Abwandlungen des in den Hauptzügen immer gleichen Glaubensbildes der katholischen Christenheit zu verfolgen. Bald tritt die eine, bald die andere Gruppe von Glaubenswahrheiten in den Vordergrund und in den Mittelpunkt des Bildes, wie sie gerade auch das Kulturbild der einzelnen Periode beherrscht.

Fast alle Summenbilder sind Zonenbilder, da sich die ganze Fülle des darzustellenden Glaubensinhalts und die Rangstaffelung der Vorstellungen nicht auf der einzonigen Fläche zum Ausdruck bringen ließ. Solche Zonenkompositionen finden sich schon keimartig an den Gräberwänden der Katakomben und völlig ausgebildet auf den Bildseiten altchristlicher Sarkophage. Es kann also nicht überraschen, daß der Meister des ersten Kirchenbildes gleich diese ausgebildete Anordnung der Komposition durchführt. Durchbrochen werden

Digitized by Google

die Zonen oft durch ein Mittelbild. So auch auf dem Lateranmosaik. Das Mittelbild beherrscht die ganze Komposition und sammelt die Vielheit zur Einheit.

Die Lateranbasilika war als Votivdenkmal zum Dank für den Sieg Konstantins des Großen über Maxentius erbaut. Christus, in dessen Zeichen der Sieg erkämpft war, galt als der eigentliche Sieger und Triumphator. Sein Bild mußte den Votivbau schmücken. Schon aus diesem Zusammenhange erkennt man, daß die Lateranbasilika der erste abendländische Kirchbau, sein Christusbild das erste Kirchenbild und überhaupt die erste öffentliche Darstellung Christi war.

Über dem alle drei Zonen beherrschenden Mittelbilde, das von zwei oder vier Engeln umgeben war, muß ursprünglich die Hand Gottes sichtbar gewesen sein. Die oberste Zone ist seitdem immer das Reich des unsichtbaren Vatergottes. Toriti, zu dessen Zeit der oberste Teil des Mosaiks zerstört gewesen sein mag, setzte an Stelle der Hand Gottes ein Seraphbild und vermehrte die Begleitengel Christi. Vom Christusbild schwebt nieder zur zweiten Zone die Taube, das Symbol des Heiligen Geistes, und von ihr geht eine Strahlenflut aus, in deren Lichte ein Triumphkreuz sichtbar wird. Das Kreuz, der erste Hauptgegenstand der altchristlichen Predigt, zeigt in seiner Mitte, auf einem Medaillon, das Bild des einen großen Sakraments des altchristlichen Lebens, der Taufe, und zwar wieder symbolisiert, nämlich durch die Taufe Christi. Von der Höhe eines Berges, auf dem das Kreuz steht, fließen die vier Paradiesesströme, welche nach Analogie anderer altchristlicher Mosaiken die vier Evangelien bedeuten. Hirsche und Lämmer trinken aus den Strömen, die seitab fließend die Darstellung der „Heiligen Stadt Jerusalem" umrahmen, der Stadt des ewigen Lebens, die bewacht ist von einem Cherub, bewohnt von Petrus und Paulus, gekennzeichnet durch den Vogel Phönix, das Symbol der Auferstehung und des ewigglückseligen Lebens. Auf blumenreicher Au, die sich zur Rechten und zur Linken des Berges dehnt und von den Wassern des Jordan bespült ist, stehen die großen Heiligen des christlichen Altertums, Maria und Johannes als Fürbitter, Petrus und Paulus, Johannes und Andreas, während die übrigen Apostel in der untersten, durch die Apsisfenster durchbrochenen Zone, gleichfalls auf blühender Wiese zwischen Palmen, Zypressen und Pinien (?) dargestellt sind. Inschriften und Analogien sichern diese Deutungen.

Toriti muß sich treu an das ursprüngliche Ausmaß gehalten haben, denn die von ihm hinzugefügten fünf Figuren, in bedeutend kleinerem Maßstab als die alten, zeigen sich auch jetzt noch als eingedrängt und vermögen die Komposition zwar zu stören, aber nicht zu sprengen. Die altchristliche Komposition des ersten Kirchenbildes hat als gedankliche Grundlage offenbar die kleinste Summa theologica des Urchristentums, das Apostolische Glaubensbekenntnis mit seinen drei Hauptlehren, von Vater, Sohn und Geist, und mit seinen (damals schon) zwölf Artikeln (es fehlte noch der „Abstieg zur Hölle" und die „Gemeinschaft der Heiligen"). Diese Artikel haben allesamt im ersten Kirchen-

Digitized by Google

bilde zu Rom ihren symbolischen Ausdruck gefunden. Wilpert weist sogar nach, daß die Weltgerichtsvorstellung schon in diesem Bilde deutlich die Komposition beeinflußt hat. Sicher ist die Wiederkunft des Herrn mit dem Nebengedanken an das Gericht („von dannen er kommen wird zu richten") durch das Spruchband der Paulusfigur („Wir erwarten den Heiland, den Herrn Jesus Christus") und die fürbittende Gebärde Marias und des Täufers klar verkündet. Die zwölf Apostel umgeben die Mittelachse des Bildes als Zeugen des Glaubens. Die Mittelachse aber betont am stärksten jene Dogmen, die man als eigentliche altchristliche Verkündigung bezeichnen kann: Trinität, Kreuz, Taufe, Auferstehung zum ewigen Leben.

Dieser Komposition haben die späteren altchristlichen Maler und Mosaizisten viele Einzelheiten entlehnt. Sie ist ein Quellbrunn zahlreicher Glaubensvorstellungen geworden. Aber auch die Gesamtheit der Komposition ist an anderen Apsiden nachgebildet. Ich erinnere nur an S. Pudentiana und S. Cosma e Damiano in Rom, an S. Apollinare nuovo in Ravenna und S. Apollinare in Classe. Immer ist Christus und das Triumphkreuz in der Mittelachse der Bilder; Christus, begleitet von den Evangelien- oder Evangelistensymbolen, als Lehrer oder Herr des Gotteshauses dargestellt, das Kreuz auf einem Berge stehend oder frei im Himmelskreis schwebend.

Im 5. Jahrhundert tritt ein im Lateranbilde noch ganz zurückhaltend geoffenbarter Einzelgedanke beherrschend in den Vordergrund, der Gedanke: „Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten." Aus dem Schema des Lateranbildes entwickelt sich das mittelalterliche Weltgerichtsbild, dessen ergreifende Wirkung zu den bedeutsamsten Kräften der mittelalterlichen Seelenkultur gehört. Wiedergeburt, Erlösung, ewiges Leben standen im Vordergrunde der altchristlichen Verkündigung, in welcher freilich auch die Predigt von der Wiederkunft, von Gericht, Lohn und Strafe keineswegs fehlte. Das Mittelalter erfaßte das Christentum stark von seiner juristischen Seite. Das christliche Leben vollzog sich mehr in juristischen Verträgen des Menschen mit Gott. Ein „do ut des" ging durch das ganze religiöse Leben. Werk und Ablaß, Verdienst und Lohn, Mißverdienst und Strafe traten scharf im Bewußtsein der Menschen hervor, freilich nicht so, als ob der Inhalt der altchristlichen Predigt aufgegeben worden wäre. Der Gedanke an die endgültige richterliche Entscheidung, an das Weltgericht, mußte darum der beherrschende Gedanke in der christlichen Glaubensvorstellung und im religiösen Leben werden.

Schon der Zeitgenosse Augustins, der Dichterbischof Paulin von Nola, entwarf ein Weltgerichtsbild, das von dem Schema des Lateranbildes stark beeinflußt war. Das älteste, uns erhaltene Weltgerichtsbild gruppierte sich um einen Altar der römischen Kirche S. Clemente. Dieser Altar wurde nun als neues Element in das Schema mit aufgenommen. Auf ihm findet das Kreuz seinen Platz, das in manchen Fällen von anderen Leidenswerkzeugen umgeben war. Mit dem Altare kam der Gedanke an das eucharistische

Digitized by Google

Opfer in das Schema des Kirchenbildes, blieb aber noch dem Hauptgedanken untergeordnet. Derartige Weltgerichtsbilder, deren Vorlagen nachweislich von Rompilgern bis in die fernsten Länder gebracht wurden, befinden sich noch, freilich nicht mehr unversehrt, in S. Angelo in Formis, in S. Giovanni am Lateinischen Tor in Rom, in der Silvesterkapelle an der Basilika der Quattro Coronati. Das schönste aber ist das zwischen 1291 und 1293 von Pietro Cavallini gemalte Weltgerichtsbild in der Cäcilienkirche in Rom, ein hervorragendes Meisterwerk, das schon in Raffaels Zeit teils zerstört, teils verbaut, nun aber, soweit es unter dem Verbau erhalten geblieben ist, von Wilpert erstmals vollständig in seiner wunderbaren Farbenpracht veröffentlicht wurde.

Dieses Bildwerk ist, wie Wilpert mit guten Gründen darlegt, die unmittelbare Vorlage der Disputa Raffaels gewesen. Raffael übernahm von ihm das Zonenschema — die oberste Zone war, wie wir es an dem Weltgerichtsbilde Giottos in Padua sehen, unterdes ausgefüllt worden mit einer fast unübersehbaren Schar von Engeln — aber auch das Christusbild in der Mandorla, die gleichfalls von Engeln umschwebt ist, und eine ganze Reihe von Figuren, unter denen auch die beiden Fürbitter des Lateranbildes, Maria und der Täufer, wiederkehren. Und doch ist Raffaels Disputa nicht mehr eine Summa der altchristlichen Kreuzestheologie und der mittelalterlichen Gerichtstheologie. Ein anderer Gedanke, keimartig schon im mittelalterlichen Weltgerichtsbild enthalten, tritt nun in den Vordergrund und in den Strahlenpunkt des Bildes: die Eucharistie.

Dem Mittelalter war eine neue Zeit gefolgt. Schon im 13. Jahrhundert hatte eine große eucharistische Bewegung begonnen. Das Fronleichnamsfest war eingeführt worden. Herrliche Hymnen erklangen zum Preise des „tantum Sacramentum" des Altars: „Pange lingua gloriosi corporis mysterium". Die heilige Messe, das eucharistische Opfer, war zum Markstein geworden, an dem sich die Geister schieden. Es ist bemerkenswert, daß ein erst kurz vor Wilperts Veröffentlichung bekanntgewordenes Weltgerichtsbild in einem lateinischen Kodex von Wolfenbüttel neben dem Kreuze auf dem Altare schon Kelch und Hostie zeigt. Raffael wählte nicht diese beiden Symbole der Eucharistie, sondern die Monstranz mit der Hostie. War doch die Eucharistie, bis zum 13. Jahrhundert nur die stille Speise der Seelen, das „verborgene Manna", seit dem 13. Jahrhundert der öffentliche Triumph der katholischen Christenheit geworden, in strahlender Monstranz von den Gläubigen verehrt und unter Triumphgesängen durch die Kirchenhallen und Straßen getragen.

Trotz der starken Betonung dieses Zentralmysteriums ist auch Raffaels Disputa eine Summa theologica, wie es schon das altchristliche Lateranbild war. Trinität, Menschwerdung, Erlösung, Weltgericht, ewiges Leben, alle diese Wahrheiten schimmern aus diesem Bilde. Besonders stark ist die Lehre von den beiden Formalprinzipien des katholischen Glaubens, Bibel und Lehr-

Digitized by Google

amt, in der unteren Zone zum Ausdruck gebracht, wenn auch in naher Beziehung zum Hauptgedanken der Disputa.

Das ist die Geschichte des ersten Kirchenbildes. Solange das Abendland die Einheit des Glaubens bewahrte, floß dieser Strom, in seinen Wassern die fruchtbaren Ufer widerspiegelnd, ruhig durch die Jahrhunderte. Durch den starken Stoß der deutschen Reformation wurde auch diese Entwicklung erschüttert. Das Bild der Altarwand verliert die Größe und Geschlossenheit des altchristlichen Apsidenbildes und verliert sich in die Darstellung einzelner Geheimnisse, einzelner Persönlichkeiten, einzelner heiliger Vorkommnisse, bleibt freilich auch da der Refraktor des Gemeindeglaubens und die Quelle frommer, wenn auch nicht mehr so weit umfassender Gedanken, die sich doch irgendwie ins Leben umsetzen müssen.

Briefe des † Reichskanzlers v. Caprivi

Mitgeteilt von

Prof. Dr. Max Schneidewin, Oberlehrer a. D.

(Schluß)

11] Skyren, den 9. August 1895.

Den 16. 8. rechne ich mir selbst zum Ehrentage und glaube für mich in Anspruch nehmen zu können, daß die Schlacht voraussichtlich ungünstiger verlaufen sein würde, wenn ich nicht die richtigere Auffassung der Sachlage gehabt und die Zustimmung meines commandierenden Generals dafür gewonnen hätte, als die Auffassung des Obercommando — Friedrich Karl — und des benachbarten 3. Armeecorps es war. Diese nahmen den Feind im Abmarsch auf die Argonnen an, während ich überzeugt war, daß er noch vor uns stehe. Remonstriren half nichts. Der Befehl des Obercommandos, der uns auf die Argonnen dirigierte, mußte ausgeführt werden, ich entwarf aber die Dispositionen, so, daß sie à deux mains zu gebrauchen waren und, wenn sich meine Auffassung bewahrheitete, der größte Teil des Armeecorps bald nach Mittag auf dem Plateau Vionville—Trouville eingreifen konnte. So geschah es. Man hat den Umstand, daß das 10. Armeecorps das 3. Armeecorps vor einer Niederlage bewahrte, nachher wenig zur Geltung kommen lassen. Die Nachbarschaft des 3. Armeecorps, das sich der besonderen Gunst des Prinzen Friedrich Karl erfreute, ist uns im Laufe des Feldzuges noch oft unbequem und schädlich gewesen. Indes auch das liegt hinter mir. Die Rolle eines Chefs des Generalstabes bei einem Armeecorps ist immer eine entsagungsvolle. Geht es schief, so wird er Sündenbock; geht es gut, arbeitet er in majorem gloriam seines Generals.

Gr. v. Caprivi.

Digitized by Google

12] Kyren, 26. September 1895.

Vielen Dank, sehr verehrter Herr, für Ihre Zeilen vom 15. d. M.[1]) ... Daß Sie meiner dabei nicht noch eingehender gedacht haben, ist mir sehr lieb. Ich möchte nicht, daß meine Thätigkeit im Kriege der Anlaß zu Controversen[2]) würde, wie deren jetzt schon mehr als gut ist, zwischen Truppentheil und General in der Militärlitteratur entstanden sind. Wir haben dergleichen früher in der Preußischen Armee nicht gekannt, und ich will lieber mit dem Wallensteiner sagen: „unser Verdienst das bleibe im Stillen," als der modernen Reclame direkt oder indirekt huldigen. Daß ich Ihrer guten Meinung sicher bin, ist mir eine aufrichtige Freude. Im übrigen habe ich vor der Geschichte und dem, was sie uns geben oder nehmen kann, nicht allzuviel Respect. Bei allem Eifer, die objective Wahrheit festzustellen — und man bemüht sich nach dieser Richtung jetzt mehr wie je, den Krimkrieg von englischer Seite etwa ausgenommen — werden die letzten Motive militärischer Handlungen selten klar werden. Man mag Kriegsakten durchforschen und mit noch Lebenden nach allen Richtungen correspondiren, nicht einmal das Gesprochene kommt dabei zu seinem Recht, geschweige denn das Gedachte. Ich habe drei Kriege in Stellungen mitgemacht, in denen mir mehr Einblick hinter die Coulissen vergönnt war, wie Vielen, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Dinge oft anders entstanden und verlaufen sind, als sie in die Geschichte übergehen werden. Aufgeschrieben werden kriegerische Dinge meist erst, wenn der Erfolg entschieden hat, und die „Motive" passen sich dann in Berichten, Memoiren, Briefen gern der vollendeten Thatsache an. Was liegt auch daran, ob ein Erfolg mehr dem X oder Y zugeschrieben wird, das Wesentliche ist, daß er errungen ist, und davon wieder bin ich geneigt der Gottheit einen größeren Theil zuzuschreiben als den Menschen.

Daß die „Garden" im Stande wären, das sociale Problem zu lösen, glaube ich auch nicht. Wir wollen hoffen, daß dies Problem sie nie zur Action bringt, und daß es auf unblutige Weise gelingt, dem, was in der Bewegung Berechtigtes ist, einen Platz in unserem Staatsleben zu schaffen, alles Unberechtigte aber auf gesetzlichem Wege zurückzuhalten. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß das gelingt. Daß beim Verhandeln über das Kaiser-Wilhelms-Denkmal[3])

---

[1]) Hier folgt eine Bemerkung über mein im August 1895 erschienenes Schriftchen „Eine Wanderung über das Schlachtfeld des 10. August 1870, mit einem Nachwort zur Ehrung des Chefs des Generalstabes X. Armeekorps, während des großen Krieges, Oberstleutnants v. Caprivi".

[2]) Die folgenden Worte können sich nur darauf beziehen, daß ich es, nicht in der Broschüre, aber in dem Begleitbrief zu der Übersendung eines Exemplars geschrieben haben muß, daß ich oft von Offizieren des X. Armeekorps gehört hätte, das Verdienst des Korps um den Ausgang des 10. August sei vielmehr dem Chef des Generalstabes, als dem schon körperlich leidend gewesenen, wenige Jahre darauf an diesem chronischen Leiden gestorbenen, 1866 so ausgezeichnet hervorgetretenen Kommandierenden General v. Voigts-Rhetz zuzuschreiben.

[3]) Enthüllt ist das Kaiser-Wilhelms-Denkmal in der Schloßfreiheit zu Berlin am 22. August 1897, aber in den Jahren vorher, wo seine Errichtung geplant und vorbereitet

Digitized by Google

sich eine Gelegenheit geboten hätte, die Sozialdemocratie zu bändigen, glaube ich nicht. In jener Zeit waren die übrigen Parteien zu unsicher. Die Conservativen haben es unter der Hand ausgesprochen, daß ihre Weigerung, die vom Kaiser verlangten 10 Millionen zu zahlen, psychologische Motive hatte, d. h. sie wollten den Kaiser, in einer diesen aufs Höchste interessirenden Frage ihre Kraft und ihre Oppositionsfähigkeit fühlen lassen. Ihr eigenes Treiben lag um jene Zeit zu nahe beim Antimonarchischen, um eine größere Action an die Denkmalsfrage anzuknüpfen. — Auch kann ich nicht leugnen, daß mir eine Entfernung der Sozialdemocratie aus dem Reichstage unerwünscht schien. Lieber dies Sicherheits-Ventil nicht verstopfen. — Schönen Dank auch für den Brief des alten Geh. Rat Wiese.

Möge es Ihnen und den Ihrigen, verehrter Freund, wohlergehen. Ich bin in der letzten Zeit nicht ganz wohl gewesen, denke aber, daß das jetzt wieder vorüber ist.

In Hochachtung und Dankbarkeit

Ihr treu ergebener
Gr. v. Caprivi.

13] Skyren, 30. Dezember 1895.

Verehrter Freund!

Das alte Jahr soll nicht zu Ende gehen, ohne daß ich dem Manne, dem einzigen, dessen treue Freundschaft ich meiner politischen Thätigkeit verdanke, noch mal, wenigstens brieflich, die Hand gedrückt habe. Daß ich es nicht habe persönlich thun können, ist einer der stärksten Posten in dem Verlust-Conto, das mir das Nichzustande-Kommen der Beaune-Feier, die von Offizieren des alten Stabes des General-Kommandos X. A. C. für den 28. November in Hannover geplant war, eingebracht hat. Ich hatte mir vorgenommen, von da nach Hameln zu gehen, um Sie, wenn auch nur auf ein paar Stunden mal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Eine um diese Zeit projectirte, nachher abgesagte Hofjagd wurde zum Stein des Anstoßes. Es würde zu allerlei Redereien geführt haben, wenn ich bei dem niedrigen Gnadenstand, in dem ich mich befinde, ungefähr um dieselbe Zeit mit Sr. Majestät nach Hannover gegangen wäre. So habe ich den Beaune-Tag hier unter meinen Verwandten still verlebt, nachdem ich aus dem Havellande, wo ich in Bagow Verwandte habe und meine erste Etappe nach Hannover hatte machen wollen, ohne Sang und Klang hierher zurückgekehrt war. Herzlichen Dank für Ihren Beaune-Brief. Schon zu des Waldsteiners Zeiten soll es nach Schiller für den Soldaten nichts Besseres gegeben haben, als „wofür wir uns halten in unserem Herzen". Und damals gab es noch nicht mal eine Presse! — Aber, in welchem Berufe der Mann auch stehe, er wird sich immer zu den Glücklichen zu rechnen haben, wenn er außer der

---

wurde, schlug die Unzufriedenheit der Agrarier mit den Handelsverträgen noch besonders hohe Wellen.

Digitized by Google

Selbstachtung, die Achtung und die Freundschaft einiger Edlen aus seiner öffentlichen Thätigkeit mit zurückbringt. Welchen Werth die Ideen Ihres philosophisch-politischen Collegen in Nauen haben, würde ich, mangels jeglicher philosophischen Bildung, nicht zu beurtheilen wagen, daß aber eine Richtung nach dem Mystizismus hin aufkommt, hat mir auch schon geschienen. Hängt damit nicht der, namentlich in den besseren Ständen häufiger werdende — vor allem in England — Übertritt zum Katholizismus zusammen? In unseren ultramateriellen Bühnendichtern soll jene Richtung auch wahrnehmbar werden. Überrascht hat mich ihre häufigere Erscheinung auf der letzten Berliner Kunstausstellung, namentlich bei den Franzosen. Und ist nicht selbst in Zolas Lourdes die Sœur Angélique — solcher Zug?

Unsere inneren Verhältnisse erscheinen mir traurig, am traurigsten die Charakterlosigkeit der Nationalliberalen, für die jetzt freie Bahn da wäre, wenn sie nur manns genug wären. Die Conservativen sind nothleidend und der Freisinn hat zu wenig Staatsbewußtsein. Ich beklage jetzt, daß Kaiser Friedrich nicht dazu gekommen ist, auch nur auf kurze Zeit seine Ansichten mit freisinnigen Ministern zu prüfen. Durch solchen praktischen Versuch würden die Conservativen eine Ahnung davon bekommen haben, daß es zur Noth auch mal ohne sie geht, und der Freisinn würde gesehen haben, was ihm fehlt, um regierungsfähig zu sein.

Herzliche Wünsche für Sie und die Ihrigen, Ihr jüngstes litterarisches Kind einbegriffen, zum neuen Jahre.

In Dankbarkeit und Treue Ihr aufrichtig ergebener

Gr. v. Caprivi.

14] Skyren, Kreis Crossen, 22. Februar 1896.

Verehrter Freund!

Von ganzem Herzen werde ich Ihrer am 24. gedenken, und wenn günstige Götter Ihnen gewähren, was ich an guten Wünschen für Sie in mir trage, so wird es Ihnen sicher im neuen Jahre nicht schlecht gehen. Möge Ihnen Gesundheit, Freude an den Ihrigen, Erfolg in Ihrem amtlichen und schriftstellerischen Wirken in vollstem Maße werden. Gemeinsam ist uns beiden der Wunsch für das Wohl unseres Vaterlandes. Wir haben dessen Wiedererstehen mit Bewußtsein erlebt und dürfen nicht klagen, wenn wir nun auch solche Zeiten miterleben müssen, die uns nicht gefallen; in meiner Lage ja ohnehin eine natürliche, wenn auch nicht berechtigte Stimmung. Mein Interesse hängt noch immer am meisten an Armee und Marine, und ich kann nicht leugnen, daß die Treibhauswärme, unter der die Marine jetzt getrieben werden soll, mich beängstigt, weil sie immer nur auf Kosten des Landheeres hervorgebracht werden kann. Daß, wenn das Theater der Weltgeschichte sich erweitert und nun auch den Pazific umfaßt, der Wunsch nach mehr Organen für die letzten Actionen der Politik hervortritt, ist natürlich. Aber ich möchte glauben, daß diesem erhöhten Bedürfniß bereits

Digitized by Google

genügt ist. In den zwölf Jahren, in denen ich diesen Dingen als Chef der Admiralität[1]) näher gestanden habe, erinnere ich mich keines Falles, in dem unsere Marine nicht im Stande gewesen wäre, dem sachlichen Bedürfniß unserer Politik zu genügen. Eine Entwickelung unserer Marine im großen Style müßte Geld und Menschen fordern, die wir nicht übrig haben. Schon 1888 entzog die Marine und ihr Beurlaubtenstand der Armee etwa die Stärke eines Armeecorps. Unser Schicksal aber wird aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Lande entschieden, und bei einem Kriege mit zwei Fronten können wir in die Lage kommen, unsere ausgeschiffte Equipage,[2]) wie die Russen die ihrige in Sebastopol, die Franzosen vor Paris, am Lande zu brauchen. Ich glaube nicht einmal, daß wir vom Schutz des Handels allzuviel erwarten dürfen. Da wird die eigene Geschwindigkeit der Schiffe, die mit werthvollen Ladungen die See halten wollen, das Beste thun müssen. Man kann nicht mehr Handelsflotten durch Geschwader convoyieren, wie in den napoleonischen Kriegen. Der Kampf hat ganz andere Bedingungen für den Seekrieg geschaffen. Wie er sich entwickeln wird, kann niemand vorhersagen, nur daß es unter für uns ungünstigen Umständen geschehen wird, ist mir klar. Nicht immer eisfreie Häfen, die abgeschlossene Ostsee, die nothwendige Passage durch den Kanal oder um die Seychellen, der Mangel an eigenen befestigten Kohlenstationen in den Meeren, in denen wir unsere Kreuzer halten wollen, um die feindlichen Kreuzer aufzusuchen und zu vernichten, der Mangel an eigenen Docks in jenen Meeren, das sind Schwierigkeiten, die kaum zu überwinden sind. In dem Maaße als unsere Küsten leicht zu vertheidigen sind, erschweren sie den Verkehr mit dem Weltmeere. Der Nordostseekanal wäre uns ohne Helgoland weniger werth gewesen. Als ich das mal dem Fürsten Bismarck sagte, antwortete er: „Ich werde Ihnen Helgoland besorgen." Nach ein paar Monaten fragte ich, wie die Sache läge; es war nicht geglückt. Der Besitz von Helgoland mit seinem Leuchtfeuer hindert den blockierenden Feind unter Helgoland zu liegen und von da unsere in einer langen Kolonne zu Einern aus der Elbe debouchierende Flotte in breiter Front anzugreifen. So habe ich immer gedacht, es wäre dafür gesorgt, daß auch die Wasserpflanzen nicht in den Himmel wüchsen. Die landwirtschaftliche Woche mit dem Ruf „Schweinhund" bei der ersten Nennung meines Namens hat mich nicht überrascht . . .[3])

Darf ich bitten, Ihrer Frau Gemahlin ebenfalls meine Glückwünsche zu übermitteln.

In alter Dankbarkeit und Hochachtung bleibe ich Ihr aufrichtig ergebener

v. Caprivi.

---

[1]) Soll heißen: „und darüber hinaus", weil Chef der Admiralität Caprivi ja nur von 1883 bis 1888 gewesen war.

[2]) Technischer Ausdruck bei der Marine für „Schiffsmannschaften".

[3]) Hier folgt eine kürzere, auch in wohlbegreifliche Invektive übergehende Selbstverteidigung gegen einen noch Lebenden sehr bekannten Namens, den ich aus diesem Grunde weggelassen habe. Der Passus schließt mit den Worten: „das schadet aber Nichts, geschimpft wird doch, indeß auch das Schimpfen schadet zum Glück Nichts".

Digitized by Google

15] Skyren, 15. Januar 1897.

Sehr verehrter Freund!

Mit aufrichtiger Freude habe ich Ihre „antike Humanität“[1]) erhalten, und werde ich mich an der Hand Ihrer freundlichen Winke daran machen, für mich herauszunehmen, was und so viel meinem Verständnisse zugänglich, und ich hoffe, mein Interesse für den Verfasser wird sich unschwer auch auf dies Werk übertragen. Haben Sie herzlichen Dank dafür, daß Sie es mir auf so liebenswürdige Weise zugänglich gemacht haben. Schon in der „Widmung“ haben Sie mir eine Frage gelöst, die mir fast drückend wurde: wie ist es möglich, daß der Professor sein Werk dem Geh. Rat Wiese widmet, von dem er, ein Anhänger[2]) Ed. v. Hartmann's, doch in den, wie mir schien, wesentlichsten Lebensanschauungen abweichen muß? Ich selbst stehe religiös dem Wiese'schen Standpunkte näher, und jene Frage war für mich von persönlichem Werthe. Ich danke Ihnen für die Lösung, die Sie ihr in der Widmung gegeben haben. Ich glaube Ihren Standpunkt zu verstehen und sehe Nichts darin, was uns trennen könnte; das Streben nach Wahrheit wird uns gemeinsam bleiben — und es ist doch wohl das Wesentlichste an einem Manne — unbeschadet der Resultate zu denen er kommt.

Ich freue mich, zu meinem Geburtstage mehr, auch über ihre eigenen Angelegenheiten zu hören. — Was Herrn Nicolai's „Wettbewerb“ angeht, so kann es mir nur recht sein, wenn er mich zum Thema einer Brochüre nimmt; ich weiß mich bei ihm in guten Händen.

Ich denke mir, Sie müssen sich nach dem Abschluß einer so großen Arbeit frei und entlastet vorkommen. Fast mehr noch, wie für Sie, freue ich mich dieses Zustandes für Ihre Frau Gemahlin und wünsche Ihnen beiden, daß Sie dieses erleichterten Daseins in Gesundheit froh werden und Ihre Arbeit in der Welt volle Anerkennung finden möge.

In Dankbarkeit und Treue bleibe ich Ihr aufrichtig ergebener

v. Caprivi.

16] Skyren, 22. Februar 1897.

Meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage sollen Ihnen, verehrter Freund, diese Zeilen bringen, zugleich mit meinem erneuten Dank für die Übersendung Ihrer „antiken Humanität“, die ich inzwischen, trotz meiner

---

[1]) In Berlin 1897 erschienen in der Weidmannschen Buchhandlung, 558 S., dem Geh. Rat Ludwig Wiese zu seinem 90. Geburtstage, 30. Dezember 1896, gewidmet.

[2]) Ein eigentlicher, unbedingter Anhänger nicht (der ich sogar mit dem Schriftchen (1901) „Der Sternenhimmel und seine Verkleinerer“ ausdrücklich eine „Streitschrift“ gegen E. v. Hartmann geschrieben habe), von manchen Lehrpunkten dieses großen Denkers nicht überzeugt. Doch wüßte ich keinen Denker in der Geschichte der Philosophie zu nennen, aus dessen Werken noch heute so viel von „Anregungen“ und Belehrung zu ziehen wäre, und der seine Begabung allerhöchsten Ranges übertroffen hätte; in solchen Gesamturteilen ist allerdings ein nur persönliches Grundgefühl als Maßstab des Urteils nicht zu vermeiden.

Digitized by Google

mangelhaften Vorbildung mit Interesse, und wie ich hoffe, mit Nutzen gelesen habe. Auch für die Übersendung des Prospectes für die Wiese-Stiftung meinen besten Dank. Jedenfalls verdanke ich Ihrem neusten Werke vielseitige Anregung zum Nachdenken. Das Buch ist mir in so vielen Richtungen sympathisch gewesen und hat mir das Vergnügen bereitet, von Ihrer Lebensanschauung mehr zu erfahren als mir bisher bekannt war und Ihnen darin zu folgen ... Zu meiner Freude kann ich auch, gestützt auf den Kreis von Erfahrungen, den ich in meiner Laufbahn gesammelt habe, noch „altfränkisch" genug denken, um eine — wenn auch vielleicht beschränkte — klassische Bildung für einen unentbehrlichen Factor im Leben des deutschen Volkes zu halten. Sie wirkt wie ein Sauerteig auch auf die breiteren Schichten derjenigen, die nur indirekt davon berührt werden, die nicht eigentlich ihre Träger sind. Kein Mensch wird glauben, daß sie das Christenthum ersetzen könne, aber wie das Christenthum in seinem ersten Auftreten auf klassischem Boden am besten gedieh, so glaube ich, daß noch heute die Berührung mit klassischer Bildung der heranwachsenden Jugend die innerliche Aufnahme des Christenthums erleichtert. Wenn ich hiernach aber gestehe, daß ich bisher nie auf den Gedanken gestoßen war, Cicero als den Vertreter der antiken Humanität anzusehen, so muß ich fürchten, von Ihnen excommunicirt zu werden. Mir ist es gegangen, wie es nach Ihrer Schilderung den meisten Gymnasiasten geht: als ich das Abiturientenexamen machte, nahm ich von Cicero nicht mehr mit, als die Ansicht, daß er ein zum Handeln unfähiger, eitler Schwätzer sei, und nun erst habe ich vor ihm zum ersten Male die Hand an die Kopfbedeckung genommen und angefangen, seine Bedeutung zu ehren. Sie stellen gegenüber Mommsen usw. eine allgemeine Umschätzung Ciceros in Aussicht. Ich vermuthe zwar, daß es seinen Manen nichts mehr ausmachen wird, wie die Sterblichen von ihm denken, aber es bleibt zu wünschen, daß die Bilder, die die Nachwelt sich von edlen, hervorragenden Männern macht, nicht entstellt werden, weil solche Bilder weiter zu wirken geeignet sind. Im übrigen ist dieser Fall wohl ein Beispiel für den Satz, daß Nachruf von sehr zweifelhaftem Werth ist, und auf sehr unsicherer Basis steht. Mommsen kommt zu der Ansicht, daß Cicero eigentlich ein Lump sei, und nun kommt Schneidewin, sieht sich den Mann von einer anderen Seite näher an und bringt ihn zu Ehren. Ich vermuthe, daß z. B. das Bild, das wir vom alten F. M. York in uns aufgenommen haben, wesentlich Droysen's Werk ist. Ein weniger günstiger Forscher würde dem Bilde anderes Colorit gegeben haben. Wie oft hängt die Darstellung davon ab, ob in einer Ecke eines Archives ein vergessenes, verstaubtes, altes Schriftstück aufgefunden wird. Wenn der Nachruhm von solchen Zufälligkeiten abhängt, so möchte ich folgern, daß er überhaupt nur von geringem Werth sein kann, was mich aber nicht abhält, Ihrem Streben für Cicero besten Erfolg zu wünschen, um des Ansehens der antiken Humanität unter den Deutschen willen und um die Schüler von der unangenehmen und schädlichen Vorstellung zu befreien, daß sie gezwungen würden, sich aus formalen Gründen mit einem Unwürdigen beschäftigen zu müssen. Haben Sie vielen Dank, daß Sie auch in diesem Buche meiner so freundlich

Digitized by Google

gedacht haben. Lassen Sie mich Ihnen von Herzen wünschen, daß Ihr Buch die vollste Anerkennung findet und daß es Ihnen gelingt, den Wurm der Cicero-Verachtung zu zertreten. Möchten Sie erleben, daß die Schlußsätze Ihres Werkes in Erfüllung gehen. Fürs Erste aber will ich meine Wünsche auf das Näherliegende beschränken: auf einen fröhlichen, ungetrübten und in Gesundheit verlebten Geburtstag. Ich kann von mir nicht viel mehr sagen, als daß ich gesund bin, aber bisweilen das Greisen-Alter recht lästig empfinde. Ich hatte es mir schöner gedacht. Indeß bin ich dankbar für das, was mir Gott giebt; es ist jedenfalls viel mehr als ich verdiene. Ich habe Skyren lange Monate nicht verlassen und bin überzeugt, daß das in meiner Lage das Klügste ist. Selbst in der Zeit, in der der Rückvergütungsvertrag[1]) die Wißbegierde der Journalisten lebhaft erregte, konnte keiner bis Skyren durchdringen. Sie fänden auch den Weg gar nicht, kein Post-Kursbuch gibt über diesen im Kiefernwalde verborgenen Ort Auskunft.

In alter Dankbarkeit und Hochachtung bleibe ich Ihr sehr ergebener

Gr. v. Caprivi.

17] Skyren, 27. Juli 1897.

Immer von Neuem, sehr verehrter Freund, verpflichten Sie mich zu Dank. Und obschon ich einsehe, daß die Bemühungen, mir politisch noch einiges Relief zu geben, verlorene Mühe sind, so kann ich doch nicht leugnen, daß es mir Freude macht, von Ihnen nicht vergessen zu werden. Sie wissen auch die heterogensten Dinge in den Kreis Ihrer Studien zu ziehen, und gleichzeitig „antike Humanität" und Bevölkerungsvermehrung[2]) zu behandeln. Wie wenig Werth man jetzt der Vermehrung der Bevölkerung Deutschlands oft beilegt, setzt mich in Erstaunen. Ich entsinne mich noch, mit welcher Freude in einem Kreise, den Prinz Friedrich Carl um sich zu versammeln pflegte, der Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich in Bezug auf die Zukunft beider Länder gezogen wurde, als die Abnahme der Geburten in Frankreich offenkundig wurde. In der Hoffnung, daß Sie noch immer an meinem Ergehen wohlwollend Antheil nehmen,

---

[1]) Der Rückversicherungsvertrag mit Rußland, die Kehrseite, die Bismarck dem Dreibunde hinzugefügt hatte, und der vom Kaiser Wilhelm II. unter der Kanzlerschaft Caprivis nicht erneuert war, weil er mit dem Dreibunde nicht voll vereinbar erschien. Er war zur Zeit, als nach diesem Brief die Neugierde der Journalisten nach ihm lebhaft erregt war, noch nicht veröffentlicht. Er verpflichtete übrigens beide Kontrahenten zur Neutralität im Falle, daß einer von ihnen angegriffen werden sollte (also Deutschland von Frankreich, Rußland von Österreich). Die wohl von alldeutscher Seite, der Seite des alten agrarischen Hasses, zu Gehör gekommene Verwünschung Caprivis auch aus dem Grunde, weil unter seiner Verantwortlichkeit die Rückversicherung gegen Rußland nicht erneuert sei, ist ungerecht. Denn Österreich hätte allein nie gewagt, Rußland anzugreifen, ebensowenig Frankreich Deutschland. Sonst aber kam die Rückversicherung gar nicht in Frage.

[2]) Emil Fitger-Bremen hatte über Zunahme der Bevölkerung Deutschlands und die Handelsvertragspolitik geschrieben. Ich hatte dieses Schriftchen im „Leipziger Tageblatt" vom 7. März 1897 besprochen.

Digitized by Google

darf ich schreiben, daß ich eine Carlsbader Kur hier in Skyren hinter mir habe, und guten Erfolg zu verspüren glaube. Es ist ziemlich einförmig hier zu leben, aber das, was ich aus dem öffentlichen Leben sehe und höre, ist auch nicht angenehmer. — In der Hoffnung, daß Sie gesund sind, was ich aus Ihren Excursionen schließen zu können glaube, bleibe ich Ihr treu ergebener und dankbarer

Gr. v. Caprivi.

18] Skyren, 15. Januar 1898.

Sehr verehrter Freund!

Herzlichen Dank für Ihren gütigen Neujahrsbrief. Wenn Sie aus meinem vorigen Briefe den Eindruck einer gewissen Depression gewonnen haben, so werden Sie sich kaum geirrt haben. Zur Freude an meinem eigenen Dasein bringe ich es schwerlich noch; auch in meiner Familie habe ich manche Sorge, und bis zu einer erwärmenden Freude am Staatsleben kann ich mich schwerlich noch aufschwingen. Ich gebe zu, es ist erfrischend, wenn man einen Greis wie Bennigsen[1]) noch rüstig an der Arbeit und neue Gebiete der Wissenschaft betreten sieht. Er macht sich sein Dasein vielseitiger, aber wird er auch das Bewußtsein haben können, damit noch dem Gemeinwohl etwas zu nützen? Ich glaube kaum. Nun würde ich ja nicht abgeneigt sein, zu glauben, daß durch öffentliches Auftreten für den Standpunkt, den ich in manchen Fragen als Kanzler eingenommen habe, ich vielleicht noch klärend auf die öffentliche Meinung, auf die kommende Generation einwirken könnte. Aber ich verzichte darauf, zunächst weil die Arbeit für meine jetzigen Kräfte zu groß sein würde. Ich bin 1890 auf einen ganz fremden Boden gekommen, auf dem mich zu orientieren, mir eine Ansicht zu bilden, ein schweres Stück Arbeit war. Was ich mir damals erworben habe, haftet als mein geistiges Eigenthum nicht fest genug, um ohne Arbeit wieder gegenwärtig zu werden. Der Boden müßte von Neuem umgegraben werden, wenn er wieder tragfähig werden sollte. Damals bin ich erfolgreich von einem reichlichen Personal unterstützt worden, heute würde es mir schwer sein, mir auch nur das einfachste Material an Zeitungen, Gesetzen pp. wieder zugänglich zu machen. Mir thut es leid, daß die Münchener Allgemeine Zeitung[2]) Sie statt meiner zum Ziel genommen hat; mir aber würde die Aufnahme eines solchen Kampfes unüberwindliche Schwierigkeiten machen, ganz abgesehen davon, daß ich als Journalist weder an Geschick noch an willkürlicher Behandlung der Thatsachen dem leitenden Redacteur jenes Blattes gewachsen wäre. Ein erfolgreiches Auftreten in der Presse würde heut zu Tage kaum möglich sein, ohne den Kampf mit den Bismarckianern aufzunehmen; einen, auch

[1]) Von diesem hatte mir einer seiner Söhne erzählt, daß er sich bei seinem eintretenden Ruhestand (zuletzt vom Posten des Oberpräsidenten von Hannover) vorgenommen habe, den Kant zu studieren; der wirkliche Kant, zumal der ersten der drei Kritiken, wird aber in solchen Fällen des Alterstudiums den Lesenden meist anders anmuten als dieser es sich gedacht hatte.

[2]) Dieser Angriff ist meiner Erinnerung entfallen.

Digitized by Google

nur partiellen Sieg könnte ich für mich nicht erhoffen. Ich habe bei meiner Verabschiedung keinerlei Papiere zurückbehalten und auch da, wo ich z. B. nach dem Beispiele Roons, Correspondenzen, etwa mit dem Kaiser, hätte als mein Privat-Eigenthum ansehen können, habe ich es nicht getan. So verfüge ich über kein Hilfsmittel zu meiner Unterstützung, und nach wie vor meine ich, der einzige Nutzen, den ich meinem Vaterlande noch stiften kann, ist der, wenn ich n.... undankbare Rolle bis zu Ende als anständiger Mann, selbstlos den Staat über die Person stellend, durchführe. Wenn ich dabei die geistige Frische, die ich mir noch hätte erhalten können, verliere, so ist das wohl ein relativ geringer Verlust. Es trifft sich nun auch noch so, daß auf einem Gebiete, auf dem ich wohl zu einem Urtheil befähigt sein könnte, auf dem der Marine, und auf dem ich, damals im Verein mit Admiral Tirpitz, viel gearbeitet habe, mir die Wiederaufnahme der Arbeit vom privaten Standpunkt unmöglich ist. Kurz, die Götter sind gegen mich, und ich muß mit soviel Resignation als möglich mein Geschick tragen.

Bitte grüßen Sie Herrn von Bruchhausen[1]) schön von mir. — Darf ich Sie bitten, auch Ihrer Frau Gemahlin meine aufrichtigen Neujahrswünsche zu übermitteln. Möge 1898 Ihnen und den Ihrigen nur Gutes bringen. In dankbarer Freundschaft lassen Sie mich bleiben Ihren treu ergebenen

Gr. v. Caprivi.

19] Skyren, 5. März 1898.

Sehr verehrter Freund!

Herzlichen Dank für Ihren Geburtstagsbrief und die wohlthuende Anhänglichkeit, die sich auch in ihm wiederum ausdrückt. Hoffentlich haben Sie den Tag im Kreise der Ihrigen heiter und frei von Sorgen verlebt. Das kann ich leider von mir nicht sagen. Seit Jahren siecht ein Neffe brustkrank langsam dahin; allmählig wird die Sache akuter. Und auch hier, in meiner nächsten Nähe, waren vier Kinder leidend. Ich selbst werde nach und nach von den Schwächen und Gebrechen des Greisenalters immer mehr berührt, und schon hierin liegt der erste Grund, der mich hindert, Ihren freundlichen Rath zu befolgen und an die Abfassung meiner Memoiren zu denken. Der Gedanke hat ja viel Verführerisches. Aber ich habe ihn definitiv aufgegeben, er ist von meinem Standpunkt unausführbar. Es ist wahr, ich habe viel Interessantes erlebt, und wenn ich auch nicht das Talent hätte, mein Schriftwerk auf das Niveau der französischen Memoiren zu erheben, so brauchte das Buch nicht langweilig zu werden. Aber andere Schwierigkeiten persönlicher Art stehen im Wege. Gerade die interessantesten Dinge zu erwähnen, müßte ich mir versagen.

---

[1]) Hauptmann v. Bruchhausen war mit der Uniform des 78. (ostfriesischen) Inf.-Regts., zu dessen „Chef" der Kaiser nach den Manövern des Sommers 1889 den damals kommandierenden General des X. Korps v. Caprivi ernannt hatte, verabschiedet, weil er infolge eines Unfalls dauernd dienstunfähig geworden war. Er wurde in seinem Ruhestande zu einem überaus tätigen und bald hochangesehenen Militärschriftsteller. Um die Jahrhundertwende wohnte er einige Jahre in Hameln.

Digitized by Google

Das würde nicht blos von meiner Kanzlerzeit gelten, sondern auch vom Chef der Admiralität, von den drei Kriegen und von meiner langjährigen Zeit im Kriegsministerium. Ich bin meiner Natur nach oft in der Opposition gewesen und habe mich nicht selten im Widerspruch zu den maßgebendsten Stellen gefunden. Das sind Dinge, über die sich nicht sprechen läßt, ohne Personen zu nennen. Sie zählen ganz richtig zu dem Interessantesten aus meiner Kanzlerzeit den Eintritt und das Ausscheiden aus dieser Stellung. Das ist aber nicht zu schildern, ohne die Person Sr. Majestät zu berühren, was ich aber nach meiner Auffassung der Pflichten eines Offiziers oder Beamten ganz unthunlich finde. Ich muß mir also jedes Auftreten in der Litteratur versagen, und wenn es in der Presse auf mich regnet, so werde ich eben naß. In vieler Beziehung vermag ich einen Unterschied zwischen Memoiren und der Benutzung der Tageslitteratur nicht zu finden. Auch würde die Arbeit für mich viel zu groß. Ich habe wörtlich gar keine Aufzeichnungen, und die Benutzung der Akten der Reichskanzlei oder des Auswärtigen Amtes würde ich nicht erbitten, man würde sie mir auch mit Recht abschlagen. Es existiert also nach wie vor für mich kein Zweifel, mir bleibt nichts übrig, als zu schweigen und selbst da zu schweigen, wo das Schweigen zu meinem Nachtheile ausfällt, was ja bei jeder Differenz mit dem Fürsten Bismarck ohne Weiteres der Fall ist.

Haben Sie vielen Dank noch einmal für Ihre Theilnahme an meiner Person, und lassen Sie mich an dem genug haben, wie der Wallensteinsche Reiter, wofür ich mich halte in meinem Herzen.

Empfehlen Sie mich bitte Ihrer Frau Gemahlin bestens. Bleiben Sie gesund und frisch. Möge Erfolg Ihre Thätigkeit im Amt und in der Litteratur voll lohnen. In Anhänglichkeit und Treue bleibe ich Ihr dankbarer

Gr. v. Caprivi.

20] Skyren, 18. November 1898.[1])

Hochverehrter Herr Professor!

Ein Vergnügen und ein Gewinn ist es mir immer wieder von Neuem, mit Ihnen in Verbindung zu treten. Mein Leben hätte sich mit etwas mehr Geschick leicht anders und glücklicher einrichten lassen. Ich habe das nicht zu handhaben gewußt. Mir ist der Gedanke öfter schon gekommen, daß ich den Versuch hätte unternehmen sollen, mich mit Ed. v. Hartmann zu liiren. Ein Mann wie er hatte die Gaben und die unentbehrlichen Kenntnisse. Ich hatte im Anfang meiner Laufbahn nicht die unentbehrlichen Kenntnisse und stand der Technik der Sache zu fern... Wäre ich der Sache näher gestanden, so würde ich keinen leichter gefunden haben. Ich gehörte nicht allein zu keiner bereits formirten

[1]) Dieses ist der letzte Brief, den ich von Caprivi erhalten habe. Er, am 6. Februar 1899, nicht an akuter Krankheit, sondern an offenbar seit dem vorhergehenden Herbst allmählich rascher fortschreitendem chronischem Leiden gestorben, scheint seit dem letzt vorhergegangenen Briefe schon leidender und sich mehr mit Todesgedanken tragend geworden zu sein.

Digitized by Google

Partei; ich hätte erst eine solche formiren müssen. Aber nun der Zusammenbruch[1]) meines politischen Daseins mit der Möglichkeit der Formation einer lebensfähigen Partei zusammentraf, war es zu spät ... Ich würde viel darum geben, wenn ich mit Ihnen und unserer theuren Freundin mich in ländlicher Ruhe unterhalten könnte. Es wird zur Zeit nicht dazu kommen können ... Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, noch mal wenigstens in so weit bessere Tage zu verleben, als ich mich werde freier bewegen können. Das ist jetzt leider nicht der Fall. Ich will froh sein, wenn ich Gott für die Dank sagen kann, für die ich zu danken habe und für die zu danken mir eine freudige Pflicht ist. Schuldner zu bleiben und so sein Leben abzuschließen, ist hart. — Denken Sie ab und zu meiner, am liebsten schon am Tage von Beaune la Rolande,[2]) und seien Sie meiner nicht endenden Dankbarkeit gewiß. Sie haben sich wie ein Held in die Schanze geschlagen. Es wird mein Schicksal sein, nun mit wenigen alten Freunden den Tag gemeinsam zu verleben. Gott befohlen. Ihr ewig dankbarer

Gr. v. Caprivi.

Auf Wiedersehen zu günstigerer Zeit und bei besserer Gesundheit!

Die Fermente und ihre Beziehungen zu den Lebensvorgängen

Von

Dr. Georg Wolff

Im ganzen Reich des organischen Geschehens spielen die Fermente und ihre Wirkungen eine große Rolle. Die physiologisch-chemischen Forschungen der letzten Jahrzehnte haben uns mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß zahllose Vorgänge im Pflanzen- und Tierreich unter dem Einfluß von Fermenten vor sich gehen. Um nur einige Beispiele herauszugreifen, erinnern wir daran, daß die physiologische Verdauungstätigkeit, die Aufbereitung und Zerlegung der Nahrungsstoffe, fortgesetzt von Fermenten besorgt wird, die von den mannig-

---

[1]) Hier die einzige Stelle in den Briefen, in der ein schmerzlicher, fast tragisch zu nennender Umstand an der plötzlichen Beendigung der Caprivischen Reichskanzlerschaft am 26. Oktober 1894 anklingt und als von ihm empfunden bezeugt wird. An diesem 26. Oktober waren die Finanzminister der deutschen Einzelstaaten bei ihrer Heimreise nach Verhandlungen mit dem Reichskanzler, die zur vollständigen Einigung geführt hatten, noch nicht wieder den Eisenbahnwagen entstiegen, als schon der plötzliche Konflikt mit dem preußischen Ministerpräsidenten, Grafen Eulenburg, für den der Kaiser entschieden Partei nahm, der Kanzlerschaft Caprivis ein Ende bereitet hatte. In dem größten Teil der Presse hatte Caprivi nun einen „vorzüglichen Abgang".

[2]) An diesem Tage (28. November 1870) hatte das X. Armeekorps unter Caprivis Führung die wiederholten stürmischen Angriffe zweier französischer Armeekorps glänzend zurückgeschlagen.

Digitized by Google

faltigen Drüsen des Verdauungskanals gebildet und den Speisen zugeführt werden. Von größter Wichtigkeit sind die Fermente für alle Gärungsprozesse. Die Hefe, das klassische Untersuchungsmaterial der Fermentforscher, enthält eine große Menge solcher Stoffe, die in ganz bestimmter Auswahl ihren Einfluß auf andere Substanzen auszuüben vermögen.

Was ist ein Ferment? Bevor wir etwas näher auf die Fermentforschung eingehen, wollen wir versuchen, den Begriff des Fermentes nach dem heutigen Stande der physiologisch-chemischen Forschung zu erklären.

Die Fermente, mit einem anderen Namen auch Enzyme geheißen, sind Stoffe, die alle dadurch ausgezeichnet sind, daß sie noch in kleiner Menge die Eigentümlichkeit haben, andere kompliziert zusammengesetzte chemische Gebilde in einfachere Bestandteile zu zerlegen, ohne selbst bei diesen Vorgängen wesentlich verändert zu werden. Sie sind demnach Stoffe von höchster Wirksamkeit, zerlegen beispielsweise das sehr komplizierte Eiweißmolekül in seine Bausteine und werden selbst kaum wesentlich dabei angegriffen. Sie wirken aber nicht etwa wahllos, sondern in genauer Gesetzmäßigkeit. Eiweißfermente spalten nur Eiweißkörper, andere Fermente zersprengen nur das Molekül der Stärke, wieder andere zerlegen nur Fette in ihre Bestandteile, lassen alle anderen Gebilde unbeeinflußt. Es waltet also auch hier eine genaue Gesetzmäßigkeit.

Emil Fischer, der geniale Berliner Chemiker, hat, um diese Verhältnisse zu veranschaulichen, einen sehr treffenden Vergleich gezogen. „Ferment- und Substanzmolekül", sagt er, „müssen wie Schlüssel und Schloß ineinander passen." Das Ferment ist der Schlüssel und muß so geformt sein, daß es die Substanz aufzuschließen vermag. Schon geringe Formunterschiede am Schlüssel oder Schloß machen, wie jeder Mechaniker weiß, den ganzen Mechanismus untauglich. Geradeso verhalten sich die zahlreichen Fermente zu den mannigfaltigen Stoffen der organischen Natur. Sie wirken auch nur, wenn sie räumlich in ihrer feinsten Struktur der Form der Substanz genau angepaßt sind.

Carl Oppenheimer,[1]) dem wir ein umfassendes Werk über die Fermente verdanken, definiert den Begriff dieser „mikrochemischen Sprengstoffe" folgendermaßen: „Ein Ferment ist eine katalytisch (zersetzend) wirkende Substanz, die von lebenden Zellen erzeugt wird und mehr oder minder fest an ihnen haftet, ohne daß ihre Wirkung an den Lebensprozeß als solchen gebunden ist; die Fermente sind imstande, chemische Prozesse auszulösen, die auch von selbst, wenn auch in langsamerem Verlaufe, einzutreten bestrebt sind. Das Ferment selbst bleibt bei diesem Prozeß unverändert. Es wirkt spezifisch, d. h. jedes Ferment richtet seine Tätigkeit nur auf Stoffe von ganz bestimmter struktureller und stereochemischer Anordnung."

Diese Definition gibt in Kürze eine Charakteristik der Fermente. Wilhelm Ostwald hat zuerst darauf hingewiesen, daß die fermentativen Prozesse große

[1]) Carl Oppenheimer, Die Fermente und ihre Wirkungen. Leipzig, Verlag F. C. W. Vogel.

Digitized by Google

Ähnlichkeit mit solchen haben, die durch sogenannte Katalysatoren eingeleitet werden. Als Katalysatoren dienen meistens die Salze und Oxyde von Metallen, namentlich des Platins, Kupfers, Quecksilbers usw., die Katalysatoren haben wie die Fermente die Fähigkeit, Reaktionen, die auch an sich eintreten, zu beschleunigen, z. B. erfolgt die Veraschung organischer Substanzen viel schneller bei Gegenwart einer geringen Menge eines Kupfer- oder Kaliumsalzes; die Knallgasbildung, die bei der Vereinigung von Wasserstoff und Sauerstoff in der Wärme auch allein vor sich geht, wird durch fein verteiltes Platin ganz erheblich beschleunigt. Auch die Katalysatoren brauchen nur in geringer Menge zugegen zu sein, sie werden bei der Reaktion selbst nicht verbraucht und können daher ihre reaktionsbeschleunigende Wirkung immer von neuem entfalten. Sie haben also mit den Fermenten, die ebenfalls in kleinster Menge große chemische Umsetzungen bewirken, mancherlei Ähnlichkeit. Allerdings ist uns die chemische Natur der Fermente selbst noch ganz unbekannt, man weiß nur, daß sie den Eiweißkörpern nahestehen und, wie diese, stickstoffhaltig sind.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Tatsache, daß die Fermente zwar von lebenden Zellen gebildet werden, in ihrer Wirkung aber nicht an den Lebensprozeß gebunden sind, daß sie auch außerhalb der Zellen ihren spezifischen Einfluß auszuüben vermögen. Wir wissen alle, daß die Hefepilze aus zucker- und stärkehaltigen Flüssigkeiten alkoholische Getränke zu bilden vermögen. Das ist nicht etwa, wie man lange Zeit meinte, eine Folge der Lebenstätigkeit dieser Mikroorganismen, sondern, wie gerade die Forschungen Buchners einwandfrei ergeben haben, lediglich eine Wirkung der Fermente, die in den Hefezellen gebildet sind. Die Alkoholgärung tritt noch genau in derselben Weise ein, wenn die lebenden Zellen abgetötet sind und nur der Inhalt der Hefezellen einer Zuckerlösung zugesetzt wird. Die alkoholische Gärung ist also kein physiologischer, kein an die Lebenstätigkeit der Pilze geknüpfter Vorgang, sondern ein rein chemischer. Das auslösende Agens wird allerdings von lebenden Zellen gebildet; ist es aber einmal vorrätig, so bedarf es der Organismen nicht mehr.

Die Entscheidung dieser für die Erklärung der Lebensvorgänge hochwichtigen Frage ist erst in neuester Zeit gefallen. Seit mehr als hundert Jahren herrscht bei Physiologen und Chemikern ein Streit darüber, ob die alkoholische Gärung als ein chemischer oder als ein von der Lebenstätigkeit der Hefe abhängiger Prozeß aufzufassen ist. Die berühmtesten Namen der Naturwissenschaft sind in diesen Streit verwickelt, Gay-Lussac, Liebig, Schwann, Nägeli, Mitscherlich, Pasteur und noch viele der erlauchtesten Fürsten der Wissenschaft mehr. Erst durch Eduard Buchner, dem hauptsächlich dieser Experimentalarbeiten wegen vor einigen Jahren der chemische Nobelpreis zuerkannt wurde, ist der Streit einem Abschlusse nahegebracht worden. Wir wollen auf die geschichtliche Entwicklung dieser Auseinandersetzung, die für die Erklärung der Fermentvorgänge von allgemeiner Wichtigkeit geworden ist, kurz eingehen.

Es ist eine uralte Erfahrung, daß die Hefe Zucker, nicht den gewöhnlichen, den wir zum Süßen benutzen, sondern den einfacher zusammengesetzten Trauben-

Digitized by Google

zucker in Alkohol und Kohlensäure zerlegt. Schon der berühmte holländische Biologe Leeuwenhoek (1632—1723) hatte die Hefe mikroskopisch untersucht und ihre Formen genau beschrieben, ohne ihren Charakter als ein Konglomerat lebender Zellen richtig gedeutet zu haben. Auch Georg Ernst Stahl (1660 bis 1734), der die bekannte Phlogistontheorie der Verbrennungsvorgänge aufgestellt hatte, beschäftigte sich schon mit der alkoholischen Gärung, die nach ihm ein chemischer Prozeß war. Der Hefe legte er einen besonderen Wert nicht bei. Noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war man sich darüber nicht klar, daß die Hefe aus zahllosen lebenden Zellen, die sich durch Sprossung fortgesetzt vermehren, besteht. Diese Tatsache wird erst von Theodor Schwann, dem Entdecker der Zellentheorie, und gleichzeitig einem französischen Forscher Cagniard de Latour im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts festgestellt. Inzwischen waren die Mikroskope außerordentlich verfeinert und hatten dazu beigetragen, in allen Zweigen der biologischen Wissenschaften grundlegende Umwälzungen herbeizuführen. Die Hefezellen werden heute den Sproßpilzen zugerechnet, die ihren Namen daher führen, daß sie sich durch Sprossung aus den Mutterzellen, wie die mikroskopische Beobachtung lehrt, vermehren; sie stehen in einem gewissen Gegensatz zu den Bakterien oder Spaltpilzen, deren Vermehrung durch Teilung eines einzelnen Bakteriums in zwei gleich große neue Pilze erfolgt. Es ist bekannt genug, daß die Durchforschung dieser Kleinlebewelt zu fundamentalen Neuerungen geführt hat, daß die Bakteriologie beispielsweise zu völlig neuen Anschauungen über die Ursache der Infektionskrankheiten und damit auch zu praktischen Ergebnissen von allergrößter Wichtigkeit gelangt ist.

Hatte man die biologische Natur der Hefe einmal festgestellt, so lag es nahe genug, die alkoholische Gärung, die Zerlegung des Zuckers in Äthylalkohol und Kohlensäure, die inzwischen durch Gay-Lussac formelmäßig festgelegt war, auf die Lebenstätigkeit der Hefepilze zurückzuführen. Schwann sprach die Ansicht aus, daß die Hefezellen den Zucker zu ihrer Ernährung verwenden und die unbrauchbaren Bestandteile in Form von Alkohol und Kohlensäure ausscheiden. Damit wurde die biologische Auffassung der Gärungsvorgänge begründet; ihr trat bald darauf der Altmeister der chemischen Forschung in Deutschland, Justus v. Liebig, mit aller Energie entgegen. Er stellte jeden Zusammenhang mit den Mikroorganismen und der Gärung in Abrede und machte sich in einem Brief an Wöhler sogar über die Anschauung derer, die in der Hefe organisierte Lebewesen erblickten, lustig. Nach ihm spielt die Hefe nur die Rolle einer sich zersetzenden organischen Substanz, die ihre Bewegung auf den Zucker überträgt und dadurch eine Spaltung veranlaßt. Jedenfalls hielt er die Gärung lediglich für einen chemisch-physikalischen Vorgang und hat darin nach den Ergebnissen der modernen Fermentforschung recht behalten. Seine Ansicht freilich über die Natur der Hefe war irrtümlich und wurde erst durch die exakten Untersuchungen des französischen Chemikers und Begründers der Bakteriologie Louis Pasteur widerlegt, nachdem schon Eilhard Mitscherlich und

Digitized by Google

Helmholtz eine Reihe von Versuchen ausgeführt hatten, die bewiesen, daß die alkoholische Gärung nur bei Gegenwart der Hefe in Erscheinung tritt.

Aber erst Pasteur konnte die Zersetzungstheorie Liebigs endgültig widerlegen. Er hatte den Nachweis erbracht, daß sich gerade solche Keime, wie sie in der Hefe vorhanden sind, auch in der Luft und anderen Medien befinden, und vermochte die Gärung zuckerhaltiger Flüssigkeiten dadurch zu verhindern, daß er sie luftdicht abschloß und damit einen Zutritt von Keimen aus der Umgebung unmöglich machte. Seine Untersuchungen sind nicht nur für das Gärungsproblem von maßgebender Bedeutung geworden, sondern haben auch die Ursache der Wundinfektionskrankheiten, die ebenfalls durch Keime der Luft, der Kleidung, der Haut hervorgerufen werden, aufgedeckt. Diese berühmten Untersuchungen Pasteurs bilden die theoretische Grundlage der modernen Asepsis, die in ihrer praktischen Bedeutung von Lister, dem berühmten englischen Chirurgen, zuerst erkannt und in die gesamte Heilkunde eingeführt wurde.

Pasteurs Untersuchungen hatten das Gärungsproblem soweit gefördert, daß der Satz „Ohne Organismen keine Gärung" allgemeine Anerkennung fand. Liebigs Ansicht schien damit tatsächlich widerlegt und die Gärung ein mit der Lebenstätigkeit der Hefepilze untrennbar verbundener Prozeß.

Aber auch das war noch nicht die volle Wahrheit. Man hatte inzwischen gefunden, daß zahlreiche Lebensvorgänge durch Fermente ausgelöst werden, daß sie bei geeigneten Versuchsbedingungen im Reagenzglas ebensogut wie im Tier- oder Pflanzenkörper vor sich gehen. Aus der keimenden Gerste war ein Stoff isoliert worden, der Stärke in Zucker zu spalten vermag, die Diastase, aus der Hefe wurde bald ein anderer Stoff dargestellt, der Rohrzucker in Trauben- und Fruchtzucker spaltet, die Invertase. Gerade solche Stoffe wurden in den Verdauungssäften des tierischen Organismus festgestellt, außerdem andere wie das Pepsin und Trypsin, die das Eiweißmolekül in seine Bestandteile zersprengen, und noch viele mehr. Man vermutete daher bald, daß auch die Spaltung des Zuckers in Alkohol und Kohlensäure durch einen solchen Sprengkörper, der im Leib der Hefezelle produziert wird, also durch ein besonderes Ferment, veranlaßt wird. Diese Ansicht hatte schon Moritz Traube im Jahre 1858 ausgesprochen, konnte sie aber nicht exakt beweisen, weil er das hypothetische Ferment nicht aus dem Zelleib der Hefe zu isolieren vermochte. Das gelang erst Eduard Buchner. Dadurch, daß er die sehr widerstandsfähige Wand der Hefezellen mittels besonderer Methoden zerrieb, war es ihm möglich, in dem ausfließenden Preßsaft das lange gesuchte Enzym, das er als Zymase bezeichnete, nachzuweisen. Die erste Mitteilung davon machte er im Jahre 1897. Damit war wieder ein großer Schritt vorwärts getan. Die Gärung war letzten Endes doch als ein chemischer Vorgang charakterisiert, wenn freilich auch das Enzym von den Hefezellen produziert wird.

Buchner hat gewissermaßen das Fazit aus den einander entgegengesetzten Anschauungen Liebigs und Pasteurs gezogen, er bewies die chemische Wirkungsweise des Stoffes, den die lebenden Pilze in ihrem Innern herstellen. Zur

Digitized by Google

Produktion des wirksamen Sprengstoffes, der Zymase, sind die Hefezellen nötig, zur Auslösung des Gärprozesses aber nicht. Buchner konnte zeigen, daß der aus den Zellen ausgepreßte Saft, der keine lebenden Organismen mehr enthält, die Eigenschaft, Zucker zu vergären, in demselben Maße besitzt wie die unversehrte Hefe selbst.

Wir wollen uns nun den wichtigsten Fermenten im einzelnen zuwenden. Überall, wo es im Reich der Natur kompliziert zusammengesetzte Stoffe zu spalten gibt, haben Fermente ihre Hand im Spiele. Im Tier- und Pflanzenreich sind diese mikrochemischen Sprengstoffe gleich verbreitet.

Naturgemäß sind sie für die menschlich-tierische Verdauung von großer Bedeutung. Wir nehmen mit der Nahrung stets eine große Zahl verschiedener Stoffe zu uns, vor allem Eiweißkörper, Fette und Kohlenhydrate, wie Zucker und Stärke, die alle viel zu kompliziert zusammengesetzt sind, als daß sie unzerlegt von den feinen Blutgefäßkapillaren, die die Darmwand tausendfach durchziehen, aufgenommen, d. h. resorbiert werden können. Deshalb ist eine weitgehende Aufspaltung der Nahrungsstoffe nötig, die von den Fermenten der verschiedenen Verdauungssekrete in vollendeter Weise besorgt wird. Für alle Arten von Nahrungsstoffen besitzt der Körper, sogar der des Neugeborenen, wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, die entsprechenden Fermente, für die Eiweißstoffe besondere, für die Fette besondere und ebenso für die einzelnen Kohlenhydrate eigene Fermente.

Das Eiweiß der Nahrung, das sich vorwiegend im Fleisch, in der Milch, den Pflanzensamen findet, wird zunächst im Magen durch das Pepsin bis zu den sogenannten Albumosen und Peptonen gespalten. Diese Produkte sind noch nicht resorptionsfähig und werden daher von dem Trypsin der Bauchspeicheldrüse bis zu den Aminosäuren, den Bausteinen des komplizierten Eiweißmoleküls, aufgespalten. Die Bauchspeicheldrüse ergießt ihr fermentreiches Sekret in den Dünndarm; hierher gelangen die Speisen durch den Magenausgang und werden nun weiter zur Resorption vorbereitet. Auch im Pflanzenreich gibt es eiweißspaltende Fermente. Ein besonders wirksames enthält der Milchsaft des Melonenbaumes (Carica papaya), der wegen seiner energischen Wirkung auf Eiweiß von den Wilden dazu benutzt wird, Fleisch mürbe zu machen. Eiweißverdauende Fermente besitzen auch die insektenfressenden Pflanzen; sie produzieren einen Stoff, der die Eiweißsubstanzen des gefangenen Tieres aufzulösen vermag, also ganz so wie die Fermente im Tierkörper wirkt. Wir sehen, daß eiweißlösende Fermente überall vorhanden sind, wo Eiweißkörper als Ernährungsmaterial in den Vordergrund treten, zwecks besserer Verdauung aber in eine lösliche Form gebracht werden müssen. Die Fermente richten sich in ihrem Vorkommen also genau nach den Substanzen, auf die sie wirken sollen. In niederen Pflanzen, so in den Hefepilzen, ferner in den Spaltpilzen oder Bakterien, wurden neuerdings ebenfalls ähnliche Fermente nachgewiesen; wahrscheinlich sind auch die Gifte vieler Krankheitserreger hierher zu rechnen, da nicht wenige durch Auflösung der roten

Digitized by Google

Blutkörperchen u. dgl. schädlich auf den von ihnen befallenen Organismus wirken.

Außer den Eiweißkörpern nehmen wir mit der Nahrung Fett auf. Auch dies muß erst durch Fermente gespalten, in seine Bestandteile, Glyzerin und Fettsäuren, zerlegt werden. Ein solches fettspaltendes Ferment beherbergt gleichfalls die Bauchspeicheldrüse, ferner die Leber, die vermittelst der Galle ihr Drüsensekret in den Zwölffingerdarm ergießt. Die Spaltprodukte des Fettes sind leichter löslich, werden resorbiert und gelangen in den allgemeinen Blutkreislauf; entweder wird aus ihnen das Fett des betreffenden Tieres, also des Menschen etwa, von neuem aufgebaut und an geeigneten Stellen als Nahrungsreservoir abgelagert, oder die Bestandteile werden mittels des durch die Atmungsluft eingeführten Sauerstoffes verbrannt. Es entsteht zwar bei dieser Verbrennung im Organismus keine leuchtende Flamme, aber genau wie bei der Verbrennung einer Kerze Kohlensäure und Wasserdampf und ein bestimmtes Quantum Wärme. Die in der Kerze aufgespeicherte Wärme wird vorwiegend zur Lichtproduktion verwendet; die bei der Verbrennung der Nahrungsstoffe entstehende Wärme dient zur Produktion mechanischer Kraft, die der Körper bei seinen Muskelleistungen braucht, ferner zur Erhaltung der Körpertemperatur, die beim Warmblüter immer auf einer bestimmten Höhe bleibt. Gerade die Fette stellen ein ausgezeichnetes Heizmaterial dar; bei ihrer Verbrennung entsteht mehr als das Doppelte der Wärmemenge, welche die Verbrennung der anderen Nahrungsstoffe, der Eiweißkörper und der Kohlenhydrate, ergibt.

Da Fette als Reservestoffe auch in manchen Pflanzensamen vorkommen, werden wir uns nicht wundern, auch fettspaltende Fermente hier zu finden. Ein besonders wirksames wurde aus dem Rizinussamen dargestellt; es vermag Fette so energisch zu zerlegen, daß dieses Ferment auch in der chemischen Industrie Verwendung gefunden hat und nach einem patentierten Verfahren dazu benutzt wird, Fette im Großbetrieb in Fettsäuren und Glyzerin zu zerlegen.

Außerordentlich verbreitet unter allen Fermenten sind die kohlenhydratspaltenden. Am kompliziertesten zusammengesetzt von allen Kohlenhydraten ist die Zellulose, die das Wandmaterial der Pflanzenzelle darstellt; dann folgt die Stärke, deren genaue Zusammensetzung wir ebenso wie die des verwandten Dextrins noch nicht kennen; dann kommen die Zuckerarten, deren chemische Konstitution uns bekannt ist, die höheren Zucker (Rohrzucker, Malzzucker, Milchzucker) und schließlich die einfachen Zucker (Traubenzucker, Fruchtzucker). In dieser Reihenfolge kann auch die Aufspaltung der Kohlenhydrate durch Fermente bewirkt werden, die sowohl im Pflanzen- wie im Tierreich äußerst verbreitet sind.

Am wenigsten scheint die Zellulose einer Spaltung fähig zu sein; immerhin hat man jetzt in verschiedenen Pflanzensamen einen Stoff nachweisen können, der auch auf die Zellwände auflösend wirkt, also auf die Zellulose. Danach wird das Ferment als Zellulase bezeichnet. Die Säugetiere scheinen ein Ferment, das die Zellulose aufzulösen und der Verdauung zugänglich zu machen vermag,

Digitized by Google

nicht zu besitzen, wenigstens nicht der Mensch und die ihm nahestehenden Tiere. Wir vermögen daher die Zellulose, die einen sehr großen Anteil der Pflanzennahrung ausmacht, nicht auszunutzen und scheiden sie als Schlacke wieder aus. Aus diesem Grunde ist die Menge des Kotes bei reiner Pflanzenkost viel größer als bei tierischer Nahrung, die weit besser ausgenutzt wird. Ob die Pflanzenfresser, die sich ausschließlich von Vegetabilien nähren, vielleicht in ihren Darmsäften ein Ferment besitzen, das die Zellulose angreift, ist noch nicht endgültig entschieden.

Wenn wir es einmal dahin bringen, die im Pflanzenreich so weit verbreitete Zellulose durch Fermente oder andere Mittel in ihre einfacheren Bestandteile zu zerlegen, so würden wir davon einen unübersehbaren Nutzen haben; wir kämen dann vielleicht einmal in die Lage, aus dem ungeheuren Reichtum unserer Waldbäume an Zellulose Zucker zu gewinnen.

Außer Zellulose findet sich in den meisten Pflanzen Stärke, besonders reichlich in Knollen, Wurzeln und Samenkörnern. Auf die Wichtigkeit der Stärke als Nahrungsmittel im Getreide, den Kartoffeln, den meisten Gemüsearten brauchen wir nicht erst hinzuweisen. Sie bildet den wichtigsten Bestandteil der vegetabilischen Nahrung, muß aber im Tierkörper auch noch in einfache Spaltprodukte zerlegt werden. Dazu dienen Fermente, die von den Mundspeicheldrüsen, der großen Bauchspeicheldrüse, der Leber gebildet werden. Sie zerlegen die Stärke in Dextrin und Malzzucker. Dieser, ein verhältnismäßig einfach zusammengesetztes Kohlenhydrat, vermag aber auch noch nicht resorbiert, d. h. in den Blutkreislauf aufgenommen zu werden, sondern wird weiter durch ein anderes Ferment der Verdauungssäfte in die letzten Bausteine, in zwei Teile Traubenzucker, gespalten; erst der Traubenzucker wird resorbiert.

Das Ferment, das die Spaltung der Stärke, also ihre Verzuckerung bewirkt, wird Diastase genannt. Besonders reichlich findet sich ein solches Ferment in den keimenden Gerstenkörnern, dem Malz. Darum ist für die Biererzeugung das Malz von so großer Bedeutung, desgleichen für die Spiritusbrennerei. Erst durch das in dem Malz enthaltene Ferment wird die Stärke in Malzzucker oder Maltose umgewandelt. Diese Zuckerart kann aber noch nicht direkt vergoren werden, sondern muß durch ein anderes Ferment, das ebenfalls im Malz, ferner in den meisten Hefearten vorkommt, ganz ähnlich wie bei der Verdauung, in zwei Moleküle Traubenzucker zerlegt werden. Durch die Einwirkung der Hefe wird dieses letzte Spaltprodukt nunmehr vergoren, d. h. in Alkohol und Kohlensäure umgewandelt.

Wir wollen auf die Namen der Fermente mit einigen Worten eingehen. Es hat sich eingebürgert, die Fermente nach den Stoffen, die sie zerlegen, zu benennen in der Weise, daß an den Stamm des Wortes die Endung „ase" angehängt wird. Dadurch ist eine einheitliche Nomenklatur erzielt und das Verständnis sehr erleichtert. Der Malzzucker heißt mit seinem wissenschaftlichen Namen Maltose, das ihn in zwei Teile spaltende Ferment Maltase; der Rohrzucker, unser gewöhnlicher Zucker, wird durch ein anderes Ferment in

Digitized by Google

gleiche Teile Traubenzucker und Fruchtzucker gespalten. Das dabei entstehende Gemenge dieser beiden Zuckerarten heißt Invertzucker, das Ferment, das die Spaltung bewirkt, Invertase. Auch die Gärung des Rohrzuckers kann erst erfolgen, wenn die Spaltung bewirkt ist. Eine dritte dem Malz- und Rohrzucker nahestehende chemische Verbindung ist der Milchzucker, der in erheblicher Menge in allen Milchsorten vorhanden ist. Er heißt Laktose und wird durch ein Ferment, die Laktase, in zwei einfache Zuckerarten gespalten.

Wir haben damit zugleich die drei wichtigsten Fermente, die außer der stärkespaltenden Diastase bei der Zuckerzerlegung in Frage kommen, genannt; es sind die Maltase, die Invertase, die Laktase. Sie finden sich alle drei in der Hefe, in einigen Hefearten gleichzeitig, in den meisten nur zu zweien. Die gewöhnliche Hefe, die zur Erzeugung der meist gebräuchlichen alkoholischen Getränke, des Bieres, des Weines, des Branntweines Verwendung findet, enthält nur Maltase und Invertase, zerlegt also nur den bei der Stärkespaltung entstehenden Malzzucker und den in vielen Pflanzen, namentlich im Zuckerrohr und der Zuckerrübe, vorkommenden Rohzucker in seine Bestandteile. Einige Hefearten aber, die zur Bereitung alkoholischer Milchprodukte seit uralter Zeit Verwendung finden, des Kumys, Kefirs, Yoghurts, enthalten statt der Maltase die Milchzucker spaltende Laktase. Erst durch diese Fermente werden die genannten höheren Zucker in einfache zerlegt und dadurch der Vergärung durch ein besonderes Ferment, die Buchnersche Zymase, zugänglich gemacht.

Charakteristisch für alle diese Spaltwirkungen der Fermente ist ein gemeinsames Merkmal; sie gehen sämtlich in der Weise vor sich, daß die Substanz unter Aufnahme von Wasser in einfachere Bestandteile zerlegt wird. So wird z. B. der gewöhnliche Rohrzucker unter Aufnahme der Elemente des Wassers in Trauben- und Fruchtzucker gespalten. Man faßt sie darum als hydrolytische Fermente zusammen.

Die zuckerspaltenden Fermente: Maltase, Invertase, Laktase, finden sich sämtlich auch im Darmsaft, zum Teil auch im Speichel, dem Sekret der Mundspeicheldrüsen. Sogar im Darmsaft des Neugeborenen wurden die Fermente nachgewiesen. Für die Verdauung, die Resorption der Zuckerarten, sind die Fermente von größter Wichtigkeit. Das ungespaltene Zuckermolekül ist zu groß, als daß es von den zarten Blutgefäßkapillaren resorbiert und den Zellen des Körpers als Heiz- und Nahrungsmaterial zugeführt werden kann. Erst muß die Sprengung in einfache Teile erfolgen, ein Vorgang also, der mit der Spaltung der Eiweißstoffe und Fette die größte Ähnlichkeit hat.

Wir wenden uns zum Schluß einem ganz anderen Ferment, der schon mehrfach erwähnten Zymase, zu. Sie zerlegt das einfache Zuckermolekül in Alkohol und Kohlensäure, aber ohne daß eine Aufnahme von Wasser bei diesem Vorgang statthat. Es erfolgt vielmehr eine reine Spaltung des Zuckers. Darum gehört das alkoholbildende Ferment nicht zu den hydrolytisch wirkenden Enzymen, sondern wird einer besonderen Gruppe, den Gärungsfermenten, zugezählt. Eduard Buchner ist es gelungen, auch dieses Ferment aus der Hefe zu isolieren

Digitized by Google

und damit die Alkoholgärung als einen im wesentlichen chemischen Prozeß zu charakterisieren.

Von der großen Bedeutung dieser Feststellungen für die gesamte Fermentforschung, ja für die gesamte Biologie, haben wir eingangs gesprochen. Wir sehen aus alledem, daß auch in der Hefe eine große Menge verschieden wirkender Fermente vorhanden ist, eine stärkespaltende Diastase, zuckerzerlegende Fermente wie Maltase, Invertase, Laktase und schließlich die alkoholbildende Zymase, ferner noch, wie Martin Hahn, ein Mitarbeiter Buchners, gezeigt hat, ein eiweißverdauendes Ferment. Man kann also die Hefe mit Recht ein mikrochemisches Laboratorium der Fermentproduktion nennen.

Die ungeheure Verbreitung der Fermente im Tier- und Pflanzenreich ist uns durch die umfassenden chemisch-physiologischen Studien der letzten Jahrzehnte allenthalben zum Bewußtsein gekommen. Die Fermente stehen in engster Wechselbeziehung zu zahlreichen Lebensvorgängen. Dadurch, daß es möglich gewesen ist, die durch ihre ungemeine Aktivität ausgezeichneten Stoffe aus dem Gewahrsam der lebenden Zellen zu befreien und mit den isolierten Stoffen die gleiche Wirkung wie mit den Zellen selbst zu erzielen, sind wir in der Deutung der biologischen Vorgänge einen großen Schritt weiter gekommen. Sie vollziehen sich nach genauen chemisch-physikalischen Gesetzen. Die exakte Darstellung der Fermente wird uns auf diesem Wege gute Dienste leisten. Noch sind wir freilich ganz im Anfang, noch ist uns die chemische Natur der Fermente selbst unklar, wenn wir auch ihre Wirkungen, wie wir sahen, immer mehr beherrschen lernen.

Eduard Flottwells Briefe aus der Paulskirche 1848/49

Herausgegeben und erläutert

von

Professor Dr. Manfred Laubert

(Fortsetzung)

19. An Hegel. Frankfurt a. M., 30. August 1848.

Ihr Schreiben ... vom 27. ... wurde ... von uns mit großer Spannung eröffnet ... Die Überraschung war also sehr groß, als nach mehreren, ganz unbefangenen Erörterungen, die den Hauptpunkt betreffende Mitteilung von ziemlich indifferentem Inhalt war ... Ihre nächste Mitteilung ... wird hoffentlich der sehr peinlichen Ungewißheit, in welcher wir schweben, ein Ende machen. Ob mir Preußen oder Pommern zu meinem künftigen Wirkungskreise bestimmt ist, das läßt mich ziemlich gleichgültig, da für und gegen die Entscheidung dieser Wahl sehr erhebliche Gründe sprechen und ich dieselbe also sehr gern der Fügung Gottes, die mich bisher immer väterlich geleitet hat, überlasse. Für Pommern spricht in meinen Augen und nach meinen bisherigen Er-

Digitized by Google

fahrungen ganz besonders der Umstand, daß ich in dieser Provinz mit keinen katholischen Behörden etwas zu tun habe und mich also von dieser Seite einer Ruhe zu erfreuen haben würde, nach welcher mich recht verlangt. Wenn also Ihnen irgend Gelegenheit gegeben wird, sich darüber für mich zu äußern, so nehmen Sie keinen Anstand, die Versicherung abzugeben, daß ich mit dieser Bestimmung ganz zufrieden sein werde. Auch bin ich bereit, noch im Laufe des September dieselbe anzutreten und meine hiesige Stellung aufzugeben...

Was Sie mir über die Zustände in Berlin mitteilen, stimmt auch mit meiner Überzeugung überein, daß alle neuen Präventivgesetze gegen Aufruhr usw. nichts helfen können, wenn die Regierung sich nicht stark genug fühlt, um dem Unfug, der mit dem Assoziationsrecht, mit den Plakaten und mit der aufrührerischen Presse dort getrieben wird, ein Ende zu machen. Ich dächte, man könnte jetzt an dem Verfahren des Gouvernements in Paris und in Wien ein Beispiel nehmen; denn selbst das letztere, dessen Ansehen beinahe ganz untergraben war, hat sich doch nun endlich zusammengenommen und im Angesicht des versammelten Reichstages die Leitung der Exekutivgewalt in seine eigene Hand genommen, um dieser Pöbelherrschaft ein Ende zu machen.[1] Warum tut man dies nicht auch in Berlin und ordnet die Bürgerwehr unmittelbar der Staatsgewalt unter und substituiert ihr die bewaffnete Militärmacht, wenn sie nicht darauf einzugehen geneigt ist? Die Regierung würde dadurch in der öffentlichen Meinung (und mit dieser rechnet man doch heute nur und allein) ungemein gewinnen, und es würde sich bald ein Vertrauen zu ihrer Stärke wieder herstellen, an welchem es jetzt gänzlich fehlt. Der dortigen Nationalversammlung aber dürfte man doch nur erklären, sie habe ihrem Beruf nach sich nur mit einem Verfassungswerk zu beschäftigen, der Regierung aber die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu überlassen, welche sich der nächsten Nationalversammlung dafür verantwortlich machen werde. Die Nachgiebigkeit und Schwäche aber, welche die Regierung bei allen Gelegenheiten (zu welchen ich auch meine Angelegenheit zählen darf) an den Tag legt, muß ihren Untergang heibeiführen. Wenn Sie dagegen den dunkelsten Punkt unserer Zukunft in dem Treiben der hiesigen Nationalversammlung suchen, so kann ich Ihnen ebenfalls darauf nur erwidern, daß die preußische Regierung allein die Schuld daran trägt. Warum tritt sie nicht mit ihrem Einfluß, dessen Macht niemand bestreiten würde, wenn er sich gehörig geltend machen wollte, ernst und bestimmt hervor? Warum reicht sie nicht der Zentralgewalt ein Manifest ein, welches diejenige Stellung genau und scharf bezeichnet, welche Preußen sich bei der definitiven Feststellung des Verfassungswerks und bei den unterdessen zu fassenden Beschlüssen über die gemeinsamen An-

[1] In Paris war die Pöbelherrschaft im Juni durch den Militärdiktator Cavaignac mit großer Energie zusammengeschossen worden, und in Wien trat der Minister Schwarzer den Forderungen der Arbeiter und Arbeitslosen energisch entgegen. Auch hier kam es am 23. August zum Kampf, bei dem die Nationalgarde ohne Hilfe des Militärs die Aufrührer blutig heimschickte.

Digitized by Google

gelegenheiten Deutschlands, z. B. die Handels- und Zollangelegenheiten, mit Einschluß der Schiffahrtszölle auf den Strömen, ferner über die Politik gegen das Ausland und über die diplomatischen Beziehungen zu demselben zu sichern und vorzubehalten fest entschlossen ist? Die ganze Stellung Preußens wäre jetzt schon eine ganz andere, wenn Preußen sich die ihm dargebotene Gelegenheit, sich durch Besetzung der Präsidentenstelle bei dem Reichsministerium sowie bei der Besetzung der Stelle des Auswärtigen und des Kriegsministers Geltung zu verschaffen, nicht hätte aus den Händen gehen lassen. Daß man dagegen den für diese Stellung durchaus nicht geeigneten Herrn Camphausen als Bevollmächtigten hersendet, ist ein ganz verfehlter Versuch, uns hier einen stärkeren Einfluß zu verschaffen; Camphausen tritt aus seiner von unten bis oben gänzlich zugeknöpften Haltung gar nicht heraus und wird hier so gut wie gar nicht beachtet; hier muß man, um etwas zu gelten, mit sehr dreister Stirn und im Bewußtsein der überwiegenden Kraft, welche man hinter sich hat, auftreten und den Herren von der österreichischen Partei zeigen, daß Preußen allein im Vordergrunde zu stehen und die Regierung Deutschlands zu führen imstande ist, während jetzt diese Partei auf allen Wegen, geheimen und öffentlichen, sich wieder ein Ansehen zu verschaffen sucht, welches ihr die innere Zerrüttung seines Landes und die früheren Niederlagen in Italien schon gänzlich geraubt hatten.[1]) Wenn aber die preußische Regierung nicht allein vortreten will, so muß sie wenigstens auf die Errichtung eines Reichsrats dringen, mit welchem die Verfassungsangelegenheiten Deutschlands sowie die wichtigen Administrationsmaßregeln beraten und vereinbart werden müssen, und für diesen Reichsrat muß Preußen den Präsidenten hergeben. Bei der gänzlich isolierten und zaghaften Stellung, welche jetzt Preußen hier einnimmt, wundern Sie sich doch nicht, wenn die Nationalversammlung in ihrem gebührenden[2]) Treiben unaufhaltsam vorschreitet und, wie dies nächstens zu erwarten ist, bei Gelegenheit der Interpellation, welche wegen der Rede des Ministerpräsidenten v. Auerswald (in der dortigen Ständeversammlung auf Überlassung der Errichtung der Zentralgewalt) erhoben worden,[3]) ihre Absicht, alle auf die Verfassung und die provisorische Regierung Bezug habenden

---

[1]) In dem oberitalienischen Unabhängigkeitskrieg hatte König Karl Albert von Piemont und Sardinien die Österreicher unter Radetzky im März und April erheblich zurückgedrängt. Erst nach Radetzkys Sieg bei Custozza (25. Juli) erlangten die Österreicher wieder das unbestrittene Übergewicht.

[2]) Statt: ungebührlichen.

[3]) Es handelt sich um den von dem Abgeordneten Simon von Trier am 14. Juli eingebrachten Antrag des Wortlauts: Die deutsche Nationalversammlung, nach Einsicht der Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten v. Auerswald über die Wahl des deutschen Reichsverwesers in der 25. Sitzung der preußischen konstituierenden Versammlung vom 4. Juli 1848, weist jeden Versuch der Einzelregierungen, die Selbständigkeit und unbedingte Gültigkeit der von ihr gefaßten oder noch zu fassenden Beschlüsse in Frage zu stellen, mit Entschiedenheit zurück; vgl. Wigard, II, S. 893 und 1502, sowie III, S. 1748.

Digitized by Google

Beschlüsse selbständig und ohne Einspruch der einzelnen Staaten zu fassen, wiederholentlich deklarieren wird. Ich wünsche deshalb, wenn die Regierung sich hier nicht bald eine andere Stellung verschaffen will und kann, mich zurückzuziehen, weil mir eine solche Unklarheit über die Zukunft Preußens, wie seit einiger Zeit leider bemerkbar ist, unmöglich wird. Dazu kommt die ganz unfruchtbare und doch in hohem Grade aufregende sechstägige Debatte über die Stellung der Kirche zum Staat, welcher Herr v. Gagern ganz unbegreiflicherweise kein Ende machen zu wollen scheint und gegen welche ich mich in einer kurzen, aber, wie ich glaube, ganz sachgemäßen Rede erhoben habe,[1]) und ich werde mich daher freuen, in eine andere, meinem Tätigkeitstriebe mehr entsprechende Wirksamkeit überzugehen. — Der Herr v. Pfuel, der seit einigen Tagen hier ist und an den hiesigen Verhandlungen einen lebhaften Anteil nimmt, ist mit meiner Ansicht auch einverstanden und wird sich darüber wohl gegen Schreckenstein geäußert haben ..."

20. An Hegel. Frankfurt a. M., 6. September 1848.

„Unserer Friederike Geburtstag ist ein Tag sehr wichtiger Entscheidung über das Verhältnis unseres Vaterlandes Preußen zu Deutschland oder fürs erste zu der Zentralgewalt und zu der Nationalversammlung geworden. Hierzu hat der mit Dänemark abgeschlossene Waffenstillstand[2]) Veranlassung gegeben, dessen Form und Inhalt bei dessen Verkündigung durch Heckscher am 4. eine große Aufregung in der Versammlung und sogar den Antrag hervorrief, ihn augenblicklich zu verwerfen und das Reichsministerium hiernach mit Anweisung zu versehen. Nach sehr lebhaften Debatten wurde endlich beschlossen, die nähere Prüfung des Vertrags vom 26. August den vereinigten Ausschüssen für die völkerrechtlichen Angelegenheiten und für die Zentralgewalt[3]) zu übertragen, diesen aber zugleich zur Pflicht zu machen, binnen 24 Stunden der Nationalversammlung über die Frage Auskunft zu geben, ob es nicht ratsam sei, mit Vorbehalt der definitiven Beurteilung jenes Vertrages und des von seiten des preußischen Gouvernements dabei beobachteten Verfahrens, die Sistierung der Vollziehung des Waffenstillstandes sofort zu verlangen? Diese Ausschüsse (zu welchen auch ich gehöre) traten an dem nämlichen Tage zur Beratung über diese Frage zusammen und es wurde darin (vorzüglich auf Dahlmanns dringendes Verlangen, der in dieser ganzen Angelegenheit sich als den stärksten Gegner Preußens und als einen enthusiastischen, ja fanatischen Verteidiger des Herzogtums Schleswigs, als dessen Abgeordneter er in der

[1]) Die Debatte schleppte sich durch acht Sitzungen, wobei 65 Redner auftraten. Flottwells Rede vom 26. August bei Wigard III, S. 1730 f.

[2]) Zu Malmö am 26. August.

[3]) Die bekanntesten Mitglieder dieser Ausschüsse waren Ernst Moritz Arndt, Vincke, Stenzel, Heckscher, Friedr. v. Raumer, Esmarch, Max Duncker, Heinr. Laube, Saucken, Dahlmann; vgl. Verzeichnis der Mitglieder der Ausschüsse bei der deutschen Reichsversammlung. Frankfurt a. M. 1848.

Digitized by Google

Versammlung sich befindet, darstellt) mit einer Majorität von 11 Stimmen gegen 8 der Beschluß gefaßt, sich für die sofortige Sistierung der Vollziehung auszusprechen, und es wurde Dahlmann zugleich zum Berichterstatter erwählt. Daß ich bei beiden Beschlüssen zur Minorität gehört habe, darf ich wohl noch kaum erwähnen. In der gestrigen Plenarversammlung hielt nun Dahlmann seinen wirklich höchst leidenschaftlichen und einseitigen Vortrag, der natürlich eine große Zahl von Rednern in Tätigkeit brachte, welche sich zum Teil mit sehr gutem Erfolg gegen einen so widersinnigen und dem Urteil über den Waffenstillstand selbst präjudizierenden Antrag erklärten.[1]) Am Schluß der Debatte trat nun endlich das Ministerium (dessen einzelne Mitglieder aber auch gegen den Antrag gesprochen und sich sogar ganz entschieden für die Aufrechthaltung des Waffenstillstandes überhaupt erklärt hatten) mit der Eröffnung auf, daß es die Entscheidung über die ganze Frage, von welcher aber die Vorfrage nicht getrennt werden könne, so daß die Abstimmung über die letztere zugleich als ein Präjudiz über die Hauptfrage angesehen werden müsse, zur Kabinettsfrage mache und hiermit seinen Austritt erkläre, sobald sich auch nur die geringste Majorität für die Bejahung derselben entscheiden sollte. Aber auch diese Erklärung hatte keinen Einfluß auf die Abstimmung, welche mit namentlichem Aufruf vorgenommen ward; diese fiel, freilich nur mit einer Majorität von 14 Stimmen, für die Verwerfung des Minoritätsantrages und mit einer Majorität von 17 Stimmen[2]) für die Annahme des Dahlmannschen oder Majoritätsantrags der Ausschüsse aus. Das Reichsministerium ist nunmehr abgetreten und die Hauptfrage über die Annahme oder Verwerfung des Waffenstillstandes selbst, welche eigentlich jetzt eine müßige geworden ist, wird also vielleicht schon unter dem neuen Kabinett, wenn dieses unterdessen zustande kommen sollte, zur Abstimmung gelangen. Fällt nun diese, wie doch kaum anders zu erwarten ist, in Übereinstimmung mit dem Beschlusse über die Vorfrage dahin aus, daß der Waffenstillstand zu verwerfen sei, so ist der Bruch mit Preußen offen erklärt, weil das preußische Gouvernement doch unmöglich von dem Vertrage zurücktreten und die Feindseligkeiten mit Dänemark gleich wieder beginnen wird. Die vorläufige Sistierung der Vollziehungsmaßregeln wird dagegen auf sich beruhen bleiben, weil das abgetretene Ministerium diesen Beschluß nicht zur Ausführung bringen kann und bis zur Bildung des neuen, der ganze Waffenstillstand ohne Zweifel schon konsumiert sein wird.

Es entsteht nun zunächst die Frage, ob das preußische Ministerium sich der Übereinstimmung mit der dortigen Kammer versichert halten darf? Ist dies, wie ich in Betracht der wichtigen materiellen Vorteile, welche der Waffenstillstand für die östlichen Provinzen mit sich führt, hoffe, der Fall, so ist der kritische Moment gekommen, in welchem Preußen sich über seine Stellung zu

---

[1]) Gegen Dahlmann sprachen besonders Lichnowsky, Radowitz, Professor Schubert aus Königsberg, Friedr. Bassermann (s. w. u.) und Reichsminister v. Beckerath.

[2]) Mit 238 gegen 221.

Digitized by Google

Deutschland und seiner Zentralgewalt entschieden aussprechen muß; ich meinesteils, und mit mir viele dem Gouvernement wahrhaftig treu ergebene und für seine Interessen unter allen Umständen zum Kampf bereite Preußen hätten wohl gewünscht, daß eine andere Veranlassung zu dieser wichtigen Entscheidung vorläge als dieser Waffenstillstand, weil derselbe weder in der Form noch in einzelnen Bestimmungen gebilligt werden kann. In der Form darum nicht, weil Preußen sich zu seiner Abschließung eine Vollmacht von der Zentralgewalt hatte geben lassen und dieser also auch strenge zu genügen oder, wenn dies nicht möglich war, sich die Zustimmung der Zentralgewalt hätte vorbehalten oder wenigstens vor dem definitiven Abschluß ihr die Gründe hätte vorlegen müssen, welche den Abschluß nach Maßgabe der Vollmacht und der in der letzteren gestellten ausdrücklichen Bedingungen nicht zuließen. Ohne diese Verpflichtung zu beachten, ist der Vertrag von Preußen nicht in Vollmacht der Zentralgewalt, sondern als selbständige Macht und nur zugleich im Namen des Deutschen Bundes (eine hier höchst verhaßte Bezeichnung) unter sehr abweichenden Bedingungen geschlossen und der Zentralgewalt von Herrn Camphausen ohne eine auch nur einigermaßen genügende Rechtfertigung übergeben und zugleich in Vollzug gesetzt worden; man hat hierin also wohl nicht ganz unbegründet eine Verletzung der Vollmacht und der ganzen Stellung Preußens gegen die Zentralgewalt gefunden und diese, wie sich nicht anders erwarten ließ, mit Heftigkeit ausgebeutet. Was die einzelnen Bestimmungen des Vertrags betrifft, so ist vorzugsweise

a) in der Ernennung des in ganz Schleswig-Holstein höchst verhaßten Grafen Moltke[1]) zum Präsidenten der provisorischen Regierung für diese Herzogtümer;

b) in der Ausdehnung der Waffenruhe auf 7 Monate, während in der früheren Verhandlung, welche als Grundlage des neuen Vertrags dienen sollte, dieser Zeitraum nur auf 3 Monate beschränkt war, ein Anlaß zu der Mißbilligung gefunden worden, welche auch ich nicht unterdrücken kann, wiewohl ich sie nicht geltend gemacht habe und auch nicht gelten lassen werde. Aber es ist in der Tat ganz unbegreiflich, wie man sich zu jener Wahl hat entschließen können, und weshalb man, da doch der Abschluß des Friedens sofort angebahnt werden muß, der Waffenruhe eine so lange Dauer, welche jeden Winterfeldzug, gerade den bedenklichsten und gefährlichsten für Dänemark, ausschließt, gegeben hat? Die Rechtfertigungsgründe für die begangenen Mißgriffe werden nun wohl hoffentlich noch den vereinigten Ausschüssen, welche morgen wieder zusammentreten sollen, gegeben werden, und ich werde deshalb selbst nochmals bei Camphausen darum nachsuchen, indem ich sie auf meine erste Anfrage bei ihm nicht erhalten habe, wahrscheinlich weil sie ihm bis dahin von Berlin nicht mitgeteilt sind. Ob nun dieselben hinreichen werden, um die sehr ungünstige, ja feindselige Richtung der Majorität in der Versammlung gegen Preußen zu besänftigen, steht sehr dahin, und ich kann mich daher

[1]) Graf Karl Moltke.

Digitized by Google

der Besorgnis eines gänzlichen Bruchs mit unserer Regierung nicht erwehren, welcher natürlich auch die Einheit Deutschlands unmöglich machen und das Ausscheiden eines großen Teils der preußischen Abgeordneten, zu denen auch ich gehören werde, aus der Nationalversammlung zur Folge haben wird. Nach meiner Auffassung von den Zuständen in Deutschland würde ich dieses Resultat sehr beklagen, aber ich bin über die Stellung, welche ich zu meinem Vaterlande zu nehmen habe und mit dem ich stehen oder fallen werde, nicht zweifelhaft. — Ob und von wem das neue Reichsministerium gebildet werden, ob nicht vielleicht selbst der Reichsverweser bei der anscheinenden Unmöglichkeit, unter solchen Umständen ein haltbares neues Kabinett zustande zu bringen, zurücktreten wird, das alles sind Fragen, deren Entscheidung sich gar nicht verbürgen läßt; dem gewöhnlichen Gange solcher Verhältnisse gemäß würde nun Dahlmann das neue Kabinett bilden und an dessen Spitze treten müssen; ob er sich dazu verstehen und seine bisherige Stellung zu Preußen dadurch unmöglich machen will, darüber wage ich bei der maßlosen Eitelkeit und Anmaßung Dahlmanns keine Vermutung zu äußern; jedenfalls würde sein Kabinett nur von sehr kurzer Dauer sein.[1])

Alles aber dreht sich meines Erachtens jetzt zunächst um die Frage, ob unser preußisches Ministerium sich unter diesen Verhältnissen erhalten und stark genug sein wird, um im Verein mit der dortigen Kammer einen Entschluß zu fassen, welcher die Zukunft Preußens sicherstellt, wobei auf die Stimmung in der Rheinprovinz ein großes Gewicht zu legen ist. Vereinigen sich für unser Vaterland die zu seiner Sicherstellung notwendigen Umstände, dürfen wir hoffen, gemeinschaftlich mit den nördlichen Staaten Deutschlands einen Bund zustande zu bringen, welcher auch den übrigen deutschen Staaten imponiert und diese zum Anschluß zu bewegen vermag, so würde die Einheit Deutschlands vielleicht auf einem anderen mehr konservativen Wege zu erreichen sein. Aber dürfen wir hoffen, den Bestrebungen der demokratischen Vereine in (den) Preußen und in den süddeutschen Staaten mit Kraft und Erfolg entgegenzutreten und müssen wir nicht einen blutigen Bürgerkrieg befürchten? — Gott gebe, daß ich mich irre, aber ich fürchte das letztere.

Ich schließe heute diese Zeilen und schreibe morgen weiter! Welchen Gebrauch Sie von denselben machen wollen, stelle ich Ihrer Umsicht anheim! — Gott sei mit uns und unserem Vaterlande! — Stavenhagen hat nun seinen Eintritt in das Reichskriegsministerium abgelehnt. Flottwell."

(Fortsetzung folgt)

[1]) Dahlmann erhielt vom Erzherzog tatsächlich den Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums, mußte ihn aber schon nach drei Tagen wieder zurückgeben, da er auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen war.

Digitized by Google

Eine neue Shakespearebiographie

Von

Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Dibelius (Bonn)

Was wissen wir von Shakespeare? Sehr viel, sagen die einen. Sie weisen hin auf ein überaus umfangreiches Aktenmaterial, das da beginnt mit dem Taufregister und mit Sterberegister und Grabinschrift endet. Dazwischen steht dann allerlei Persönliches der mannigfaltigsten Art, Familienurkunden, Kaufakten und sonstige Geschäftsdokumente, aus denen wir uns ein leidliches Bild von seinem äußerlichen Aufstieg und Erfolg machen können, dazu Erstausgaben von einer erheblichen Zahl der Dramen, die gerade für die wichtigsten eine leidlich genaue Datierung ermöglichen, ferner eine sehr große Fülle von kritischen, zum überwiegenden Teile überschwänglich lobenden Anspielungen der Zeitgenossen, die da deutlich zeigen, daß sein Erfolg schon bei der damaligen Generation außerordentlich stark war. Das alles ist viel mehr als wir von den meisten Elisabethanern sagen können.

Aber mit dem gleichen Rechte können wir behaupten, daß wir von Shakespeare sehr wenig wissen. Alle Dokumente sagen uns etwas nur über den äußeren Menschen, der von 1564 bis 1623 gelebt, Schauspieler, Theateraktionär, Vater von uns höchst gleichgültigen Kindern und Verfasser von mehr als dreißig berühmten Dramen gewesen ist. Sie sagen uns, daß dieser Mensch in einem über den Zeitdurchschnitt hinausgehenden Maße von Zeitgenossen gepriesen worden ist — aber in der schwülstigen, farblosen, völlig unpersönlichen Manier der Zeit, die uns nichts sagt über die Eigenschaften des Mannes, dem da gehuldigt wird. Nicht ein einziger Brief Shakespeares tritt zu diesen vieldeutigen Dokumenten, kein einziger Zeitgenosse hat uns über des großen Mannes religiöse Stellung, seine politische Richtung, seine innere Entwicklung, seine Kunstideale etwas gesagt. Solche Art Biographie wird eigentlich erst im 19. Jahrhundert Mode, das 17. und 18. haben damals über Shakespeare Anekdoten gesammelt und schließlich noch mehr zusammengetragen als sie von anderen Dichtern zu sagen wußten — aber den inneren Werdegang einer Dichterseele als Problem zu fassen, lag der Zeit fern.

Unter diesen Umständen ist für den Biographen Shakespeares die Aufgabe noch heute grundsätzlich die gleiche wie für die Biographie Walthers von der Vogelweide: er muß die Tatsachen zu deuten wissen. Daß Shakespeare in den letzten Jahren seines Lebens 44 Schillinge für ein Impreso erhielt, d. h. für eine Art von Motto oder Wahlspruch, den er für den Grafen Ruhland entwarf, ist an und für sich eine herzlich belanglose Entdeckung der letzten Zeit. Wichtig wird sie jedoch, wenn sich daraus die Folgerung ergibt, daß der Dichter in dem Kreise verkehrt haben wird, mit dem ein Bruder des Grafen verschwägert war, denn dieser Kreis ist der des Grafen Philip Sidney, des innerlich vornehmsten

Digitized by Google

und äußerlich glänzendsten Literaten der Zeit, der auch mit den übrigen Geistesführern der Epoche in naher Beziehung stand. So interpretiert gewinnen belanglose Tatsachen Leben — aber wer will mit Sicherheit sagen, ob der moderne Biograph, auf dessen Deutung nahezu alles beruht, was eine Shakespearebiographie von dürrer Analistik unterscheidet, das richtige gesehen hat? Jedes Buch über Shakespeare wird daher, auch wenn es in der Deutung der Tatsachen noch so vorsichtig ist, sehr viel stärker auf subjektive Formung des Stoffes angewiesen sein als irgendeine Biographie eines neueren Autors.

Alois Brandls Buch ist eine neue Leistung in altem Gewande, die zweite Auflage eines Buches aus der Sammlung „Geisteshelden", das 1894 erschienen war. Freilich kaum eine Seite der ersten Auflage kehrt 1922 in der zweiten wieder, aus 232 Seiten sind 517 geworden, in denen die Shakespeareforschung eines Vierteljahrhunderts in kondensiertester, oft nur dem Fachmann fühlbarer oder durch Schweigen redender Darstellung wiederkehrt. Geblieben ist die Grundtendenz, eine Vereinigung von konservativem Festhalten an den beweisbaren Tatsachen mit phantasiereicher Ausdeutung des als sicher betrachteten. Es ist eine Forschung, die überall vom greifbaren Dokument ausgeht, vom überlieferten Kanon der Shakespearestücke, von zeitgenössischen Anspielungen und Zitaten, von urkundlichen Eintragungen, von Quellenstücken und Quellenfragmenten, die zunächst festzustellen suchte, was Shakespeare gelesen und erlebt hatte und daraus dann vorsichtig tastend zu Schlüssen kommt. Die kleinste Bedeutung über ein Literaturwerk, das Shakespeare beeinflußt haben kann, ist dieser Art Forschung wichtiger als die Herausarbeitung einer „Grundidee" einzelner Stücke oder eines ganzen Dramenzyklus des Dichters. Aus den vorsichtig gewonnenen Ergebnissen werden dann aber auch energische Schlüsse gezogen, oder wenn das Material dazu nicht ausreicht, wenigstens angedeutet oder durch Parallelen oder Antithesen nahegelegt — daß hier oft Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit ineinander verschwimmen, gehört zu den vorläufig noch unvermeidlichen Begleiterscheinungen dieser Methode, der einzigen, die zur Aufstellung von Epochen mit geringem und vieldeutigem Stoffmaterial bisher gefunden worden ist. Sie kann nur Annäherungswerte liefern; aber in der Hand eines Forschers, dem dichterisches Einfühlungsvermögen die Tatsachen deutet, und sein eigenes Verantwortungsgefühl immer wieder Zügel anlegt, wird sie schwerlich weit in die Irre gehen.

Die konservative Grundtendenz Brandls zeigt sich deutlich in der Absteckung des Untersuchungsfeldes. Als Shakespeares Werke werden angesehen die Dramen, die in der ersten Gesamtausgabe von den Herausgebern, die ihn kennen mußten, als die seinigen angesehen worden sind, auch wenn, wie im Timon oder Troiles, Stellen von so unglaublich schlechter Mache vorkommen, daß eher Gründe für als Gründe gegen Shakespeares Autorschaft erforderlich sind. Und als Bearbeiter alter Dramen erscheint Shakespeare nur da, wo das alte Drama vorhanden oder mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit

Digitized by Google

erschlossen werden kann, wie im König Johann, im Lear, in Maß für Maß, im Hamlet; alle Fälle nicht gleich starker Wahrscheinlichkeit scheiden völlig aus, wenn auch bei Stücken wie Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig und Titus Andronitus jede Beurteilung schwer um die Tatsache herum kommt, daß es Dramen über das gleiche Thema schon vor Shakespeare gegeben hat. Es ist dies die eigentliche Grundklippe aller Shakespeareforschung: eine konservative Tendenz wird alles als Shakespeares geistiges Eigentum ansehen müssen, was die sicher berufensten Zeugen, seine zeitgenössischen Herausgeber, dafür ausgaben; aber sie rechnet dann nicht mit der Möglichkeit, daß Einzelheiten aus einer uns unbekannten Quelle oft genug in Shakespeares Werk übergegangen sein können, die höchstens für den Quellendichter, aber nicht für Shakespeare charakteristisch sein werden. Eine radikalere Tendenz aber, die in Shakespeare in noch höherem Grade, als wir es beweisen können, den Bearbeiter älterer Dramen sehen würde, müßte vollends den Boden unter den Füßen verlieren und mit lauter imaginären Größen arbeiten müssen.

Bei dieser Unsicherheit der Grundlage ist es ein großer Fortschritt, daß in dieser Biographie viel stärker als es je zuvor geschehen ist, der Schauspieler und der Regisseur Shakespeare in den Vordergrund tritt. Wo im einzelnen unbekanntes Quellenmaterial in seinen Stücken durchschimmert, werden die Schlüsse unsicher; wo wir von der Tatsache ausgehen, daß Shakespeare aus dramatischem Material Bühnenwirkungen allerersten Ranges erzielte, sind wir auf festem Boden. Daß Shakespeare (neben Molière) der einzige große Dichter der Weltliteratur ist, der vom Theater stammt und ohne das Theater nicht zu denken ist, der nie in die Versuchung kam, ein Buchdrama zu schreiben, das wird in Brandls Buche überaus lebendig zur Darstellung gebracht. Bühnenanweisungen sind bei ihm fast entbehrlich: die Handlung ist von vornherein im Theaterbilde, in der Bewegung gedacht und die Verse des Textes spielen sie wieder: daß Laertes ins Grab der Ophelia springt, braucht nicht am Rande vermerkt zu werden. — ‚Weg mit der Erde, bis ich noch einmal sie umarmt', tönt es aus Shakespeares Versen. Sieht man einmal an der Hand von Brandls Hinweisen ein Stück aus der Zeit von Shakespeares Höhe daraufhin durch, so zeigt sich, wie auch die kleinste Bewegung der unbedeutendsten Nebenperson Shakespeare plastisch vorgeschwebt hat: wenn Brutus in der Nacht aufstehen will, muß er erst den Diener wecken und diesem den Befehl erteilen, eine Kerze im Nebenzimmer anzuzünden und dieser muß dann weiter melden, daß der Auftrag ausgeführt ist; selbst die Statisten, die ein Heer darstellen sollen, können nicht auftreten, ohne den Haltbefehl formell von Mann zu Mann weiterzugeben, als wären wir in einer Vorstellung der Meininger oder der Reinhardtschen Volksbühne.

Aus dieser Betonung des Theatralischen in Shakespeares Werken folgt allerlei: Brandl hat an anderen Orten darauf hingewiesen, wie bei Shakespeare Stimmungsszenen mehr lyrischen Inhalts und Entschlußszenen, in denen die

Digitized by Google

Handlung energisch vorwärtsstürmt, nebeneinander stehen, stellenweise sogar in ziemlich regelmäßiger Folge abwechseln. Shakespeare scheint überhaupt der erste große Theaterkünstler der Neuzeit gewesen zu sein, der erste, der daran ging, die bloßen Stoffmassen mittelalterlicher Chroniken und künstlerisch anspruchsloser Erzählungsliteratur nach künstlerischen Gesichtspunkten zu formen. Wie oft dabei recht altertümliche Technik mit unterläuft, wie selbst noch in so reifen Stücken wie Julius Cäsar die Hauptpersonen im Monolog oder sogar im Dialog sich selbst charakterisieren, als wären wir noch auf der mittelalterlichen Mysterienbühne von Herodes und Pilatus, das hat neulich Ludwig L. Schücking in einer lesenswerten Studie nachgewiesen. Wie gewaltig sich aber andererseits Shakespeare von seinen Vorgängern abhebt, wie er es versteht, im Eingang des Stückes — man denke an Othello, Coriolanus, Cäsar — den Helden kunstvoll zurückzuhalten, wie er in der Mitte einen machtvollen Umschwung mit kolossaler Wucht anzubringen weiß, so daß auf Brutus Triumph sofort mit atembeengender Schnelligkeit die große Rede des Antonius folgt, das wird neuere Forschung, auf Brandls Spuren folgend, erst nachzuweisen haben.

Ein Autor, bei dem die szenische Wirkung derartig im Vordergrund steht, wird sicher auch die äußere Illusion des Theatervorgangs wohlwollend gepflegt haben. So unsicher noch manche Einzelfrage des Shakespearetheaters heute ist, sicher hat Brandl recht mit seiner Annahme, daß der glänzende szenische Apparat, der für die Hofvorstellungen der Zeit aus mancherlei Rechnungsakten bezeugt ist, auch für die angesehene Theatertruppe gegolten haben wird, deren Mitglied Shakespeare war, daß also die sogenannte Shakespearebühne der älteren Auffassung, bei der der Schauplatz durch ein Brett mit der Inschrift „Wald" oder „Straße" gekennzeichnet war, damals höchstens noch für kleinste Wandertruppen, nicht aber für ein vornehmes Theater der Hauptstadt charakteristisch gewesen sein kann. Vielleicht kann man aber den von Shakespeare, dem Theatermann, ausgehenden Faden noch weiter spinnen als Brandl es tut. Ein Stück wie der Hamlet oder der Macbeth war für die große Masse ein glänzendes Kinostück mit geisterhaften Gruselszenen, viel Moritaten, großartigen Aufzügen und prachtvollen Kostümen, mit Fechterkunststücken und bunt wechselnden Bildern — das erklärt sein ungeheuerer Erfolg. War vielleicht aber auch für den Autor der theatralische Apparat, das bunte Gewoge von Menschen, die atemlose Hast des Geschehens das zunächst Interessante und Wichtige, das sich bei ihm dann freilich sehr bald in ein Gegeneinander von Menschen und Charakteren umzusetzen pflegte und das künstlerische Gebilde erzeugte, das wir heute bewundern? Ist dies der Fall, so war auch ihm der äußere Vorgang das Entscheidende, nicht eine ‚Idee' des Stückes, dann ist zwei Drittel der Bücher über den Hamlet umsonst geschrieben, dann erklärt es sich auch, daß er gelegentlich im rein Stofflichen stecken blieb, wie in der Zähmung der Widerspenstigen, die auch heute noch immer wieder als Charakterdrama interpretiert werden soll, während es einfach eine tolle Burleske ist, bei der die Menschenfiguren ziemlich

Digitized by Google

gleichgültig sind. Dann wird es auch klar, daß Shakespeare gelegentlich einige Nieten mit unterlaufen müssen, die moderne Beurteilung vergebens wegzuretuschieren versucht, wie z. B. die überhasteten Abschlüsse der Veroneser und Viel Lärm um Nichts, wo die größten menschlichen Gemeinheiten plötzlich mit dem Mantel der Liebe zugedeckt werden, einfach weil die Komödie zu Ende ist und ihre Figuren den Dichter doch nicht genügend interessiert haben, um die große Charakterisierungskunst seiner tragischen Dichtung hervorzulocken.

Dem Menschen Shakespeare nähert Brandl sich nur überaus vorsichtig; denn hier liegen alle Fallstricke der subjektiven Interpretation magerer Tatsachen verborgen. Ein gewaltiges und doch dabei nirgends aufdringlich aufgetragenes Wissen gilt dem Nachweis, daß humoristische Ideen in sehr viel größerem Maße sich bei Shakespeare widerspiegeln als man gewöhnlich annimmt. Freilich bleibt die Frage dabei durchaus offen, wie diese Gedankenwelt an den Dichter herangelangt ist. Mit großer Gelehrsamkeit konnte Shakespeare sicher nicht prunken; wo er antike Autoren las, hat er nachweislich lieber zur englischen Übersetzung als zum Original gegriffen; von seiner Schulbildung wissen wir gar nichts, nur ist die Vermutung nicht unberechtigt, daß der Sohn eines der angesehensten Stratforder Bürger auch die Lateinschule seiner Vaterstadt besucht haben wird. Direkte Zitate aus klassischen Schriftstellern sind auch nur wenig zu erweisen. Wohl aber gelingt es Brandl an den verschiedensten Stellen den oft überraschenden Nachweis zu führen, daß Shakespeare sehr charakteristische Gedankengänge des Humanismus widerspiegelt. Er mag die römische und sicher die griechische Literatur wesentlich oder ausschließlich aus Übersetzungen kennen gelernt haben, viele Gedanken, die schließlich in der Antike ihren Ursprung haben, mögen aus dem täglichen Verkehr mit feingebildeten und gelehrten Leuten unmerklich zu ihm übergeflossen sein. Jedenfalls waren ihm Ovid und Virgil, Plutus und Plutarch durchaus vertraut. Auf den schwülstigen Spätrömer Seneka, der für die Elisabethaner der eigentliche klassische Dramatiker war, führt Brandl mit beachtenswerten Gründen die Figur des übermenschlich großen Weibes Lady Macbeth (vgl. die Medea des Römers) zurück. Vor allem aber macht er darauf aufmerksam, wie in der Atmosphäre eines gewissen Humanismus, der in den literarisch führenden Kreisen der englischen Hauptstadt zum guten Ton gehörte, die leichtverständliche, allen schweren Problemen ausweichende Ethik eines Cicero in tausend Kanälen einem gedankenhungrigen Gemüt zuströmen konnte. — Hamlets berühmter Weltschmerz erweist sich als eine ‚Denkanleihe aus dem Altertum', wenn man auch die einzelnen Übereinstimmungen zwischen Shakespeare und Cicero nicht ungebührlich wird pressen wollen.

Läßt sich über den Theaterschriftsteller und den feingebildeten Mann Shakespeare hieraus noch etwas über das Innenleben des Menschen sagen? Nur überaus vorsichtig nähert sich Brandl dem Kernpunkt seiner Aufgabe, mehr Andeutungen überall ausstreuend, als gerundete Bilder entwerfend —

Digitized by Google

denn etwas völlig überzeugendes läßt sich nun einmal dem knappen Material nicht abringen. Shakespeare der Monarchist tritt deutlich hinter den mancherlei Spuren von gnadenspendenden und verantwortungsbewußten Königen und unruhig unverständigen Pöbelmassen hervor. Eine klare religiöse oder philosophische Überzeugung läßt sich den mannigfachen Andeutungen von Gnade, Verzeihen, Vorsehung, Bereitschaft nicht abgewinnen — mir scheint auch der so oft als tiefsinnige Philosophie ausgegebene Hamlet geradezu das Werk eines im letzten Grunde unphilosophischen, untypisch englischen Menschen zu sein, der auch in seiner Problematik da haltmacht, wo die eigentlichen Schwierigkeiten des Erkennens liegen. Und was Shakespeares religiöse Überzeugungen anlangt, so macht Brandl mit Recht darauf aufmerksam, daß auf Vertrautheit mit konfessioneller Dogmatik schlechterdings nichts bei Shakespeare deutet, aber manches im wesentlichen undogmatische, die Staatsreligion — weil sie aber von der Obrigkeit verordnet ist — ohne viel Skrupel mitmachende, im übrigen stark gefühlsmäßige Religiosität. Auch Shakespeare der Patriot wird deutlich herausgearbeitet — hier konnte auch eine neue Biographie nur altbekanntes nachschaffend verdeutlichen. Von einem persönlich liebenswürdigen, schalkhaften, feinsinnigen, überaus beweglichen Menschen erzählen uns die Quellen und die Werke spiegeln das Porträt wider. Daß in seinem Leben nicht das dämonische Ringen mit Problemen und inneren Gesichtern der eigentlich entscheidende Inhalt war, sondern daß daneben auch der Trieb zur äußeren Würde, zur geachteten bürgerlichen Existenz, zum Wohlstand und Ansehen eine starke Rolle spielte, daß er mit seiner Persönlichkeit über das Literatentum hinausragte, das scheint sein früher Abschied von der Bühne zu erweisen; durchaus überzeugend ist der Vergleich, den Brandl in dieser Hinsicht mit Walter Scott zieht. Aber wie reimt sich zu dieser Existenz das furchtbare Toben des Königs Lear, und die gesuchte schwere Tragik der Stücke von Cäsar bis Coriolanus, denen in der gleichen Periode kaum ein gelungenes Lustspiel gegenübersteht, wie löst sich plötzlich diese Spannung in der Romantik von Wintermärchen und Sturm? Auf diese Fragen hat die Wissenschaft vorläufig noch keine Antwort; sie muß damit zufrieden sein, daß das Bild Shakespeares, wenn ihm auch gerade die allerwichtigsten Züge noch fehlen, doch mit einer relativen Deutlichkeit vor uns steht, wie kaum das Bild irgendeines Literaten aus den Zeiten, in denen man noch keine Literaturgeschichte schrieb.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Jacob Burckhardts Briefe an seinen Freund Friedrich v. Preen. 1864 bis 1893. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 80.—.

Wer sich einmal an der menschlichen Weisheit, der überlegenen und doch warmherzigen Ironie und dem funkelnden Geist in den Briefen Jacob Burckhardts erquickt hat, wird begierig nach dieser neuen Veröffentlichung greifen, die Emil Strauß mit Sorgfalt und Feingefühl betreut hat. Sie ist in der Tat eine besonders schwerwiegende Bereicherung der unmittelbaren Lebensdokumente des großen Schweizers. Bildete in den Briefen an Allioth und an Geymüller die Kunst, in denen an Paul Heyse die Dichtung und gemeinsame Jugenderinnerung den Mittelpunkt, so bestimmen hier die politischen und sozialen Fragen der Zeit und die Gemeinsamkeit des Alterns Inhalt und Ton der Aussprache. Da ist es natürlich, daß die ernste Sorge selbst bei diesem sich gerne in sarkastischem Witz befreienden Beobachter oft größer ist als die heitere Laune. Niemals in den drei Jahrzehnten des Briefwechsels, die von den Vorkämpfen der Reichsgründung über den Kulturkampf zum unaufhaltsamen Vordringen der Demokratie und des Sozialismus überleiten, blickt der eingefleischte Baseler Konservative mit ruhigem Vertrauen oder gar Befriedigung auf die öffentlichen Dinge und in die Zukunft. Sein scharfsichtiger Skeptizismus läßt ihn selbst in den glänzendsten Ereignissen und Taten die Vorzeichen und Keime kommenden Unheils und Verfalls erkennen oder ahnen; mit tiefer Verachtung alles flachen Optimismus, alles demokratischen Fortschritts, aller Masseninstinkte, aber auch mit ebenso tiefem Mißtrauen gegen alle „Macht" und ihre Personifikationen — erst in Napoleon III., dann in Bismarck, dessen Wesen ihm durch den badischen Freund nicht verständlicher und sympathischer gemacht wurde — prophezeit er von Jahr zu Jahr den Weltkrieg und all das Elend, das er ja nicht mehr erlebt hat, das aber wir jetzt, freilich in ganz anderer Weise, eben nach dem Bruch mit Bismarcks Erbe und gerade durch den Machtwahnsinn des von Burckhardt bevorzugten Frankreich, zu durchleben haben. Manches einzelne Urteil, wie vor allem die ganze Einstellung zu Bismarck, mag unzutreffend, ja ungerecht erscheinen; aber wie töricht wäre es, die „Richtigkeit" im einzelnen zum Wertmesser machen zu wollen gegenüber Briefen, die nirgends den Anspruch der Unfehlbarkeit erheben, sondern vielmehr gerade durch ihre unmittelbare Unbefangenheit und stimmungshafte Lebendigkeit einen so bezwingenden Zauber ausüben. Wohl spricht hier vernehmlich der geistvolle und tiefgründige Verfasser der „weltgeschichtlichen Betrachtungen", vor allem aber doch die lebenswarme rein menschliche Persönlichkeit des in all seinen Eigenheiten so echt liebenswerten Einsiedlers von Basel, die sich nicht vielen gegenüber so vertrauensvoll und offen erschlossen hat wie dem feinfühligen Freunde, der ihm der Lörracher Nachbar und spätere Karlsruher Stadtdirektor Friedrich v. Preen gewesen ist.

Erich Petzet.

Das klassische Weimar. Nach Aquarellen von Peter Wolze. Mit erläuterndem Text von Eduard Scheidemantel. Zweite Auflage. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. M. 100.—.

Die zwölf sonnendurchleuchteten Aquarelle von Peter Wolze führen durch die jedem Deutschen lieben und vertrauten Stätten Alt-Weimars. In ihrer Zusammenstellung geben sie ein umfassendes Bild der Tage, in denen die kleine Musenstadt das geistige Leben ganz Deutschlands in ihren engen Mauern beherbergte. Erscheint auch manches neuzeitlich verändert, so wurde doch das Wesentliche in ursprünglicher Form dargestellt. Die Wiedergabe der Blätter ist von starkem farblichem Reiz. Sie sind stofflich so weit gefaßt, daß man mit Hilfe der erläuternden Worte Eduard Scheidemantels einen guten Ueberblick über die Orte gewinnt, an denen sich hauptsächlich das Leben Goethes, Schillers, Karl Augusts und seines Hofes abspielte. Wer je Stunden innerer Sammlung in Weimar verbringen durfte, wird seine persönliche Stimmung in Wort und Bild hier festgehalten finden. Die Mappe ist geeignet, ein liebenswürdiger Vermittler zu bleiben, wenn je die eigenen Erinnerungen zu verblassen drohen.

Sp.

Ritter, Tod und Teufel. Ein Bilderbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Hans v. Hammerstein. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geb. M. 50.—.

Der kulturgeschichtliche Roman Hammersteins gründet sich auf Nürnberger Urkunden über die Fehde des Mangold v. Eberstein, eines Oheims des Ulrich v. Hutten, mit der Reichsstadt Nürnberg. In buntwechselnden, impressionistischen Bildern werden die Händel des verfallenden Rittertums mit der aufstrebenden Stadt und die nationale Gärung in der Reichsritterschaft gegen die

Digitized by Google

römisch-französischen Machenschaften bei der Wahl Karls V. geschildert. Die ewig-junge Poesie des deutschen Volksliedes umklingt die lebhaften, häufig derb-heiteren Auftritte, die sich in der Landschaft um Rhön und Spessart auf den Edelsitzen fränkischer Junker, auf den Landstraßen unter fahrendem, Rotwelsch redendem Volk, in den abgelegenen Winkeln der Schnapphähne und in den Städten Nürnberg und Frankfurt abspielen. Alles atmet frisches Leben, das uns völlig in seinen Bann zieht und unserer matten, erschlafften Zeit die großen Antriebe einer kräftigen, wenn auch derben und oft rohen Vergangenheit übermittelt.

H.

Die Musik in der Weltkrise. Von Adolf Weißmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 90.—.

Ein geistreiches Buch, das eigene Meinungen seines Verfassers enthält und unbedingt den Leser zwingt, sich mit diesen Meinungen abzugeben und sich daraus wieder eigene Ansichten zu bilden. Was ist es mit der modernen Musik, wie stellt man sich zu ihr? Diese Fragen beschäftigen heutzutage jeden Gebildeten. Weißmann weiß Antwort darauf zu geben, meisterlich versteht er, verzweigte Zusammenhänge nachzuweisen und geistige Strömungen nach allen Richtungen zu verfolgen. Da er nichts von der trockenen Gelehrtenweise an sich hat, bei allem Wissen sich nie auf unnötige Einzelheiten einläßt, zudem, wie allgemein bekannt, einen funkelnden Stil schreibt, ist es künstlerischer Genuß, seine Ausführungen zu lesen. Im besonderen verdienen die Kapitel über die „Schaffenden und ihr Werk" Beachtung und hier wieder die Essays über Impressionismus, Schönberg und die Weltmusik. Die Urteile über manche, vielleicht über die meisten der hier genannten jüngeren Tonsetzer werden später ganz anders lauten, nach unserem Empfinden schießt Weißmann mitunter übers Ziel hinaus, das vermindert aber kaum den Wert seines Buches, denn heute kommt es vor allem darauf an, zu verstehen, daß in Deutschland als Folge der lange dauernden geistigen Blockade wesentliche Vorgänge auf den Produktionsfeldern der Auslandsmusik unbekannt geblieben sind. Es ist an der Zeit, Versäumnisse nachzuholen, wir müssen es dankbar anerkennen, wenn nun die Möglichkeit dazu gegeben ist. Weniger kommt vorerst in Betracht, was von jedem einzelnen Komponistenjüngling zu halten, aber die Notwendigkeit besteht, anzuerkennen, daß auf dem Sondergebiet der Musik wichtige Verschiebungen vor sich gegangen sind. Es ist nicht deutsche Art, derartiges unbeachtet zu lassen und wenn einer, wie Weißmann, schwierige Uebersicht erleichtert und sich zum Führer anbietet, so sollte die Gelegenheit unbedingt ergriffen werden, den Gang mitzumachen.

Alexander Eisenmann.

Albert Ballin. Von Bernhard Huldermann (†), Direktor der Hamburg-Amerika-Linie. (Mit Ballins Bildnis und dem Faksimile eines englischen Zeitungsartikels mit Randbemerkungen des Kaisers.) Oldenburg, Gerhard Stallings Verlag.

In den düsteren Novembertagen des Jahres 1918, in denen das von Bismarck geschaffene Reich wieder zusammenbrach, schied Albert Ballin freiwillig aus dem Leben. Sein Tod brachte noch einmal allen, denen Ballins Persönlichkeit und Lebenswerk ein einigermaßen anschaulicher Begriff geworden war, zum Bewußtsein, wie eng all das Große, was er erstrebt und erreicht, geschaffen oder gemehrt hatte, mit dem ganzen deutschen Vaterland verwachsen, mit Deutschlands Wohlstand und Ansehen in Wechselwirkung verflochten war. Und aufs neue wird uns diese Tatsache anschaulich gemacht in dem vortrefflichen Buch, das Ballins treuer Gehilfe, der nun auch kürzlich im besten Mannesalter durch den Tod hingerafft. Bernhard Huldermann, dem großen Hanseaten gewidmet hat. Ballins persönliche Entwicklung und Laufbahn, der ungeheure Aufschwung, den unter seiner Leitung die alte „Hapag", die heutige Hamburg-Amerika-Linie genommen hatte, die Geschichte des phönixgleich aus allen Katastrophen sich neu erhebenden Hamburg in den letzten fünfzig Jahren, endlich die deutsche Welthandelspolitik, ihr Emporblühen und ihr Untergang im wilhelminischen Zeitalter — das sind die, man möchte sagen, kontrapunktisch verschlungenen Themen, von denen keines in einer Biographie Ballins fehlen darf. Es ist Huldermann gelungen, den ungeheuer reichen und vielseitigen Stoff mit großer Sachkunde zu durchdringen, klar zu disponieren und mit ebensoviel Sachlichkeit wie persönlicher Wärme darzustellen. Für den Augenblick ist vielleicht das wichtigste und bedeutsamste alles, was sich auf die so weit zurückreichenden Wurzeln und auf den verhängnisvollen Lauf des Weltkrieges bezieht; ganz von selbst bilden auch da die Tatsachen an sich ein überzeugendes Plädoyer gegen die lächerlich-verbrecherische Lüge von Deutschlands alleiniger Kriegsschuld. Daß Ballin gerade aus seiner genauen Kenntnis englischer Geschichte und Volksart der von Männern wie Grey und Lloyd George geleiteten Politik Englands mehr Tradition und ruhige Vernunft zutraute, als sie in Wahrheit besaß — diesen tragischen Irrtum wird man ihm nicht zum Vorwurf machen. Denn unter all den Unzähligen,

Digitized by Google

mit denen wir Ballin in Beziehung treten sehen — besonders stark hebt sich da Wilhelm II. hervor —, steht Ballin als Intelligenz und Charakter, als Mann seines Berufs, als Politiker und Patriot in gewinnender Lebendigkeit und imponierender Größe da. Er hat in Huldermanns Buch ein würdiges biographisches Denkmal gefunden. —er.

Wir Narren von gestern. Bekenntnisse eines Einsamen. Roman von Maria Waser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. In Halbleinen M. 90.—, in Ganzleinen M. 110.—.

Maria Waser zu lesen ist eine Wohltat, ein Segen ruht auf ihrem Werk, eine Kraft geht von ihr aus. Ihre jüngste Dichtung, der Roman „Wir Narren von gestern", trägt das Gepräge vollkommener Einheit von Mensch und Werk; sie wirkt erfrischend, erwärmend und beglückend zugleich. Einer inneren Notwendigkeit, tiefem und reichem Erleben entspringt diese Dichtung, jeder Satz kündet von seinem Heimatrecht in einer reichen und verstehenden Frauenseele. „Wir Narren von gestern" ist ein Familienroman, der weit ausholend das Geheimnis unserer Herkunft und Bestimmung aus Blut und Schicksal, aus Geist und Seele zu deuten unternimmt. Mit der Geduld einer Penelope ist das Gewebe dieser Dichtung gewoben, ein gold- und purpurdurchwirkter Stoff, farbig und bilderreich, in rankendem Rahmen ein leuchtender Gestaltenzug, tiefmenschlich, erschütternd, befreiend und edel. Was an einer Stelle von der Dichtung des Sophokles gesagt wird, die den homerischen Mythos ablöste, möchte man ebenso vom Wesen dieser meisterlichen Erzählungskunst aussagen: Auch Maria Wasers Lebensgefühl setzt an Stelle des zermalmenden Schicksals menschliche Verblendung. Verblendung als Ursprung des Uebels! Wieviel Weisheit und milde Gerechtigkeit in diesem Urteil, aber auch welch stolzes Bekenntnis zu Menschentum und Persönlichkeit. Treu erfaßte Wirklichkeit enthüllt des Lebens ewigen Sinn: die Wahrheit! Und was ist höchste Kunst anders als Form gewordener Sinn des Wirklichen? L.

Der geheimnisvolle Fremde. Eine Phantasie von Mark Twain. Uebertragung von Wilhelm Nobbe. Leipzig, Insel-Verlag.

Mark Twain hat dies Buch nicht zu seinen Lebzeiten veröffentlichen wollen — sei es, daß er das bekannte tragische Los der Komiker fürchtete, nicht ernst genommen zu werden, wenn sie es am ernstesten meinen; sei es, daß ihm der Gedanke an das Aergernis, das es bei der Mehrzahl seiner Landsleute erregen könnte, peinlich war. Nach seinem Tod ist „der geheimnisvolle Fremdling" erschienen: der „Humorist" richtet sich noch einmal aus seinem Grabe auf, und das Gesicht, das die Menschen nur lachend gekannt haben, erscheint zu einer tragischen Maske erstarrt; der Mund, der die Welt mit drolligen Einfällen und grotesken Uebertreibungen überschüttet hat, öffnet sich zu Worten, aus denen tiefste Verzweiflung, völlige Hoffnungslosigkeit über den Wert der menschlichen Moral, über den Sinn des Lebens, über die letzten Tiefen des Seins uns entgegentönt. „Es gibt keinen Gott, keinen Kosmos, kein Menschengeschlecht, kein irdisches Leben, nicht Himmel noch Hölle. Nichts ist da — nur du. Und du bist nur ein Gedanke — ein unklarer Gedanke, ein nutzloser Gedanke, ein heimatloser Gedanke, der verlassen durch leere Ewigkeiten wandert." Der Nihilismus aber, der sich in diesen Schlußsätzen des Buches entschleiert, ist in eine bunte, bei allem Sprunghaften fesselnde, an geistreichen und überraschenden Erfindungen reiche Handlung gekleidet; ist verkörpert in der glänzenden Gestalt „Satans", eines Engel-Dämons, der, jenseits von Gut und Böse, mit kühlem Herzen und spielenden Händen Schicksale formt, Menschenglück schafft und zerbricht, um zum Schluß durch seine eigenen Worte die eigene Existenz aufzuheben. — Dieser „geheimnisvolle Fremdling" hat Anwartschaft darauf, als starke und tiefe symbolische Dichtung neben Büchern wie Balzacs „Peau de chagrin" oder Chamissos „Peter Schlemihl" fortzuleben. —y—

Bismarcks Sturz. Von Wilhelm Schüßler. Leipzig, Quelle & Meyer.

Von den Briefen Kaiser Wilhelms II. an Kaiser Franz Joseph bis zu Bismarcks drittem Band hat sich in den letzten Jahren eine wahre Fülle neuen Materials über die Entlassung des Reichsgründers erschlossen. Das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Verwertung und kritischen Sichtung drängte sich damit auf. Dieser Aufgabe hat sich Schüßler unterzogen, indem er gleichzeitig aus dem Wiener Archiv noch neue wichtige Ergänzungen beisteuerte, und eine in hohem Maße anzuerkennende Leistung geliefert. Den Streit, der unter den Historikern über die Bedeutung der Tragödie von 1890 entbrannt ist, wird sein Buch allerdings nicht zum Abschluß bringen. Aber wer auch nicht alle seine Urteile und Folgerungen sich anzueignen vermag, wird doch zugeben, daß hier eine sachlich und fesselnd geschriebene Untersuchung vorliegt, die offenkundig nach allseitig gerechtem Abwägen bestrebt ist und dadurch wesentlich zur Klärung und Förderung des Problems beiträgt. W. W.

Digitized by Google

Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Von Theodor Schiemann. Bd. IV: Kaiser Nikolaus vom Höhepunkt seiner Macht bis zum Zusammenbruch im Krimkriege. 1840—1855. Berlin, Vereinigte wissenschaftliche Verleger W. de Gruyter & Co. IX. u. 435 S.

Von der groß angelegten Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. ist jetzt endlich nach einer fünfjährigen, durch den Krieg bewirkten Pause der vierte abschließende Band erschienen. Glücklicherweise war Verfasser in der Lage, noch unmittelbar vor Kriegsausbruch die wichtigen Akten des Record office zu benützen, so daß er im Verein mit den sonstigen gedruckten und handschriftlichen Berichten und Briefen das gesamte Quellenmaterial für diese Zeit annähernd erschöpfend benützen konnte, wovon auch das Wichtigste im Anhang als Anlage abgedruckt ist. Abgesehen von der großen wissenschaftlichen Bedeutung des Werkes als erschöpfender aktenmäßiger Darstellung dieser wichtigen Periode der russischen Geschichte erweckt gerade der vorliegende Band noch besondere Teilnahme durch die Aehnlichkeit des Krimkrieges mit dem Weltkriege, da auch damals eine Koalition zusammengetreten war, um dem angeblichen Streben Rußlands nach Weltherrschaft ein Ende zu machen und auch Nikolaus I. wie Wilhelm II. am Schlusse seines Lebens nur noch den völligen Zusammenbruch seiner Hoffnungen und Pläne feststellen konnte. Schn.

Einheitsschule und Realismus. Von Geh. Studienrat Friedrich Poske. Berlin, Otto Salle. M. 1.50.

Halb und Halb anzusehen als eine Kundgebung des Deutschen Vereins zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts, enthält die gedankenreiche Schrift weitere Ausführungen zu dessen im Anhang wiedergegebenen „Leitsätzen". Es handelt sich im wesentlichen um eine Stellungnahme zur Reform der höheren Schulen innerhalb des Rahmens der Einheitsschule; die Fragen der Berufsschulen und der Volkshochschulen sind außer Betracht geblieben, ebenso die der „deutschen Oberschule" für Knaben, da diese zur Zeit der Abfassung der Schrift eben erst in den Bereich der öffentlichen Erörterung getreten war. Das Werkchen geht seiner Aufgabe mit aller Entschlossenheit zu Leibe und kann weiteren Erörterungen zur sicheren Grundlage dienen. H. Z.

Richard Wagners Opern und Musikdramen in Dresden. Von Professor Otto Schmid. Dresden, Verlag Oskar Laube. Mit 15 ganzseitigen Bildbeilagen.

Mit der Dresdner Oper ist Wagners Kunst aufs engste verbunden: „Rienzi", „Holländer" und „Tannhäuser" erlebten dort 1842—1845 ihre Uraufführung. Der von Liszt 1850 in Weimar aufgeführte Lohengrin entstand noch während der sechsjährigen Dresdner Kapellmeistertätigkeit. Der Verfasser wendet sein Hauptaugenmerk den Erstaufführungen zu („Meistersinger" 1869, „Tristan" 1870, „Ring" 1886), die den Ruhm der Dresdner Oper begründen halfen. Manche neue Bemerkungen ortsgeschichtlicher Natur sind eingeflochten. Doch dürften wir die Schrift hier nicht nennen, wenn sie nicht zugleich musikgeschichtliche Bedeutung hätte; alle Wagnerfreunde werden sie dankbar begrüßen. Die Bilderreihe enthält außer neuzeitlichen Darstellern wichtige Sänger und Sängerinnen jener früheren Zeit.

Dr. Karl Grunsky.

Der Freiheitskampf der indischen Nationalisten. Die Arbeit eines Jahrzehnts 1906—1917. Herausgegeben vom Europäischen Zentralkomitee der indischen Nationalisten. Berlin, G. Reimer.

Während des Weltkrieges hat England immer wieder auf die treue Anhänglichkeit seiner Kolonien, besonders auch Indiens hingewiesen und auch viel von der Bereitwilligkeit indischer Fürsten, ihm mit Geld und Mannschaften zu helfen, berichtet. Daß diese Erzählungen, wenigstens was Indien angeht, den Verhältnissen zum mindesten nicht voll gerecht wurden, beweist vorliegendes Buch, das auf Grund englischer Zeitungsberichte einen Einblick in die Arbeit der indischen Nationalisten gibt, deren Streben darauf hinausläuft, Indien von der Gewaltherrschaft Englands zu befreien. Besonders können wir daraus ersehen, wie sehr sich bereits Hindus und Mohammedaner in dem gemeinsamen Haß gegen die Engländer gefunden haben und wie die vielgerühmte pax Britannica es doch nicht vermocht hat, auf die Dauer das Wiedererwachen des nationalen Gedankens zu unterdrücken. Auch der in Deutschland in letzter Zeit vielgenannte Dichter Rabindranath Tagore wird in diesem Kampf erwähnt, war er es doch, der nach der Teilung Bengalens die Swadeschi-Bewegung, die dem irischen Sinn Fein entspricht, mit ins Leben gerufen hat. Nach den angeführten englischen Berichten hat während des Krieges der nationalistische Gedanke sogar noch erheblich zugenommen. Schn.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Avenarius, Ferdinand, Die Mache im Weltwahn. Schriften für echten Frieden. Berlin, Reimar Hobbing. M. 40.—.

Ludwig van Beethoven. Berichte der Zeitgenossen. Briefe und Aufzeichnungen. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag.

Bonn, M. J., Professor Dr., Die Stabilisierung der Mark. Im Auftrag des Reichsfinanzministeriums. Berlin W., Verlag für Politik u. Wirtschaft. M. 15.—.

Brammer, Karl, Verfassungsgrundlagen und Hochverrat. Beiträge zur Geschichte des neuen Deutschlands. Nach stenographischen Verhandlungsberichten und amtlichen Urkunden des Jagow-Prozesses. Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft. M. 30.—.

Cramon, v., Generalleutnant. Fort mit den Interalliierten Kontrollkommissionen. Berlin, August Scherl, G. m. b. H. Geh. M. 5.—.

Davidsohn, Robert, Die Frühzeit der Florentiner Kultur. Erster Teil: Innere Antriebe, äußere Einwirkungen und politische Kultur. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 70.—, geb. M. 100.—.

Egelhaaf, Gottlob, Hannibal. Ein Charakterbild. Stuttgart, Carl Krabbe-Verlag (Erich Gußmann). Geh. M. 10.—, geb. M. 16.—.

Foerster, Wolfgang, Hans Delbrück ein Porträtmaler. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 12.—.

Grühl, Max, England und die Orientprobleme. Beiträge zur Politik der Gegenwert, I. Indien. Kirchheim-Teck, Fr. Späths Nachf. (J. Weixler). Geh. M. 10.—.

Haller, Johannes, Die Aera Bülow. Eine historisch-politische Studie. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. M. 28.—, in Halbl. M. 45.—.

Hughes, Charles Evans, Staatssekretär. Lebensbedingungen der Demokratie. Mit einem Vorwort von David Jayne Hill. Berlin W. 35, Verlag für Politik und Wirtschaft. M. 30.—.

Joachimsen, Paul, Univ.-Professor, Der deutsche Staatsgedanke von seinen Anfängen bis auf Leibniz und Friedrich den Großen. Dokumente zur Entwicklung. München, Drei Masken-Verlag.

Kuczynski R., Vor der Revision. Jahrbuch der „Finanzpolitischen Korrespondenz" 1921. Zweites Heft. Berlin, Hans Robert Engelmann.

Mausbach, Josef, Professor Dr., Religionsunterricht und Kirche. Aus den Beratungen des Weimarer Verfassungsausschusses. Mit einem Anhang über die Grundschule. Freiburg i. Br., Herder & Cie., G. m. b. H. M. 17.—.

Meyer, Eugen, Die zukünftigen deutschen Arbeitsgerichte. Vortrag in der Sitzung der staatswissenschaftlichen Vereinigung zu Berlin vom 10. Januar 1922. Berlin, Hans Robert Engelmann.

Michael, Wolfgang, Ranke und Treitschke und die deutsche Einheit. Festrede, gehalten bei der Reichsgründungsfeier der Universität Freiburg i. Br. am 18. Januar 1922. Berlin u. Leipzig, Verlagsbuchhandlung Dr. Walther Rothschild. M. 12.—.

Nitti, Francesko, Italienischer Ministerpräsident. Das friedlose Europa. Frankfurt a. Main, Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H. Brosch. M. 45.—, geb. M. 58.—.

Schultze, Walther, Professor Dr., Die Marneschlacht. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 12.—.

Stülpnagel, Otto v., Der Krieg nach dem Kriege. Mit 17 Bildern. Berlin, Verlag der Kulturliga, G. m. b. H. M. 5.—.

Welle, H. G., Hoffnung auf Frieden. München, Kurt Wolff Verlag. Geh. M. 50.—, geb. M. 60.—.

Wrochem, A. v., Die Kolonisation der Rheinlande durch Frankreich. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

UCLA ICLF (N)

APR 28 1967 26

RECEIVED
APR 14 '67 -10 AM
LOAN DEPT.

REC. CIR. JAN 6 '78

LD 21A–50m-12,'60
(B6221s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 07261

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C008959711

494687

AP
30
D4
V.47:
1-2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google